

Regeln der Bibliothek

der

Chicago Turn-Gemeinde.

§ 1. Kein Buch darf ausgegeben werden, welches nicht in gutem Zustande ist, auf dem Tittelblatte den Vereinsstempel und auf der Inseite des Deckels eine Copie der Bibliothek-Ordnung trägt.

§ 2. Der Bibliothekar ist für den guten Zustand der Bücher verantwortlich.

§ 3. Jeder Turner muß ein durch ihn beschädigtes Buch mit dem vollen Beschaffungspreis bezahlen.

§ 4. Die Bücher müssen aus dem Katalog ausgesucht werden. Kein Turner hat das Recht, selbst ein Buch aus dem Bücherschrank zu nehmen.

§ 5. Jedes Buch muß innerhalb 14 Tagen zurückgestellt werden jedoch kann auf besonderes Verlangen des betreffenden Turners ihm dasselbe Buch auf noch einmal 14 Tage geliehen werden.

§ 6. Für jede Woche die ein Turner das ausgeliehene Buch über die bewilligte Zeit behält, hat derselbe 10 Cents Strafe zu bezahlen.

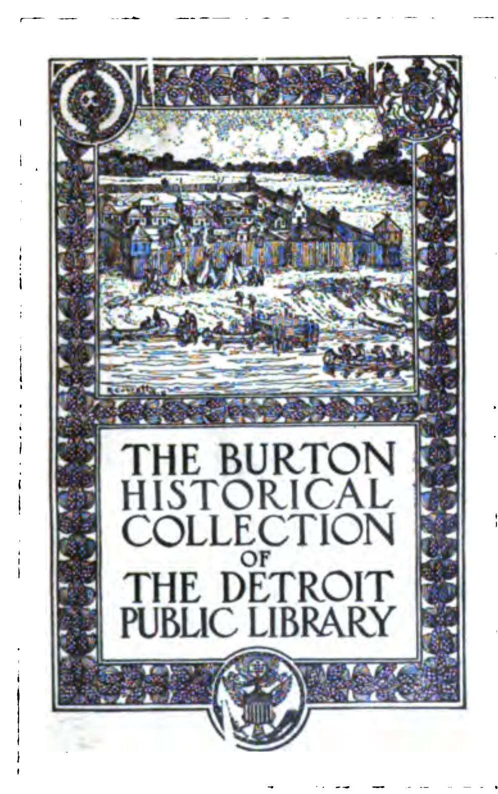
§ 7. Sobald ein Buch 3 Wochen über die gesetzliche Zeit ausbleibt, hat der Bibliothekar die Meldung davon an den Vorstand zu machen, der dann das Nöthige veranlassen wird.

§ 8. Die Bibliothek ist nur am Mittwoch und zwar eine halbe Stunde vor der Versammlung geöffnet.

§ 9. Das Eintragen der Bücher geschieht in einem nach Art der Hauptbücher eingerichteten Buche, wo jeder Turner sein Conto erhält.

§ 10. Für die strikte Befolgung jeder dieser Regeln ist der Bibliothekar dem Vereine verantwortlich.




THE BURTON
HISTORICAL
COLLECTION
OF
THE DETROIT
PUBLIC LIBRARY

Atlantis.

Eine Monatsschrift

für

Wissenschaft, Politik und Poesie.

Herausgegeben und redigirt

von

Christian Esselen.

Neue Folge. Vierter Band.

Januar bis Juni.



Detroit, Mich., 1856.

Motto:
„Das alleinige Streben nach dem Nützlichen
ziemt nicht dem edlen und guten Menschen."
Aristoteles.

Atlantis.

Neue Folge, Band 4. Heft 1.	Januar, 1856.	Alte Folge, Bd. 6., Nr. 119—122.

Rückblick.

Die Vorrede zum neuen Jahrgang der „Atlantis“ wird wohl am zweckmäßigsten in einem Rückblicke auf die bisherige Thätigkeit derselben bestehen; denn wenn auch bisher diese Monatshefte noch nicht ihrer Bestimmung genügt haben, so ist doch ihre Tendenz in den erschienenen Nummern scharf genug ausgeprägt, um die Richtung und den Zweck derselben erkennen zu lassen. — Der Zweck der „Atlantis“ im Allgemeinen ist die Beurtheilung und Erläuterung der Gegenwart, ihrer politischen, socialen, literarischen und wissenschaftlichen Erscheinungen, und dieser Zweck ist natürlich so umfassend und die Verhältnisse des amerikanischen Westens sind einer solchen Arbeit so wenig günstig, daß die Aufgabe bisher nur zum kleinsten Theile erfüllt werden konnte. Die Zustände der Gegenwart mögen uns noch so unbehaglich und unerquicklich erscheinen und die Ereignisse mögen sich noch so langweilig hinschleppen, es ist doch ein Reichthum von Bestrebungen, ein Wettrennen des Fortschritts, und eine Fülle neuer Gedanken und Empfindungen darin enthalten, daß jeder denkende Mensch sich höchlich dafür interessiren muß, und daß ein Organ, welches es sich zur Aufgabe macht, den Strom der Ereignisse mit aufrichtigem und aufmerksamem Urtheile zu begleiten, eine zwar schwere aber dankenswerthe Aufgabe sich gestellt hat. Um die Gegenwart, die sich in so mannigfachen und verschiedinartigen Erscheinungen kund gibt, zu beurtheilen, muß man nicht nur ihre Erscheinungen aufmerksam beurtheilen, sondern dieselben auch im Spiegel der Vergangenheit, wie in dem der Zukunft betrachten. Namentlich zur Beurtheilung der amerikanischen Verhältnisse ist der Blick in die Zukunft gerade so nothwendig und interessant, wie die Erinnerung an die Vergangenheit. Das ausschließlich realistische Urtheil kommt leicht in die Gefahr, ungerecht und einseitig zu werden; wo Alles im Fluß, in Bewegung, im Werden begriffen ist, da muß man nicht ein einzelnes Atom, ein spezielles Moment zum Objekt der Beurtheilung nehmen, sondern die ganze Kette der Entwickelung selbst, und die Ereignisse mit ihren Resultaten zusammenstellen. Die Gegenwart selbst ist ja nur ein Schatten, den eine helle, glänzende Zukunft in das Jahrhundert hineinwirft. Von dieser Betrachtung haben wir unsere

Urtheile über die Zustände der alten, wie der neuen Welt oft leiten lassen, und wir glauben, trotzdem daß wir einer rein realistischen Weltanschauung, einer streng objektiven Darstellung auch ihr gewisses Recht zugeben, die Richtigkeit und Klarheit unserer Urtheile nicht sehr getrübt zu haben. Wir gewinnen dann keine Uebersicht über die Gegenwart, wenn wir in den tiefen Furchen der Ereignisse stecken bleiben, sondern nur dann, wenn wir die Ereignisse von einer fernen Höhe betrachten, die uns das ganze Feld der Beurtheilung mit Einem Male überschauen läßt. Wenn diese Ansicht bei einigermaßen vorsichtiger und unabhängiger Prüfung nicht der Wahrheit und Treue entbehrt, so gewährt sie auf der andern Seite auch Trost und Ermuthigung; wir bemerken die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens weniger, wenn wir sie als einzelne Glieder in der großen, fortschreitenden Entwickelung der Menschheit sehen; wir finden Ordnung, Nothwendigkeit, Harmonie, wo wir andernfalls nur Zwang, Unfreiheit und Unglück sehen. Unser Urtheil wird milder, ohne deßhalb an Gerechtigkeit zu verlieren. Ja selbst, wenn diese Anschauungsweise an und für sich nicht berechtigt wäre, so wird sie doch durch den ganzen Charakter der Zeit entschuldigt, denn es gibt doch wohl kein anderes Mittel, sich über die schwere Zeit hinweg zu retten, als, nicht nur die Hoffnung, nein, die Gewißheit einer besseren Zukunft.

Die „Atlantis“ ist manchmal von ihren Gegnern, ja selbst von Freunden wegen dieser vergleichenden, exspektativen Beurtheilungsweise der Widersprüche, der Confusion u.s.w. beschuldigt worden, aber der Beweis für diese Beschuldigungen fehlte entweder ganz, oder war unzulänglich, und beruhte auf einem andern Maaßstabe, nach welchem die Urtheile zugemessen wurden. Mehr noch, wie von den objektiven Ereignissen wird das Urtheil oft von subjektiven Tendenzen bedingt, die in ihrem leidenschaftlichen Eifer keine andere Erklärung zulassen, als welche ihnen gerade genehm ist. Indem wir Alle mehr oder weniger mithandelnde Personen in dem Drama der Gegenwart sind, wird unser Urtheil durch den bestimmten Standpunkt, den wir einnehmen, und die Sache, die wir verfechten, bedingt, so daß wir manchmal eine widersprechende Ansicht für eine gegnerische, feindselige halten. Dies haben wir in der Polemik, die wie hie und da zu führen hatten, oft bemerkt, und uns gegen diesen Fehler durch eine unparteiische Auffassung der Dinge selbst zu schützen gesucht.

Die großen Fragen der amerikanischen und europäischen Politik sind übrigens der Art, daß man wohl nicht leicht darüber im Zweifel oder verschiedener Meinung sein kann; sie charakterisiren sich durch sich selbst, durch ihr ganzes Wesen, ihre Geschichte und Resultate genugsam, so daß unser Urtheil von vornherein gebunden ist. Unserer Auffassung nach ist überhaupt die Entwickelung Amerika's kein spezifisches amerikanisches Ding,

zu der die Europäer ihre europäischen Erfahrungen und Begriffe nicht hinzubringen dürfen, sondern ein wesentliches und nothwendiges Glied in der Entwickelung der ganzen Menschheit, eine Fortsetzung des großen Stromes der Geschichte, der vom Oriente über die Länder Europa's und die Erde brauste. Wir haben deßhalb auch immer die amerikanischen Verhältnisse nicht vom Standpunkte irgend einer bestimmten amerikanischen Partei betrachtet, sondern von dem Standpunkte der allgemeinen europäischen Bildung, welche genug Mittel, Maßstäbe und Vergleichungen hat, um die hiesigen Zustände zu schätzen. Namentlich um das wichtigste aller hiesigen Institute, welches den Mittelpunkt aller politischen Bestrebungen und den Motor der ganzen Entwickelung Amerika's bildet — um die Sklaverei zu beurtheilen, liefert uns die Geschichte und die Wissenschaft Europa's die werthvollsten Anleitungen. Wir sehen dort die Sklaverei in Griechenland und Rom, im Mittelalter; wir sehen sie in allen Verhältnissen des socialen Lebens erscheinen und verschwinden, so daß jetzt in dem außerrussischen Europa kaum noch eine faktische und rechtliche Spur davon ist. Wir haben die Geschichte von den Sklavenkriegen in Rom, von den Bauernkriegen, von Spartacus und Thomas Münzer, von der französischen Revolution, von Franz Joseph und Friedrich II. gelesen, und gefunden, daß die Anstrengungen von Jahrhunderten dahin zielten, Sklaverei und Leibeigenschaft wegzuräumen. Wir hörten, wie das britische Parlament die Sklaverei in den britischen Colonien abgeschafft hat. Wir sehen überall, wie dieses Institut vor der steigenden Humanität und dem Rechtsbewußtsein der Völker verschwand. Die Naturwissenschaft lehrte, daß alle die Unterschiede zwischen den einzelnen Racen nicht der Art wären, um die Einheit der Gattung zu zerstören, und bewies die menschliche Natur der Sklaven. Wir sehen in Leuten, wie Alexander Dumas, Mathieu de la Drome &c., zu welcher Höhe von Cultur sich die Farbigen emporschwingen können. Wir wissen, daß jeder Sklave, sobald er den Fuß auf europäisches Gebiet setzt, so frei ist, wie die Königin von England auf ihrem Throne. Wir erkennen, daß die Civilisation und das Volksbewußtsein dieses Jahrhunderts der Sklaverei vollständig abgeneigt ist, und daß die civilisirten Nationen den Sklavenhandel mit dem Tode bestrafen. Jetzt finden wir in Amerika das Institut der Sklaverei in voller Blüthe und in rascher Ausdehnung begriffen. Wir sehen, daß diese Frage die entscheidende Frage bei den Parteien und Wahlen ist. Können wir zweifeln, auf welche Seite wir uns stellen müssen?

Die „Atlantis" hat denn auch immer den Kampf gegen die Sklaverei und ihre Ausbreitung als ihre hauptsächlichste Aufgabe in Betreff der amerikanischen Politik betrachtet, und glaubt, kein Wort zur Vertheidigung dieser Stellung mehr nothwendig zu haben.

Was den Standpunkt der Parteien anbetrifft, so wissen wir nur, daß wir der sogenannten demokratischen Partei nicht angehören können, weil uns die Geschichte derselben zeigt, daß sie seit Jahren und besonders seit der Wahl von Franklin Pierce es sich zur Hauptaufgabe gemacht hat, die südliche Sklavokratie zu unterstützen, die Sklaverei auszubreiten und zu einem nationalen Institute zu machen. Wir halten den Charakter und die Bestrebungen der demokratischen Partei durch die lebhafte Unterstützung, die sie der Nebraskabill gab, für hinreichend definirt und keinem weiteren Zweifel unterworfen. Wir hoffen daher nicht mehr auf eine Reform dieser Partei, welche Aussicht uns nichts, als eine leere, heuchlerische Vorspiegelung scheint, mit der die Drahtzieher der Partei die unentschiedenen Leute an sich ziehen wollen.

In Bezug auf die der Demokratie entgegenstehende Partei, die „Republikaner", ist unser Standpunkt ein vollständig unabhängiger, indem wir die hauptsächlichsten Prinzipien und Bestrebungen dieser Partei vollständig billigen und, wo wir können, unterstützen, aber glauben, daß die Art und Weise der Zusammensetzung dieser Partei nicht geeignet sei, ein unbedingtes Vertrauen einzuflößen. Die Sache ist noch im Werden und in der Schwebe; man kann noch von keiner festorganisirten Partei des Nordens und einer Anti-Sklaverei-Partei sprechen. Unsere Pflicht ist es, an der Bildung einer solchen Partei nach allen Kräften mitzuwirken, und wir finden unter den Republikanern neben vielen zweifelhaften und manchen entschieden schlechten Elementen die Mehrzahl als Freunde der Freiheit und der Reform. Hoffentlich wird die naturgemäße Scheidung der guten von den schlechten Elementen schon bald, vielleicht schon im nächsten Congreß, vor sich gehen.

Unter allen diesen politischen Verwirrungen und Bestrebungen wird es sich die „Atlantis", gleich manchen andern freisinnigen politischen Blättern, zur Pflicht machen, eine unabhängige und liberale Ansicht unter der deutsch-amerikanischen Bevölkerung zu verbreiten, eine Ansicht, die der heimischen Bildung gemäß ist, und zu diesem Zwecke wollen wir uns mehr an die Erkenntniß, wie an die Leidenschaften des Volkes wenden.

Die politischen Fragen mögen für den Augenblick noch so langweilig und widerwärtig sein; wir können uns denselben nicht entziehen; sie umgeben uns, wie die atmosphärische Luft, wie das Licht, und wir können kaum einen Gegenstand von Interesse berühren, der uns nicht direkt in das Gebiet der Politik führt. Alle Fragen der Erziehung, der Moral, der Civilisation, ja sogar der Kunst und Wissenschaft haben in diesem Jahrhundert eine politische Seite und hängen von den politischen Zuständen ab. Wenn wir also oft genöthigt sind, politische Fragen zu berühren, so werden wir dies doch niemals von einem sektionellen Parteistandpunkte,

sondern vom allgemein menschlichen Standpunkte aus thun, wo wir erkennen, daß Alles, was die Menschheit interessirt, auch unser persönliches Interesse ist. Dies sehen wir besonders im gegenwärtigen Momente ein, wo die Rechte der Adoptivbürger im Lager der demokratischen, wie der republikanischen Partei erbitterte und gefährliche Gegner haben, die wir mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln, d. i. durch Aufklärung, Bildung und Freisinnigkeit, bekämpfen müssen.

Die Politik geht keine besondere Bahn, sondern läuft parallel mit den großen Fragen der Wissenschaft und Civilisation, mit der allgemeinen Weltanschauung des Jahrhunderts, von welcher dieselbe nur ein Abdruck und eine Erscheinung ist. Das Streben nach individueller Willkür, nach einer bis zur Anarchie ausgedehnten Selbstherrschaft, nach Herrschaft des Stärkeren und Unterdrückung des Schwächeren, welches sich überall in der amerikanischen Politik geltend macht, nicht nur in der Squattersouveränität der Nebraskabill, nicht nur in den Raubzügen der Flibustier in Central-Amerika, sondern auch in den nativistischen Bestrebungen: dieses Streben hat einen allgemeinen Hintergrund in dem ganzen Charakter dieses Jahrhunderts, und in der Uebergangsstufe, auf welcher die Menschheit sich befindet. Nachdem die Banden der Religion durch die Aufklärung gelockert, nachdem Kasten, Zünfte u. dgl. mittelalterliche Schranken gebrochen sind, nachdem selbst der Verband der Nationen sich durch den Dampf und die steigende Civilisation zum Weltverkehr erweitert hat: ist die menschliche Gesellschaft fast in Atome zersplittert; Jeder lebt für sich und geht seinen eigenen Neigungen und Geschäften nach, so daß nicht mit Unrecht ein französischer Sozialist die jetzige bürgerliche Gesellschaft als einen „Krieg Aller gegen Alle“ erklären konnte. Dies ist eine Uebergangszeit, deren Nothwendigkeit wir nicht verkennen. Die alten Formen der menschlichen Gesellschaft waren zu eng für ihr Streben und ihre Entwickelung, und mußten zerbrochen werden. Nun aber bröckelt die ganze Gesellschaft, gleich einer verwitterten Ruine, auseinander, und die Herrschaft egoistischer und rein materieller Interessen, die Herrschaft des allmächtigen Dollars, beginnt. Der Dollar regiert mit viel größerer Gewalt, als früher Kaiser und Pabst, weil Jeder nur im Dollar Schutz und Garantie für seine persönliche Sicherheit, und die Mittel findet, seine Bedürfnisse und Leidenschaften zu befriedigen, seinem Ehrgeize zu genügen ꝛc. Selbst die Ideen und Wissenschaften beugen sich unter diese allgemeine Tendenz der Zeit; es werden heutzutage vorzugsweise solche Wissenschaften getrieben, welche den materiellen Interessen dienen. Aller ideale Gehalt scheint aus der Welt zu verschwinden; selbst die Wissenschaft scheint den Idealismus aufzugeben. Ein einseitiger Materialismus oder vielmehr eine falsche, bornirte Auffassung des Materialismus, welche in der Wissen-

schaft um sich greift, paßt allzugut zu dem materiellen Charakter der Zeit, als daß derselbe nicht eine Zeitlang die Herrschaft über die öffentliche Meinung gewinnen sollte. Die „Atlantis“ hat gegen diesen einseitigen Materialismus angekämpft, und da konnte es nicht fehlen, daß sie von den Priestern der neuen Orthodoxie des Materialismus mit dem Bannfluche belegt wurde. Aber auch diese Bannstrahlen zünden heute nicht mehr. Wir haben noch nie die Nothwendigkeit eingesehen, zwischen dem verdimmelten Idealismus der Vergangenheit und jenem Materialismus, welcher den Geist gleich Null setzt, zu wählen, und lassen uns ein solches Entweder — Oder von keinem Menschen diktiren. Wir glauben gerade, daß der Materialismus eine ideelle Seite an sich hat, die viel idealer ist, als alle religiöse Vergangenheit, und müssen gerade auf diese ideale Seite um so mehr Gewicht legen, je mehr der einseitige Materialismus im Leben um sich greift, und die Massen brutalisirt. Er paßt so herrlich zu der ganzen Wirthschaft der heutigen Zeit, daß der Mensch die letzte Quelle seiner Gedanken im Magen findet. Wir geben gewiß gerne zu, und haben immer zugegeben, daß ohne Materie kein Geist ist, daß ohne die körperliche Organisation, ohne eine bestimmte, normale Organisation des Gehirnes 2c. kein Denkprozeß möglich sei, aber da man uns aus dieser körperlichen Organisation den Denkprozeß nicht entwickeln kann, — und auch noch keine Hoffnung gegeben ist, um dies in Zukunft thun zu können, — so wissen wir überhaupt nicht, was diese ganze Theorie des Materialismus mit dem Denkprozeß zu thun hat. Welche ungeheure Fortschritte auch die Naturwissenschaften seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts gemacht, und wie überaus vortheilhaft sie auf die Entwickelung der Ideen eingewirkt haben: eins ist ihnen nicht gelungen: vor dem Selbstbewußtsein des Menschen stehen sie noch ebenso rathlos da, wie zu den Zeiten des Aristoteles. Die Einwirkungen äußerer Gegenstände auf die Sinne sind nachweisbar; aber die Sinneseindrücke sind auch die letzten Gebiete, die man mit den Sinnen erkennen kann, die also der Beobachtungswissenschaft angehören. Sinneseindrücke mag man durch die Sinne erkennen, aber zur Erkenntniß der Gedanken gehören Gedanken; die Gedanken freilich mögen nur eine weitere Fortsetzung oder höhere Entwickelung der Sinneseindrücke sein, aber wir können den Weg dieser Entwickelung nicht verfolgen. Den Prozeß des Denkens kann man nur aus seinen Resultaten erkennen. Wenn wir den Gedankengang und die geistige Entwickelung eines Shakespeare, Göthe u.s.w. erkennen wollen, so wenden wir uns an seine Werke, und studiren dieselben. Aus diesem Studium wird uns die geistige Entwickelung solcher Männer, welche überhaupt eine consequente und normale Entwickelung gehabt haben, in ihrer ganzen Nothwendigkeit und Regelmäßigkeit klar,

— wenigstens klarer, wie aus einer Betrachtung des Schädels oder einem Studium des Küchenzettels. Es ist ja überhaupt das Resultat der neueren Wissenschaft und namentlich der Naturwissenschaften, daß man das Wesen der Dinge aus den Erscheinungen derselben erkennt; warum soll man sich nicht damit begnügen, das Wesen des menschlichen Geistes aus den Erscheinungen desselben zu erklären? Namentlich dann, wenn man dasselbe mit dem Mikroskop und der Wage nicht erklären kann. — Ebenso, wie der Naturforscher durch Beobachtung der Naturereignisse die Gesetze der Natur erforscht, sucht der Philosoph durch Beobachtung des menschlichen Denkens und durch das Studium der Erscheinungen desselben das Wesen des menschlichen Geistes zu erfassen. Des ist die einzige Methode, vermittelst welcher man die Frage vom Geiste so beurtheilen kann, daß wirklich noch Geist übrig bleibt, und wer diese Methode nicht anwenden will, der mag freilich den Geist gleich Null schätzen.

Wir haben es fur unsere Aufgabe gehalten, auch in dieser Frage die ideale Seite zu vertreten, und denken, damit weder eine Einseitigkeit, noch einen Rückschritt begangen zu haben. Wir geben dem Materialismus, sowohl dem wissenschaftlichen, wie dem praktischen, alles Recht, aber auch nicht mehr wie dieses, und können einzelne paradoxe Aussprüche, mit denen die großen Naturforscher, ein Vogt, Moleschott u.s.w. sich uber den Geist äußerten, und die in ihrer ursprünglichen Bedeutung und Verbindung vielleicht als gerechtfertigt erscheinen, nicht als die Bibelsprüche des modernen, absoluten Dogma's erkennen. Jedes Ding hat sein eigenes Maß, womit es gemessen, sein eigenes Kennzeichen, woran es erkannt wird. Der Künstler nimmt das Maß zur Beurtheilung eines Kunstwerkes aus den Werken der Künstler, der Historiker beurtheilt ein vergangenes Jahrhundert nach den Anschauungen, Sitten und Gebräuchen, die in diesem Jahrhundert herrschten; der Chemiker wendet chemische Stoffe zur Analyse chemischer Stoffe an; und so ist es auch nöthig, Geist zur Beurtheilung des Geistes mitzubringen. Darauf am Ende beschränkt sich die ganze Frage.

Ueberhaupt scheint es uns, den Bestrebungen und Anschauungen des Jahrhunderts gegenüber, nicht uberflüssig, die ideale Seite des Lebens, die Selbstständigkeit und Autonomie des menschlichen Geistes, die Spontanität des Gedankens zu vertheidigen, da wir wirklich im praktischen Leben wenig mehr von Idealität und von der Selbstständigkeit des Geistes finden. Ueberall regieren materielle Interessen und despotische Vorurtheile, und namentlich in Amerika. Wo die Herrschaft des Dollars aufhört, fängt die des Aberglaubens an, der sich nicht nur auf das Gebiet der Religion beschränkt, sondern auch in den Sphären der Wissenschaft seine blinden Nachbeter hat, von denen es heute noch heißt: in verba

jurare magistri, (Auf die Worte des Meisters schwören). Die Folgen sehen wir davon. Ueberall Verfall des öffentlichen Lebens, des republikanischen Sinnes, Rückgang der Politik, Zerüttung der socialen Verhältnisse, Demoralisation der öffentlichen Meinung, Zunahme der Corruption und all das massenhafte Elend, mit dem dies Jahrhundert überhäuft ist. Da ist es nothwendig, an die Autonomie, die Selbstständigkeit des menschlichen Geistes zu erinnern, an die Ideale der Kunst und an die Lehren der Philosophen, um den Menschen zu dem Bewußtsein seiner eigenen Würde zurückzubringen. „Der Mensch ist frei und wär' er in Ketten geboren", dieses Wort unseres Schiller hat uns noch immer besser gefallen, als die Lehre der Materialisten, die sagen, daß der Mensch nur das willenlose, unselbstständige Produkt der ihn umgebenden Verhältnisse sei. Die Geschichte zeigt, daß ebenso sehr, wie der Mensch von der Natur und den Verhältnissen abhängig ist, er auch die Kraft hat, die Natur und die Verhältnisse bis zu einem gewissen Grade nach seinem freien Willen umzugestalten, und diese Fähigkeit hat ihn zum Herrn des Erdballs gemacht. Diese Kraft zu leugnen, heißt, alle Zukunft der Menschheit überhaupt leugnen. Gerade in diesem Jahrhundert muß sich diese Kraft überall bethätigen, damit auf den Trümmern der Vergangenheit der Menschengeist sich eine freie, ideale Zukunft baue.



Der moralische Werth des Unsterblichkeits-Glaubens.

In unserer Zeit werden die Grundlagen der religiösen Weltanschauung durch die vereinigten Anstrengungen der Philosophie und Naturwissenschaft aufgehoben, und die Vernunft tritt in ihre so lange verweigerten und geschmälerten Rechte. Gleichwohl sehen wir keinen deutlichen und offenbaren Fortschritt in der Sittlichkeit und in dem Glücke der Völker; im Gegentheil, die ganze Welt scheint gegenwärtig in Barbarei und Elend zu versinken. Dieses sonderbare Zusammentreffen, das freilich kein Zusammentreffen von Ursache und Wirkung ist, sondern von andern Verhältnissen abhängt, giebt nur nicht nur den Pfaffen und Zeloten Anlaß, ihre Bußpredigten anzustimmen, sondern selbst die sogenannten aufgeklärten und gebildeten Leute schütteln zweifelnd und ängstlich den Kopf, und meinen, daß die Sache ein schlimmes Ende nehmen würde.

Man findet viele Leute, die durchaus Gegner des Pfaffenthums oder irgend einer positiven Religion sind, die niemals in die Kirche gehen, die nicht das Abendmahl nehmen und ihre Kinder nicht taufen lassen, und die dennoch vor der neuen atheistischen Weltordnung erschrecken. Sie glauben selbst nichts, aber entsetzen sich vor dem Unglauben. Sie halten den Glauben nicht aus Ueberzeugung für wahr, sondern für nothwendig aus Interesse. Sie betrachten die Religion nicht als ein Dogma, oder eine Offenbarung, oder ein heiliges Geheimniß, oder eine Sache des Gemüthes, sondern als Moral, als Mittel, den Menschen gewissenhaft, tugendhaft und bescheiden zu machen. Wir sprechen hier nicht von den Tyrannen und Aristokraten Europa's, welche die Religion und das Kirchenthum zur Knechtung und Ausbeutung ihrer Völker benutzen, — wir haben auch nicht jene Amerikaner im Auge, welche die Religion dazu benutzen, um Geschäfte zu machen, Kunden anzulocken, Kredit zu gewinnen u. s. w.; — nein, wir denken an die Menge braver und aufrichtiger Leute, welche von der Vortrefflichkeit der Moral des Christenthums uberzeugt sind, und es im Interesse der allgemeinen Moral bedauern, daß das Christenthum antiquirt wird. Die Klasse dieser Leute ist namentlich unter dem Mittelstande zahlreicher, als man glaubt. Zwei Sachen sind es gewöhnlich, welche diese Leute sich und Andern nicht nehmen lassen wollen, dnn Gottesglauben und den Glauben an Unsterblichkeit, die einzige Reste von Religion, die der eigentliche Protestantismus heute noch aufzuweisen hat. Man vertheidigt diese beiden Sachen nicht eigentlich deshalb, weil man von der Wahrheit derselben überzeugt ist, — denn diese Wahrheit kann nie nachgewiesen werden, — sondern weil man sie für eine nothwendige Bedingung der allgemeinen Moralität und eines geordneten Gesellschaftszustandes hält. Und weil wir diese Ansicht speziell widerlegen wollen, so haben wir nicht die Frage von der objektiven Existenz von Gott und Unsterblichkeit zu beantworten, nicht den metaphysischen und naturwissenschaftlichen Theil der Untersuchung vorzunehmen, sondern nur den moralischen. Da nun der Unsterblichkeitsglauben die Basis der ganzen christlichen Moral ist, so wollen wir speziell den moralischen Werth dieses Unsterblichkeitsglaubens untersuchen.

Der Glaube an Unsterblichkeit, sagen die Christen, ist im Interesse der absoluten Gerechtigkeit nothwendig, denn gäbe es kein ewiges Leben, so blieben die vielen ungerechten Handlungen, welche von den Menschen begangen werden, unbestraft, die guten Thaten unbelohnt, und dies wäre ein Verhältniß, welches durchaus alles Rechtsgefühl in der Menschheit ersticken würde. Denn von dem Schicksal gedrückten, mißhandelten Menschen, dem Sklaven, dem Fabrikarbeiter, der sein ganzes Leben dazu verwendet, im Schweiße seines Angesichtes dem Herren die Mittel zur

Wollust und zum Luxus zu verschaffen, bleibt keine andere Aussicht übrig, als die Hoffnung auf eine jenseitige Vergeltung. Jahrtausende hat man dies den unterdrückten Klassen der menschlichen Gesellschaft vorgesprochen; Jahrtausende hat man die ewige Gerechtigkeit und das jüngste Gericht angerufen, —und was ist in dieser Zeit für die Gerechtigkeit geschehen? Diese Hoffnung auf Unsterblichkeit war die treueste Verbündete jeglicher Art von Unterdrückung und Knechtschaft; sie lehrte dulden, wo es galt, sich zu vertheidigen; sie lehrte schweigen, wo man kämpfen mußte. Was wird aus der Menschheit werden, wenn diese Hoffnung aus den Massen verschwindet? Sie werden nicht mehr gutmüthig für die Hoffnungen des Himmels die Leiden der Erde hinnehmen; sie werden die ewige Gerechtigkeit selbst in die Hand nehmen; sie werden selbst die Nemesis spielen und das jüngste Gericht eröffnen. Es ist in der Trat nichts mehr im Stande, dem Menschengeschlechte Thatkraft, Energie, Muth zu geben, seine Kräfte zu entwickeln, seine Thätigkeit anzuspornen, als die Hoffnung auf den Himmel wegzunehmen, welche ein gar bequemes Ruhekissen ist, auf welchem die Menschheit die Jahre ihrer Kraft und Mannheit verträume. Die jenseitige Gerechtigkeit hat sich immer im Laufe der Welt herausgestellt als eine diesseitige Ungerechtigkeit; es wird deshalb niemals in der Welt Gerechtigkeit herrschen und ein lebhaftes Rechtsgefühl die Völker beseelen, wenn nicht alle Hoffnung auf jenseitige Vergeltung wegfällt, wenn die Menschen die Nothwendigkeit nicht einsehen, sich selbst Recht zu verschaffen.

Die Gerechtigkeit besteht übrigens in nichts Anderem, als in der nothwendigen und naturgemäßen Verbindung von Ursachen und Folgen. Jede Handlung richtet sich selbst, nemlich in ihren Resultaten, und es ist gar keine jenseitige Gerechtigkeit nothwendig. Der Dichter hat Recht, wenn er sagt: „Und jede Schuld rächt sich auf Erden“. Wenn wir den Betrüger, den Räuber, den Mörder, den König mitten im Uebermaße der Schwelgerei und Verschwendung sehen, wissen wir, von welchen Foltern, Befürchtungen, schrecklichen Träumen u. s. w. er gequält wird? In dem bescheidenen Leben der Landleute und Arbeiter kommen oft Scenen des größten Glückes vor. Wir kommen immer wieder auf unsere alte Theorie zurück, daß die Summe der Glückseligkeit bei allen Menschen dieselbe sei; Glück und Unglück halten sich im Leben jedes Menschen die Wage; je höher die eine Schaale steigt, desto tiefer sinkt die andere; dann steigt die zweite und die erste sinkt, bis daß endlich die Wage stille steht. Es hat Niemand Gerechtigkeit zu fordern, der sich nicht selbst Gerechtigkeit giebt. Jeder Mensch ist der Maaßstab seines eigenen Werthes; er ist das, was er aus sich macht, und ist allein fur sein Leben verantwortlich. Diese persönliche, individuelle Selbstverantwortlichkeit ist die beste Moral; sie steht in direktem Gegensatze zu der

jenseitigen Vergeltung und zur christlichen Moral; sie ist die Basis jeglicher Tugend. Wenn die Menschheit einmal das allgemeine Bewußtsein dieser Selbstverantwortlichkeit gewinnt, wenn die Massen erkennen, daß sie für sich selbst, ihr eigenes Leben, ihr Glück und Unglück nur sich selbst verantwortlich machen dürfen, dann wird Jeder strenge mit sich verfahren; dann wird die laxe Moral der Gnade und Buße wegfallen.

Die gemeinsten Motive, welche überhaupt menschlichen Handlungen zu Grunde liegen können, Hoffnung auf Belohnung, Furcht vor Strafe, bilden die wesentlichsten Elemente des Unsterblichkeitsglaubens. Der Sklave, der durch die Peitsche seines Herrn zur Arbeit angetrieben wird, der Mörder, den die Hoffnung auf Gewinn zum Morde reizt, — handeln sie nicht ganz aus denselben Motiven, wie der Christ, der im Himmel Lohn für seine guten Thaten erwartet und sich vor den Schrecknissen einer ewigen Verdammniß fürchtet? Das ist niemals eine edle, gute That, die in Absicht auf den Lohn begangen wird, ob nun dieser Lohn in klingender Münze, oder in Anweisungen auf den Himmel besteht. Die Abschreckungstheorie, welche in den Fabeln von der Hölle liegt, erfüllt ebenso wenig hier ihren Zweck, wie überall sonst; ebenso wenig, wie die Todesstrafe den Mörder von der blutigen That zurückschreckt, hält der Gedanke an die Hölle den Sünder von der Sünde ab. Und wenn dies auch der Fall wäre, was wäre damit gewonnen? Ist derjenige vielleicht ein edler und guter Mensch, der deßhalb keine Schandthaten begeht, weil er Strafe dafür fürchtet. Ein solcher Mensch unterscheidet sich von dem eigentlichen Verbrecher nur dadurch, daß er die Feigheit mit der Schlechtigkeit verbindet. Eine Moral, welche sich auf den gemeinsten Egoismus der Menschen stützt, auf Hoffnung, auf Belohnung, u. Furcht vor Strafe, ist gewiß nicht im Stande, das Menschengeschlecht zu veredeln und zu verbessern; man kann wohl sagen, daß die Menschen selbst trotz aller ihrer Mängel und Unvollkommenheiten besser sind, wie diese Moral.

Das Motiv zum Guten liegt im Menschen selbst, niemals in der Aussicht auf Belohnung oder in der Furcht vor Strafe. Der gute, edle Mensch kann deshalb keine Schlechtigkeiten und Gemeinheiten begehen, weil dies seiner ganzen Natur widerstrebt; es ist für ihn unmöglich, sich so sehr seiner Persönlichkeit zu entäußern, um sich zu einer Schlechtigkeit zu entschließen. Und jeder Mensch, bei dem keine körperlichen Abnormitäten vorwalten und der eine gute Erziehung genossen hat, besitzt diese Natur zum Guten. Ja, der Mensch ist zum Guten und Edlen bestimmt, dies beweist er selbst nach einer tausendjährigen Herrschaft der verderbten und widersinnigen Moral des Christenthums.

Der berühmte Philosoph Kant spricht von dem „kategorischen Imperativ", der in der Brust des Menschen liege; damit will er ungefähr sagen, daß in der Natur des Menschen die bestimmte Aufforderung

zum Guten enthalten sei. Wie hoch steht dieser Philosoph über die ganze Schaar der Frommen, die dem Menschen jede Tugend, jede gute Eigenschaft aus eigener Kraft verbieten! Führwahr, manche Punkte der christlichen Moral sind das größte Pasquill, welches jemals gegen die Menschen geschrieben ist.

Aus der christlichen Moral kann niemals eine positive Tugend entstehen; das höchste, was sie hervorbringen kann, ist Enthaltung von Verbrechen und Lastern. Eine solche negative Wirkung aber ist unsicher und zufällig. Jeden Augenblick kommt daher auch das christliche Bewußtsein, das ja keinen Halt in sich selbst und der menschlichen Natur hat, zum Falle; das ganze Christenthum, von seinen großen historischen Erscheinungen, dem Pabstthum und der Hierarchie an bis zu dem kleinsten Beichtstuhle in einer katholischen Kirche oder zu der Kanzel eines Methodistenpfaffen herab, ist nichts, wie ein großes Sündenregister der Menschheit; ja, ohne den Begriff der Sünde ist das Christenthum, die christliche Moral und der christliche Himmel gar nicht zu denken.

Hegel nennt die Tugend die Praxis der Idee. Die Idee aber ist des Menschen innerstes Sein, die Summe seiner Gedanken. Tugend also ist die thatsächliche Uebereinstimmung des Menschen mit seinen Gedanken. Tugend ist Treue gegen sich selbst, die innere Consequenz und Wahrheit des Menschen. Diese Eigenschaft hat keinen Unsterblichkeitsglauben und keine Abhängigkeit von Gott (religio) nothwendig. In ihr besteht die Freiheit des Menschen. Denn indem der Mensch im Leben nichts Anderes darstellt, als sein eigenes Selbst und seine eigene Ueberzeugung, hat er keinem andern Gesetz zu folgen, als dem Gesetze in seiner Brust. Wenn Jemand dies Gesetz verläßt, wenn er seinen Ueberzeugungen untreu wird, dann begeht er das größte Verbrechen an sich selbst, einen Hochverrath an seiner eigenen Majestät und Souveränität. Die Moral der Zukunft wird kein größeres und kaum ein anderes Verbrechen, als dieses, kennen, und diese Moral wird ganz andere Resultate liefern, als die Moral der ewigen Höllenstrafen.

Wir sehen, daß durch die Abschaffung des Glaubens an die Unsterblichkeit der Mensch an innerer Kräftigkeit und Gediegenheit, an Selbstständigkeit und Aufrichtigkeit, überhaupt an moralischem Werthe nothwendig zunehmen muß. Er ist dann sein eigener Richter, und diesem Richter kann man nichts verdrehen und verschweigen; je mehr der Mensch auf sich selbst hält, je höher er seine Ansprüche an das Glück richtet, desto mehr wird er sich vor Inconsequenzen und Verirrungen hüten, desto aufmerksamer wird er auf sein eigenes geistiges Wohlbefinden werden.

Und dann liegt in der Einsicht in die Vergänglichkeit der Zeit und unseres Lebens eine permanente, immer auf's Neue reizende Anregung zur Thätigkeit, welche den Werth unseres Lebens bedeutend erhöhen

wird. Wir wissen, daß uns nur eine kurze Spanne Zeit zugemessen ist, und müssen die einzelnen flüchtig verschwindenden Momente sorgsam benutzen, damit unser Leben doch etwas Werth und Bedeutung gewinne. Erst wenn wir den Tod erkennen, den unerbittlichen, gewinnt das Leben seinen Reiz. Erst als Egmont sich vollständig verloren wußte, empfand er den Reiz der „süßen Gewohnheit des Daseins". Auch wir müssen wissen, daß wir verloren sind, daß mit dem Bestehen unseres körperlichen Organismus auch unser Leben, unser Geist, unser Wirken aufhört, um die ganze Bedeutung der dahin schwindenden Tage zu begreifen. Wie manches Glück hätten wir den schnell dahin fliegenden Momenten unseres Lebens schon abpressen können, hätten wir uns immer an die Vergänglichkeit der Zeit und unserer selbst recht lebhaft erinnert. Aber dem Zaudernden flog schnell wie der Wind die Gelegenheit zum Glücke weg. So geht es im Ganzen und Großen den religiösen Menschen; sie lassen das wirkliche Leben ungenützt und ungenossen vorübergehen, bis daß die kurze Spanne Zeit, die ihnen zugemessen ist, zu Ende ist.

Wenn man in irgend einer Beziehung den Unsterblichkeitsglauben für wohlthätig und hülfreich halten kann, so ist es in Bezug auf das Wiedersehen der Todten. Wir können nicht leugnen, daß dies ein „holder, freundlicher Gedanke" ist, von dem die Trennung schwer wird. Wie mancher Vater steht am Grabe seines Kindes, wie mancher Mann am Sarge der Geliebten, dem dieser Gedanke der einzige Trost, die einzige Rettung ist, und der das Leben nicht mehr ertragen könnte, ohne diesen Gedanken. Sollen wir so grausam sein, den Leidenden und Unglücklichen diesen Trost zu nehmen? Sollen wir die einzige Blume knicken, die am Rande offener Gräber blüht? Wir gestehen, daß es hart und unbequem ist, diese Frage zu bejahen.

Aber abgesehen davon, daß die Vernunft und Wissenschaft zur Bejahung dieser Frage uns zwingt, denken wir auch, daß die Verhältnisse der Liebe und Pietät im Leben viel inniger, herzlicher und lebendiger werden, sobald wir wissen, daß wir nur für kurze Zeit für einander leben, und daß wir den Theuren die Liebe, welche wir ihnen heute zu erzeigen Gelegenheit haben, vielleicht morgen nicht mehr erzeigen können. Niemals sind die Empfindungen der Liebe und Freundschaft so innig und lebhaft, wie kurz vor dem Scheiden, und in dieser Lage befinden wir uns stets, sobald wir wissen, daß der Tod eine absolute Trennung von den Lieben nach sich zieht. Wir werden gewiß unsere Pflicht denen gegenüber, die uns lieb sind, gewissenhafter und aufmerksamer erfüllen, wenn wir daran denken, daß wir nur eine kurze Spanne Zeit dazu Gelegenheit haben, als wenn uns eine Ewigkeit offen steht. Unsere Empfindungen und Leidenschaften werden Intensivität und Stärke bekommen; man nn ja ein Jahrhundert in einem Momente durchleben. Und dann, —

bleibt die Liebe und Freundschaft nicht immer lebendig? Haben wir jemals in unserm Leben einen edlen Mensch Freund genannt, dessen Bild uns nicht immer zur Seite stände? Hat die Erinnerung an die Geliebten sich nicht so sehr mit unserm eigenen Wesen verschmolzen, daß dieselbe einen Theil unseres Selbstbewußtseins bildet? Wozu hätten wir denn nothwendig, auf eine jenseitige Wiedervereinigung zu warten?

Gewiß, wir werden das Leben in allen seinen Verhältnissen kräftiger, entschiedener, würdiger auffassen, wenn wir wissen, daß es auf eine verhältnißmäßig kurze Spanne Zeit beschränkt ist, die uns aber doch erlaubt, dasselbe nach unsern Kräften zu verwerthen und zu genießen.

Ein thätiger, nützlicher, vernünftiger Mensch wird sich auch mit dem Gedanken der individuellen Vernichtung zufrieden geben können, aber diejenigen, welche an ein ewiges Leben glauben, sind meistentheils kaum fähig, ihr hiesiges Leben gehörig zu benutzen; diejenigen, welche die Unsterblichkeit des Geistes nicht fahren lassen wollen, zeigen oft nicht einmal einen sterblichen Geist.

Wer übrigens den Gottesglauben und die Unsterblichkeit nicht fahren lassen kann, der ist dem ganzen Pfaffenthum mit allen seinen Consequenzen verfallen; der mag auch füglich an das Fegfeuer der katholischen Kirche glauben. Wieland sagte einmal, diese beiden Grundsäulen müßten von dem religiösen Gebäude stehen bleiben; da meinte der boshafte Lessing: „wenn Wieland diese beide Grundsäulen haben will, wird er bald die ganze Colonnade bekommen.“

Uebrigens ist die Idee der Unsterblichkeit, sobald sie nicht religiös verstanden wird, eine durchaus vernünftige und durch die Wissenschaft begründete. Was schon Spinoza in seiner Ethik entwickelte, das hat die neuere Naturwissenschaft mit dem Mikroskop und der Waage bewiesen, die Unsterblichkeit der Substanz. So lange unser Erdball sich dreht, ist die Substanz immer dieselbe, — höchstens den Zuwachs, der durch die Aerolithen hervorgebracht wird, ausgenommen, — und welchen Veränderungen auch die Materie unterworfen ist, welche verschiedene Formen sie auch annehmen mag, sie besteht immer aus denselben Elementen und Atomen. In der Chemie gibt es keinen Tod; sobald ein lebendiger Organismus sich auflöst, suchen die auseinander fallenden Substanzen neue Verbindungen, und gestalten sich zu neuen Körpern. Die Feuersbrunst mag eine große Stadt verheeren, es ist noch kein Gran der ganzen verbrannten Masse verloren gegangen, sondern Alles in Gasen, Asche u. dgl. aufbewahrt. Es ist das Verdienst dieses Jahrhunderts, den „Kreislauf des Lebens“ entdeckt zu haben, den immer sich wiederholenden Prozeß von Oxydation und Desoxydation, vermittelst dessen die Materie durch die verschiedensten Verwandlungen wieder in ihre alte Form zurückkommt.

Man kann die auffallendsten Beispiele wählen, um diesen Kreislauf des Lebens und diese Ewigkeit der Substanz anschaulich zu machen. Schon lange vor Moleschott fragte unser Schiller: „Dachtest Du je, daß dieses unendliche Rund das Grabmal Deiner Ahnen ist, daß Dir die Winde, die Dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerstobene Kraft des Arminius in die Nase bringen, daß Du in der erfrischenden Quelle vielleicht die zermalmten Gebeine unserer großen Heinriche kostest?" (Spaziergang unter den Linden.)

Nicht nur die Substanz, auch der Geist ist in seinen Resultaten unsterblich. Jeder richtige Gedanke, jede nützliche Erfindung, jede wissenschaftliche Forschung ist unsterblich; nicht nur das erhabene Genie des Dichters, nicht nur die großen Gedanken der Philosophen, nein die kleinste Leistung des menschlichen Verstandes ist in den spätern Leistungen der Menschheit aufbewahrt, und bildet das Material zu späteren Forschungen. Nicht nur Aristoteles und Plato leben in der Nachwelt fort; nein, der unbekannteste Denker der Vorzeit, dessen Name nicht einmal auf uns gekommen ist, dessen Werke nicht erhalten sind, ist in dem Einflusse, den er auf seine Mitmenschen gehabt hat, uns erhalten. Die Kunstwerke der alten Pelasger, Tusker, Etrurer z. B. sind verschwunden, aber der Einfluß, den sie auf die hellenische Kunst gehabt haben, ist noch heute lebendig und wirkt noch auf die lebenden Künstler fort. Grade so, wie kein Atom der Substanz zu Grunde geht, geht auch nicht der kleinste Gedanke des Menschen verloren; Ideen erzeugen sich aus Ideen, Forschungen aus Forschungen, und in dieser langen Kette der geistigen Metamorphosen ist kein Glied überflüssig. Man muß nicht glauben, daß nur diejenigen Menschen, die einen berühmten, unsterblichen Namen hinterlassen haben, in der Nachwelt fortwirken; auch die Menschen, welche niemals in dem Buch der Weltgeschichte eingeschrieben sind, haben, wenn sie irgend Etwas geleistet haben, zu dem Aufbau der gegenwärtigen Civilisation beigetragen, und das Resultat ihrer Thätigkeit ist noch heute vorhanden. Es ist niemals in der Welt ein gutes Wort umsonst gesprochen, ein guter Gedanke umsonst gedacht, eine wichtige Beobachtung vergeblich gemacht worden. Wenn wir auch die jedesmalige Wirkung jeder einzelnen Ursache nicht speziell nachweisen können, so ist sie deßhalb doch vorhanden, ebenso, wie die Bestandtheile eines Hauses nach der Feuersbrunst in den Gasen u.s.w. enthalten sind, die wir auch nicht auffangen können. Nehmen wir z. B. einen Menschen, wie Göthe oder Shakespeare an, — wie viele tausend Menschen und Gedanken haben an der Bildung eines solchen Genies mitgearbeitet, Menschen, deren Namen längst vielleicht mit Vergessenheit überdeckt sind. Nehmen wir eine Dampfmaschine: sie stellt uns das Resultat der Gedanken, Beobachtungen und Erfindungen von tausend und er tausend Menschen dar, deren Namen vielleicht niemals an unser

Ohr geklungen ist, die aber in dieser Maschine ein unsterbliches Resultat hinterlassen haben. Die ganze gegenwärtige Bildung und Weltanschauung ist das Produkt der geistigen Arbeit aller Denker von Thales und Xenophanes bis auf unsere Zeiten, und jede Arbeit, welche das gegenwärtige Jahrhundert leistet, ist ein Stein zum Baue der Zukunft.

Die Unsterblichkeit der Ideen und Gedanken ist übrigens anderer Art, wie die Unsterblichkeit der Substanz. Das Leben der Substanz ist ein ewiger Kreislauf, der sich immer wiederholt, und immer auf die alten Formen und Bildungen zurückkommt. Das Leben der Idee besteht aber nicht in dieser ermüdenden und resultatlosen Wiederholung, in dem ununterbrochen Kreislaufe, sondern in einer Entwickelung, welche immer neue Bildungen und Formen des Geistes produzirt. Die Resultate der vergangenen Periode bilden den Anfang einer neuen Periode, der aus frühern Beobachtungen gewonnene Schluß die Voraussetzung eines weiteren Schlusses. Während das Leben der Natur einen einfachen Kreis beschreibt, dessen Ende immer wieder in den Anfang zurückläuft, bildet das Leben des Geistes eine Reihe von Kreisen, von denen einer aus dem andern entsteht, so daß jeder eine Fortsetzung des vorigen bildet: So folgten sich die Kreise des orientalischen, griechischen, römischen, mittelalterlichen Lebens; jede neue Periode verarbeitet die Resultate früherer Perioden zu neuen Zuständen; da ist keine Wiederholung, nur Fortschritt, und selbst der scheinbare Rückgang ist nur ein Stadium der Entwickelung. Die unendliche Perfektabilität des menschlichen Geistes läßt immer neue und vollkommnere Bildungen entstehen; in den Künsten, den Wissenschaften, der Politik, den Gewerben, den Sitten u.s.w. treten verschiedene Perioden der Entwickelung ein, die wenn sie auch in manchen Einzelheiten von früheren Perioden übertroffen werden, doch im Ganzen und Großen genommen, einen Fortschritt bedeuten.

Dies ist die Moral unserer Unsterblichkeitslehre, daß kein Gedanke, keine That, keine Anstrengung des Menschen vergeblich ist, sondern von allgemeinem und unvergänglichem Nutzen, daß sie aufgespeichert wird in den Vorrathskammern der Geschichte, um zur Aussaat einer bessern Zukunft verwendet zu werden. Das Leben jedes einzelnen Menschen, — und er mag noch so klein und unbedeutend sein — ist ein Beitrag zum Leben der Menschheit und zur Gestaltung der Zukunft. Diese Einsicht soll uns nicht nur stolz machen, sondern auch gewissenhaft. Sie fordert uns auf, die kurze Spanne Zeit, die wir zu leben haben, so zu benutzen, daß wir zur Arbeit der Menschheit einen dauernden Beitrag liefern. Das ist die Unsterblichkeit, welche wir wünschen; die Hoffnung auf diese Unsterblichkeit ist die Mutter aller Energie und alles Strebens. Freilich, wer gegen die allgemeinen Interessen der Menschheit gleichgültig

und in dem Reiche der Gedanken ein Fremdling ist, der kann auf diese Unsterblichkeit keinen Anspruch machen, und von ihm sagt der Dichter;

„Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an."

———oOo———

Die Präsidentenbotschaft.

Die Präsidentenbotschaft, an und für sich unbestimmt und unwichtig, erlangt dadurch eine Bedeutung, daß sie uns einen Blick nicht nur in die Absichten der Generalregierung, nicht nur in die Bestrebungen der demokratischen Partei, sondern auch in das ganze Getriebe der amerikanischen Politik thun läßt. Es gibt einzelne Sachen, für welche man nicht eine einzelne Partei, sondern das ganze Volk verantwortlich machen muß, weil eine Partei niemals darin einen andern Weg gehen kann, als das ganze Volk will. Wenn nun Pierce in seiner Botschaft des großen europäischen Krieges mit keinem Worte und mit keiner Silbe erwähnt, — denn die Stelle in Bezug auf die Werbungen bezieht sich eben auf diese allein — so fragt man sich verwundert: Wie? Ist dieses große, mächtige Land, von 25 Millionen Menschen bewohnt, von Abkömmlingen europäischer Nationen bevölkert, von europäischer Bild ng überzogen, das seine Schiffe und seine Interessen in jedem europäischen Hafen hat, gleichgültig gegen das Schicksal seines Mutterlandes, oder ist es zu feige, sich in den Streit der Könige zu mischen? Wir begreifen ganz gut, weßhalb die Union nicht direkten Antheil am Kriege nimmt, weßhalb sie weder für den Czaaren, noch für den Bonaparte amerikanisches Geld und Blut in die Schanze schlagen will. Aber von einer direkten Theilnahme am Kriege und einer gänzlichen Ignorirung desselben ist ein weiter Weg, auf dem es manchen unabhängigen und ehrenvollen Standpunkt gibt, den die Botschaft hätte einnehmen können. Die Ignorirung einer Thatsache, welche seit Jahren vorwiegend die Aufmerksamkeit des amerikanischen Publikums, die Thätigkeit der amerikanischen Presse, die Interessen des amerikanischen Handels und Ackerbaues in Anspruch genommen hat, beweist, daß die amerikanische Politik sich noch nicht zu dem Umfange der amerikanischen Interessen erweitert hat, daß die Union sich noch nicht als thäiges und leidendes Mitglied der großen Menschenfamilie betrachtet, und daß der Nativismus nicht nur einzelne spezielle Maßregeln hervorruft, sondern auch die Politik Amerika's im Ganzen und Großen und in ihren

internationalen Beziehungen beherrscht. „Amerika für Amerikaner", heißt es auch hier, und schwerlich wird es einem Amerikaner einfallen, an diesem Neutralitäts-Nativismus etwas Tadelnswerthes zu finden. Indem wir der Neutralitätspolitik eine besondere Besprechung vorbehalten, kommen wir auf diejenigen Punkte, in welchen die Botschaft sich mit den einzelnen Punkten ihrer internationalen Politik abgibt. Die Zeitungen fast aller Parteien heben die Entschiedenheit, Festigkeit und Würde hervor, mit welcher die Botschaft die Differenzen zwischen England und Nord-Amerika in Betreff Central-Amerika's und des Clayton-Bulwer Vertrages bespricht. Die Bestimmtheit, mit welcher die Botschaft einen Bruch mit England vorhersagt, wird ein Echo in Nicaragua unter der Bande Walker's finden, und es liegt nicht weit, zu vermuthen, was damit beabsichtigt ist. Der Clayton-Bulwer-Vertrag bestimmt, daß die Central-amerikanischen Republiken weder von der Union, noch von England beeinflußt werden sollten. Während aber eine Flibustier-Expedition von amerikanischer Seite die freilich noch nicht offiziell anerkannte Herrschaft von Nicaragua an sich gerissen hat, beschwert sich die nordamerikanische Regierung über die Besetzung der sogenannten Muskito-Küste von Seiten der Engländer. Man sieht an diesem Beispiele leicht, wie die Engländer fahren werden, wenn sie den Clayton-Bulwer Vertrag wirklich aufheben; die Annexation Central-Amerika's an die Union wird die Folge davon sein. Die Debatte im Senate über den Clayton-Bulwer Vertrag, bei welcher Gelegenheit selbst Seward sich mit dem Tone der Botschaft einverstanden erklärte, gibt uns Andeutungen darüber, wie das amerikanische Volk, abgesehen von allen Parteiunterschieden, über diese Frage denkt. Wahrscheinlich wird indessen eine Restauration des Clayton-Bulwer Vertrages nicht mehr erfolgen, denn wenn solche Compromisse und Vergleiche einmal gebrochen sind, ist keine von beiden Parteien gewillt oder im Stande, den früheren Status quo wieder herzustellen.

In Betreff der englischen Werbungen wird die Neutralität besonders hervorgehoben, und sie als die traditionelle, längst festgestellte Politik der Ver. Staaten bezeichnet. Von der Neutralitätspolitik ausgehend, ist die Ausführung dieser Punkte sehr richtig und logisch, und England wird schwerlich dagegen etwas einwenden können, falls die Thatsachen sich so verhalten, wie die Botschaft sagt. Am Schlusse dieses Abschnittes heißt es, daß man nicht nur eine Abstellung des Unrechts, sondern auch eine Genugthuung für das Geschehene verlange. Ueberhaupt ist die Sprache der Botschaft gegen England in dem Momente, wo England Krieg mit Rußland führt, sehr bezeichnend, und ein neuer Beweis für die russenfreundlichen Sympathien der Administration, wie der demokratischen Partei überhaupt.

Die andern schwebenden Beziehungen mit England in Betreff der Territorial-Grenzen im Norden vom Territorium Washington, der Hudson-Bay-Gesellschaft, der Fischerei-Rechte an den Küsten ꝛc. enthalten nichts Neues. Ebenso wenig finden wir neue und interessante Aufschlüsse in dem übrigen diplomatischen Theile der Botschaft. Was den Abschnitt über den Sundzoll und die darüber gepflogten Verhandlungen mit der dänischen Regierung anbetrifft, so wird die Sprache der Botschaft wohl die allgemeinste Billigung finden; die Verein. Staaten vertreten den großen Grundsatz der Schifffahrts und Handels-Freiheit, und stellen sich in dieser Frage auf den Boden des natürlichen Rechtes. Aber die große Frage ist, ob die Regierung auch in in der Praxis selbst den Grundsätzen der Botschaft treu bleibt. Wenn man sich an die muthigen Redensarten des Herrn Pierce bei Gelegenheit der Kosta Affaire und Aehnliches erinnert, und dieselben mit seinem spätern Benehmen vergleicht, so hat man Veranlassung, diese Frage aufzuwerfen.

Ueber die Verhältnisse mit Cuba und Spanien, mit dem die Verein. Staaten „noch“ immer freundliche Beziehungen unterhalten, geht die Botschaft mit der Versicherung hinweg, daß die Differenzen, wenn auch nicht ganz beseitigt, so doch seltener gemacht und eine schnellere Erledigung derselben herbeigeführt werde. Man sieht der Botschaft in diesem Punkte an, daß nur etwas gesagt ist, weil man diesen wichtigsten Punkt der amerikanischen Politik doch unmöglich mit Stillschweigen übergehen konnte. — Uebrigens sticht der Ton der Botschaft in Bezug auf die Cuba-Politik sehr von dem Tone früherer Aktenstücke und den Verhandlungen des Ostender Congresses ab. In Bezug auf diesen Punkt, wie in mehreren anderen Beziehungen, kann man über die Geschichte der Pierce-Verwaltung das Motto schreiben: „Viel Geschrei und wenig Wolle„

Einen komischen Eindruck macht es, wenn man in dem diplomatischen Theile der Botschaft so viele pekuniäre Ansprüche Privater verhandelt findet. Es scheint, als wenn die diplomatischen Agenten Amerika's in Europa, Mexiko ꝛc. nichts Anderes zu thun hätten, als aus beliebigen Vorwänden einzelne Dollars herauszupressen.

Wenn es auch in der Natur der Sache liegt, daß der diplomatische Theil der Botschaft nicht die Offenheit und Entschiedenheit zeigt, welche das amerikanische Volk und der Congreß von seinem Präsidenten zu erwarten hat, so sollte man doch vermuthen, daß derjenige Theil, welcher von den innern Angelegenheiten handelt, deutlich, klar und entschieden sei. Dies ist aber nicht der Fall, — will man den einzigen Fall, die Sklaven- und Kansasfrage ausnehmen, bei deren Verhandlung der Präsident von seinem erhabenen Sitze heruntersteigt und den Advokaten des Südens spielt. Herr Pierce hält eine Vorlesung über „Staatenrechte“,

zu deren Lob wir nichts Besseres zu sagen wissen, als daß sie den Spalten der New-Yorker Staatszeitung entnommen zu sein scheint. Naiv nimmt es sich aus, wenn der Mann, der den Gouvernor Reeder aus Kansas zurückrief, weil er sich den Diktaten der Missourier Mob-Legislatur nicht unterwerfen wollte, in der Botschaft erklärt, „daß das Volk des Territoriums Kansas kraft eines organischen Gesetzes das Recht habe, seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen, und in dem Genusse dieses Rechtes gegen die Einmischung Seitens der Bürger eines der übrigen Staaten geschützt werden müsse.“ Was Herr Pierce über die „constitutionellen Verhältnisse der Sklaverei“ sagt, ist eine eine derbe Strafpredigt gegen einzelne nördliche Staaten, während die südlichen Staaten wegen ihrer Ruhe, Ordnung und Friedfertigkeit eine Apologie erhalten. Er klagt die „hohlen, phrasenreichen Beschuldigungen politischer Aufwiegler des Nordens“ an, ganz in dem Tone, als wäre Herr Pierce in Süd-Carolina oder Georgia, und nicht in einem freien Staate des Nordens geboren. Dieser Theil der Botschaft ist ein starkes Angebot auf die Präsidentschaft. Herr Pierce weiß, daß die Sklavenhalter die Herren der Union sind, und im Einverständniß mit einigen nördlichen Apostaten das Präsidentenamt zu vergeben haben, und deßhalb die unterwürfige und schmeichelnde Sprache gegen den Süden, die bisher selbst von keinem Präsidenten aus dem Süden gehört wurde.

Von den großen Verwaltungsmaßregeln, welche die Aufmerksamkeit des Landes im höchsten Grade spannen, und die das hauptsächlichste Material früherer Botschaften bildeten, von dem Bau der Pacifikbahn, von den inneren Verbesserungen, von der Landreform &c. ist in der Botschaft kein Sterbenswörtchen enthalten. Dies ist namentlich in Bezug auf die Pacifikbahn auffallend, einen Gegenstand, der vor zwei Jahren fast die Hälfte der Botschaft einnahm. Ueber die Frage der inneren Verbesserungen sagt die Botschaft wohl deßhalb nichts, um sich darin freies Spiel zu bewahren. Wahrscheinlich wird Pierce sein Veto vom vorigen Jahre nicht wiederholen, wenn der Herr Caß seine Anträge auf Verbesserung der St. Clair- und St. Marie-Schifffahrt vorbringt. Man wirft dem Norden einige Almosen hin, um den Getreuen bei der nächsten Präsidentenwahl das Spiel nicht gar zu schwer zu machen.

Unter den vielen wichtigen Gegenständen von nationalem Belange und öffentlichem Interesse, welche die Botschaft keines Wortes gewürdiget hat, befindet sich auch die Know-Nothing-Frage. Herr Pierce hält es nicht für der Mühe werth, sich über diese Frage, welche doch gewiß für den Stand der amerikanischen Parteien bezeichnend ist und fast das alleinige Thema der öffentlichen Diskussion während des letzten Jahres gebildet hat, nur ein Wort zu sagen. Indem wir auf diese Unterlassungssünde besonders die regulären deutschen Demokraten, die nur in der alten Partei

Schutz und Heil gegen die Know-Nothings finden, aufmerksam machen, glauben wir kaum nothwendig zu haben, hinzuzufügen, daß wir von unserm Standpunkte durchaus nicht den Schutz des Herrn Pierce und der demokratischen Partei gegen die Know-Nothings für nothwendig oder selbst für wünschenswerth halten, und daß wir es ganz natürlich finden, wenn Pierce sich im nächsten Herbste ebenso gern von Prosklaverei-Know-Nothings, wie von demokratischen Irländern und Deutschen wählen lassen will. Wir möchten uns bei dieser Gelegenheit nur die Bemerkung erlauben, daß die Leute, welche das Stillschweigen, das die Republikaner in Ohio, Michigan und wenigen andern nördlichen Staaten über die Fremdenfrage beobachteten, für Verrath ausgaben, das Benehmen des Herrn Pierce in dieser Frage ganz am Platze finden.

Wenn wir eine frühere Botschaft dieses selben Herrn Pierce nachschlagen, so finden wir ein emphatisches Kapitel über die Koszta-Affaire und den Schutz der amerikanischen Bürger im Auslande. Leider hat Herr Pierce in seiner gegenwärtigen Botschaft dies Kapitel vergessen, obgleich er durch manche Vorfälle von Wichtigkeit daran hätte erinnert werden können.

Wenn wir die Botschaft im Ganzen betrachten, so erinnert sie uns mehr an die Rede eines constitutionellen Ministers von irgend einem kleinen Landtage in Deutschland, als an die Bedeutung dieser großen mächtigen Republik, von der man hofft, daß sie die Zukunft der Welt in ihrem Schooße trägt. Der Hauch der Freiheit, die Erinnerung an die Revolution und Unabhängigkeitserklärung schwebt nicht über diesem Dokumente; spießbürgerliche Interessen und reaktionäre Tendenzen haben das Aktenstück diktirt, und eine enge, bornirte Auffassung waltet darin vor. Wir machen dafür nicht allein Herrn Pierce und sein Cabinet verantwortlich: nein die Masse des amerikanischen Volkes selbst betrachtet die Politik vom Standpunkte niedriger materieller Interessen, und verkennt die große Mission, die der Union von der Weltgeschichte gestellt ist. Das Benehmen des Repräsentantenhauses, das sich schon seit Wochen herumzankt, ohne sich organisiren und Geschäfte vornehmen zu wollen, paßt trefflich zu dieser Präsidentenbotschaft; man sieht, wie dieser egoistischen Politik, dieser engherzigen, spießbürgerlichen Auffassung der Dinge der Athem ausgeht, und die poilitische Maschine stille steht. Wenn irgend Etwas im Stande ist, die republikanischen Verfassungen in Europa zu mißkreditiren, so ist es ein solcher Congreß und eine solche Präsidentenbotschaft. Wir hoffen, daß es bald der Menschheit gelingen werde, die Trefflichkeit und Brauchbarkeit republikanischer Verfassungen durch ein besseres Beispiel zu illustriren, als durch diesen Haufen Aemterjäger aller Sorten, die sich um die Beute zanken.

———o0o———

Carnot.

(Bearbeitet nach der Gedächtnißrede von Francois Arago.)

Francois Arago, der durch seine biographischen Arbeiten fast den Ruhm seiner astronomischen erreichte, hat dem edelsten und verständigsten Manne aus der ersten französischen Revolution, Carnot, in der Akademie der Wissenschaften am 21. August 1837 eine Gedächtnißrede gehalten, welche ebenso sehr zum Ruhme Aragot's, wie Carnot's beigetragen hat. Es war auch in der That kein Mensch würdiger und fähiger, diese ehrenvolle Pflicht zu erfüllen, als Arago, denn kein Mensch erinnerte so sehr an Carnot's Genie und Tugend, wie er. Carnot, wie Arago waren Männer der Wissenschaft und der Freiheit; Helden auf dem Felde der Wissenschaft, wurden sie auch die Vorkämpfer der Revolution; dasselbe Genie, das sie bei ihrer wissenschaftlichen Forschungen leitete, führte sie auf dem politischen Gebiete zu den ehrenvollsten Leistungen. Heute, wo Wissenschaft und Servilismus verbunden zu sein scheinen, wo Ordenskreuze vor den Laboratorien und Sternwarten hängen, und selbst der große Alexander von Humboldt sich in den Strahlen der königlichen Huld sonnt: heute gerade ist es nothwendig, durch ein berühmtes und gefeiertes Beispiel daran zu erinnern, wie die Wissenschaft die treue Gefährtin der Freiheit ist. Carnot, der berühmte Erfinder des Carnotschen Theorems, der neuen Befestigungskunst u. s. w. war College Robespierre's im Wohlfahrtsausschusse, Einer der Richter Ludwig des Sechszehnten, Organisator der französischen Armee; er war ein Revolutionär von echter Farbe, einer der edelsten Namen der französischen Geschichte. Um Francois Arago ihm an die Seite zu stellen, ist es nur nothwendig, daran zu erinnern, wie derselbe der einzige Mann in Frankreich war, den Louis Napoleon nach dem Staatsstreiche von dem Eide auf die neue Ordnung der Dinge entbinden mußte, weil der Mörder der französischen Republik nicht wagte, das Mitglied der provisorischen Regierung von 1848 und den berühmten Astronomen von der Sternwarte zu entfernen. Solche Namen, wie Carnot und Arago sind tief in dem Herzen des französischen Volkes eingeschrieben; namentlich der Name Carnot's erfreut sich einer Popularität, die kaum derjenigen Popularität nachstand, welche der Name Napoleons vor dem 10. Dezember 1848 genoß. Beiläufig sei hier bemerkt, daß, wenn die Wahl 1852 in Frankreich nach den constitutionellen Bestimmungen vor sich gegangen wäre, daß dann dem Erben des Namens Napoleon der Erbe des Namens Carnot, (der 1848 Unterrichtsmeister und Mitglied der provischen Regierung war) auf dem Präsidentenstuhle gefolgt wäre.

Carnot war vielleicht der Einzige unter den Führern der ersten fran-

zösischen Revolution, der nicht durch den Ungestüm der Leidenschaft, sondern durch die Einsicht in eine klar erkannte Pflicht bei allen seinen Handlungen geleitet wurde. Während Marat, Danton, selbst Robespierre mehr die Leidenschaften der Massen repräsentirten, stellte Carnot die Intelligenz der Revolution dar; während die Girondisten und Terroristen nur zerstören konnten, wußte Carnot zu organisiren. Carnot war mitten unter den modernen Figuren der antike Römer, der alle die Eigenschaften, welche zu der römischen „virtus" gehörten, besaß; hätte die Revolution von 1848 eine solche organisatorische Kraft an ihrer Spitze gehabt„ würde man nicht heute das schöne Frankreich als Spielball eines Abenteurers sehen.

Wirklich, man kann unserer Zeit und ihren Männern keinen größern Vorwurf machen, als wenn man sie mit solchen Männern, wie Carnot, vergleicht. Deshalb sei es uns vergönnt, der trefflichen Biographie Arago's einzelne Bruchstücke aus dem Leben Carnot's zu entlehnen, die uns davon überzeugen, welche Schwierigkeiten das Genie überwinden, und welche Resultate es hervorbringen kann, wenn es mit der Tugend, der Freiheitsliebe und dem Patriotismus gepaart ist.

Carnot's Jugend. — Seine Erziehung.

„Lazarus Nikolaus Margaretha Carnot wurde zu Nolay geboren, im Departement Côte-d'Or, in jenem alten Herzogthum Burgund, das schon drei der berühmtesten Männer, deren unsere Akademien sich rühmen können, hervorgebracht hatte: Bossuet, Vauban und Buffon. Sein Vater war Advokat und wirkte in seinem Amte (was nicht selten geschieht) mit vielem Geschick und (was etwas weniger häufig geschehen soll) mit großer Uneigennützigkeit. Der Advokat Claus Abraham Carnot hatte achtzehn Kinder, und war also, dem alten Sprichworte zufolge, welches den zahlreichen Familien Segen verspricht, für jedes seiner Kinder auf eine glückliche Zukunft zu hoffen berechtigt. Wirklich hätte er zu einer gewissen Zeit in dieser zahlreichen Nachkommenschaft zwei Generallieutenants der französischen Armeen erblicken können, einen Rath beim Cassationshofe, einen Generalprokurator am königlichen Gerichtshofe, die Vorsteherin des Hospitzes zu Nolay und einen städtischen Beamten, der, während seiner Administration sehr geschätzt, in der Achtung, wenn möglich, noch höher stieg, als er sich nach dreiundzwanzigjähriger Amtsführung einer rücksichtslosen Absetzung unterwarf, um seiner Pflicht treu bleiben zu können. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß der Advokat zu Nolay nicht auf die Macht des Sprichwortes allein gebaut hatte, sondern daß er die erste Erziehung seiner Söhne selbst leitete. Lazarus Carnot, von dem diese Biographie handelt, verließ sogar das väterliche Haus nur, um nach dem

Ausdrucke jener Zeiten, die rhetorische Schulklasse und die philosophische durchzumachen.

Die Jugend solcher hervorragender Männer, welche in verschiedenen Lebensberufen auf der Weltbühne geglänzt haben, hat jederzeit die Aufmerksamkeit aller Biographen gefesselt. Man würde dem „Erkenne Dich selbst!“ jenes alten Philosophen eine zu dürftige Deutung geben, wollte man sich beschränken, darin nur eine Klugheitsregel zu erblicken. Dieser Grundsatz läßt eine richtigere und weitergreifende Erklärung zu: er lehrt uns, wie mir scheint, die Menschheit als Ganzes erfaßt, als den wichtigsten Gegenstand des Studiums und des Nachdenkens betrachten. Lassen Sie uns also, meine Herren, sorgfaltig untersuchen, wodurch sich solche außerordentliche Genies ankundigen, die vollständig zur Entwickung gekommen, unbekannte Wege eröffnen; lassen Sie uns prufen, wie sie entstehen und emporwachsen. Mit um so größerem Interesse verdienen derartige charakteristische Züge aufgenommen zu werden, als sie von Tag zu Tag seltner werden müssen. Denn in unsern heutigen Schulen, die von Nord bis Süd, von Ost bis West genau nach demselben Muster zugeschnitten sind, und denselben Regeln, derselben Disziplin gleichmäßig unterliegen, — in diesen Schulen, wohin die Kinder im neunten oder zehnten Jahre gesandt werden, um sie erst im achtzehnten oder zwanzigsten zu verlassen, schwinden und verlöschen die Individualitäten, oder verbergen sich unter dem Mantel conventioneller Formen. Der Landbauverständige hütet sich wohl, in ein Treibhaus zu gehen, wenn er Wuchs, Gestalt und Ansehen jener wunderbaren Pflanzen kennen lernen will, welche den hundertjährigen Wäldern ihren Schmuck verleihen. Ebenso wenig würde man hoffen dürfen, in unsern Regimentern die ächten Urformen wiederzufinden von jenen Bauern aus der Bretagne, aus der Normandie, Lothringen und der Franche-Comté. Unsere Schulregimenter (man verzeihe den Ausdruck) würden auch den Moralisten außer Fassung bringen: denn in ihnen erzeugt sich eine Art mittleren Zustandes, um welchen die ganze heutige Jugend mit geringen Abweichungen schwankt. Die Frage, ob dieser Zustand ein glucklicher oder ein trostloser zu nennen sei, bin ich weit entfernt hier berühren zu wollen; ich behaupte nur, daß es eine Thatsache ist, und diese wird die Gründe erklärlich machen, aus welchen ich mannigfaltige Einzelheiten über die Kindheit unseres akademischen Collegen gesammelt habe, kleine Züge, welche sonst zu geringfügig erschienen wären.

Carnot stand noch im Alter von sieben Jahren, als ihn seine Mutter auf einer Reise nach Dijon mitnahm, und zur Belohnung für die allzeit bewiesene Bedächtigkeit und Folgsamkeit in das Schauspiel führte. Es wurde an jenem Tage ein Stück aufgeführt, in welchem Truppenbewegun-

gen und Gefechte unaufhörlich abwechselten. Mit ununterbrochener Aufmerksamkeit verfolgte der Knabe die sich vor seinen Augen entwickelnde Reihenfolge der Ereignisse; aber plötzlich unruhig aufstehend, richtet er laut, trotz aller Bemühungen der Mutter, an einen soeben auftretenden Schauspieler fast unartige Worte. Es war dies der Anführer der Truppen, die den jungen Carnot interessirten, und durch sein Schreien leitete das Kind die Aufmerksamkeit des ungeschickten Führers auf den Umstand, daß die Artillerie schlecht aufgestellt war. Die ganz frei sichtbaren Kanoniere mußten durch die ersten vom Wall der anzugreifenden Festung fallenden Flintenschüsse getödtet werden; wenn man aber, meinte der Knabe, die Batterie hinter einen Felsen, den er angab und mit der Hand zeigte, stellen wollte, so würden die Kanoniere viel weniger dem feindlichen Feuer ausgesetzt sein. Die bestürzten Schauspieler standen lautlos, Madame Carnot war außer sich über die Unordnung, welche ihr Sohn hervorrief; der Saal erschallte von Gelächter, und ein Jeder suchte nach der Erklärung eines so seltsamen, muthwilligen Streichs. Aber was man für Muthwillen hielt, war nichts als die erste Offenbarung eines hohen militärischen Talentes, das erste Anzeichen jenes hervorragenden Geistes, der wenige Jahre später, von den betretenen Wegen abgehend, eine durchaus neue Taktik ersann und den Vorschlag machte, durch ein ganz verschiedenes System die von Vauban so kunstvoll und sinnreich combinirten Befestigungswerke zu ersetzen.

Vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahre wurde Carnot am Gymnasium zu Autun unterrichtet. Dort that er sich hervor durch Lebendigkeit und Originalität des Geistes und durch einen seltenen Verstand. Hierauf trat er in das kleine Seminar desselben Ortes und hatte mit sechzehn Jahren den philosophischen Cursus beendet. Schon damals bildete die Festigkeit, welche wir im Verfolg seiner sehr stürmischen Laufbahn an ihm erkennen, den Hauptzug seines Charakters.

So sehr war Carnot durchdrungen von religiösen Grundsätzen, und was noch mehr sagt, eine so große Genauigkeit wandte er auf die Andachtsübungen, welche man im kleinen Autun'schen Seminar mit Gewissenhaftigkeit anstellte, daß mehrere seiner Verwandten eine Zeit lang beabsichtigten, ihn in einen religiösen Orden treten zu lassen. Was sie in diesem Gedanken bestärkte, war die Erinnerung an zahlreiche Würdenträger der Kirche, deren sich diese ehrenwerthe Familie rühmen konnte, und unter denen sich Domherren befanden, Generalvicare der Diöcese Châlon, Doktoren der Sorbonne und ein Abt von Citeaux. Zuletzt jedoch entschied man sich für die Laufbahn, zu welcher ihn sein militärisches Genie hintrieb, und schickte den jungen Carnot zur Vorbereitung auf die Prüfungen in eine Privatanstalt zu Paris. Hier fand er Kameraden, welche sicherlich nicht im Seminar erzogen waren, denn die tiefe Fröm-

migkeit des neuen Schülers, die er überdies weit entfernt war geheim zu halten, diente ihnen unaufhörlich zum Gegenstande bitterer Scherze. Solche Scherze sind von Vernunftgründen sehr verschieden, und deshalb vermochten sie nicht, Carnot zu erschüttern. Nichtsdestoweniger wurde es ihm aber ein Bedürfniß, durch Nachdenken und Studium die Gedanken und die Gefühle zur Reife zu bringen, denen sich bis dahin seine reine, kindliche Seele gern und vertrauend hingegeben hatte. So kam es, daß mehrere Monate hindurch der zukünftige Officier sich ausschließlich theologischen Studien hingab. Niemand ist gegenwärtig im Stande anzugeben, welches die Wirkung so angestrengten Nachdenkens gewesen ist, denn Carnot hat sein ganzes Leben hindurch, sogar in der vertrautesten Häuslichkeit, diese Erörterungen, ja selbst jede einfache Unterredung über religiöse Gegenstände, sorgfältig vermieden. Wir wissen von ihm nur, daß er sich zu denselben Grundsätzen bekannte, welche gegenwärtig alle redlichen und aufgeklärten Geister erfüllen. „Allgemeine Toleranz", sagte er, als er verbannt auf fremder Erde umherirrte und die scharfen Schläge der Verleumdung abwehren mußte, „ allgemeine Toleranz ist, das Bekenntniß, das ich laut ablege. . . . Den Fanatismus hasse ich und bin der Meinung, der Fanatismus des Unglaubens, den Marat und Pater Duchêne in Umlauf gesetzt haben, sei der schrecklichste von allen. Man darf die Menschen nicht tödten, um sie zum Glauben zu zwingen; man darf sie ebensowenig tödten, um sie vom Glauben abzubringen. Laßt uns vielmehr, weil ein Jeder Schwächen hat, mit denen Anderer Nachsicht haben, und überlaßt es der Zeit, solche Vorurtheile abzunutzen, welche man durch Vernunftgründe nicht heilen kann".

Nach der Theologie kamen wissenschaftliche Studien an die Reihe, besonders das Studium der Geometrie und der Algebra, und die Fortschritte waren ebenso schnell und glänzend, wie in Nolay und in Autun. Hr. de Longpré, der Vorsteher jener Vorbereitungsschule, kannte d'Alembert. Dieser berühmte Geometer hielt es nicht unter seiner Würde, selbst unter die noch sehr jugendlichen Schüler zu treten und aufkeimendes Verdienst durch seinen Beifall zu ermuntern. Bei einem dieser Besuche zeichnete er Carnot ganz vorzüglich aus und richtete an ihn schmeichelhafte, prophetische Worte, welche der Akademiker mit Rührung selbst in der Zeit wiederholte, als das Glück ihn zum Schiedsrichter der Geschicke von Europa erhoben hatte.

Carnots Eintritt in die Schule zu Mézières als Secondelieutenant im Geniekorps.

Als Carnot Hrn. de Longpré's Anstalt verließ, bestand das Reglement noch nicht, kraft dessen beim Examen zukünftiger Genie-Offiziere ein

Genialog dem Geometer zur Seite stand. Im Jahre 1771 konnte noch jeder Franzose, ohne Pergamentrollen aufzuweisen, in die Schule zu Mézières aufgenommen werden; es bestand jedoch die Bedingung, daß Vater und Mutter niemals den Versuch gewagt hatten, ihre Familie und ihr Vaterland durch Handel oder durch Handarbeit zu bereichern. Vor Bossut, der ihn prüfte, zeigte unser jugendlicher Bewerber ungewöhnliche mathematische Kenntnisse. Der Vater seinerseits bewies, den beklagenswerthen Forderungen seiner Zeit zufolge, daß er niemals ein Schiff in ferne Länder abgesandt, um die Produkte des französischen Bodens und französischer Industrie gegen Erzeugnisse einzutauschen, welche die Natur andern Klimaten vorbehalten hat; er wies nach, daß seine Hand niemals (selbst nicht um Bibel oder Evangelium zu drucken) Gutenbergs bewegliche Lettern zusammengefügt; auch daß er sich nie an dem Bau eines jener wunderbaren Instrumente betheiligt habe, welche die Zeit messen oder die Tiefen des Raumes ergründen.

Nachdem für alle diese negativen Verdienste der gesetzliche Beweis abgelegt war, erklärte man die Abstammung des jungen Carnot für würdig, die Epauletten zu tragen, und er wurde ohne Weiteres zum Secondelieutenant ernannt.

Mit den ersehnten Epauletten geschmückt trat Carnot, achtzehn Jahre alt, in die Schule des Geniecorps. Es ist nicht zweifelhaft, daß er hier unter Monge's Leitung die descriptive Geometrie und Physik erfolgreich studirte, doch sind wir darüber nur auf Vermuthungen beschränkt, denn bei dem natürlichen Wunsche, den man damals hegte, vor Fremden die noch wenig verbreitete Kunst des Baues und der Zerstörung der Festungen geheim zu halten, hatte man aus der berühmten Schule zu Mézières eine Art Conclave gemacht, in dessen Geheimnisse kein Uneingeweihter eindrang.

Carnot als Premierlieutenant im Festungsdienst.

Am 12. Januar 1773 ward Carnot, zum Premierlieutenant erhoben, nach Calais geschickt. Hier an diesem festen Platze tritt in Folge der periodischen Schwankungen des Oceans eine neue und wichtige Bedingung zu den an sich schon überaus complicirten Daten des Befestigungsproblems hinzu, und diese Arbeiten flößten dem jungen Offizier das lebhafteste Interesse ein. Auf diese Weise machte er ohne Verzug den oft so schwierigen Uebergang von den gelehrten Theorieen zur verdienstlichen Praxis, von den glänzenden Täuschungen der Schule zu der traurigen Wirklichkeit des Lebens.

Das Mémorial von Sanct-Helena sagt von Carnot's Jugend: „Unter seinen Kameraden wurde er für ein Original gehalten". Napoleon hatte diese Bezeichnung von Carnot selbst entlehnt; sie findet sich in der Antwort an Bailleul, doch erläutert, commentirt und ganz von dem Unbestimmten befreit, welches die Entscheidung noch frei läßt, ob man ihr einen schmeichelhaften oder einen beleidigen Sinn unterlegen will. Den Offizieren der Garnison von Calais galt der zwanzigjährige Carnot als Original oder als Philosoph (beide Worte hatten gleiche Bedeutung), weil er weder an ihrem lärmenden Wesen noch an den lustigen Unternehmungen Theil nahm, weil er mehr in den Bibliotheken lebte als in den Kaffeehäusern, weil er die Lectüre des Thucydides, Polybius und Cäsar dem Lesen der allzu zügellosen Schriften jener Zeit vorzog, weil er endlich seine genaue Bekanntschaft mit dem General-Commandanten der Picardie, dem Prinzen von Croy, nicht zu Urlaub und Diensterleichterungen ausbeutete, sondern diesen bei schwierigen geographischen Untersuchungen unterstützte, und gemeinschaftlich mit ihm an Karten der südlichen Halbkugel arbeitete, welche die neuesten Entdeckungen der Seefahrer darzustellen bestimmt waren. Dennoch aber war Carnot nichts weniger als ein murrischer Sittenrichter: gegen sich selbst streng, war er unerschöpflich nachsichtig gegen Andere. In den Stunden der Muße und Erholung dichtete er Lieder, die eine sanfte und wohlgesittete Heiterkeit athmen. In der Biographie eines Geometers Lieder anzuführen, würde neu und überraschend erschienen sein, und hätte mich nicht eine Betrachtung abgehalten, so wäre ich verführt worden, mir dies geringe Verdienst, wie in meiner Macht stand, zu erwerben. Seitdem aber ein großer französischer Dichter den Stempel seiner Unsterblichkeit dieser Gattung von Poesieen aufgedrückt hat, darf man bei uns ein Lied nicht leichthin anführen.

Erste Mittheilung Carnot's an die Akademie der Wissenschaften — Luftballons.

Die erste unmittelbare Mittheilung Carnot's an die Akademie der Wissenschaften (die Thatsache möchte für Alle neu sein) wurde durch ein Problem veranlaßt, das heute nicht nur noch ungelöst dasteht, sondern dessen Lösung vielen Physikern sogar unmöglich erscheint: das Problem, den Luftball willkürlich zu lenken.

Bei ihrem ersten Auftreten sind die wissenschaftlichen Entdeckungen, selbst wenn sie den Menschen den größten Nutzen versprechen, wie etwa

die Entdeckungen der Magnetnadel und der Dampfmaschine, mit geringschätzender Gleichgültigkeit aufgenommen worden. Politische Ereignisse und große Heldenthaten im Kriege haben fast ausschließlich das Vorrecht, die Masse des Volkes lebhaft zu erregen. Dennoch hat dieses allgemeine Gesetz zwei Ausnahmen erlitten. Auf diese bloße Andeutung hin hat ein Jeder von Ihnen sog'eich gedacht an Amerika und den Luftballon, an Christoph Columbus und Montgolfier. Die Entdeckungen dieser beiden genievollen Männer sind bisher in ihren Folgen äußerst verschieden gewesen, bei ihrem Ursprunge aber hatten sie ähnliche Schicksale. Man lese in der Histoire del Almirante die Zeugnisse der allgemeinen Begeisterung, welche die Entdeckung einiger Inseln bei den Andalusiern, den Cataloniern, den Aragoniern, den Castillanern erregte: man lese die Aufzählung der unerhörten Ehrenbezeugungen, die von den größten Städten bis hinab zu den kleinen Dörfchen nicht nur dem Führer des Unternehmens erwiesen wurden. sondern selbst den einfachen Matrosen der Schiffe Santa-Maria, Pirta und Nina, die zuerst an den Westküsten des atlantischen Oceans angelegt hatten, — und man ist der Mühe überhoben, in den Schriften der Zeit nachzulesen, welches Aufsehen unter unsern Landsleuten die Aërostaten hervorriefen. Die feierlichen Aufzüge in Sevilla und Barcelona sind nur das treue Abbild der Feste in Lyon und Paris. Wie zwei Jahrhunderte vorher geschehen war, blieb auch im Jahre 1783 die aufgeregte Einbildungskraft nicht innerhalb der Grenzen des Wirklichen und Wahrscheinlichen. In jener frühern Zeit wollte jeder einzelne Spanier selbst die Gegenden besuchen, in denen er, im Laufe weniger Tage, so viel Gold und Edelsteine aufzusammeln hoffte, als die reichsten Könige besaßen. Bei uns in Frankreich wollte Jeder, je nach dem gewohnten Kreise seiner Gedanken, eine andere, immer aber vielversprechende Anwendung des neuerlangten Vermögens, fast möchte ich sagen der neuerlangten Organe machen, welche Montgolfier soeben der Menschheit erworben hatte. In die Region der Lufterscheinungen emporgehoben, wollte der Physiker die Natur auf der That ertappen, und hoffte mit einem einzigen Blicke das Geheimniß der Bildung des Blitzes, des Schnees und des Hagels zu ergrunden. Der Geograph hoffte, von einem günstigen Winde getragen, ohne Gefahr und ohne Beschwerde die Polarzonen erforschen zu können, welche seit Jahrhunderten aufgehäufte Eismassen unserer Forschbegier fur immer zu entziehen drohten; er gab sich der Zuversicht hin, jene inneren Gegenden von Afrika, Neuholland, Java, Sumatra, Borneo gründlich kennen zu lernen, welche unsern Unternehmungen ebensowenig zugänglich sind durch verzehrendes Klima, durch Thiere und die dort lebenden wilden Völkerschaften. Mancher Feldherr glaubte eine dringend nothwendige Arbeit zu unternehmen, indem er über die neuen Befestigungsarten nach-

dachte, welche dem im Luftball reisenden Feinde entgegengestellt werden müßten, und Andere entwickelten neue Angriffsweisen, die auf Schlachten in der Luft Anwendung finden sollten. Entwürfe dieser Art, welche dem Ariost entlehnt scheinen, hätten wohl, sollte man meinen, den abenteuerlichsten und schwärmerischten Köpfen genügen sollen, und doch war es nicht so. Denn trotz des glänzenden Anhangs, mit dem Alle um die Wette die Entdeckung des Luftballons umgaben, erschien diese letztere dennoch nur als Vorläufer noch größerer Entdeckungen: dem Menschen, der die Lüfte erobert hatte, konnte Nichts fernerhin unmöglich sein. Unaufhörlich kehrt dieser Gedanke wieder, und tritt unter allen möglichen Gestalten ans Licht: die Jugend nimmt ihn schwärmend auf, während er den Greisen zum Gegenstand der Klagen und des Bedauerns wird. Man höre nur die Marschallin von Villeroi: fast mit Gewalt führt man die achtzigjährige, kranke Frau an ein Fenster der Tuilerien, denn sie hat keinen Glauben an den Luftballon. Dennoch löst sich der Ball von seinen Tauen, unser akademischer Mitbruder Charles, im Nachen sitzend, steigt fröhlich, die versammelte M nge grüßend, majestätisch in die Lüfte. Da sinkt die alte Marschallin, v m gänzlichen Unglauben zu unbegränztem Vertrauen auf die Macht des menschlichen Geistes urplölich fortgerissen, in die Kniee, und mit thränenden Augen bricht sie aus in diese Klage: „Ja, es ist best mmt, jetzt ist es sicher! Diese werden das Mittel entdecken dem Tode zu entgehen, aber dann, dann werde ich schon todt sein!"

Ernsten Sinnes und übrigens nicht achtzig Ja re alt, fiel es Carnot nicht ein, soweit wie die Marschallin von Villeroi zu gehen; doch sah man ihn in den ersten Reihen der Enthusiasten. Er glaubte damals und hat diese Ueberzeugung nie aufgegeben, an die Möglichkeit, den Luftballon nach Willkür lenken zu können, und hielt also auch die Anwendungen für ausführbar, welche Wissenschaft und Kriegskunst davon erwarteten. In den Archiven unserer Akademie muß sich eine Abhandlung befinden, in welcher der Geniekapitän Carnot dem Gutachten seiner Vorgesetzten eine Einrichtung vorlegte, derzufolge leichte Ruder, wie er glaubte, zum Zwecke führen müßten. Diese Abhandlung ist bis jetzt nicht aufzufinden gewesen.

Carnot's Lobrede auf Vauban. — Seine Streitigkeit mit Herrn von Montalembert.

In einem kleinen Städchen hatte sich einst eine literarische Gesellschaft aus eigener Machtvollkommenheit die Bezeichnung Tochter der

französischen Akademie beigelegt. Voltaire war der Meinung, man dürfe ihr diesen Beinamen nicht streitig machen und sagte: „Mir scheint sie sogar eine sehr tugendhafte Tochter zu sein, weil sie niemals von sich reden macht." Auf die Akademie von Dijon hätte dieses Scherzwort keine Anwendung gefunden. Denn diese berühmte Gesellschaft hatte sich nicht den Blicken der Oeffentlichkeit entzogen, weder als sie die Aufgabe stellte: „Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen habe," noch ins Besondere, als sie der Rede den Preis zuerkannte, in welcher J. J. Rousseau sich verneinend entschied. Ueber diesen sonderbaren Satz hat die Zeit ihr Urtheil gesprochen; sie hat aber nicht die Erinnerung an jenes edelmüthige Verfahren ausgelöscht, welches dadurch, daß es Rousseau zu einer unerwarteten Berühmtheit erhob, ihn für immer der glänzenden Laufbahn gewann, in welcher er zwar Nacheifer gefunden hat und Nebenbuhler, aber nie einen Meister.

Dem erwähnten Verdienste kann die Akademie von Dijon noch dies andere hinzufügen, daß sie zu dem ersten literarischen Erzeugnisse Carnot's Veranlassung gegeben hat, ich meine seine Lobrede auf Vauban.

Der Unerschrockenheit des berühmten Marschalls, seiner Uneigennützigkeit und seinem Wissen, war schon durch Fontenelle's Mund in einer Weise gehuldigt worden, daß es schwer schien, jenem noch Etwas hinzuzufügen. In der That, durch welche Worte vermöchte man würdiger das Leben eines Kriegers zu bezeichnen, als durch diese wenige Zahlen: „Vauban leitete die Arbeiten an 300 Festungen; er erbaute 33 neue, belagerte 53 Plätze und nahm Theil an 140 Gefechten." Und klingen die folgende Worte nicht wie dem Plutarch entlehnt? „Vauban's Sitten blieben von den glänzendsten Auszeichnungen unberührt, und es bedurfte zu diesem Siege nicht einmal eines Kampfes. Er schien, mit einem Worte, ein Römer, den unser Jahrhundert den glücklichsten Zeiten der Republik entnommen hätte!"

Man hätte erwarten sollen, Vauban's Lobrede aus der Feder eines Genieoffiziers würde hauptsächlich in einer genauen Würdigung der Vertheidigungs- und Angriffsmittel bestehen, mit welchen der Marschall die Kriegskunst bereichert hat. Dies zu thun war aber nicht die Absicht Carnot's gewesen: Vauban erschien ihm vorzüglich bewunderswerth durch die Vorzüge seines Herzens, durch seine Tugenden und seine Vaterlandsliebe. „Er gehörte," sagte Carnot, zu denjenigen, welche von der Natur ausschließlich zum Wohlthun der Welt geschenkt werden, welchen wie den Bienen das Bedürfniß angeboren ist, für das allgemeine Wohl zu wirken, welche ihr eigenes Schicksal nicht von dem des Staates trennen können, und die als wahre und ächte Mitglieder des gesellschaftlichen Verbandes

mit der Menschheit leben und blühen, mit ihr leiden und schmachten."

Der Prinz Heinrich von Preußen war in der Sitzung der Akademie zu Dijon gegenwärtig, in welcher die Lobrede auf Vauban gelesen und gekrönt wurde. In den unzweideutigsten Ausdrucken gab er den Genuß zu erkennen, den ihm die Rede gewährt hatte; mündlich und schriftlich gab er dem Verfasser die Versicherung seiner Hochachtung. Wetteifernd mit dem Prinzen Heinrich ging der Prinz Condé, Vorsitzender der Versammlung, in seiner Eigenschaft als Gouverneur von Burgund noch über die Wohlwollensbezeugungen hinaus, welche dem jungen Offizier vom Bruder Friedrich des Großen zu Theil wurden

(Schluß folgt.)

———oOo———

Religiöser Fanatismus in Amerika.

Wir haben unter dieser Ueberschrift schon mehrere Artikel in der „Atlantis" veröffentlicht, und können dieselbe in der That als eine stehende Rubrik betrachten, denn jeder Tag bringt neue Ausgeburten des Fanatismus mit sich, die an Tollheit und Verrücktheit den ärgsten Scenen des Mittelalters nicht nachstehen. Wir haben heute eine Reihe von Mordthaten aus religiösem Wahnsinn zu erzählen, die in dem Staat der „blauen Gesetze", Connecticut, vorgefallen sind, und die einen wesentlichen Beitrag zur Sittengeschichte dieses Jahrhunderts und des amerikanischen Volkes bilden. Sage man nicht, daß solche Vorfälle zu vereinzelt dastehen, als daß man von ihnen auf den allgemeinen Bildungsstand des Volkes schließen könnte! Zur Beurtheilung des Mittelalters nimmt man die Hexenprozesse und Ketzergerichte; weßhalb sollten wir bei Beurtheilung unserer Zeit uns nicht an solche Vorfälle halten, in denen sich der allgemein verbreitete Geist der religiösen Heuchelei und Intoleranz an einem speziellen und schrecklichen Beispiele zeigt? Für solche Vorfälle, wie wir hier mittheilen müssen, ist nicht nur ein Kreis von einzelnen wahnsinnigen Menschen verantwortlich, eine kleine Gemeinde, mit einem verrückten Weib als Prophetin an der Spitze, sondern die allgemeine Bigotterie und religiöse Heuchelei, welche im ganzen amerikanischen Volke verbreitet ist, die das System des öffentlichen Unterrichtes verfälscht, und die erlaubt, daß eine zahlreiche Menschenklasse blos von der Ausbeutung der menschlichen Dummheit lebt. Der Wahnsinn, der den Mord in New Haven veranlaßt hat, beschränkt sich nicht auf die in dem blutigen Drama mithandelnden Personen, sondern ist in größerer oder geringerer Stärke über alle Kirchen und Gemeinden des Landes vertheilt, und jede Metho-

bistenkirche, jeder puritanische Pfaff, jeder schleichende, heuchelnde Jesuit hat seinen Theil daran. Besonders in dem wegen seines Puritanismus, Nativismus und Temperenzfanatismus verrufenen Connecticut sind solche Verfälle in der allgemeinen Stimmung des Volkes begründet, und diejenigen Leute, welche sich über den Mord entsetzen, sollten zuerst mal ihre Priester, als indirekte Mitschuldige an der wahnsinnigen That, aus ihrer Mitte vertreiben.

Hören wir übrigens den Hergang der Sache: Unsere Wechselblätter berichten:

„New-Haven, Connect., Dez. 26. (Mord aus religiöser Verrücktheit.) Ueber die bereit per Telegraph gemeldete Ermordung eines Farmers, Namens Justus Mathews, erfährt man jetzt folgende Einzelheiten: In New-Haven lebt eine alte Frau Namens Rhoda Wakeman, welche in einer kleinen Gemeinde von Milleriten als Prophetin fungirt. Sie ist direkt vom Himmel abgesandt, um die böse Welt auf den Pfad des Heils zu führen und zu diesem Zwecke natürlich auch mit der Gabe, Wunder zu verrichten, ausgerüstet worden. Ja sie behauptet, es bedürfe nur eines Winkes von ihr, um die ganze Welt zu zerstören. Es gelang ihr, eine kleine Anzahl von Gläubigen, unter ihnen einen anrüchigen alten Kerl, Namens Ely, um sich zu versammeln, und es wurden regelmäßig Versammlungen in ihrem Hause abgehalten. Einer ihrer Anhänger, dem Zweifel an der göttlichen Sendung der alten Hexe aufgestiegen waren, gab ihr eines Tages in einem Kuchen eine Portion Arsenik, welchen sie verzehrte, aber, da die Dosis zu stark war, wieder glücklich von sich gab. Mit diesem Wunder stieg natürlich das Ansehen der Alten bis in's Unbegränzte. Nun befand sich aber unter ihren Gläubigen auch der erwähnte Mathews, welcher aus irgend einem unbekannten Grunde ihr Mißfallen erregt hatte. Sie behauptete, er habe den Teufel im Leibe, er habe sie verhext, sie müsse sterben, wenn er nicht beseitigt würde und dann — würde die Welt untergehen. Verschiedene Versuche, den Teufel auszutreiben, mißlangen, und die Alte fuhr fort ihren bösen Feind anzuklagen. Da faßte die Gemeinde, entsetzt über die drohende Aussicht eines nahen Weltuntergangs, einen heroischen Entschluß. Am 21. war wieder Versammlung, in der Mathews zugegen war. Man blieb bis spät in die Nacht zusammen, und am andern Morgen fand der Sohn von Mathews seinen Vater in einem Zimmer als Leiche. Seine Hände waren mit einem Strick zusammengeschnürt, und der Hals von Ohr zu Ohr durchgeschnitten. Ely, der mit mehreren Andern verhaftet wurde, hat bereits den Mord eingestanden. Mehrere Mitglieder der „Gemeinde" leisteten ihrem „Vorsteher" Ely hülfreiche Hand."

Also geschehen im Jahre des Herrn 1855, in dem aufgeklärtesten Lande der Welt.

Nachträglich erhalten wir noch umständliche Nachrichten über das Ergebniß der in dieser Sache geflogenen Untersuchung. Es geht daraus hervor, daß der Vorsteher Sly den Mord allein, aber mit Vorwissen der ganzen Gemeinde und auf Anstiften der Prophetin verübte. Der Grund, warum Mathews sterben mußte, war, daß die Prophetin glaubte, der böse Geist sei aus der Person eines gewissen Amos Hunt, welcher den erwähnten Vergiftungsversuch machte, in Mathews gefahren. Sie schloß dies aus dem beherenden Blicke, welchen Mathews ihr zuzuwerfen pflegte. Dieser selbst war von seiner Besessenheit vollkommen überzeugt, ließ deswegen verschiedene Austreibungskünste an sich versuchen, und sich am Abende seiner Ermordung, wie öfter zuvor, die Augen verbinden und die Hände binden. In diesem Zustande wurde er, und wie die Zeugen versichern, mit seiner Zustimmung, von Sly, dem Bruder der Wakemann, ermordet. Während der Verübung der That sangen und beteten die Gläubigen in einem Nebenzimmer.

Die Prophetin machte im Verhöre folgende Aussage:

„Ich bin 70 Jahre alt, lebte 17 Jahre in N. Haven, hatte 17 Kinder, von denen neun noch leben. Seit 20 Jahren bin ich Wittwe. Seit 30 Jahren bin ich eine Abgesandte Gottes. Damals kam die Religion bei mir zum Durchbruch und seit der Zeit wandelte ich mit Jesus Christus. Ich lernte zuerst Religion, als mein Mann mich mißhandelte und ich den Tod erwartete. Mein Mann brachte mich um das Leben. Sieben Stunden war ich todt und dann ward ich zu den Engeln gebracht. Als ich in den Himmel einging, standen zwei Engel an meiner Seite und berührten mich mit ihren glänzenden Schwertern. Christus kam zu mir mit seinen von Nägeln durchbohrten Händen und er sprach zu meiner Seele. Ich betete und es kam ein anderer Engel und brachte mich in das Paradies, wo ich Adam und Eva und alle anderen Geister sah. Christus hatte die Dornenkrone auf und sah aus wie damals, als er gekreuzigt wurde. Gott saß auf dem Throne in aller seiner Glorie. Um ihn waren die Engel in ihren weißen Gewändern und die Geister waren alle glücklich. Ein Geist kam, ergriff mich und brachte mich wieder auf die Erde zurück, und als ich hier ankam, sah ich meine Leiche auf dem Boden liegen und ich fühlte mich sehr unglücklich, da ich wieder auf dieser bösen Erde leben mußte. Bald sah ich auch meinen schlechten Mann und er rief aus: Bei Gott, sie ist wieder lebendig! Später kamen wieder zwei Geister und Christus, und ich fiel nieder vor ihm. O ich war so glücklich! Letzte Nacht trug ich dem lieben Gott meinen Fall vor, und hatte eine Offenbarung von ihm. Er sagte mir, daß jener Mann (Mathews) den Bösen in sich habe. Er hat ihn geerbt von Amos Hunt, der mich vergiften wollte u. s. w."

Diese Aussagen der Propheten bestätigen also vollkommen die Wahrheit Alles dessen, was die Herren Geistlichen seit Jahrhunderten von dem Himmel und der ewigen Glückseligkeit gepredigt haben. Hoffentlich werden die Ungläubigen in sich gehen.

In derselben Zeitung finden wir folgende Notiz:

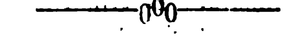
„Mord. New-Haven, 1. Jan. Ein wahnsinniger Mann, Namens Charles Sanford, ungefähr 26 Jahre alt, verübte gestern in Woodbridge, 6 Meilen von hier, 2 Mordthaten. Er befand sich vermuthlich im Walde, wo er Holz hackte, und tödtete Herrn Enoch Sperry, der in einem Schlitten vorbeifuhr. Er hackte ihm mit der Axt den Hals ab. Der Gemordete ist der Sohn des Staatssekretärs. Nach dieser That begab sich Sanford in das Haus eines Farmers, Namens Ichabod Umberfield, den er gleichfalls mit der Axt erschlug. Sanford ist verhaftet und scheint vollständig verrückt zu sein. Er ist ein Neffe von Almoron Sanford, welcher auf den Verdacht einer Betheiligung bei der Ermordung von Justus Mathews verhaftet worden war.“

Was soll man zu solchen Vorfällen sagen?

Ebenso, wie man an einem hartnäckigen, boshaften Geschwüre die Verdorbenheit der Säfte und die Entmischung des Blutes erkennt, ebenso wie sich durch eine einzige niederträchtige Handlung der gemeine Charakter eines Menschen offenbart: ebenso geben uns die hier erzählten Verbrechen Gelegenheit, die faulen Säfte im Leben des Volkes zu erkennen. Wir finden überall Belege dafür, daß diese religiöse Manie eine allgemeine Eigenschaft des amerikanischen Volkes ist, oder doch wenigstens aus Heuchelei und Eigennutz geduldet und begünstigt wird. Geht durch die straflässige Unaufmerksamkeit eines Eisenbahnbeamten ein Zug zu Grunde, so wird die Vorsehung als Urheber angeklagt. Irgend ein Unglück oder ein Verbrechen, aus Eigennutz und Habsucht begangen, wird jenem Allmächtigen in den Wolken aufgebürdet, der, wenn er wirklich für Alles verantwortlich wäre, was amerikanische Coroners-Juries ihm aufbürden, alle Mörder der Welt an Verbrechen überträfe. Von der Predigt jener Priester, welche die Ursache des bekannten Eisenbahnunglückes bei Norwalk an der New Haven Bahn davon herleiteten, daß der Zug die Sabbathruhe verletzt habe, bis zu dem Wahnsinn des alten Ely ist nur ein kleiner Schritt.

Was wird man nun thun? Man wird die unglücklichen Urheber des Verbrechens für irrsinnig erklären, und den öffentlichen Irren-Anstalten überweisen, und Alles bleibt beim Alten. Tausend Sekten aller Art werden sich nach wie vor mit der Propaganda des Wahnsinnes beschäftigen; Mormonen, Mennoniten, Milleriten, Quäker, Wiedertäufer aller Sorten und Arten, untermischt mit den Jesuiten, werden die Begriffe verwirren und die Gemüther aufregen, ganz, wie vorher. Allerdings, wir ha-

den hier Religionsfreiheit, und jedem Unsinn steht Thür und Thor offen. Aber auch diese Religionsfreiheit hat ihre Grenzen: an den allgemeinen constitutionellen Bestimmungen über bürgerliche Freiheit und persönliche Sicherheit, und solche Vorfälle, wie die hier berichteten, sind wohl im Stande, Besorgnisse zu erregen und uns aufzufordern, diese Grenzen mit neuen und bessern Vertheidigungsmitteln zu versehen.



Zur Schulfrage.

Die „San Antonio Zeitung" publizirte vor einiger Zeit einen Artikel über Schulwesen und Schulzwang, in welchem sie bedauerte, daß dem Congresse und der Föderalregierung keine Gewalt über das Schulwesen zustehe. In dem „San Antonio Ledger" vom 1. Dez. '55 finden wir einen größeren Aufsatz über dasselbe Thema und eine Reihe von Bemerkungen über das Schulwesen, welchen wir, einzelne Punkte abgerechnet, unsere vollständige Zustimmung nicht versagen können. Diese Bemerkungen beziehen sich darauf, die Erziehung national zu machen, und sind mit Ausnahme eines einzigen Punktes, — die Alleinherrschaft der englischen Sprache in den Primärschulen betreffend, — so freisinnig und vorurtheilsfrei, daß wir kaum einen Amerikaner als den Verfasser des Artikels vermuthen zu können. Unter mehreren vortrefflichen Vorschlägen, welche der Verfasser über das Schulwesen macht, heißt es im dritten Abschnitte, daß die Exekutive in Washington die oberste Aufsicht über alle Schulen dieser großen Union haben solle, und am Schlusse wird die Einrichtung einer Ver. Staaten Schule anempfohlen, als eines Centralpunktes sämmtlicher wissenschaftlichen Bestrebungen in Amerika, als eines Schlußsteines des gesammten National-Schulsystemes. Mit großer Genugthuung sehen wir solche Vorschläge, deren Erfüllung schon längst den Gegenstand unserer lebhaftesten Wünsche bildete, in einem anglo-amerikanischen Blatte auftauchen; wenn solche Ansichten unter dem amerikanischen Publikum ein Echo finden, dann ist Alles zu hoffen. Uns giebt dieser Vorschlag, und die Bemerkung der „San Antonio Zeitung", daß dem Congresse und der Förderal-Regierung keine Befugniß zustände, sich in das Schulwesen zu mischen, eine willkommene Veranlassung, über das Verhältniß des Schulwesens zu den verschiedenen staatlichen Gewalten und über die Kompetenz der letzteren einige Bemerkungen zu machen, die vielleicht geeignet sind, den Charakter der Schule, wie die Bedeutung des Staates verständlich zu machen.

Die Föderativ-Verfassung der nordamerikanischen Republik mit ihrer Eintheilung in Gemeinden, Counties, Staaten, Union, ist gewiß vortrefflich, und gewährt, richtig ausgeführt, neben der größtmöglichen Sicherheit des Ganzen die größtmögliche Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Theile. Wie übrigens die einzelnen Befugnisse zwischen der General-Verwaltung, den einzelnen Staaten, den Counties, den Gemeinden vertheilt werden müssen: dies ist eins der schwierigsten Kapitel der inneren Politik der Union; es sind die irrigsten Ansichten über das Verhältniß der Staaten zu der Union und über die sogenannte Volkssouveränität vorhanden. Es ist bekannt, daß die demokratische Partei der General-Regierung nur „übertragene" Gewalten zuschreibt, d. h. nur solche Befugnisse, welche ausdrücklich durch das Staatsgrundgesetz dem Congresse übertragen sind. Die Constitution hat nun allerdings dem Congresse eine gewisse Anzahl von Befugnissen eingeräumt, und diejenigen, welche sich zu einer „strikten" Auslegung der Constitution verstehen, wollen dem Congresse keine andere Befugnisse zugestehen, als welche wörtlich und speziell in der Constitution angeführt sind. Es mag sein, daß bei der herrschenden Corruption in Washington eine Eindämmung der Congreßgewalten vorübergehend nützlich sein mag, — obwohl die Corruption sowohl die Staatsverwaltungen, wie den Congreß angefressen hat, und in dieser Beziehung also kein Unterschied zu machen ist, — so scheint uns doch eine solche buchstäbliche Auslegung der Constitution weder mit der Absicht ihrer Verfasser, noch mit dem Charakter unserer politischen Institutionen übereinzustimmen. Wenn man von dem Grundsatze ausgeht, daß die gesetzgebende Macht im amerikanischen Volke ruht, so ist auch noch heute, wie zur Zeit der Gründung der Constitution, das Volk berechtigt, einzelne Theile dieser Macht an die General-Regierung zu übertragen, denn das Recht, Gesetze zu geben, Vollmachten auszustellen, Befugnisse zu übertragen, hat sich durch die Abfassung der Konstitution nicht erschöpft. Wir glauben daher, daß man namentlich in dieser Beziehung die Konstitution nicht buchstäblich interpretiren dürfe. Wir glauben, daß die einzeln Befugnisse, welche die Konstitution direkt und ausdrücklich dem Kongresse zuschreibt, nur beispielsweise angeführt sind, um zu zeigen, welcher Art die Geschäfte sind, die zur Kompetenz der Föderal-Regierung gehören. Wir glauben, daß der allgemeine Aufschwung, den die Bedürfnisse und Interessen des amerikanischen Volkes seit Gründung dieses Staaten Bundes genommen haben, auch eine Vermehrung der Pflichten und Rechte der Föderal Regierung, neben einer Vermehrung der Macht und Selbstständigkeit der einzelnen Staaten zur Folge haben müsse. Wir gehen von der Ansicht aus, daß die Frage, ob Etwas zur Competenz des Congresses gehöre oder nicht? nicht so sehr von der Constitution, als von den Eigenschaften und dem Charakter des

in Rede stehenden Geschäftes abhänge. Wir finden es ganz natürlich, daß lokale Sachen, von den Lokalbehörden, staatliche Geschäfte von den Staatsbehörden, nationale und allgemein humane Angelegenheiten dagegen vom Congreß abgemacht werden. Für die letzteren, für die rein humanen, allgemein menschlichen Angelegenheiten, welche über die Grenzen der nationalen Interessen hinausgehen, wird die Zukunft noch eine höhere Behörde, den Völkercongreß, creiren. Einstweilen beschränken wir uns auf die bestehenden Organe des Staates, wie sie in der Constitution dieses Landes eingerichtet sind.

Eine solche aus der Sache selbst hervorgehende Beurtheilung scheint uns mit dem ganzen Charakter der Zeit, mit dem Gange, den die Wissenschaft genommen hat, und mit der allgemeinen Weltanschauung übereinzustimmen. Während man früher systematisirte und construirte, und die Systeme eher hatte, wie die Thatsachen und Beobachtungen, entwickelt man jetzt die Systeme und Gesetze aus den Thatsachen heraus. Diese Immanenz der Beurtheilung, — wenn wir uns so ausdrücken dürfen, — welche von der Philosophie erfunden worden ist, hat die glücklichsten Resultate auf dem Gebiete der Naturwissenschaften hervorgerufen, und gibt dem Jahrhundert einen mächtigen Impuls zum Fortschritt. Jedes Ding hat seinen Werth und sein Maaß in sich selbst, und kann nur nach seinen eigenen Eigenschaften beurtheilt werden. Durch die Anwendung dieses Satzes bringt man die so lange versagte Gerechtigkeit in das Urtheilen. Diesen Satz müssen wir auch in der Politik anwenden. Welch eine Verwirrung herrscht in den Kreisen der amerikanischen Politiker über die Frage des Competenz, über die Grenzen der Föderalgewalt, über die Beschaffenheit der Volkssouveränität, über die Grenzen der gesetzgebenden Gewalt etc. etc. Wir wollen nur an drei der hauptsächlichsten Fragen der Tagespolitik erinnern, an die Bestimmung der Kansas- und Nebraskabill über Sklaverei, an die inneren Verbesserungen und an das Temperenzgesetz. Während die Frage der Sklaverei eine Frage der allgemeinen Menschlichkeit und des nationalen Gesammtinteresses ist, und die innern Verbesserungen sich in allgemein nationale und speziell staatliche theilen, ist die Temperenzfrage eine durchaus individuelle Sache, in welcher keiner einzigen Gemeinschaft irgend ein Gesetzgebungsrecht zusteht. Alle Verwirrungen der letzten Jahren wären vermindert worden, wenn man, anstatt willkührliche Theorien und allgemeine Systeme aufzustellen, jede einzelne Frage ihrem eigenthümlichen Werthe nach behandelt hätte.

Man verzeihe uns diese Abschweifung; sie schien uns zur Behandlung unseres speziellen Gegenstandes nothwendig, denn gerade die Schule und die Erziehung ist ein Gegenstand, welcher auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung nach einander die Thätigkeit der Familie,

der Gemeinde, des Staates, der Union, der Menschheit in Anspruch nimmt. Versuchen wir, diese verschiedenen Stufen kurz abzugränzen!

Die Erziehung der Bedürfnisse, Neigungen und Empfindungen gehört der Familie.

Die Elementarerziehung gehört der Gemeinde.

Die Erziehung zum bürgerlichen Berufe ist Sache des einzelnen Staates.

Die Erziehung zum freien republikanischen Bürger, zum selbstständigen, selbstthätigen und selbstbewußten Menschen, die wissenschaftliche und künstlerische Erziehung ist nationale Angelegenheit, und gehört hier in Amerika unbedingt zur Competenz des Congresses, bis daß ein höheres Tribunal gefunden wird, das die höchsten Zwecke der Menschheit vertritt.

Gehen wir auf den letzten Punkt näher ein. Der Congreß hat sich bisher fast ausschließlich mit pekuniären Interessen, mit Sklaverei, Zöllen, Geldbewilligungen rc. beschäftigt, und daher rührt auch wohl die allgemeine Corruption, die in Washington herrscht, und der Egoismus der Parteien, von dem wir gerade im gegenwärtigen Momente ein eclatantes Beispiel sehen. Gibt man der Thätigkeit des Congresses eine höhere, weitere Aufgabe, so wird auch die ganze Haltung dieses großen politischen Körpers eine edlere und uneigennützigere sein. Die höchste Aufgabe desselben aber stimmt mit der höchsten Aufgabe der Nation selbst überein, sie besteht in der Verbreitung der Wissenschaften und Künste. Die Gesellschaft der Musen und Grazien paßt schon sein alter Zeit gut zu eine Republik. Wenn eine große Universität, die Trägerin der modernen Wissenschaft, mit Museen, Bildergallerien, Akademien, Sternwarten rc. rings um das Capitol herumlägen, es wurden die Berathungen im Capitole selbst an Würde, Gediegenheit und Inhalt gewinnen. Jetzt besteht die Umgebung des Capitols aus Bordellen und Spielhäusern. Das Volk der Ver. Staaten kann verlangen, daß der Sitz der Föderal-Regierung der Sitz der Intelligenz des Landes sei. Als die kleine Schweiz sich nach den Sonderbundskriegen reorganisirte, wurde gleich in der Verfassung bestimmt, daß eine eidgenössische Hochschule errichtet werden solle, — welch ganz andere Ansprüche kann in dieser Beziehung das Volk der Ver. Staaten machen? Geld ist haufenweise in den Kassen der Ver. Staaten; diese Republik ist im Stande, mehr für Wissenschaft und Kunst zu geben, wie Nikolaus, Viktoria, Louis Napoleon und Friedrich Wilhelm zusammen. Nicht nur kann die Republik die Mittel zur Intelligenz besser bezahlen, wie die Monarchie, sie braucht auch mehr Intelligenz, als sie. Ein souveränes Volk braucht viel mehr allgemeine wissenschaftliche Kenntnisse, viel mehr historische, philosophische, naturwissenschaftliche, national-ökonomische u.s.w. Kenntnisse für seine Beamten und Gesetzgeber, als eine Aristokratie, die nach den Vorurtheilen und dem Herkommen regiert wird. Es ist einmal be

Grundsatz allgemein angenommen, daß das Schulsystem in Amerika ein nationales sei, — obwohl dieser Grundsatz in der Praxis noch nicht ganz ausgeführt ist; — das einzige Mittel, diesen Grundsatz zur Wahrheit zu machen, ist die Einrichtung einer Verein. Staaten Hochschule, welche den andern Unterrichtsanstalten als Norm dienen und ihnen die nöthigen Lehrer verschaffen kann. Diese Schule muß den Schlußstein des ganzen Unterrichtssystemes bilden; ihre Existenz ist eine nothwendige Voraussetzung für alle andern Unterrichtsanstalten. Sie müßte natürlich so angelegt werden, wie es der Größe ihrer Aufgabe entspricht, mit Bibliotheken, Sammlungen aller Art, physikalischen Cabinetten, chemischen Laboratorien, Sternwarten und allem Zubehör versehen, mit einer Akademie für Wissenschaften, einer Abtheilung für schöne Künste 2c. bereichert, ein Organ zur Weiterführung der Wissenschaft, wie zur Verbreitung derselben. Eine solche Anstalt könnte in viel umfassenderer Weise das leisten, was die Akademie der Wissenschaften in Berlin, das „Institut" und das „Längenbureau" in Paris und ähnliche Institute in Europa nur annäherungsweise erreichen, weil hier sowohl die materiellen Mittel in reichem Maaße vorhanden sind, als auch die politische und religiöse Freiheit unbegränzt ist. Die wissenschaftlichen Resultate einer solchen Anstalt würden die kühnsten Erwartungen und Berechnungen übertreffen, und selbst auf die gelehrten und wissenschaftlichen Anstalten Europa's eine mächtige Rückwirkung ausüben. Ein Klang der berühmtesten Namen würde sich um dieses Institut versammeln, und die Blicke der ganzen gebildeten Menschheit auf dieses Land richten. Fürwahr, der Plan einer Verein. Staaten Hochschule hat eine weite Perspektive; wir wüßten kaum, welch eine glänzendere That der Genius dieses Jahrhunders vollbringen könnte.

Der Kongreß hat bis jetzt nur zwei wissenschaftliche Anstalten unter seiner Aufsicht und Leitung, das Smithsonian Institut zu Washington und die Militär-Akademie zu Westpoint; beide sind aber zu exclusiv, als daß sie den Namen nationaler Anstalten verdienten und einen passenden Platz in dem Systeme der Volkserziehung einnähmen. Die Hochschule müßte unserer Ansicht nach die Vereinigung einer Universität, nach dem Muster der größeren europäischen Universitäten, mit einer wissenschaftlichen Akademie in der Art, wie das „Institut" in Frankreich, sein, und denselben Grundsätzen, nach denen das allgemeine Volksschulwesen eingerichtet ist, folgen, so daß die Theilnahme an den Vorlesungen jedem Manne aus dem Volke unentgeldlich frei steht. Unter der permanenten Aufsicht des Volkes und des Kongresses würde sich hier ein Wetteifer wissenschaftlichen Strebens zeigen, der an die olympischen Spiele der Griechen erinnert. Die Griechen waren ein jugendliches Volk und ihre nationalen Vergnügungen waren dem gemäß, aber die Völker dieses Jahrhunderts sind ernster und älter geworden, denn ihr

olympischer Wirkung liegt im Reiche der Ideen, der Entdeckungen und Erfindungen.

So sehr auch die Wissenschaft zu den republikanischen Ideen und Institutionen paßt, so wenig verträgt sie sich mit der einseitigen Auffassung des Selfgouvernements„ welche wir oft in Amerika finden. Mehr, wie Alles in der Welt, ist die Wissenschaft socialistischer Natur; eine Entdeckung reiht sich der andern an, eine Forschung unterstützt die andere; eine Wissenschaft steht im Bunde mit der andern. Kein Forscher, kein Denker kann isolirt und mit eigenen Mitteln das zu Stande bringen, was er im Verkehr mit andern Denkern und umströmt von der wissenschaftlichen Luft einer großen Universität leisten kann. Die Männer der Wissenschaft, ein Humbold, Arago u. s. w. sind echte Socialisten, denn sie erwerben und benutzen die Schätze der Wissenschaft gemeinschaftlich. Aus dieser „universellen" Natur der Wissenschaft geht es schon hervor, daß ihr eine „Universität" angewiesen werden muß, d. h. eine Anstalt, wo alle Wissenschaften vertreten sind und im freien Verkehr mit einander stehen, und um eine solche Universität zu Stande zu bringen, bedarf es der Kräfte einer großen vereinigten Nation.

Welche Rückwirkung die Einrichtung einer solchen Anstalt auf das ganze Unterrichtssystem der Union bis zu der kleinsten Dorfschule herunter haben würde, läßt sich kaum absehen. Bisher ist im ganzen amerikanischen Volksschulsystem, so vortrefflich seine Intentionen auch sein mögen, kein Plan, keine Einheit, keine Consequenz, keine Uebersicht. Jedes einzelne Schulkollegium, jeder einzelne Schulsuperintendent handelt für sich. Die verschiedensten Methoden und Maximen herrschen in den Schulen. Dies stimmt nicht zusammen mit der großen Uniformität, welche man sonst in den hiesigen Sitten und Gebräuchen findet. Noch weniger paßt dies zu dem nationalen Charakter, den das Volksschulwesen beansprucht. Durch Gesetze, Reglements u. s. w. läßt sich hierin keine Aenderung herbeiführen, — denn es ist ein großer Unterschied zwischen einem Reglement und dessen Ausführung, — sondern nur durch der Wissenschaft selbst, die in ihren hauptsächlichsten Resultaten immer einig und consequent ist. Ohne eine solche Universität fehlt dem nationalen Erziehungssystem nicht nur den Kopf, sondern auch die Basis, die Vorbedingung, das allgemeine Maaß, nach welchem die gesammte Volkserziehung geleitet wird.

Wir könnten noch lange fortfahren, die Unentbehrlichkeit und die großen Resultate einer solchen Anstalt nachzuweisen, — aber es hieße, tauben Ohren predigen. Es ist traurig, große, glänzende Hoffnungen aufzurollen mit der sichern Einsicht, daß sie sich nicht erfullen. Ja, wenn die amerikanischen Politiker in der Mehrzahl Leute wären, wie

Seward von New-York, Staatsmänner, die den Werth wissenschaftlicher Erziehung begreifen, weil sie dieselbe genossen haben, Leute von universeller Bildung, Denker, Philosophen: — dann könnte man an die Realisirung eines solchen Planes denken. Aber diese Routiniers, welche im Kapitole sitzen, sind zu solchen Gedanken nicht fähig; sie sind in den Kongreß gekommen, ohne daß sie nothwendig hatten, die Schule der Wissenschaft durchzumachen, und denken, daß andere Leute dies auch nicht nothwendig haben. Anstatt der Wissenschaft einen Tempel zu bauen, führen sie die Sklaverei in die Territorien ein, und — zanken sich um die Beute.

Thomas Dhele.

Ein Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts.

(Nach Arsene Houssaye für die „Atlantis" von Ed Dorsch.)

Dhele war ein Engländer. Unter dem Namen Thomas Dhele wurde er um das Jahr 1771 in Frankreich bekannt. Sein eigentlicher Name war Hales.

Er war geboren 1740 in der Grafschaft Gloucester. Sein Vater, ein Baronet und ein Mann von kühnem, abentheuerlichem Geiste, wünschte, daß der einzige Abkömmling seines etwas berühmten Hauses den Schrecken der See die Stirne biete, deßhalb trat Thomas Dhele nach einer ernsten und arbeitsamen Jugend in den Seedienst und focht tapfer im Jamaikakrieg. Dann reiste er über den ganzen Erdball, weilte lange in Italien und kam um das Jahr 1770 nach Paris, nachdem er die Reste seines Erbes durch Reisen sehr vermindert und, wie Gretry sagte, manchen Fußtritt von Bachus und Venus erhalten hatte. Trotz seiner Leidenschaft für Vergnügungen bewahrte sein Gesicht stets den Ausdruck von Heiterkeit und ernster Würde, ja es war, so zu sagen, ehrwürdig. Von feinem Schnitt erinnerten die Züge seines Antlitzes an die schönen Porträte des englischen Hofes von Vandyke, seinen Mund umspielte das Lächeln verächtlicher Gleichgültigkeit. Er war nicht lange in Paris, ehe er sich vollends ruinirte, — wer hält es für möglich! — für die Wirthin des Hotels, wo er abgestiegen war. Als er sich ganz ohne Mittel fand, begann er Lustspiele zu schreiben für das italienische Theater. Sein Genie war so groß, daß sein erstes Stück ein Meisterwerk war, was Bühnenkenntniß und Dialog betrifft. Er arbeitete langsam, konnte aber nicht dazu gebracht werden, seine Werke zu revidiren, weil, wie er sagte, das Urtheil des

Morgens nichts mehr werth sei, als das des vorhergehenden Abends. — Vom italienischen Theater erhielt er im Durchschnitt über tausend Kronen jährlich. Aber was ist diese Summe für einen englischen Baronet, der auf seinen Reisen sein Erbe in die vier Winde gestreut hatte? Während der zehn Jahre, die er in Paris zubrachte, lebte er nie länger als drei Monate hinter einander bequem. Dank seiner Verschwendung verbrachte er sein Leben im Schuldgefängnisse oder im Kaffeehaus. Aber auch in der äußersten Armuth verlor er weder den edlen Stolz des Genies, noch die Würde im Betragen. Noch so schlecht gekleidet, verrieth sein Gang den Mann von Adel. Gretry, der einige Notizen über ihn hinterließ, erzählt, daß er ihn lange Zeist fast nackend sah, aber nie flößte er Bedauern ein, „sein edles und würdiges Gesicht schien zu sagen: „Ich bin ein Mann, was kann ich mehr verlangen?"" Er vereinigte in sich den Stolz des Spaniers und die Ruhe des Engländers.

Ohele war einer der besten Kritiker seiner Zeit, obgleich er nie seine Kritiken niederschrieb. Auf der Buhne erlitten seine Entscheidungen keine Appellation. Er sah immer klar am politischen Horizont und die Herausgeber der Tagesblätter wetteten oft auf seine Conjekturen. Nie sprach er von sich selbst, sowohl aus kluger Nachsicht fur Andere als auch aus Selbstachtung.

Er machte sein Debüt auf dem Theater in Verbindung mit Gretry, mit dem „Urtheil des Midas". Es ist dies ein reizendes Lustspiel. Der originelle Genius Ohele's, getragen von der schönen und der lebendigen Musik Gretry's, vereinigte zu dessen Gunsten die Stimmen aller Pariser, die es ergötzlich fanden, die Engländer in der komischen Oper zu applaudiren, während sie dieselben auf dem Ozean verwünschten. Der Erfolg war brillant. Dichter und Musiker wurden herausgerufen; Ohele, schlecht genug gekleidet, kam mit ernster Miene, weder erfreut noch betrubt. „Es ist dies," sagte er, „der nothwendige Epilog meines Lustspiels." Da Apollo im ersten Akt aus den Wolken fällt, rief ein Witzbold: „Hr. Ohele, da Ihr Stuck vom Himmel kommt, muß es auch nothwendig dahin zurückkehren." Die Akademie nicht wissend, was andres zu thun, begann den Dichter über die Worte „das Urtheil des Midas" zu behelligen. Ohele's einzige Antwort war, daß er sein Lustspiel der Akademie widmete.

Ein Jahr nachher beendigten Ohele und Gretry, die stets auf zartem Fuße miteinander standen, das Lustspiel „der eifersuchtige Amor". Den Stoff hatte ein englisches Lustspiel „das Wunder" geliefert. Dieses Stuck wurde zuerst in Versailles mit großem Erfolge gespielt. Am Tage der Vorstellung, während Gretry mit stolzen Schritten den Pallast maß, saß Ohele einfach in der Kneipe über einem Glas Wein, wie ein Mann frei von aller menschlichen Eitelkeit. Der Erfolg des „eifersüchtigen Amor" war noch größer im italienischen Theater. Man begann sich zu

fragen: Wer ist dieser Engländer, der so originell ist und so viel Geist rat, als ein Franzose? Tausend Gerüchte wurden über ihn verbreitet, Jeder wollte ihn sehen, um besser seine Sonderbarkeiten zu beurtheilen. „Ich erscheine ihnen nur sonderbar, weil sie nicht natürlich sind. Ich bin es, der natürlich ist," sagte er.

Der Herzog von Orleans, welcher hörte, daß Dhele seine Nachmittage im Café du caveau im Palais Royal zubringe, verkleidete sich und ging dahin, um ihn zu sehen. Er fand einen Mann, der ernster dreinsah, als ein flämmischer Biertrinker, die Beine gekreuzt oder auf einen Stuhl ausgestreckt, trämend nach Gefallen und wenig bekümmert um die, die um ihn waren. Wovon träumte er? Er träumte von Liebe, denn Dhele war immer verliebt. Wenn er sich herabließ, sich in das Gespräch zu mischen, so sagte er nur wenige Worte, aber stets zum Zweck. Nie sprach er über Dinge, die Jeder wissen sollte; Schwätzer unterbrach er mit den trockenen Worten: „Dies ist gedruckt!" Seine Beistimmung gab er mit einem Nicken des Kopfes zu erkennen, und wurde seine Geduld durch thörichtes Geschwätz auf die Probe gestellt, so kreuzte er die Beine, nahm eine Prise und sah anders wohin.

Der Herzog von Orleans war erstaunt. Da er wußte, daß Dhele in Schulden steckte, sandte er am nächsten Morgen seinen Kammerdiener mit hundert Louisdor's zu ihm. „Sag ihm, dies sei die erste Zahlung einer Pension, die ihm der Herzog von Orleans für seine Beredsamkeit gewähre."

Der Kammerdiener fand Dhele in einem Bette liegend, das, man muß gestehen, sehr hart war. „Ich störe Sie, mein Herr?" — „Ja!" — „Sind Sie Herr Dhele?" — „Ja!" — „Soll ich die Thüre schließen?" — „Nein, denn Sie schwätzen dann zu lange." — „Werden Sie nicht ärgerlich, ich bin hier, gesandt vom Herzog von Orleans." — „Nun?" — „Der Herzog sendet Ihnen die erste Zahlung einer Pension, welche Sr. königl. Hoheit Ihnen wegen Ihrer Beredsamkeit zukommen läßt!" — „Es ist gut." — „Hier sind hundert Louisdor's." — „Hier ist eine für Sie." — „Ist dies Alles, was ich dem Herzog zu sagen habe?" — „Ja, doch . . . verschwinde! Der Herzog kennt meine Beredsamkeit."—

Es ist leicht zu begreifen, daß er drei bis vier Monate nachher keinen Sou mehr hatte. Gretry erhielt vom Herzog von Orleans, in dessen Pallast „das Urtheil des Midas" gespielt worden war, hundert Louisdor's, um sie mit Dhele zu theilen. Gretry schrieb deßhalb an Dhele und schickte ihm seinen Antheil. Jener gab dem Dienstboten aber nur die Antwort: „Es ist gut." Gretry, der eine schriftliche Antwort erwartet hatte, dachte, Dhele würde mündlich mit ihm sprechen, aber sie sahen sich zwanzigmal, ohne daß Dhele eine Anspielung machte. Endlich fragte er ihn direkt: „Sie erhielten ohne Zweifel . . ." — „Ja."

Dhele sagte nicht Ein Wort mehr.

Man nannte ihn als ein Muster von Undankbarkeit, weil er sowohl Wohlthäter, als Wohlthaten zu vergessen schien. Vergaß er aber wirklich?

Eines Tages beleidigte ihn im Café du caveau ein Mann, dem er für so manche Anleihen verschuldet war. „Hier bin ich gezwungen zu fechten", sagte Dhele, „es ist eine Krankheit der Zeit." Der Schuldner und der Gläubiger begaben sich deßhalb, um die Sache abzumachen, in einen nahegelegenen Garten. Kaum hatten sie die Klingen gekreuzt, so entwaffnete Dhele, der die Vortheile größerer Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit hatte, seinen Gegner auf's Anmuthigste und sagte zu ihm mit seinem gewöhnlichen Ernste: „Wäre ich nicht Ihr Schuldner, so würde ich sie tödten; hätten wir Zeugen, so würde ich Sie verwunden; wir sind allein und ich vergebe Ihnen."

Er war die Beute einer unwürdigen Geliebten, einer ausgedienten Tänzerin. Als er eines Morgens erwachte, sah er den Sheriff, der eine Verbeugung machte. — „Wie viel?" fragte Dhele. — „Zehn Louisdor's," antwortete der Beamte.

Dhele erhob sich im Bett und schrieb an Gretry: —

„Zehn Louisdor's oder das Gefängniß."

Gretry kam mit dem Gelde. „Wer zum Teufel, mein lieber Dhele, belästigt Sie wegen einer solchen Kleinigkeit?" — „Ich weiß nicht." — „Sie sollten es aber wissen." — „Wozu?"

Gretry nahm den Verhaftsbefehl aus den Händen des Beamten. — „Wie! es ist wieder Ihre Opernmamsell?" — „Was beansprucht sie?" — „Die Miethe Ihres Bettes, worauf Sie liegen." — „Nicht meines Bettes, sondern ihres," sagte Dhele, „zahlen Sie."

Während der Zeit seines größten Elends besuchte Dhele einmal einen Freund, der so eben ausgegangen war; plötzlich sah er ein feines Paar Hosen von lilafarbiger Seide; seine eigenen hatten ausgedient, das sah er auch. Ohne Ceremonien zog er daher seines Freundes Hosen an, und ging hinweg, sehr erfreut über seine Entdeckung. Als sein Freund heimkam, fand er am Fuße des Bettes einen alten Fetzen. „Meine Hosen! wo sind meine Hosen? Dhele war hier . ." Doch konnte er nicht glauben, daß Dhele sich eines solchen Betragens schuldig machen würde. Abends ging er in das Café du caveau. Das erste, was er sah, war sein Eigenthum. Dhele begrüßte ihn wie gewöhnlich. Sein Freund, mehr und mehr erstaunt, schlug ihn mit gutem Humor auf den Schenkel. „Dies sind die Hosen, nicht wahr?" — „Ja," sagte Dhele mit der größten Ruhe der Welt, „ich hatte keine."

Dhele hatte die Idee, einen Roman zu schreiben. Er schrieb ihn in weniger als einen Tag. Nicht ein Wort zu viel; und doch war es ein

vollständiger Roman in Auffassung, Charakteren und Begebenheiten. Dieser Roman von acht Seiten, ohne Abschweifung, ohne ermüdende Länge, ohne Nichtigkeiten, war eine Satire auf die Romane des achtzehnten Jahrhunderts; er könnte noch mehr eine Satire auf die Romane der Gegenwart sein.

Langes Aufbleiben des Nachts, viele Liebeleien, die schlechte Luft der Theater, Kneipen und des Gefängnisses brachten Ohele eine Lungenkrankheit und in kurzer Zeit stand er an der Pforte des Todes. Fast den den ganzen Monat Februar 1780 brachte er im Bette zu. Im Frühlinge stand er auf und glaubte sich außer Gefahr. Er schrieb wieder Lustspiele und verliebte sich auf's Neue. Diesmal widmete er seine An etung der Signora Bianchi, die sich herabließ, ihn unterhaltend zu finden, die ihn vielleicht wegen seiner Einfachheit liebte. Die Monate April und Mai waren für ihn ein wahrer Liebesfrühling. Es ist sonderbar! Dieser ernste Mann war wie ein Kind an der Seite einer Frau; dieser kalte Engländer liebte mit all der sentimentalen Zärtlichkeit eines Franzosen. Er sprach von der Liebe, wie er über Alles sprach, ohne Wortschwall. Es ist immer dieselbe, kurze, stumme Beredsamkeit.

„Wissen Sie nichts zu sagen, Ohele?" fragte ihn Madame Bianchi eines Abends. „Ich liebe Sie.„ — „Und dann ?" — „Sie sind sehr schön." — „Und dann ?" — „Ich liebe Sie.„

Ohele hatte Recht.

Als das italienische Theater geschlossen wurde, reiste die Signora nach Italien. Dies war der Todesstreich für unsern armen Philosophen; denn nach Meinung der ganzen Welt starb er aus Liebe. Umsonst versuchte er diese reizende Schauspielerin in Frankreich zurückzuhalten. — Alles, was er zu seinem Troste erlangen konnte, war ein Versprechen, ihn in Venedig erwarten zu wollen. Zwei Monate lang versuchte er es vergeblich, Geld zur Reise aufzutreiben. Keine einzige mitleidige Seele erbarmte sich seiner. Gretry bot ihm hundert Louisdor's an, aber für eine komische Op,r, d'e er vor seiner Abreise schreiben sollte. Er begann zu arbeiten mit zu viel Hast und wurde krank. Einmal im Bette, vertauschte er es nur mit dem Sarge.

Unter seinem Kopfkissen hatte er einen Reisekalender und seine unvollendete Oper. Die Situation der Charaktere in diesem Stück zog ihn ab von seiner eigenen Lage. Er suchte sich manchmal seinen schweren Kummer zu verbergen, aber dieser fraß ihm am Herzen und tödtete den armen Dulder. Um stets allein mit seiner Liebe zu sein, verbat er sich alle Besuche. Gretry jedoch gelang es, in sein Schlafzimmer zu dringen, aber es war erst in der Stunde des Todes. „Wie geht's, Ohele?" — „Besser." — „Und unsere Oper?" — „Zwei Akte."

Dhele blätterte in seinem Reisekalender. „Was suchen Sie?" — „Meine Route." — „Wohin gehen Sie?„ — „Nach Venedig." — „Es ist also eine ernstliche Leidenschaft?" — „Ja."

Dhele, der sich erhoben hatte, fiel zurück auf sein Kissen. Gretry erschrack über die plötzliche Blässe seines Gesichts und den starren Blick seiner Augen. „Wünschen Sie etwas zu trinken!" fragte er. — „Nein." — „Was wünschen Sie, mein armer Freund?" — „Meinen Reisekalender." Bei diesen Worten verschied Dhele.

Was soll ich noch sagen über diesen Mann, der uns so fremdartig erscheint wegen seiner großen Einfachheit? Ich werde nichts sagen, denn er würde aus seinem Grabe rufen: „dies ist gedruckt!" oder vielleicht an die schönen Worte des Pythagoras erinnern: „Schweige, oder sage etwas, das besser ist als Schweigen."

Auflösung der Union.

Wir haben in der vorigen Nummer über das „manifest destiny" der Union gesprochen, und müssen nun dieser weiten Perspektive in eine große Zukunft eine minder glänzende Aussicht folgen lassen. Die Auflösung der Union ist nicht mehr nur ein Schreckbild, mit welchem die alten grauen Hunker vor abolitionistischen Tendenzen abschrecken wollen; nicht mehr nur die Drohung irgend einer vereinzelten Prosklaverei-Zeitung im Süden; nicht mehr nur der Wunsch irgend eines fanatischen Abolitionisten in Massachussetts: nein, sie ist eine für unvermeidlich erkannte Katastrophe, die sich schon ietzt in deutlichen und offenkundigen Anzeigen ankündigt. Schon jetzt steht die Maschine still; der Congreß kann sich nicht organisiren. Glaube man nicht, daß dieses Faktum blos dem Ehrgeize einzelner Persönlichkeiten und der Hartnäckigkeit einer Know-Nothing Fraktion zuzuschreiben sei. Der Bruch zwischen Süden und Norden ist da; er zieht sich durch alle Verhältnisse der amerikanischen Politik hindurch. Es ist Zeit, diese Thatsachen direkt und ohne Umschweife zuzugeben. Das Wehklagen über die Auflösung der Union ist nicht unsere Sache; wir wollen dies denjenigen überlassen, welche die Schuld daran theilen, den Prosklavereileuten, jenen diensthbaren Anhängern der demokratischen Partei, welche in ihrem Eifer, die Union zu erhalten, die Grundlage derselben, das Rechtsgefühl, die Menschenrechte, die Habeas Corpus Akte rc. aufgelöst haben. Der Auflösungsprozeß ist schon an vielen einzelnen Symptomen sichtbar, und das Schlimmste, oder vielmehr das Beste an der ganzen Sache ist, daß man kein Mittel hat, den drohenden Sturm zu be-

schwören, daß man ohne Widerstreben die Ereignisse sich erfüllen lassen muß.

Wie die Union sich in den letzten vierzig Jahren seit der Erwerbung Louisiana's gestaltet hat, verdient sie gar nicht, daß man ihre Auflösung betrauert. Alle Hoffnungen, welche die Menschheit auf die Union und ihre Zukunft setzte, sind unter dem Drucke der Sklaverei erstickt. Seitdem es hieß: „Ohne Sklaverei keine Union" mußte der Menschenfreund die Erhaltung der Union betrauern.

Als der Genius der Menschheit die Unabhängigkeitserklärung abgab und die Union gründete, da wagte er ein kühnes und neues Experiment, nämlich einen großen, mächtigen Staat ohne nationale, religiöse, dynastische oder militärische Basis zu gründen, einen Staat, so universell, wie die Menschheit, in welchem das absolute Recht für Jeden ohne Unterschied der Abstammung, Nationalität ꝛc. festgestellt werden sollte. Diese moderne Idee des Staates ist das natürliche Resultat der europäischen Staatenbildungen und der Cultur dieses Jahrhunderts. Sie ist das Vorbild des allgemeinen Völkerbundes, dieser letzten und höchsten Hoffnung der europäischen Revolution. Wenn Amerika fähig gewesen wäre, diese Idee zu realisiren, so gäbe es gewiß keinen Menschen, der hartnäckiger, wie wir, an der Union festhalten würde; wir würden in der Erhaltung der Union eine Bürgschaft für die universelle Freiheit des ganzen Menschengeschlechtes finden. Aber wir glauben, daß das Experiment verfehlt ist. Auch die Weltgeschichte macht, wie die Natur, verunglückte Experimente, und wir glauben, daß gerade dieser Versuch der modernen Staatenbildung so neu, schwierig und ungewöhnlich ist, daß es sich wohl mehrfacher und wiederholter Bemühungen verlohnt. Die Menschheit wird deßhalb ihr Ziel doch nicht aus dem Auge verlieren; sie wird deßhalb doch ihre Aufgabe erfüllen, aber sie wird zu neuen Mitteln greifen müssen. Die universelle Freiheit des Menschengeschlechts, die Feststellung eines absoluten Menschenrechtes, wird deßhalb doch durchgesetzt werden, aber leider scheint der Boden dieses Landes nicht vom Schicksal bestimmt zu sein, das Terrain dazu zu liefern; leider erweist sich die Union vollständig unfähig, das Problem des modernen Staates zu lösen.

Das Institut der Sklaverei ist ein direkter Widerspruch gegen die historische Mission der Ver. Staaten. Als die Union geschaffen wurde, konnte man eine Zeitlang glauben, daß dieses von der englischen Herrschaft hinterlassene Uebel, das so sehr mit den Grundsätzen und Einrichtungen einer Republik und mit der steigenden Cultur der Menschheit im Widerspruch stand, absterben würde, — eine Ansicht, die wir häufig in den hinterlassenen Schriften jener Philosophen, welche die „Väter der Republik" genannt werden, finden.

Aber das Institut der Sklavenhalterei, Anfangs geduldet, nachher be-

schützt, später ausgebreitet, durch die demokratische Partei zur Beherrscherin des Capitols und der Föderal-Regierung erhoben, vermittelst der Nebraska-bill endlich als nationales und allgemein gültiges Institut anerkannt, begleitete die Union in ihren wesentlichsten Fortschritten und Eroberungen, und steht jetzt im Besitze der Administration, des Senates und der politischen Macht da, in einer drohenden, herausfordernden Stellung, mit allen Eigenschaften und Ansprüchen einer reichen und mächtigen Aristokratie. Das politische Gebäude, das Washington und Jefferson gründeten, steht noch, aber nur in seinen Formen; der Inhalt ist durch aristokratische Einrichtungen und durch eine allgemeine Corruption gefälscht. Das Rechtsbewußtsein in jenem höhern Sinne, welcher in der Unabhängigkeitserklärung die allgemeinen Menschenrechte votirte, ist aus den Massen des amerikanischen Volkes verschwunden; wie man gegen Neger und Indianer verfährt, so sucht man auch die Einwanderung, dieses wesentlichste Mittel des Emporblühens Amerika's, als eine untergeordnete Klasse zu behandeln, und Rechtsverweigerungen, Unterdrückungsversuche, Gewaltthätigkeiten gegen dieselben sind an der Tagesordnung. Die wahrhaft demokratischen und kosmopolitischen Ideen, welche über der Geburt dieser Republik walteten, sind bis auf die Erinnerung daran verschwunden, und der alltäglichste, ordinärste Egoismus an die Stelle derselben getreten. Was sollen wir dies traurige Gemälde weiter ausführen? Das Traurigste von Allem aber ist, daß diese Mißstände nicht Folgen einer momentanen politischen Verstimmung, vorübergehende Irrthümer der öffentlichen Meinung sind, sondern Symptome eines bornirten und egoistischen Volkscharakters, welcher alle Hoffnung auf eine freiere und weitere Entwickelung auszuschließen scheint. Der Amerikaner ist im Allgemeinen kein Mensch von hohen Ideen und tiefem Gefühl; er besitzt selten jene weltmännische Bildung, jene philosophische Erziehung, die wir bei den alten Republikanern finden; ihm fehlt ja das tiefe, innige Gefühl für Menschenwohl, jene humane, anspruchslose Menschenliebe, die nicht nur die höchste Tugend, sondern auch das höchste Glück des Menschen ist. Um Republikaner zu sein, muß man zuerst Mensch sein, Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist, der das stolze, freie Selbstbewußtsein mit der Erkenntniß verbindet, daß er nur als kleines Glied der großen Gattung Etwas werth ist. Staat diese Religion der Humanität zu besitzen, ist der Amerikaner noch in einer falschen, erheuchelten Religiosität begriffen, die das Herz erkältet, statt erwärmt; die Liebe zur Poesie, die Begeisterung für die Kunst ist noch nicht zum Herzen dieses Volkes gedrungen; der Klang des Dollars ist seine liebste Musik.

Früher gab es politische Formen, die noch Jahrhunderte stehen blieben, wenn auch der Geist und die Bedeutung daraus geschwunden

war. Solche Formen sehen wir noch jetzt überall in Europa, in England, in Deutschland, Italien. Ebenso mag auch in Amerika das Gerüste der der freisinnigen republikanischen Institutionen noch eine Weile stehen bleiben, wenn auch der republikanische Geist erschwunden ist. Aber die Weltgeschichte schreitet heute schneller und hat eine mehr zerstörende Gewalt, wie früher. Wenn es mit dem Rückgang der öffentlichen Meinung so fortgeht, wie bisher, so ist nur eine von den vielen Verwickelungen, in denen sich die Union zur Zeit befindet, hinreichend, das ganze Gebäude der Union zusammen zu brechen. Ein Krieg mit England wegen Central-Amerika, ein Angriff gegen Cuba kann jeden Augenblick die Katastrophe, die wir erst in der Ferne vermuthen, in unsere unmittelbare Nähe rucken.

Um dieses ungeheure Land, an dessen weitausgedehnten Grenzen noch überall die Wildniß wohnt, das sich vom äußersten Norden bis zu den Tropen und vom atlantischen bis zum stillen Ozean ausdehnt, das von Völkern aller Racen, Bildungsstufen und Sprachen bewohnt ist, um dieses Land zu einer großen, freien Republik zu machen, dazu gehört ein großer, freier Geist, eine universelle, kosmopolitische Idee, und vor Allem ein unbeugsames, absolutes Rechtsgefühl, welches bei der so ungleich zusammengesetzten Bevölkerung verhindert, daß der Mächtigere den Schwächeren unterdrücke. Von all diesen Eigenschaften ist hier aber wenig oder gar nichts zu finden; schon allein die Art und Weise, wie die Indianer behandelt werden, ist ein Beweis dafür.

Es ist ein hartes Urtheil, wenn man ein Volk beschuldigt, seine historische Mission nicht erfüllen zu können, aber die Größe dieser Republik ragt zu sehr über den Charakter dieses Volkes empor, als daß wir noch an das „manifest destiny“ dieser Republik glauben könnten. Während Georgia, Süd-Carolina und andere südliche Staaten jetzt schon durch ihre Legislaturen laut verkündigen, daß sie, im Falle Kansas nicht als Sklavenstaat aufgenommen wird, aus der Union scheiden, vergißt der Congreß und die General-Regierung, die nothwendigsten Mittel, um die Union durch materielle Banden zusammenzuhalten. Wir rechnen dahin in erster Reihe den Bau der Pacifikbahn, welche, wie ein eisernes Band, die Union zusammenhalten würde. Aber weder die politische, noch die merkantilische Nothwendigkeit dieses Unternehmens scheint von den Männern, welchen die Nation die Leitung ihrer Angelegenheiten übertragen hat, genügend eingesehen zu werden. Gegenwärtig spricht man schon gar nicht mehr von diesem Unternehmen, das mehr, wie alles Andere, ein Prüfstein ist für den Muth, die Energie und die Kraft des amerikanischen Volkes.

Wir wollen an dieser Stelle nicht davon sprechen, welche politische Constellationen eintreten werden, wenn einmal der große Bau der Union

zertrümmert wird. Das Ereigniß wird jedenfalls von einem so heftigen Kriege und so großen Erschütterungen des Handels und des Wohlstandes begleitet sein, daß wir den Umfang der daraus hervorgehenden Veränderungen nicht im Voraus bemessen können. Das Wahrscheinlichste ist, daß sich dann eine dreifache Gruppe von Staaten bilden wird, eine südliche, — Sklavenstaaten, — eine pacifische und eine nördliche, von denen wohl nur die letztere so viel Kraft und Intelligenz hat, um sich in der republikanischen Form erhalten zu können. Soviel scheint gewiß, daß der Süden sich, losgetrennt vom Norden, kaum im Besitze seiner „eigenthümlichen Institutionen“ erhalten kann, und daß ihm eine ähnliche Zukunft droht, wie Mexiko und den südamerikanischen Republiken. Auch dem Norden droht die Auflösung der Union große Verluste und Gefahren zu bringen, von denen die größte wohl ist, daß der puritanische Krämergeist der Neu-England Staaten dann das Uebergewicht erhalten wird.

Eine Hoffnung haben wir noch, daß die jedenfalls traurige Katastrophe abgewendet werde, nämlich dadurch, daß im Momente der Entscheidung der alte revolutionäre Geist wieder erwacht, daß die Grundsätze der Unabhängigkeitserklärung wieder lebendig werden, daß sich wieder Männer, wie Washington, Franklin, Jefferson, Lafayette, Kosciusko, Thomas Paine finden, daß Sklaverei und Nativismus über Bord geworfen werden von dem wieder auferstandenen Genius der Freiheit und Revolution. Leider haben wir zu dieser Hoffnung wenig Anhaltspunkte in den gegenwärtigen Verhältnissen, Personen und Ansichten.



Ueber die Bedeutung der socialistischen Ideen für unser Zeitalter und seine Wissenschaft.

(Von Prof. Dr. Fortlage. Aus der Halle'schen Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.)

Es ist ein natürliches Verlangen von Menschen einer Gesinnung und einer gewissen Lebensansicht, besonders wenn dieselbe etwas den allgemein herrschenden Ansichten Widerstreitendes an sich hat, sich zu Gemeinschaften oder Corporationen zu verbinden, ihr Leben gegenseitig an einander fest zu knüpfen, und auch ihre äußerlichen Interessen zu gemeinsamen zu machen. So entstanden die christlichen, muhammedanischen, buddhistischen Klöster, so die Templer- und Johanniter-Ritterorden, so die Verbindungen der Essener und Therapeuten unter den Juden, der Pythagoräerbund in Italien u. s. f. Manche alte Staatsverfassungen,

wie die Spartanische, nahmen Elemente solches engeren Vereinslebens, wie z. B. Speisen an gemeinsamen Tischen, in sich auf; die Römische Republik stellte für ihre Bürger einen Sittencensor an; in den Kastenstaaten Aegyptens und Indiens wurde jede Kaste als ein zusammenhangendes Ganzes, eine in gewissen Beziehungen solidarisch zu verpflichtende Corporation aufgefaßt, u. s. w.

Es wird nicht unpassend sein, einen gemeinschaftlichen Namen festzusetzen für alle die Bestrebungen, welche dahin gehen, Menschen auf die angedeuteten mannigfaltigen Arten zu verknüpfen. Der Sprachgebrauch der Gegenwart bringt uns hierfür ganz ungezwungen den Ausdruck der socialistischen Bestrebungen oder des Socialismus entgegen, dessen Begriff sich unser Zeitalter bereits hinlänglich und mit völligem Rechte zu sondern gewohnt hat von allen abstrakt rechtlichen Beziehungen, welche unter den Menschen in Betreff einer gegenseitigen Unverletztheit ihrer Personen und ihres Besitzes Statt finden.*) In der That findet zwischen der abstrakt rechtlichen Forderung, daß Niemandem weder das einmal als sein Anerkannte willkürlich entzogen, noch das als ihm gebührend Anerkannte vorenthalten werde, und dem socialistischen Wunsche, daß entweder alle Menschen oder doch zunächst die dazu Fähigen, also die Gleichgesinnten, durch engere Gemeinschaften unter einander ihre moralischen Fähigkeiten in gemeinschaftlicher Unternehmung, gegenseitiger Kräftigung und verbundener Hülfe auf den höchsten Gipfel steigern möchten, eine große Kluft statt.

Das abstrakte Recht ist der Inbegriff aller der Verhaltungsregeln, deren Vollziehung man im strengen Sinne von Jedermann fordern muß. Daher gilt das abstrakte Recht schlechthin von Jedem zu Jedem; vor dem abstrakten Recht sind alle Personen gleich. Das abstrakte Recht hat keine Wünsche, sondern laute unbedingte Forderungen, es hat keine Lockungen und Gewinnste, sondern nur Strafen seiner Uebertretung. Es ist nicht bloß wünschenswerth, daß das Eigenthum von Jedermann respektirt, die Person von Jedermann unantastbar sei, sondern es ist dieses ein absolutes Erforderniß. Die Macht, welche vorhanden ist, um diese unbedingten Erfordernisse zu vollziehen, heißt, insofern sie dieses wirklich vollbringt, die Staatsgewalt, und dieselbe ist nur insofern Staatsgewalt, als sie diese schlechthin allgemeinen Forderungen vollzieht. Vollzieht sie z. B. außerdem die Erfordernisse der Religion und der Wissenschaft, so verbindet sie in sich mit den Funktionen der Staatsgewalt zugleich religiöse und scientifische Funktionen, deren Ausübung von der Staatsgewalt zwar Manches für sich hat, welche indessen nicht noth-

*) Wir werden eine davon abweichende Ansicht in einem Nachtrage zu diesem Artikel zu motiviren suchen. R.

wendig oder dem Begriffe nach, sondern nur nach speziellem Vertrag oder Herkommen mit der Staatsgewalt zusammenhängen. Denn keine Staatsgewalt, welche aufhörte die letzteren Funktionen zu verrichten, indem sie etwa das Kirchenregiment an eine Geistlichkeit, d. h. an einen Religionsbund, das Schulregiment an einen Wissenschaftsbund abgebe, würde damit aufhören, Staatsgewalt zu sein, wofern sie nur fortführe jene schlechthin allgemeinen Funktionen auszuüben. Hörte sie dagegen mit jenen Funktionen auf, so würde sie von dem Augenblicke an nicht mehr Staatsgewalt sein, wenn sie auch noch in den religiösen und scientifischen Funktionen fortfahre. Man darf diesen Unterschied als einen sehr wichtigen nicht aus den Augen verlieren. Das schlechthin Allgemeine der Menschengesellschaft ist der Staat, and seine unveräußerliche Funktion als eines solchen die des schlechthin Allgemeinen, d. h. des abstrakten Rechtsschutzes von Person, Eigenthum und Verträgen schlechthin.

Treten wir von hier auf das socialistische Gebiet, so umgeben uns ganz andere Lebensbedingungen, wehen gleichsam wärmere Lüfte. Dieses Gebiet ist von der einen Seite ein höheres, von der andern Seite ein niedriges; ein höheres insofern, als hier statt des negativen Hebels eines allseitigen und darum Gerechtigkeit liebenden Egoismus, die positiven Hebel eines wirklich ethischen Thuns in gegenseitiger Liebe und Hülfeleistung in Bewegung treten, ein niedrigeres insofern, als die absolute und rigorose, darum m a j e s t ä t i s c h e Allgemeinheit der Forderungen des abstrakten Rechts hier ein Ende hat, und anstatt der göttlichen Unbeugsamkeit des Rechts die menschliche Biegsamkeit und Veränderlichkeit der Wünsche und Strebungen eintritt. Es beginnt hier über der nach strengem Mechanismus apriorischer Vernunft zu regelnden elementaren Region des schlechthin allgemeinen Staatswesens ein organisches Reich weicherer und zarterer Formen, welche ihre Organe theils noch in das Erdreich des elementaren Lebens einsenken und darin festklammern, theils aber von ihm ablösen und ein Leben für sich wie in freier Luft versuchen.

Das einfachste und natürlichste Verhältniß von socialistischer Natur, das sich unter Menschen geltend macht, ist die Ehe und darauf beruhende Familie, welche immer eine entweder engere oder weitere Gütergemeinschaft mit sich führt. An diesem Punkte wird es am reinsten und stärksten bemerkbar, daß die Theorie des Rechtsstaats nicht im Stande ist, die einzige Basis zur Begründung aller socialen Verhältnisse abzugeben. Denn die Ehe kann nach reinem Rechtsbegriff gar nicht anders gefaßt werden, als nach Art eines vollkommen willkührlichen Contrakts. Die in der Ehe und Familie enthaltene höhere Bedeutung als eines sittlichen Vereinlebens zur gemeinschaftlichen Förderung und Erziehung der Men-

schen unter einander bleibt hier ausgeschlossen. Sie gehört einer gänzlich anderen Sphäre an, nämlich der socialistischen, welche, um die Bedürfnisse der sittlichen Natur zu befriedigen, nothwendig zur abstrakten Rechtssphäre hinzu treten muß, als ein den abstrakten Rechtsbestimmungen für sich unerreichbares Gebiet.

Hegel hat diesen Unterschied, diese Nothwendigkeit einer zwiefachen Begründung der socialen Verhältnisse, einer rechtlichen und einer socialistischen, zwar anerkannt, aber doch noch nicht genügend. Denn indem er die Familie oder den socialistischen Boden des Lebens doch nur wiederum auf's neue zur Unterlage nimmt für den Staat als die Totalität des schlechthin allgemeinen Rechtslebens der Menschheit, so hebt er im Verfolg seines Systems den im Anfange gesetzten Unterschied wieder auf, und mischt auf's Neue auf unrichtige Weise zum Besten des Rechtsstandpunkts die heterogenen Standpunkte in eins, welche er bereits zu Anfang auf richtige Weise von einander unterschieden hatte. Hierzu tritt bei ihm noch ein zweiter Mangel. Die Familie ist nur das leichteste und sich am allernächsten bietende Paradigma einer socialistischen Thätigkeit im Menschengeschlechte, oder eines ethischen Gemeinlebens im Gegensatz zum rechtlichen oder staatlichen. Daher lassen Theorien, welche dasselbe so behandeln, als sei es das einzige Verhältniß dieser Art, immer noch einen übergroßen Raum des hier zu bearbeitenden Feldes gänzlich unbebaut liegen.

Alle socialen Verhältnisse des Menschenlebens, Staat, Religion, Gerichtswesens, Handelsverkehr, Schulwesen u. s. f. haben nicht auf dem Wege des Rechts und der Allgemeinheit, sondern auf dem Wege der nach außen hin abgeschlossenen und dafür nach innen desto enger geeinten Corporation, also auf socialistischem Wege, ihren Anfang genommen. Es waren enggeeinte Genossenschaften von Priestern, welche religiösen Cultus verbunden mit den ersten Elementen des Unterrichts auf Erden verbreiteten, Eleusinische Mysterien stifteten, Orakel gründeten, Buchstabenschrift erfanden. Es waren strenggegliederte und enggeeinte, von ausschließlichstem Corporationsgeist beseelte Städte, welche den Seehandel gründeten, sowohl im Alterthum von Phönizien aus, als im Mittelalter als Hansabund. Es waren kriegerische Horden oder Familien, welche die Staaten auf Erden gegründet haben, indem sie erobernd sich schwächere Stämme unterwarfen, und als ein nach außen hin exclusiver, nach innen durch socialistischen Gemeingeist geeinter Adel auf den Häuptern jener standen. So der fränkische und normännische Adel in Europa, und ähnlich andere kriegerische Familien unter anderen Völkern und zu anderen Zeiten. Es waren entweder priesterliche oder ritterliche Geheimbünde, welche als Vehmgerichte bei uns im Mittelalter, so wie noch jetzt unter gewissen Negerstämmen in Afrika, für begangene und

nicht gerochene Missethaten von unzugänglichen und unbekannten Orten aus blutige Vergeltung übten. Erst sehr spät trat die apriorische Vernunftidee einer persönlichen Unabhängigkeit, Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz für Alle ohne Ausschließung von irgend Jemand auf. Diese Idee ist das abstrakte Rechtsbewußtsein, dessen vollendetes und selbstbewußtes Hervortreten Hegel mit Recht als einen Sonnenaufgang im menschlichen Geiste bezeichnet hat. Das allmählige Zur-Geltung-Kommen der abstrakten Rechtsidee war insofern ein entschiedener Fortschritt im Menschenleben, als hierdurch allererst der Menschheit das hohe Gut eines völlig allgemeinen Staatslebens, einer nicht bloß privaten und speziellen, sondern allgemeinen und absolut öffentlichen Geltung und Sicherung ihrer Lebensrechte gewährt wurde. Nicht bei Adels- und Städtebündnissen, nicht bei Kloster- und Kirchenverbänden, nicht bei Zünften und und Orden brauchte der Mensch fortan mehr eine spezielle Anlehnung zu suchen, um sich Leib, Leben, Gut und Eigenthum zu sichern, sondern diese Sicherung verstand sich von nun an ganz von selbst als unabtrennliche Eigenschaft des allgemeinen Zusammenhanges Aller, als eine absolut allgemeine Leistung des absolut Allgemeinen (des Staats) gegen Alle ohne Ausnahme.

Es war kein Wunder, daß der Menschengeist, als ihm diese Sonne einer schlechthin apriorischen und allgemeinen Rechtsgesetzgebung der Vernunft zuerst aufging, von ihrem Lichte so geblendet wurde, daß er dem Wahne nicht entging, daß dieses neue Prinzip sogleich auch alle Mängel der vorhandenen socialen Verhältnisse ausgleichen und tilgen würde, daß vom Augenblicke seiner vollkommenen Herrschaft an weder Armuth, noch Aberglauben, weder niedrige Gesinnung, noch Unwissenheit würde unter dem Menschengeschlechte herrschen können. Man sah sich bald in allen diesen Dingen hart getäuscht, empfand aber die Täuschung am bittersten im Punkt der Eigenthumsverhältnisse. Man merkte mit Schrecken, daß die vollkommenste politische Freiheit und Gleichheit, als eine absolut gesetzliche gedacht und durchgeführt, noch immer nicht dem Proletarier so viel Arbeit schaffe, um ihn vor den Hunger zu schützen. Man merkte mit Schrecken, daß das Prinzip der Freiheit in seiner Ausübung für alle dem Mangel und einer gedrückten Lebensstellung Preis gegebene Individuen so lange ein illusorisches sei, als man nicht zugleich ein Mittel erfände, diesen Individuen auch den Grad des ökonomischen Wohlseins und der materiellen Unabhängigkeit zu geben, welcher dazu gehört, um von seiner eigenen Freiheit nur überhaupt einen selbstständigen Gebrauch machen zu können, und nicht sogleich allen den corrumpirenden Einflüssen zu verfallen, womit die Wohlhabenheit auf die Armuth drückt, und dieselbe für ihre Zwecke als bloßes Mittel

Kein Staat ist im Stande, die Armuth und Noth aus seiner Mitte gänzlich zu verbannen, oder das Eigenthum so zu vertheilen, daß ein jedes Glied so viel besitze, als ihm zur Ausübung seiner moralischen Fähigkeiten und zum Leben nöthig und wünschenswerth erscheinen muß. Denn das Eigenthum von Seiten des Staats so zu vertheilen, hieße den Begriff des Eigenthums in der Wurzel antasten, und den Zweck, weshalb der Staat vorzüglich mit vorhanden ist, nämlich die Beschirmung des bestehenden Eigenthums, selbst aufgeben. Kein Staat ist ferner im Stande, das Fortschreiten der geistigen Cultur als ein solches sich zur Aufgabe zu nehmen.*) Denn er würde in allen den Fällen, wo das Fortschreiten der Cultur Begriffe und Vorstellungen mit sich führt, welche den Anschauungen, auf denen einzelne seiner eigenen Anordnungen beruhen, widerstreiten, in Widerspruch mit sich selbst gerathen, was er doch nicht darf. Folglich sind die Sorge für's Proletariat einerseits, die Sorge für die wachsende Wissenschaft andererseits sociale Angelegenheiten, durch deren Uebernahme das Oberhaupt eines Staats sich allerdings große Verdienste und den Dank der Mit- und Nachwelt zu erwerben im Stande ist, welche aber weder im strengen Sinne des Worts ihm zur Pflicht gemacht, noch auf für etwa darüber versäumte und vernachlässigte wirkliche Staatspflichten als eine Entschädigung angenommen werden können. Ist das Oberhaupt eines Staats der Mäcen wissenschaftlichen Fortschreitens einerseits, die Zuflucht der Armen und Bedrängten andererseits, so ist er dies nicht unter dem Begriffe des Staatsoberhaupts, sondern nur unter dem eines reichen und mächtigen Privatmanns, welcher im höchsten Maaße dasselbe thut, was reiche und mächtige Privatleute von edeln und liberalen Gesinnungen auch sonst in ihren Kreisen und nach der Stärke ihrer Mittel von selbst zu thun pflegen. Daher es denn auch verkehrt ist, unmögliche Forderungen, wie Vertilgung der Armuth und wissenschaftliches Fortschreiten, an den Staat zu stellen, und darüber vielleicht den Begriff seiner wirklichen Pflichten, z. B. die Wissenschaft in ihrer freien Bewegung nirgends zu hemmen, das Recht seiner Unterthanen im Auslande zu schützen, ihnen Leichtigkeit des Erwerbs, Freizügigkeit, Handelsfreiheit anzubahnen, unter das Maaß der rigorosen Imperative, die sie wirklich sind, herabzuspannen. Die Wahrheit ist, daß der Staat seinen Unterthanen ihr Eigenthum weder zu erwerben, noch zu schenken, wohl aber sie in demselben zu schützen, und in der Erwerbung desselben den einen um des andern willen nicht zu hindern hat; ferner daß der Staat nicht selbst für die Fortschritte in den Wissenschaften, wohl aber dafür zu sorgen hat, daß der freie Verkehr in denselben

*) Unsere abweichenden Ansichten sind schon in dem Artikel „Zur Schulfrage" angedeutet. Näheres in einer späteren Entgegnung auf die hier ausgesprochenen Ansichten über den Staat.

nicht durch die Machinationen fanatischer oder faktiöser Parteien gehindert oder gar aufgehoben werde.

So gewiß nun also die genannten Funktionen socialistische und nicht politische sind, so gewiß ist ihre Bestimmung, sich dereinst vom Staate und seiner Verwaltung immer mehr zu sondern. Denn jedes Ding wird, in so seltsamen und künstlichen Fesseln es sich auch während seines Wachsthums bewegen mag, doch zuletzt, sobald es angewachsen ist, immer dahin gehen müssen, wohin seine Idee es treibt. Und in dieser Beziehung ist es lehrreich, die älteren socialistischen Institutionen, welche sich bereits durch Erfolg und Dauer bewährt haben, mit den Bedürfnissen der Gegenwart in eine lebendige Vergleichung zu setzen.

Als das alterthümliche und bewährte socialistische Institut tritt uns das Kloster entgegen Das Kloster ist von jeher das Hebezeug gewesen, die Welt in neue Lagen zu rücken. Es ist vergebens, eine Last in Bewegung setzen zu wollen, so lange man selbst auf ihr steht. Man muß von ihr wegtreten, und einen Standpunkt außerhalb ihrer gewinnen. Das Kloster giebt dem Menschen einen solchen Standpunkt. Es isolirt ihn von der Welt, indem es ihn um so enger an die Personen kettet, mit denen er durch dasselbe in eine socialistische Gemeinschaft tritt. Nun sind wir zwar gewöhnt, bei Klöstern sogleich an ausschließlich religiöse Institute zu denken, dieses jedoch nicht mit völligem Recht. Denn alle mit einer gewissen Schroffheit und Gegensätzlichkeit in die Welt einbrechenden Ideen haben sich ihre Klöster entweder wirklich gegründet oder doch zu gründen versucht. Als zuerst die Idee der griechischen Philosophie sich im Haupte des Pythagoras zu einer bewußten und thatenlustigen Helligkeit entzündete, trieb sie ihn zur Gründung eines philosophischen Klosters. Die Einsiedlerschulen des alten Indiens boten Züge der einfachsten und durch die Natur selbst diktirten klösterlichen Lebensart. Die Schüler des Epikur wurden wegen der innigen Gemeinschaft gepriesen, in welcher sie nur eine einzige große Familie unter einander zu bilden schienen. Alboin della Scala verwandelte dadurch, daß er die um Wissenschaft und Kunst verdientesten Männer zum gemeinsamen Wohnen bei sich einlud, sein eigenes Haus zu Verona in ein Kloster des Genius. Und auch das im Islam entzündete Licht der Aufklärung, welches von Hassan, dem sogenannten Alten vom Berge, im 11ten Jahrhundert ausging, verbreitete sich in Klöstern und wissenschaftlichen Anstalten von klösterlicher Einrichtung.

Soll die Menschheit in Zukunft nicht allein in politischer, sondern auch in socialer Beziehung sich zu immer höherer Vollkommenheit hinauf entwickeln, sollen sich die Unterschiede von gebildeten und ungebildeten Schichten der Gesellschaft, von überschwenglichen Reichthum und pein-

licher Armuth immer mehr ausgleichen, soll der Antheil an den Wohlthaten der Cultur immer mehr allen Menschen ohne Ausnahme zugänglich gemacht werden, so kann ebenfalls nur zu helfen sein durch ein neues socialistisches Organ, welches diese allgemein menschlichen Angelegenheiten mit eben der Aufopferung und Hingebung in seine Hand nimmt, womit die Klöster das Geschäft der Aufrechthaltung und Ausbreitung ihrer speziellen Glaubensansichten in die Hand nahmen und kräftig durchführten. Hierbei ist freilich ein großer Spielraum gegeben, wie man sich die Sache näher zu denken habe. Denn man kann hier ebensowohl an Anstalten denken, deren Bestimmung es sei, innerhalb ihres Bezirks Armuth und Unwissenheit auf der Stelle aufhören zu machen, als auch an Anstalten, welche nur dazu bestimmt seien, Mittelpunkte der Wissenschaft und Cultur zu bilden, von wo aus durch Ueberzeugung und Belehrung auf die socialen Zustände der Menschheit im Großen ein wohlthätiger Einfluß geübt werden könne. Man kann ferner bei solchen Anstalten entweder mehr die Vertilgung von Armuth und Elend, oder mehr die Vertilgung von Unwissenheit und Roheit als Zweck in den Vordergrund stellen. Man kann sie entweder mit strengeren und geschlosseneren Formen, daher streng abgeschlossen nach außen, oder mit loseren und freieren Formen, daher mehr sich in's übrige Leben verlierend denken. Mann könnte nun die verschiedenen durch solche Rücksichten entstehenden Kategorien a priori nach einander durchnehmen. Aber lohnender wird es jedenfalls sein, sogleich an die bereits von Anderen gemachten Vorschläge anzuknüpfen.

Die socialistischen Systeme sind dadurch mit Recht in eine Art von Verruf gekommen, daß sie die socialistischen Grundbegriffe mit den politischen in einen unertraglichen Brei durcheinander gemengt haben. Wissen auch die Allerwenigsten sich auf philosophische Art Rechenschaft von den Gründen und der Nothwendigkeit einer sauberen und reinlichen Trennung beider Gebiete zu geben, so empfinden sie doch den Ekel, welchen eine solche widerwärtige Confusion auf jedes gesunde Gefühl hervorbringt. Derselbe entspringt durch die Durcheinanderwirrung der Rechtsbegriffe, welche auf dem beruhen, was man aus der Vernunft heraus *schlechthin fordern* darf, mit den socialistischen Begriffen, welche auf dem beruhen, was als *wünschens-* und *erstrebenswerth* für alle Menschen erscheint. Man wollte einerseits zwar noch den Staat der Freiheit und Gleichheit, aber derselbe sollte nicht mehr seinen Zweck in sich selbst haben als eine Forderung der Vernunft, sollte vielmehr socialistischen Zwecken dienen. Man wollte andererseits zwar engere, liebevollere, hülfreichere Verbindungen der Menschen unter einander, aber dachte sich dieselben bald als allgemeine Staatsverfassungen nach sparta-

nischer Sitte zwangsweise eingeführt, bald auch selbst als neue weltbeherrschende Verbindungen an die Spitze der Staaten tretend. Man betrachtete bald das, was sich schlechterdings nicht anbefehlen läßt, als den Gegenstand möglicher Staatsdekrete, bald zeigte man sich bereit, die reinsten und unbeugsamsten Vernunftforderungen, welche schlechthin über die Willkühr der Menschen zu stellen sind, auf's neue menschlichem Belieben zu überantworten. Man ordnete einerseits das apriorische Postulat der materiellen Rücksicht unter, und verunreinigte andererseits den wohlberechtigten Wunsch dadurch, daß man ihn unberechtigter Weise mit dem falschen Stempel eines absoluten Vernunft-Postulats versah.

Das Verlangen der Socialisten, daß der vierte Stand, der Stand der Arbeiter, geschaart und organisirt in socialistische Gruppen, sich an die Spitze des Staatswesens stellen solle, ihr Verlangen, daß nicht die Freiheit, sondern das Wohlsein der Personen in diesem Staatswesen als Zweck zu gelten habe und daher die socialistische Regierungsgewalt alles zu thun befugt sei, was sie fur das Wohlsein ihrer um ihre eigene Meinung nicht weiter zu befragenden Mitbürger für zuträglich halte, gehört hieher. Die Bereitwilligkeit der Socialisten, sich auch wieder einem Despoten zu unterwerfen, sobald derselbe nur Ernst machen würde, die Einrichtungen des Socialismus auf Kosten der Freiheit und Unabhängigkeit Aller in's Leben zu setzen, gehört ebenfalls hierher. Die bei den Socialisten eingerissene Abgestumpftheit gegen die strengen Forderungen des abstrakten Rechtsstandpunkts, ihre sich in Ueberspannung maskirende Energielosigkeit und Schlaffheit, die Schärfe seines Begriffs gegen die thierischen Regungen der Menschennatur aufrecht zu erhalten, gehört nicht minder hierher. Diese schwache Seite der Sache ist uns hier nicht von näherem Interesse. Von einem desto größeren hingegen ihre starke Seite, nämlich die positiven Pläne, welche gemacht worden sind zur Besiegung des Elends und eine stärkere Bewaffnung der arbeitenden Menschenkraft im Kampfe mit der Natur, wir meinen den Neuton'schen Rath St. Simons und das Phalanstere Fourier's. (Schluß folgt, nebst einer Kritik dieser Abhandlg.)

———0o0———

Der Bericht des Sekretärs des Innern
über die Indianer-Angelegenheiten.

Wir haben uns schon oft veranlaßt gefunden, unsere Abneigung gegen die Administration und ihre Tendenzen auszusprechen, und halten es für eine Pflicht der Gerechtigkeit, auch das Gegentheil zu thun, wo sich uns eine Veranlassung bietet, auch die hellen Punkte auf dem dunkeln Gemälde

zu bemerken. Der Bericht über die Indianer-Angelegenheiten, der aus dem Ministerium McClelland's hervorgegangen ist, besitzt eine in der amerikanischen Politik und namentlich innerhalb der demokratischen Partei sehr seltne Eigenschaft; er athmet Humanität und Menschenliebe, und wagt es, den Despotismus und die Humanität der herrschenden Raçe anzuklagen. Bisher erschien es in den Augen der amerikanischen Staatsmänner als eine sich von selbst verstehende und abgemachte Thatsache, daß die Indianer dem „manifest destiny" der Amerikaner, d.h. dem Whiskey und den Missionären verfallen seien, und daß es nur darauf ankomme, die Sache sobald als möglich abzuthun. Wenn auch hie und da einzelne Staatsmänner auftraten, welche, wie Sam Houston, sich der vertriebenen Indianerstämme annahmen, wenn auch das Oberbundesgericht erklärte, daß die Indianer als eine unabhängige souveräne Nation betrachtet werden müßten: so änderte das doch nicht den Lauf der Dinge, und der Ausrottungskrieg gegen die Rothhäute wurde fortgesetzt. Auch durch den gegenwärtigen Bericht, dessen humane Tendenzen wir vollständig billigen, wird wohl nichts in Praxis geändert werden; nicht nur, daß die gutgemeinten Vorschläge zu spät kommen werden, die Amerikaner sind auch gar nicht gewillt, den Pflichten der Humanität und Gerechtigkeit gegen eine untergeordnete Raçe nachzukommen. Die Nebraskabill war nicht nur in Bezug auf die Negersklaverei die schnödeste Rechtsverletzung, sondern auch in Bezug auf die Indianer, denen sie das durch die feierlichsten Verträge reservirte Land entriß; in dieser Bill zeigt sich überhaupt das zum obersten Gesetz proklamirte Recht des Stärkern. McClelland mag es noch so gut meinen; er hat die schlimmsten Feinde seiner humanen Bestrebungen in der eignen Partei. Wenn er und seine Agenten Schonung und Duldung den Indianern gegenüber anrathen, — allerdings sollte dies eher Gerechtigkeit und Humanität sein, — so kommen die Untergebenen des Herrn Kriegsministers, jene rohen Söldlinge von der Art eines Harney, und stellen eine Hetzjagd gegen die unglücklichen Schützlinge der Ver. Staaten an. Mehr noch, wie die Kugeln der Grenzsoldaten, mordet die Habsucht der Händler die Kinder des Waldes. Diese Indianerhändler bilden den Auswurf der verworfensten Klassen aller Nationen; es sind Menschen, die ohne Verhör sofort den Strang verdienten, privilegirte Räuber, selbst wenn sie auch ihren Raub mit den Indianer-Agenten theilen. Der Bericht McClelland's gibt alle diese Uebel zu; speziell ist in demselben eine indirekte Verurtheilung der Nebraskabill enthalten, welche man von einem Mitgliede des Pierce'schen Cabinettes nicht hätte erwarten sollen.

„Thatsachen", sagt Hr. McClelland, „beweisen, daß die Indianer der Cultur und sogar der gesellschaftlichen Verfeinerung zugänglich sind. Die fortgesetzte und consequente Anwendung einer humanen Behandlungs-

weise würde dazu beitragen, die Indianer auf gleiche Stu... ... ... Weißen zu erheben."

Bisher aber, meint McClelland, ist gerade das Gegentheil geschehen. Es haben die Weißen eine Ruchlosigkeit nach der andern an den unglucklichen Indianern verübt und, wenn diese sich dafür rächen, ein lautes Verdammungsgeschrei angestimmt. Weit entfernt, daß die Indianer sich als Wilde und Barbaren betrügen, sei vielmehr nur das wunderbar, daß sie nicht viel häufiger sich an den Weißen vergreifen. Denn sie werden von diesen auf's Empörendste betrogen, bestohlen, beraubt, gemißhandelt und verhöhnt, und dennoch lassen sie sich fast nie ein Vergehen zu Schulden kommen, außer wenn wirkliche Noth sie dazu treibt. Sie zu civilisiren, sei deßhalb nicht schwer, wenn nur die richtigen Mittel angewendet würden; aber daß gleich die erste Generation sofort und ohne irgend einen vermittelnden Uebergang das Jägerleben mit dem des Landbauers vertauschen werde, sei Blödsinn, zu erwarten. Auf die Jugend müsse eingewirkt, ihr müßten dit Lebensanschauungen der herrschenden Rage eingeflößt werden, dann lasse sich leicht zum Ziele gelangen.

Um erst eine Grundlage zu gewinnen, hält Hr. McClelland es für unbedingt erforderlich, daß den Indianern ihre Jahrgelder nicht mehr in baarem Gelde, sondern in solchen Waaren, deren sie bedürfen, zum Engros-Preise ausgezahlt werden. Das baare Geld, was sie in die Hände bekämen, sei ihr Verderb, denn es ziehe die spitzbübischen „Handelsleute" heran, von deren vergiftenden Einflüssen alle Keime einer höheren Gesittung vernichtet würden.

Wir lassen einige Stellen aus dem Berichte hier folgen:

„Sehr viel Uebel hat die Leichtigkeit erzeugt, mit welcher viele von den Häuptlingen den Versuchungen, denen sie unterworfen, erliegen und so verleitet werden, wichtige Papiere zu unterzeichnen, ohne deren Sinn oder Tragweite zu verstehen. Die Indianer spielen und trinken gerne, und viele Händler und schlimme Leute leisten diesen Leidenschaften Vorschub. Die Wurzel aller hieraus entspringenden Uebelstände ist die Auszahlung ihrer Jahrgelder in Baargeld. Würde statt dessen ein ganz anderes System eingeführt, wonach sie alle Lebensbedürfnisse und was sonst zu ihrer Bequemlichkeit erforderlich, zum Einkaufspreise erhielten, und würden zugleich den Handelsleuten ihre Concessionen entzogen, so könnte man eine stärkere Hoffnung für ihre Civilisation hegen. Auch müßte ein einfacher Civil- und Criminal-Codex für sie entworfen und die Mitwirkung der Staaten und Territorien, in welchen sie wohnen, angerufen werden. Der geringste Conflikt wegen Jurisdiktion oder Politik führt zu den verderblichsten Folgen und kann nicht sorgsam genug vermieden werden.

„Für einige Stämme wurden dauernde Wohnsitze hergerichtet, und viele Indianer haben sich Fleiß, Nüchternheit und Sparsamkeit angewöhnt.

Die Wirkung davon ist im Ganzen sehr bemerkbar und ermuthigend. Die seßhaft gewordenen Indianer vermehren sich rascher als die andern, ihr Benehmen verbessert sich und sie schreiten rasch einem Zustande entgegen, wo ihnen ohne Gefahr die Ausübung aller bürgerlichen Rechte anvertraut werden kann.

„Während des letzten Jahres hatten viele Stämme westlich des Mississippi mit den unglücklichsten Verhältnissen zu kämpfen, und dennoch haben sie unter dem schwersten Unglücke einen Grad von Festigkeit und Geduld gezeigt, daß sie Vielen von jenen Weißen, die sich so sehr mit ihrer höheren Bildung und Gesittung brüsten, als nachahmungswerthes Muster hätten dienen können. Wenige von uns würden ohne Widerstand gestattet haben, daß man sie ohne Umstände aus ihren Häusern jagt und ihrer Wohnungen beraubt. Beständig werden sie von den Weißen gedrückt, welche unter dem Vorwande der Nothwendigkeit ihren überlegenen Scharfsinn nur dazu anwenden, die Rechte der Indianer zu beeinträchtigen und sie ihres Eigenthums zu berauben."

Nicht ohne Bitterkeit erinnert Hr. McClelland daran, daß, als man die Indianer nach ihren jetzigen Wohnsitzen, westlich von Missouri, schaffte, ihnen feierlichst zugesagt wurde, daß sie dort nicht wieder gestört und belästigt werden sollten. Es sei kaum ein Vierteljahrhundert her, seit ein Präsident dem Lande Glück dazu wünschte, daß durch jene Uebersiedelung nunmehr alle Zerwürfnisse mit den Indianer auf immer beseitigt seien und schon zeige sich das Uebel in noch weit größerem Umfange. Wieder säßen jetzt die Weißen den Indianern auf dem Nacken, aber nicht wie damals könne man diese weiter und weiter nach Westen drängen; jetzt müsse man sich entscheiden, ob man sie mit brutaler Gewalt vernichten, oder für die Civilisation und Cultur gewinnen wolle. Das letztere sei möglich, wenn nur die nöthigen Mittel angewendet würden; daran habe es aber bis jetzt leider gefehlt. Wer die Geschichte der Indianer in Verbindung mit dem Benehmen unseres Volkes studirt, wird über die meisten der von ihnen verübten Unbilden nicht erstaunen. Sie sind eben „Wilde" und man kann von ihnen nicht erwarten, daß, wenn ihnen Unrecht geschieht, sie genau die Individuen unterscheiden sollten, von denen es ausgeht. Sie sehen sich in solchem Falle nicht von Hinz oder Kunz, sondern von den Weißen im Allgemeinen gekränkt. Nur zu oft lassen sich die Indianer-Unruhen auf Unbilden und Gewaltthaten von Weißen zurückführen. Ungeachtet der Mississippi zu einer Gränze ihres Landes gemacht wurde, hat unser Volk ihn doch überschritten, die schönsten Ländereien in Besitz genommen, und umzingelt die Eingeborenen in den engsten Gränzen.

Wir schließen rasch von dem atlantischen wie von dem stillen Ocean her die Jägerstämme ein, und bald wird der Büffel und das andere

Wild verschwunden und beinahe jeder Fuß cultivirbaren Bodens von dem weißen Manne besetzt sein; früher noch nie sind die Indianer so schweren Leiden ausgesetzt gewesen. Viele von ihnen kennen ihre bedauernswürdige Lage und sprechen mit dem tiefsten Kummer davon. Doch trotz dieser jammervollen Lage sind die Verbrechen, welche die Indianer begehen, selten bedeutend, und lassen sich in den meisten Fällen durch Noth und Mangel ausreichend entschuldigen.

„Man sollte ihnen liebreiche Hand bieten und alle Mittel zur Hebung ihrer Wohlfahrt und Veredlung zugänglich machen; moralische und religiöse Grundsätze sowohl, wie auch die Künste des civilisirten Lebens sollten ihnen gelehrt werden. Es ist zwar schwer, den Erwachsenen noch umzubilden, denn von Jugend auf an ein fortwährendes Umherschweifen gewöhnt und mit dem Gefühle der Verachtung gegen Handarbeit, die er als entwürdigend für einen Mann ansieht, großgewachsen, fühlt er das Verlangen gar nicht, sich eine praktische Kenntniß des Ackerbaues oder eines anderen nützlichen Gewerbes anzueignen, noch kann seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt werden. Freiwillig wird er weder der Jagd, noch den wilden Zerstreuungen, die selbst dem Verfeinertsten verführerisch sind, entsagen; aber wenn man mit der Jugend anfangen und ihrem noch bildsamen Geiste richtige Grundsätze und die unter civilisirten Nationen von den Eltern ihren Kindern gelehrten moralischen und religiösen Vorschriften einprägen würde, so würde man den Grund zu einer durchgreifenden und vollständigen Umbildung des ganzen Stammes legen. Dieses Verfahren ist leider nur zu wenig eingehalten worden, wo es aber geschehen ist, da haben sich die segensreichsten Resultate herausgestellt.“

In diesem Berichte ist viel gesagt, und es wäre wohl Zeit, daß es gehört würde. Aber man kann mit Aktenstücken den Charakter eines Volkes nicht umändern. Der Amerikaner opfert der Sucht zu erwerben, opfert dem allmächtigen Dollar Alles auf, Recht, Freiheit, Menschlichkeit und Ehre. Diese Indianerhändler, welche das Zelt des auszahlenden Agenten umlagern, in deren Taschen die Regierungsgelder mit fabelhafter Schnelligkeit verschwinden, sie sind die getreuen Repräsentanten eines Handelsvolkes, das unter Umständen, wie z. B. gegenwärtig in Central-Amerika — auch ein Räubervolk wird.

So sehr wir indessen auch das Benehmen der Amerikaner gegen die unglücklichen Rothhäute verdammen, so wenig verhehlen wir die Schwierigkeiten, welche aus dem Zusammenstoße der civilisirten mit der uncivilisirten Bevölkerung entstehen. Es giebt keine schwerere Aufgabe in der Weltgeschichte, als ein wildes Volk zu civilisiren. Aber gerade, weil diese Schwierigkeiten bestehen, sollte man sie nicht gerade gewaltsam

zusammenhäufen durch die Hast, mit welcher man die Einwanderung, die noch für viele Jahrhunderte in den Staaten westlich vom Mississippi Platz gehabt hätte, in das den Indianern reservirte Gebiet lockt. Wir haben noch immer behauptet, daß die Nebraskabill, — selbst abgesehen von ihren Bestimmungen über die Sklaverei, — ein Anachronismus sei, eine anticipirte Thatsache, welche die Rechte der Zukunft und die Entwickelung derselben verkümmert.

Die Anzahl der noch lebenden Indianer beträgt nach dem Berichte 314,622 Köpfe, vielleicht den zwanzigsten Theil der indianischen Bevölkerung, welche im Jahre der Unabhängigkeitserklärung existirte. (Hätten die Verfasser dieses Dokumentes wohl daran gedacht, welche Folgen die Erklärung jenes großen Satzes: „Alle Menschen sind frei und gleich und zum Streben nach Glück berechtigt" nach sich ziehen würde?) Einzelne Stämme sind schon ganz ausgestorben, z. B. die Mohikaner, die Caddor, Ridway's u. s. w. Von den Stockbridge's sind noch 13 Individuen vorhanden, von den Tuscarore's 250, von Joways 433. In der That, es ist gut und nothwendig, daß die wilden Nationen von der Erde verschwinden, aber wenn man solche Mittel dazu wählt, wie die Amerikaner, dann reicht die sogenannte Civilisation noch hinter die Barbarei wilder Völker zurück. Die Indianerkriege übertreffen an Barbarei alle Beispiele der Vergangenheit, selbst die Judenverfolgungen des Mittelalters, die Raubzüge der Hunnen und Gothen und die Bundesgenossenkriege der Römer. Diese Thatsache im Verbande mit der Sklaverei erklärt uns den Charakter des amerikanischen Volkes und läßt uns über nichts mehr erstaunen, was wir hier von Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten sehen.

Deutsch-amerikanischer Dichterwald.

Es gibt gewisse Leistungen auf literarischem Gebiete, bei denen man zuerst die Umstände und Verhältnisse, unter denen sie entstanden sind, und dann erst die Produkte prüfen muß, um den richtigen Maaßstab der Kritik zu finden. Wenn wir die Geschichtswerke des Herodot beurtheilen, legen wir einen andern Maaßstab an, als bei der Beurtheilung eines Historikers unserer Tage. Die rudimentären Verse eines Ennius dürfen nicht nach dem verfeinerten Geschmacke eines horazischen Zeitalters gemessen werden. Uns, die wir im Besitze Göthe'scher, Schiller'scher und Shakespeare'scher Poesien sind, erscheinen die Gedichte Gellert's und Gleim's, die unsere Großeltern entzückt haben, unerträglich langweilig.

Deßhalb wollen wir die bescheidene literarische Produktion, die sich uns unter dem Namen „Deutsch-amerikanischer Dichterwald" präsentirt, nicht von der stolzen Höhe objektiver Kritik aus betrachten, sondern zuerst einmal nach den Verhältnissen uns umsehen, unter denen dieser Versuch vorgenommen wurde.

Die deutsche Sprache, gewohnt in den Sphären der Wissenschaft und Poesie, wenn auch nicht den ersten Rang einzunehmen, — so doch jeder andern Sprache ebenbürtig zu sein, ist hier in Amerika ein Paria, des Bürgerrechtes und der öffentlichen Geltung entkleidet. Die deutsche Literatur ist in Amerika bisher nur ein Stiefkind gewesen, ein armes Aschenbrödel, dem es selten gelang, sich in eine Prinzessin zu verkleiden.

Die deutsche Bevölkerung in Amerika repräsentirt im Allgemeinen nicht die Intelligenz und namentlich den Sinn für Kunst und Poesie, den man unter der deutschen Bevölkerung Deutschlands findet. Dies ist eine Bemerkung, mit der wir den deutschen Namen ehren und nicht beschimpfen wollen.

Die Verhältnisse des amerikanischen Lebens sind der Pflege der Künste und schönen Wissenschaften nicht sehr günstig. Die eiserne Nothwendigkeit regiert hier überall, und namentlich die eingewanderte Bevölkerung hat sich erst mit der harten Nothwendigkeit, mit den unmittelbarsten Erfordernissen des Lebens abzufinden, ehe sie daran denken kann, das Angenehme zu erstreben und dem Schönen zu huldigen. Erst Brod, dann Blumen und Kränze.

Dies sind allgemeine Zustände, die wir nicht ändern können, und die den Musen und Grazien keinesfalls günstig sind.

Aber es haben noch Umstände obgewaltet, die von den Herausgebern des Dichterwaldes selbst verschuldet sind, und deren störenden Einfluß wir bei'm Durchlesen der Sammlung häufig bemerken.

Ohne den Herausgebern zu nahe zu treten, müssen wir sagen, daß keine competente Controle über die Aufnahme der eingesandten Gedichte vorhanden war. Es ist eine Menge Schund mit eingelaufen, der offenbar auch dem Werthe der besseren Gedichte und der ganzen Sammlung Eintrag thut.

Weil diese Controle oder vielmehr eine competente literarische Beurtheilung von vornherein fehlte, scheuten sich Viele, die Erzeugnisse ihrer Muse dem Dichterwald anzuvertrauen. Die Namen, welche sich vorzugsweise in der deutsch-amerikanischen Poesie geltend gemacht haben, — wir nennen unter Andern Butz in Chicago, Kretsch, Pflaumer in Manitowoc, und auch Strodtmann, — fehlen in der Sammlung.

Das Ausschreiben eines Preises ferner deutet mehr auf amerikanischen Humbug, wie auf deutsche Poesie hin. Ein solcher Stimulus ist gewiß nicht nöthig, um deutsche Poeten zum Dichten zu bringen. Außerdem ist

ist es ein sonderbares Ding, einen Preis für ein Gedicht auszusetzen. Ein Gedicht kann man nur dann mit einem Preise krönen, wenn es einen hohen poetischen Gedanken in einer vollständig tadellosen Form darstellt.

Eine fernere Beeinträchtigung des ganzen Werkes scheint auch dadurch hervorgebracht zu sein, daß die einzelnen Proben, welche die Herausgeber in „Mich. Journal" mitgetheilt haben, der Mehrzahl nach nicht glücklich ausgewählt waren, und begabte Dichter sich durch solche Arbeiten schwerlich zur Mitwirkung veranlaßt finden konnten.

Dies waren die hauptsächlichsten Verhältnisse, unter denen der Dichterwald zu Stande kam.

Was ist nun an der Sammlung? Wir werden uns vorerst auf ein ganz allgemeines Urtheil beschränken, und die Kritik der einzelnen Gedichte unterlassen, da der Redakteur dieser Blätter in seiner Eigenschaft als Preisrichter über die einzelnen Gedichte mit seinen Herrn Collegen ein besonderes Votum abgeben muß. *)

Im Allgemeinen scheint uns der Dichterwald noch kein Wald von hochstämmigen Eichen, breiten Buchen und stolzen Fichten zu sein, sondern noch ein ziemlich verwildertes Gebüsch, wo das viele Unterholz den Wuchs hochstrebender Bäume vereitelt. Es muß in diesem Walde noch Manches gelichtet werden, soll er eine anmuthige Erscheinung darbieten. Aber unter den Ranken und Dornen und Schmarotzergewächsen blüht manch bescheidenes stilles Veilchen, und mancher junge Baum schießt kerzengerade in die Höhe. Die Sammlung ist ungefähr so, wie wir sie erwarteten. Es ist kein Gigant darin, der an den Thoren des Himmels rüttelt, aber es sind ehrenwerthe, passende Bestrebungen und fähige Talente genug vorhanden, daß man ihnen Beifall und Ermuthigung zurufen kann. Die Stoffe sind, (neben dem ewigen und unverwüstlichen Thema der Poesie, der Liebe,) der Urwald, die Revolution, das Deutschthum, Heimweh u. s. w., Themata, die unsern Empfindungen allerdings nahe liegen. Die Behandlung zeigt oft Frische, aber selten Originalität und Neuheit; bei vielen Gedichten ist es, als ob man sie schon einmal gelesen und längst vergessen hätte. Einige Gedichte sind freilich auch da, bei denen man jene Probe machen kann, daß man sie, Strophe für Strophe von hinten herauf liest, und ein ebenso schönes Wortgeklimper und einen ebenso deutlichen Sinn erhält, als wenn man die Strophen der regelmäßigen Reihenfolge hinunter liest. Ueberhaupt hätte die Censur bei Aufnahme der Gedichte wohl etwas rigoröser verfahren dürfen; einzelne Sachen sind wirklich u n t e r der Kritik.

*) Die andern Herrn Preisrichter, Hr. Rapp von der Turnzeitung, Hr. Kretsch, Hr. Kolatschek, Hr. Caspar Butz, sind gebeten, ihr Votum sobald wie möglich an den Redakteur der „Atlantis" einzusenden, welcher die Entscheidungen den Herausgebern des Dichterwaldes [illegible]

Wir sind überzeugt, daß unter der deutschen Bevölkerung Amerika's mehr poetischer Gehalt ist, als sich in dieser Sammlung offenbart. Dies soll nicht ein Tadel gegen das Unternehmen sein, sondern eine Ermuthigung desselben. Wir betrachten die vorliegende Sammlung eben nur als einen A n f a n g, als einen V e r s u c h, und können den Wunsch nur aussprechen, daß dieser Anfang seine Fortsetzung finden werde. Wenn wir uns an die Zeit erinnern, als die deutschen Almanachs entstanden, — wie spärlich und dürftig sahen die ersten Sprößlinge dieser Literatur aus, aber wie lange Zeit beherrschte dieselbe den Markt. Nun, wenn wir auch die Entwickelung der deutsch-amerikanischen Literatur nicht mit der Entwickelung der heimischen Dichtkunst vergleichen können, so ist ein bescheidenes Maaß von Hoffnung uns doch auch noch für die deutsch-amerikanische Literatur gelassen, eine Hoffnung, die wir wenigstens so lange erhalten müssen, wie die heimische Literatur von den Schergen des Despotismus geknebelt ist.

Wir glauben deßhalb den Herausgeber zur Fortsetzung dieser Sammlung ermuntern und dieselbe der Theilnahme des Publikums empfehlen zu dürfen. Wir sind überzeugt, daß der nächste Band sich, was Inhalt und Ausstattung anbetrifft, vortheilhaft von dem vor uns liegenden unterscheiden wird. Nur machen wir darauf aufmerksam, daß die oben bemerkten Fehler bei der Herausgabe künftig vermieden werden müssen. Die Ausschreibung eines Preises hat gerade eine große Menge Schund angelockt und werthvolle Beiträge zurückgehalten; man lasse daher in Zukunft diesen Humbug weg, im Vertrauen darauf, daß derjenige, welcher wirklich eine poetische Ader in sich hat, durch eine solche Vorspiegelung nicht zur Veröffentlichung seiner Erzeugnisse veranlaßt zu werden braucht. Ferner muß bei der Zusammenstellung der Sammlung ein competentes Urtheil maaßgebend sein, damit die dem Inhalte und der Form nach werthlosen Beiträge nicht hineinschlüpfen. Dies kann Niemanden angenehmer sein, als den Herausgebern selbst, denn sie sind dadurch aller Verantwortung gegen einzelne allzu produktive Einsender überhoben.

Dann wird auch die Sammlung einen bestimmten Charakter zeigen, der ihr jetzt gänzlich fehlt. Es sind eine Menge verschiedener Culturstandpunkte und Weltanschauungen in diesem Buche, wie es auch bei der Menge der Verfasser und der gleichsam zufälligen Entstehungsweise nicht anders sein kann. Ohne in dieser Beziehung einseitig zu sein, müssen wir doch verlangen, daß der allgemeine Standpunkt dieser Poesien modern sei, und sich nicht mehr mit den alten Gesangbuchphrasen behellige. Es ist im höchsten Grade widerwärtig, wenn man vom Gottvertrauen und frommen Glauben u. dgl. liest, und gleich sieht, daß dies nur deßhalb gesagt ist, um eine Phrase zu machen, oder einen Reim zu finden.

Einen ferneren Wink möchten wir noch in der Beziehung geben, daß

man in dieser Sammlung vorzugsweise amerikanische Themata behandelt, d.h. sich nicht mit der alten Gefühlsduselei der heimischen Romantik begnügt, sondern dem amerikanischen Verhältnisse, diesem jungen, frischen Lande seinen poetischen Gehalt abzulauschen versucht. Es gibt eine Poesie des Werdens, der Entwickelung, welche viel großartiger ist, als die Poesie der Reminiszenzen und der Erinnerungen. Diese Poesie wird sich in Amerika geltend machen. Sie besitzt schon jetzt ein großes Material; nur ist es noch nicht verstanden und benutzt. Wer könnte es aber besser verstehen und benutzen, als der Deutsche?

Nun, wir wollen sehen, ob sich die Hoffnungen realisiren, die wir aus diesem Unternehmen schöpfen. Jedenfalls glauben wir, daß es nicht angemessen wäre, wollten wir vom hohen Stuhle der souveränen Kritik aus sofort den Blitz in den „Dichterwald" schleudern. Es ist zu leicht, eine Satyre zu schreiben, und deßhalb unterlassen wir es. Die Poesie bedarf in ihren ersten leisen Anfängen einer wohlmeinenden, aufmunternden Pflege, namentlich unter den widerwärtigen Verhältnissen, denen sie hier ausgesetzt ist. Dieser Pflicht glauben wir in Vorstehendem genügt zu haben.

———o0o———

Adrastos.

(Eine Erzählung.)

Es ist schwer, die Entstehung, die Entwickelung und die Resultate einer Leidenschaft, — und dies immer der Inhalt des Romans und der Novelle, — in den engen Rahmen einer kleinen Erzählung zusammenzudrängen. Früher, in jenen klassischen Zeiten, als man sich auf eine rein objektive Darstellung beschränkte, war dies leichter, als jetzt, wo man sich mit der objektiven Darstellung nicht mehr begnügt, sondern die Thatsachen mit ihren Motiven, die Handlungen mit den ihnen zu Grunde liegenden Empfindungen zusammenstellt. Als einen Beweis davon nehmen wir eine jener einfachen anspruchslosen Erzählungen, die wir bei Herodot — dem „Vater der Geschichte" finden. Die romantischen Scenen aus der Urgeschichte jener kühnen und kriegerischen Völker Asiens, die Herodot uns erzählt, die verfängliche Erzählung von Gyges und Kandaules, das artige Abenteuer von Arion und seinem Delphin, die ernste Unterredung Solon's mit Krösus, diese und andere Begebenheiten sind von dem alten Historiker in einer so naiven, ungekünstelten Weise erzählt worden, daß uns heute der Stil noch ebenso

freut, wie die tiefe Philosophie, welche durch die Erzählung hindurchleuchtete. Unter allen diesen Geschichten erschien uns eine besonders des Nacherzählens werth, wobei wir wohl nicht zu bemerken haben, daß wir nur das Motiv dem griechischen Schriftsteller entlehnen, und uns eine selbstständige Behandlung desselben vorbehalten.

Eine der bemerkenswerthesten Perioden der alten Geschichte ist das Zeitalter des Krösus, jenes mächtigen Königs von Lydien, der wegen zweier Dinge heute noch sprichwörtlich ist, wegen seines Reichthumes und der Wandelbarkeit seines Glückes. Das Zeitalter des Krösus scheint die Blüthezeit der Entwicklung Klein-Asiens gewesen zu sein; nach allen Nachrichten, die wir aus dieser Zeit besitzen, muß damals schon ein verhältnißmäßig hoher Grad von Kultur geherrscht haben. Die Erscheinung Solon's am Hofe des Königs spricht dafür; sie bildet eine der schönsten Scenen, die uns die alte Geschichte aufbewahrt hat. Kaum hatte der griechische Philosoph dem Glücklichsten der Glücklichen, dem reichen Krösus, das berühmte Wort zugerufen: „Niemand preise sich vor dem Tode glücklich,“ da fiel, wie Herodot sagt, aus der Hand eines Gottes eine große Vergeltung auf Krösus. Derselbe besaß zwei Söhne, von denen der Eine stumm und Idiot war, der Andere in aller Fülle der Jugend und Kraft prangte, und werth war, der Erbe so vieler Macht und Reichthümer zu sein. Ein Traumbild zeigte dem Vater diesen Sohn, von einem eisernen Schwerte durchbohrt. Bei der Bedeutung, die jenes kindlich gläubige Geschlecht auf Träume legte, und vielleicht auch beunruhigt durch die warnenden Worte Solon's, wurde Krösus durch diesen Traum in große Furcht versetzt, und beschloß, alle Mittel anzuwenden, dem Unglücke vorzubeugen. Atys, — so hieß der Sohn, — war noch jung, aber voll von dem kriegerischen Feuer, der dem Sohne eines mächtigen Königs ziemte. Um ihn aber aus der Nähe der Schwerter u. des Eisens fern zu halten, wählte der König ein Mittel, das sich auch heute noch zu dem Zwecke brauchbar erweist, — er verheirathete den Sohn. Die Hochzeit des Atys mit Gela wurde mit aller ordentlichen Pracht gefeiert und es herrschte die ungetrübteste Freude beim Feste. Grade als die Cymbeln und Flöten am lautesten ertönten, stürzte ein Mann in den Saal, dem man das Unglück in aller seiner Verzweiflung ansah. Es war Adrast, Sohn des Midas, des Königs von Georgien, eines alten Feindes des lydischen Königs. Die frohe Gesellschaft wurde nicht wenig erschreckt durch den unwillkommenen Besuch, dem man ansah, daß er die Einsamkeit der Gebirge und die Gesellschaft der Thiere des Waldes genossen hatte. Das Haar hing ihm verwirrt über das bleiche, bebende Antlitz, in dem sich die höchste Verzweiflung aussprach. „König“, rief er, „ich bin ein vom Fluche Getroffener; ich habe meinen Bruder ermordet, der Zorn der Götter und der Fluch des Vaters hat

mich in die Ferne getrieben. Deine Hände sind rein; entsühne mich von dem Fluche. Ich bin aus königlichem Geschlechte; mein Name ist dir wohlbekannt." Die Worte des Fremden zeugten von großem Unglück und noch größerer Leidenschaft, so daß die Festgesellschaft dadurch verwirrt wurde. Krösus aber behandelte den Fremden mit einer für jene Zeit ungewöhnlichen Humanität. Da ein wechselseitiger Religionsverkehr zwischen den Lydiern und Hellenen herrschte, so entsühnte Krösus den Fremdling von seiner Blutthat. Es kamen die Priester mit ihren feierlichen Geräthen und machten die üblichen Ceremonien. In jenen Tagen scheint es also schon so etwas gegeben zu haben, wie Beichte und Absolution. Nach dieser feierlichen Ceremonie blieb Adrastes als Freund und Gast im Hause des Krösus.

Durch diesen Vorfall wurde ein dem Unglücke gewidmeter Mensch in eine Umgebung von Glück und Freude gebracht. Adrast war ein Verbrecher, aber kein schlechter Mensch. Er hatte seinen Bruder getödtet in einer wilden Aufwallung des Zornes, einer Leidenschaft, die in jenem Klima und jener Zeit häufig war. Dieser Bruder war der Liebling der Eltern gewesen und Adrast konnte es nicht ertragen, zurück gesetzt zu werden. Mehr noch, wie durch Schmeicheleien, wächst der Ehrgeiz durch Zurücksetzung, und Adrast war ehrgeizig. Die blutige That verbannte ihn von seinen Eltern und seiner Heimath. So lange er durch die Wälder und Wüsten irrte, kämpfte der Selbsterhaltungstrieb mit den Gewissensbissen. Als er aber sich im Palaste und Schutze des mächtigen Königs sah, als er die Ruhe gewann, in sein eigenes Herz zu schauen, da kam die Schwere seines Unglückes ihm vollständig zum Bewußtsein; die Ceremonien der Priester hatten keine Ruhe über sein Herz gebracht. Grade die Freundlichkeit und das Wohlwollen, das ihm in dem humanen Hause des Krösus zu Theil wurde, vermehrte nur noch die finstere Stimmung seines Gemüthes. Es giebt Stimmungen, in denen es unmöglich ist, Wohlthaten zu ertragen oder dankbar zu sein, und in einer solchen Stimmung war Adrastes. Der Gegensatz zwischen der Zufriedenheit und Harmonie, die um ihn waltete, und zwischen seinem eigenen Zustande, prägte sich ihm bei allen möglichen Gelegenheiten in das Herz; jedes Lächeln, das er hörte, quälte ihn; jede Freude erbitterte ihn; er war intolerant gegen das Glück seiner Freunde.

Es ist ein sonderbares Ding mit dem menschlichen Herzen. Diejenigen, welche, nach jener modernen Theorie, die Neigungen, Empfindungen und Leidenschaften des Menschen bloß aus äußern Umständen, aus seiner körperlichen Organisation und den ihm umgebenden Verhältnissen erklären wollen, können jeden Tag Fälle finden, in denen ihre Theorie nicht ausreicht, wo der Mensch einen Weg einschlägt, der allen Erwar-

tungen und allen äußern Umständen trotzt. Man hätte bei Adrast voraussetzen sollen, daß die Freundlichkeit, mit welcher man ihn in seiner neuen Heimath aufnahm, und das Vertrauen, das ihm Krösus schenkte, die Furchen seiner Stirn und seines Herzens glätten würde, daß nach und nach die Erinnerung an Vergangenes durch den heilsamen Einfluß der Zeit und neu erworbene Freundschaft gemildert würde, daß endlich Adrastes aufhören würde, sich als einen Verbannten, Heimathelosen zu betrachten, — aber gerade das Gegentheil war der Fall. Wie gewisse Arzneien auf die Dauer gerade das Gegentheil der Wirkung hervorbringen, für welche sie der kundige Arzt berechnet hat, so bewirkte auch das Zutrauen und die Freundlichkeit, mit welcher Adrast behandelt wurde, nur eine Steigerung seines Mißtrauens und seiner Misanthropie.

Atys, der Sohn des Krösus, behandelte den Fremdling mit einer fast brüderlichen Zuneigung. Sein Vertrauen ging soweit, daß er ihn in die Frauengemächer einführte, in jene nach der Sitte des Orientes geheiligten Räume, wo die schönste Frau Circassiens lebte, in deren Armen Atys die Lasten der Regierung und die ängstlichen Traume seines Vaters vergaß.

Gela, die neuvermählte Gattin des Prinzen, die Tochter eines kleinen Gebirgsfürsten, war in fast klösterlicher Abgeschiedenheit aufgezogen, so daß sie die Naivität eines Kindes mit der Würde der Frau vereinigte. Sie war von blendender Schönheit und von anspruchsloser Güte. Ihren Gatten liebte sie mit aller Zärtlichkeit der ersten Liebe und mit aller Gluth der Jugend.

Adrast war nicht gerade verliebt in Gela, aber er drängte sich so oft, wie möglich, in ihre Nähe, und wenn sie ihn anblickte, schlug er die Augen zu Boden. Wenn er die Liebesschwüre hörte, welche die beiden Gatten miteinander wechselten, wenn er die glühenden, verlangenden Blicke sah, mit welchen sie den Gatten anblickte, dann war es, als wenn ein unbekannter Schmerz ihm die Brust zusammenpreßte, dann fühlte er das Blut, wie glühendes Blei, durch die Adern fließen. Er liebte selbst nicht — wenigstens war er sich dessen nicht bewußt, — aber er war eifersüchtig bis zum Wahnsinn. Nicht das ist das schrecklichste Loos, selbst unglücklich zu sein; schrecklicher ist es, wenn man das Glück Anderer nicht ertragen kann.

Das stille, schweigsame Benehmen Adrastens schreckte die Menge der Höflinge von ihm ab. Man betrachtete ihn im Kreise der Müßiggänger und Schwätzer, welche die Hallen des Palastes füllten, als einen von Gott Gezeichneten. Wenn man auch eine solche Ansicht nicht offen kund zu geben wagte, so war sie im ganzen Benehmen doch bemerkbar. Adrast hatte wenigstens für jede hämische Miene, für jeden mißtrauischen Blick ein aufmerksames Auge; wenn er auch die wohlwollenden Gesin-

nungen, von denen er umgeben war, nicht vollständig schätzte, so verstand er doch jede Kränkung und jede Spur von Mißtrauen.

Krösus, der den Sohn gern den Vergnügungen des Harems überließ, beauftragte Adrastes mit den wichtigsten Regierungsgeschäften und schenkte ihm das ehrenvollste Zutrauen. Nicht nur, daß er ihm die bedeutendsten Aufträge übertrug, er bot sich auch an, ihm sein väterliches Reich wieder zu erobern. Adrastens Vater war in der Zeit gestorben, und in Ermangelung von Erben stritten sich die Söldlinge um das Reich.

Waren alle diese Wohlthaten nicht hinreichend, Adrast glücklich und zufrieden zu machen? Fürwahr, Adrast legte sich selbst oft diese Frage vor und zwang sich dazu, sie zu bejahen. Er ging oft hinaus in die Einsamkeit des Waldes, auf das Gebirge, und blieb dort Stundenlang allein, mit seinen Gedanken beschäftigt. Wenn er zurück kam, sah er bleicher und ernster aus, wie sonst.

Krösus, der dem Fremdling das vollständigste Vertrauen schenkte, — und warum sollte er einem Manne, dem er so viele Wohlthaten erzeigt hatte, kein Vertrauen schenken? — erzählt Adrast seinen Traum und die Befürchtungen, welche er daraus geschöpft hatte. Diese Mittheilung machte auf Adrast einen sonderbaren Eindruck; das Schwert in der Brust des Atys war ein Bild, welches ihm permanent vor Augen schwebte, und das er nicht aus seiner Erinnerung verbannen konnte.

Aber Atys dachte nicht an solche Schrecknisse. Er lebte ein Leben des Glückes und der Liebe in den Armen seiner schönen jungen Frau, Adrast, der tägliche Zeuge dieses Glückes, wurde immer ernster und stiller.

Aber dieser Ernst und diese Schweigsamkeit Adrastens wurde manchmal durch die heftigsten Stürme der Leidenschaft unterbrochen. Atys überraschte ihn einmal, wie er seiner jungen Frau in den glühendsten Ausdrücken seine Liebe erklärte, eine Liebe, von welcher der leiseste Gedanke schon ein Verbrechen war.

Sie hörte den Verwegenen ruhig an, und schaute mitleidig zu ihm herab. Unglücklicher Fremdling, sagte sie, du bist krank, sehr krank; wir wollen dich pflegen, daß du wieder gesundest.

Ich begreife es, daß du sie liebst, sagte Atys ihm. Sie ist so gut und schön, daß Jeder, der in ihrer Nähe ist, sie lieben muß. Lieben nicht alle Menschen die Sonne und den Frühling? Doch sie liebt mich nur allein.

Unter diesen guten Menschen war kein Mißtrauen, keine Furcht und Eifersucht möglich.

Adrast dachte an das Traumbild. Immer lebhafter prägte sich dieses Bild in seine Seele; er konnte mit allem Bemühen nicht aus der Erinnerung verbannen; er fluchte dem Augenblicke, wo Krösus ihm den Traum erzählt hatte.

Und es begab sich, daß in dem mysischen Gebirge ein großer Eber das Land verwüstete. Schaarenweise kamen die Landleute in die Stadt gelaufen, um Schutz und Hülfe gegen das Ungeheuer zu finden. In jenen alten Zeiten waren die wilden Thiere noch mit größerer Stärke und Furchtbarkeit ausgestattet, wie heute. Es wurde ein vollständiger Feldzug gegen das Thier beschlossen. Krösus konnte sich nicht entschließen, seinen Sohn daran Theil nehmen zu lassen, und übertrug Adrast den Befehl über die Expedition.

Die Jagd wurde gemacht. Mehrere Tage lang verfolgte man das Thier, umstellte endlich dasselbe, und schleuderte die Speere darauf. Wüthend gemacht durch die Wunden, brach das Thier durch die Reihen seiner Verfolger, die mit aller Schnelligkeit davon liefen, nicht auf das Zureden Adrastens achtend. Adrast mußte das Gebirge verlassen, nicht mit dem Eber, sondern mit den Leichnamen seiner Kameraden. Das Volk murrte, als es Adrast heimkommen sah.

Es wurde eine zweite Expedition beschlossen. Atys bat seinen Vater, ihn daran Theil nehmen zu lassen. Vergeblich erinnerte Krösus an das Traumbild. Sind denn die Klauen und Zähne des Ebers von Eisen? fragte Atys, daß dies zu deinen Träumen paßte? Krösus mußte die Entgegnung gelten lassen, und Atys zog mit seinen Gefährten auf die Jagd.

Diesmal schien die Expedition glücklicher zu werden. Die Leute hatten mehr Zuversicht, als sie des Königs Sohn an ihrer Spitze sahen; es war Atys selbst vorbehalten, dem gehetzten und verwundeten Thiere mit seinem Speere den letzten Rest zu geben. Ein lautes Jubelgeschrei erscholl, als der gefürchtete Feind zu Boden lag. Da schwirrte unversehens ein Speer durch die Luft und drang durch die Brust des Prinzen. Adrast hatte die Summe der Wohlthaten, welche er im Hause des Krösus genossen, mit dem Morde seines Sohnes bezahlt, und der Traum des alten Königs war erfüllt. Der Mörder starrte eine Zeit lang den Leichnam an, und stürzte dann hinweg. Man hat ihn nicht wieder gesehen.

Kurze Zeit darauf rief Krösus auf dem Scheiterhaufen des Cyrus die berühmten Worte aus: O Solon! Solon! Solon!, Worte, die uns noch heute an die Wechselfälle des menschlichen Geschickes erinnern.

—————o0o—————

Vermischtes.

Das deutsche Leben in Detroit scheint sich immer mehr und mehr zu verbessern und zu veredeln, und den andern größern Städten des Westens, namentlich Milwaukee und St. Louis, nacheifern zu wollen. Es bilden sich neue Vereine mit humanen Tendenzen, die sich wesentlich von älteren Leistungen der Art unterscheiden, und auch unter den älteren Vereinen streben einige mit Lust und Eifer vorwärts. Man hört oft sagen, daß die Vereine das gesellige Leben zersplittern, statt dasselbe zusammenzuhalten, und dies gilt in Bezug auf geheime Gesellschaften, in Bezug auf jene Unzahl von Logen rc. unbedingt. Aber die humanen und künstlerischen Bestrebungen, die sich unter der deutschen Bevölkerung geltend machen, haben kein anderes Organ, als einen Verein, sie sind daher gezwungen, Vereine zu bilden, wobei man übrigens durchaus nicht nothwendig hat, den Vorwurf der Exclusivität und Einseitigkeit zu verdienen. Die deutsche Bevölkerung Detroits hat neuerdings 2 Vereine gegründet, die gewiß nicht nur in ihren eigenen Grenzen wirken, sondern eine allgemeine Verfeinerung des geselligen Tones und Verbesserung des Geschmackes zur Folge haben werden. Der kürzlich gegründete Musikverein hat in den ersten Proben, welche wir anzuhören Gelegenheit hatten, schon gezeigt, welch tüchtige und fähige Musiker in unserer Stadt sind, und mit welcher Umsicht, Geduld und Energie Hr. Stein dirigirt. Wir werden bald Gelegenheit haben, ein öffentliches Conzert dieses Vereins zu hören, sobald nur einmal erst die Zeit der Maskenbälle und derartiger Vergnügungen, die sich gerade in diesen Tagen hier in beunruhigender Weise zusammenhäufen, vorüber ist. Auch hat sich in diesen Tagen ein Frauen-Verein Behufs wohlthätiger und Erziehungszwecke gebildet; wie sehr ein solcher Verein in alle Kreise des socialen Lebens hineingreift, geht aus der Natur desselben hervor. Der hiesige Turnverein hat beschlossen, eine Reihe wissenschaftlicher Vorlesungen und Debatten zu eröffnen, und schließt sich dadurch würdig an die Fortschrittsbestrebungen des allgemeinen Turnerbundes an. Ueberhaupt scheint das deutsche Leben sich immer freier und humaner zu entwickeln; es ist nur zu wünschen, daß man diesen Weg mit Entschiedenheit und Consequenz verfolgt, und nicht wieder, wie früher bei gewissen Gelegenheiten, auf halbem Wege umkehrt. Die deutsche Bevölkerung Detroits hat sehr viele Elemente, die einer humanen Geselligkeit zugänglich sind, und wir glauben, daß wir hier hinter andern westlichen Städten nicht zurückzustehen brauchen. Eins wäre freilich noch nothwendig, nämlich eine große deutsche Halle zu bauen, in der Art, wie das deutsche Haus in Chicago. Dies würde dem gesammten deutschen Leben hierselbst einen neuen Aufschwung geben.

* * *

Das „Vorwärts“ von Galena, eine unabhängige Zeitung, ist einstweilen aus Mangel an Unterstützung suspendirt. Wir wundern uns darüber nicht, denn wir kennen Galena. Es gibt dort eine zahlreiche und wohlhabende deutsche Bevölkerung, aber sie steht im Allgemeinen heute noch auf derselben Stufe, wo die deutsche Bevölkerung vor zwanzig Jahren stand. Galena ist wegen seiner Bleiminen eine der ältesten Städte des Westens und unterscheidet sich dadurch sehr von den andern Städten, die, vor wenigen Jahren gegründet, alle Kraft und Frische der Jugend zeigen, und die namentlich von der neuern revolutionären deutschen Emigration bevölkert sind. So bildet das gerade gegenüberliegende Dubuque einen entschiedenen und wohlthuenden Gegensatz zu Galena; es herrscht ein frischer, freier Geist unter der dortigen Bevölkerung und namentlich unter den Deutschen, die bald aus Dubuque eine der angenehmsten Städte des Westens gemacht haben werden. Hrn. Stieboldt wünschen wir bald einen andern und besseren Wirkungskreis.

Excelsior oder „the Reformer's Companion“ ist der Titel einer neu herausgegebenen Monatsschrift. Der Ort des Erscheinens ist Cleveland, der Herausgeber Barnard, die Redakteure Lyman, Beach und Madame Brown. Die Monatsschrift ist der socialen, religiösen und politischen Reform gewidmet, und steht ungefähr auf dem Boden der Lippard'schen oder Thomas Paine'schen Schriften. Antisklaverei, Erziehung, Frauenrechte, religiöse Aufklärung 2c. sind die Themata des Blattes. Ein in der Januar-Nummer enthaltener Aufsatz „Clergy and schools“ bespricht sein Thema mit dem größten Freimuth und verdient die allgemeinste Beachtung. Leider spukt noch der Spiritualismus in dieser Monatsschrift. Trotzdem aber glauben wir, daß diese Zeitschrift auch die Deutschen angeht, namentlich die Deutschen, in deren Häusern englisch gesprochen wird, denn es sind dort Ansichten vertreten, welche den freisinnigen Deutschen sehr nahe liegen; Uebersetzungen aus den Werken deutscher Gelehrten sind mitgetheilt, — so in der ersten Nummer ein Aufsatz von Dr. Zeller über die Apostelgeschichte; — überhaupt ist diese Schrift ein Beitrag zur Verbreitung der Aufklärung und Humanität. Da der Herausgeber der „Atlantis“ auch mit unter den Mitarbeitern der „Excelsior“ aufgeführt wird, so können wir hoffen, daß dann und wann einzelne Artikel aus der „Atlantis“ dort übersetzt erscheinen und den Weg zu dem amerikanischen Publikum finden. Das Blatt ist gut ausgestattet, kostet jährlich zwei Dollars, und die Adresse des Herausgebers ist L. E. Barnard, Box 996, Cleveland, Ohio. Wir wünschen dieser Reformzeitung gutes Gedeihen.

Auszug aus der Botschaft des Gouvernör Chase von Ohio: Diejenigen Deutschen, welche Sklavenfang und Nebraska-bill durch ihre Berufung auf Jefferson und die Väter der Republik zu vertheidigen sich bemühen, machen wir auf folgende Stelle aus der Botschaft Chase's aufmerksam:

„Die Väter der Verfassung, obgleich zur Mehrzahl selbst Sklavenhalter, waren Kämpen der Freiheit; ihr emsigstes Streben war, ihre Nachkommen vom Fluch der Sklaverei zu befreien.

Jefferson beantragte schon in 1784, durch ein positives Gesetz nach dem Jahre 1800 von irgend einem cedirten Gebiete oder zu errichtenden Staate die Sklaverei auszuschließen und dieser Verbotsantrag erhielt damals die billigende Stimme von 16 aus drei und zwanzig Delegaten und von sechs aus neun Staaten im Congresse der Confederation. Er ging nicht durch, weil ein Artikel der Confederationsakte die Zustimmung von wenigstens sieben Staaten zur bejahenden Entscheidung einer Frage nothwendig machte.

Drei Jahre später wurde jedoch schon die Ordinanz von 1787 durch das einmüthige Votum aller Staaten im Congresse angenommen, welche vom Boden des Gebiets nordwestlich vom Ohio Sklaverei für alle Zeit ausschloß.

Im selben Jahre wurde die National-Verfassung entworfen. Herr Madison erklärte es für „unrecht, die Idee des Menschen-Eigenthums der Verfassung einzuverleiben". Das Wort „Sklave" oder „Sklaverei" fand keinen Platz unter den Bestimmungen. Auf's Sorgfältigste schloß man alle Anerkennung des Rechts des Sklavenhalters, alle nationale Sanction seiner Ausübung von dieser Urkunde aus. In jeder Clausel, welche man mit Sklaverei in Bezug bringt oder bringen kann, ist dieselbe als ein Geschöpf der Staatsgesetzgebung und als von ihr allein betreffs ihrer Existenz und Fortdauer abhängig betrachtet. Weder in der Verfassung selbst, noch in den Debatten ihrer Gründer findet man eine Spur der Erwartung oder Befürchtung, daß Sklaverei durch ein nationales Gesetz in nationalem Gebiete eingeführt werden könnte. Niemand muthmaßte ihre Ausdehnung über die Grenzen der bestehenden Staaten."

* * *

Thomas Paine's Geburtstag ist vor der Thüre; wir wünschen sehnlichst, daß der Tag weder hier, noch in den andern größeren Städten mit Stillschweigen übergangen wird. Thomas Paine ist schon deshalb, weil er in den Kirchen aller Arten und Bekenntnisse geschmäht und verläumdet wird, weil er sämmtliche Priester in Amerika zu seinen erbittertsten Feinden hat, der rechte Mann für alle diejenigen, die der positiven Religion

Valet gesagt haben, und sich vor der Bezeichnung „infidel“ nicht scheuen. Thomas Paine war von Geburt ein Engländer, aber seiner ganzen Weltanschauung nach ein Kosmopolit und seiner wissenschaftlichen Bildung nach von der französischen und deutschen Philosophie, die am Schlusse des vergangenen Jahrhunderts so große Umwälzungen hervorbrachte, durchdrungen. Deßhalb findet sein Andenken in den Herzen der Deutschen eine bleibende Stätte. Deßhalb ist es auch eine allgemein anerkannte Sitte, daß der freisinnige Theil der Deutschen in Amerika den Paine-Tag in allen größeren Städten in einem öffentlichen Feste feiert, wo Gelegenheit geboten ist, für die Sache des entschiedenen und allseitigen Fortschrittes ein entschiedenes und unumwundenes Bekenntniß abzulegen. Vor drei Jahren feierten wir dieses Fest in Detroit in einer kleinen Gesellschaft Bekannter; vor zwei Jahren waren wir bei einem glänzenden Bankette in der Markthalle zu Milwaukee, wo das ganze freisinnige deutsche Publikum in Gesellschaft von Schotten und Engländern versammelt war; voriges Jahr hatten wir Gelegenheit, in Cleveland einer großartigen Demonstration zu Ehren von Thomas Paine beizuwohnen, an der auch Amerikaner Theil nahmen. Wir hoffen, daß wir auch dieses Jahr Gelegenheit finden, uns in einer zahlreichen Gesellschaft Freisinniger zu befinden, damit wir uns einmal wieder an jenen kühnen, frischen Geist der Revolution erinnern, den wir leider nur aus der Geschichte, und nicht aus den Männern und Zuständen der Gegenwart erkennen können.

* * *

Die „Atlantis“ tritt mit dieser Nummer in den sechsten Band (in den vierten Band neuer Folge.) Wir machen unsere Herren Abonnenten darauf aufmerksam, daß fast alle Abonnements mit dieser Nummer neu beginnen, und daß wir mit Bestimmtheit darauf rechnen müssen, von unsern Abonnenten prompte Zahlungen zu erhalten, da auch wir zu dieser Frist Zahlungen zu machen haben. Besonders die Abonnenten auf dem Lande werden ersucht, ihre Beträge per Post zu übersenden, da wir nicht überall hin reisende Agenten senden können. Es ist eine traurige Angelegenheit, immer und immer wieder den miserabeln Geldpunkt zur Sprache bringen zu müssen, aber dies ist nicht unsere Schuld, sondern die gewissenloser oder gleichgültiger Leute, die uns das Unsrige vorenthalten. Wir haben einzelne Agenten, die uns seit Jahr und Tag nicht bezahlt haben. Im Laufe dieses und des vorigen Monates haben wir Zahlungsaufforderungen abgeschickt, aber von zehn Briefen kaum einen einzigen beantwortet erhalten. Die Folge davon ist, daß man gar nicht auf eine regelmäßige Einnahme, die im Verhältniß zur Abonnentenliste steht, rechnen kann. Das Leben eines Redakteurs ist in dieser Beziehung ein Hazard-

spiel, das man mit der Laune und Gleichgültigkeit des Publikums spielt. Dies ewige Mahnen und Drängen wird uns auf die Dauer langweilig. Namentlich erwarten wir, daß unsere Agenten ihre Pflicht thun, und uns die Rückstände unverzüglich einsenden. Wir glauben, daß wenn wir der allgemeinen Regel nach von den Abonnenten Vorausbezahlung verlangen, wir doch von den Agenten wenigstens die Rückstände verlangen können. Möge dies das letzte Mal sein, daß wir diese Angelegenheit hier besprechen; möge man uns doch ersparen, mit einer schwarzen Liste herausrücken zu müssen.

* * *

Die Herren Lingenau und Kuskopff sind reisende Agenten für die „Atlantis".

* * *

Die Hefte werden jetzt für die nächste Zeit alle drei Wochen ausgegeben, bis wir das betreffende Heft am ersten eines jeden Monats versenden können.

Atlantis.

Neue Folge, Band 4. Heft 2.	Februar, 1856.	Alte Folge, Bd. 6., Nr. 127—130.

Der Staat ein Organismus.

Es mag vielleicht zu den „praktischen" Vorzügen des Amerikaners gehören, daß er, der sich jeden Augenblick als Wähler, Gesetzgeber, Staatsmann zeigen muß, es für überflüßig hält, sich um das Wesen und die Natur des Staates, über die Grenzen der Funktionen und den Umfang der Rechte und Pflichten desselben näher zu erkundigen. Auf den amerikanischen Universitäten vermißt man die Lehrstühle des Staats-u. Völkerrechtes, vermißt man eine philosophische Behandlung der Politik, welche in einer Republik so nothwendig zu sein scheint, daß schon in jenen alten halbbarbarischen Zeiten die alten Griechen den Plato und Aristoteles hatten, welche über das Wesen des Staates die gründlichsten und gedankenvollsten Untersuchungen anstellten. In Amerika ist die Politik Routine, nicht Wissenschaft, oder, wie uns Einer der freisinnigsten Politiker Amerika's einmal scherzhaft sagte, Handel, nicht Philosophie. Wenn der Amerikaner sich um solche Fragen kümmert, wie z. B. das Verhältniß der Commüne zum Staate, und des Staates zum Congresse, so pflegt er diese Fragen mehr nach den Buchstaben der Constitution, als nach dem Wesen der vorliegenden Verhältnisse selbst zu beantworten, und daß man aus der Constitution, wie aus der Bibel Alles beweisen kann, ist eine alte Geschichte. Und doch wäre ein wissenschaftliches, objektives Studium des Staates, seiner Grundlagen und Funktionen gerade in Amerika eine Sache von der größten Bedeutung, vom größten Interesse, denn die wichtigsten Fragen tauchen hier auf, und verlangen eine Antwort. Auch ist das ganze Getriebe der amerikanischen Politik durchsichtig, so daß Jeder an die Thatsachen selbst herangehen und sie prüfen kann.

In Europa ist, trotz der höhern Stufe der wissenschaftlichen Bildung, noch weniger eine eigentliche Wissenschaft der Politik vorhanden, wie in Amerika, weil die ganze Maschinerie des Staates den Augen des Volkes entzogen und auch die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung in dieser Branche gänzlich verstümmelt ist. Wir haben, um ein Beispiel der mühsamen Construktionen unserer deutschen Gelehrten zu geben, in dieser und der vorigen Nummer einen Aufsatz von Dr. Fortlage aus der „Halle'schen Zeitung für Philosophie und philosopische Kritik" mitgetheilt, der über die

„socialistischen Ideen" handelt; hier sehen wir den deutschen Professor in seiner ganzen Glorie, mit Zopf und Perrücke. Wenn ein solcher sich auf dem Gebiete abstrakter Wissenschaften bewegt, wenn er logische Formeln construirt, nach dem letzten Grunde des Denkens forscht, oder eine griechische Partikel behandet: so ist der Mann in seiner Sphäre und wir finden ihn gelehrt und gründlich. Aber in der Politik — was soll denn doch ein preußischer Professor mit der Politik anfangen? Sein Staat ist der preußische Staat, der Staat mit den uckermärkischen Junkern und den Hrn. Manteuffel, der Staat der Beamten und Gensd'armen. Einen solchen Staat wissenschaftlich construiren, philosophisch rechtfertigen zu wollen, dies ist allerdings ein schweres Stück Arbeit.

Auch aus dem mitgetheilten Aufsatze Fortlage's geht hervor, daß, wenn er von Staat spricht, er vorzugsweise den monarchischen, militärischen und büreaukratischen Staat der Gegenwart im Auge hat. Dieser Staat bedarf keiner wissenschaftlichen Kritik mehr, sondern nur einer thatsächlichen, d.h. der Revolution.

Wir sehen an dem mitgetheilten Beispiele, daß die offizielle Philosophie in Deutschland wieder in jenen Dualismus der Kante'schen Zeit, in jenes willkührliche Construiren und Systematisiren herein gefallen ist, das durch Hegel und besonders durch Feuerbach ein für alle Mal abgethan zu sein schien. Die Philosophie, wie sie sich in diesen „Halle'schen Jahrbüchern", in den „Jahrbüchern der Gegenwart", und wie die philosophischen Zeitungen der letzten Jahre heißen, gezeigt hat, ist ebenso einseitig und abstrakt, wie die Ansicht jener Materialisten, die als erstes Bedingniß zum Studium der Naturwissenschaften das gänzliche Aufheben aller philosophischen Studien verlangen. Diese Trennung der philosophischen von den naturwissenschaftlichen Studien hält den Fortschritt der Wissenschaft und die Verbreitung der modernen Weltanschauung überhaupt auf, und muß mit allen Kräften, welche der Wissenschaft zu Gebote stehen, bekämpft werden.

Dies sieht man besonders an dem uns vorliegenden Thema, am Staate. Weder die Naturwissenschaft allein, noch die abstrakte Philosophie kann des Wesen des Staates vollständig ergründen, seine Bedingungen aufzählen, seine Funktionen bestimmen. Aber die Verbindung dieser beiden Wissenschaften wird zum Ziele führen, wenn dieselbe der Art ist, wie sie Arago nnd Alexander von Humboldt dargestellt haben.

Die Natur ist die allgemeine Mutter alles Lebens, die organisirende Kraft, welche jeder Materie innewohnt. Auch der Staat ist eine natürliche Erscheinung, eine Thatsache, die aus der Natur, aus der Organisation des Menschen hervorgeht. Dies hat schon Aristoteles ausgesprochen, indem er den Menschen ein „politisches Thier" nannte. Zum naturgemäßen Leben des Menschen ist der Staat gerade so nothwendig, wie die Lunge oder die athmosphärische Luft. Ebenso, wie die Natur des Menschen ihn dazu

treibt, eine Familie zu gründen, ebenso verlangt sie auch von ihm, Antheil an dem Staate zu nehmen. Der Staat stellt es deßhalb auch durchaus nicht den Bewohnern seines Landes frei, ob sie Antheil an ihm nehmen wollen, oder nicht, ob sie seinen Gesetzen gehorchen und seine Wohlthaten genießen wollen, oder nicht; Jeder muß zu den Lasten des Staates beitragen, die Gesetze desselben befolgen und hat Anspruch auf den Schutz desselben. In dieser verbindlichen, zwingenden Weise steht jeder Staat dem Individuum gegenüber; nicht nur die Despotie, auch die Republik thut es; ja, man kann sagen, — und wir werden dies in Folgendem näher begründen, — daß je freier und vernünftiger der Staat ist, desto inniger und verbindlicher das Verhältniß des Individuums zu ihm sein wird.

Diese Ansicht steht in direktem Widerspruche mit den Ansichten Rousseaus's und Kant's, welche den Staat als einen „Contrakt", als einen juridischen Akt betrachteten, vermittelst dessen das Individuum für gewisse Wohlthaten, die der Staat ihm verspricht, gewisse Rechte aufopfert. Dies wäre ein Akt der freiwilligen Gerichtsbarkeit, der durchaus im Widerspruch mit dem Wesen des Staates steht. Die Mitgliedschaft am Staate ist kein juridischer Vertrag, den man eingehen oder nicht eingehen, schließen oder auflösen kann, sondern eine natürliche Qualität und Bestimmung des Menschen. Das Verhältniß des Individuums zum Staate als einen Vertrag bezeichnen zu wollen, scheint uns ebenso thöricht zu sein, als wollte man die organische Wechselwirkung der Lunge und des Magens als einen Vertrag bezeichnen, wodurch sich beide zu gegenseitiger Ernährung verpflichten. Der Mensch ist als Mensch, als Glied der Gattung, ein Bürger des Staates; seine eigene Organisation bedingt die Organisation der Gattung, der menschlichen Gesellschaft, des Staates.

Dieses ist allerdings nicht in den einseitigen, symbolischen Sinne zu verstehen, in welchem vor mehreren Jahren Rohmer in München, in jenem Sammelplatze aller reaktionären Tendenzen und unklaren Schwärmereien in der Wissenschaft, den Staat analog dem Baue des menschlichen Körpers aufbaute. Rohmer schrieb ein Buch, das, weil es ein direkter Freipaß zum Irrenhause war, von Vielen mit Bewunderung gelesen wurde und ihm am Münchener Hofe die höchsten Freunde erwarb. Er beschrieb die Funktionen des Staates gleich denen des menschlichen Körpers. Der Nabel, der Bauch, die Brust, die Nase, die Ohren: alle Theile unseres Körpers fanden sich im Staate und dessen einzelnen Institutionen wieder. Wir erinnern uns hier der einzelnen barocken Vergleiche nicht mehr speziell; genug, es war eine kindische Spielerei mit wissenschaftlichen Prätensionen, aber reaktionären Tendenzen. Wenn wir hier von einem Parallelismus zwischen der Organisation der Individuen und des Staates sprechen, so sind wir natürlich von einer Rohmer'schen Auffassung weit entfernt, und

meinen nichts anders, als daß der Staat die Bedingungen wiederholen muß, nach denen sich das Individuum entwickelt, daß in dem Leben des Staates dieselbe Harmonie herrschen muß, wie in dem Leben der Natur, daß zwischen den verschiedenen Institutionen des Staates eine ähnliche Wechselwirkung herrschen soll, wie zwischen den verschiedenen Organen des menschlichen Körpers, vor Allem aber, daß die Sphäre des Staates und der Umfang seiner Pflichten und Rechte ebenso umfassend und allgemein ist, wie der Umfang menschlicher Pflichten, wie die Sphäre der Menschlichkeit und Humanität.

Dies ist gerade der Punkt, auf den wir zunächst eingehen müssen. — Wir finden, namentlich in republikanischen Kreisen, vielfach, ja fast überall, die Ansicht verbreitet, daß der Staat als ein nothwendiges Uebel zu betrachten sei, dessen Funktionen und Vollmachten man so viel, wie möglich beschränken, dessen Sphäre man möglichst einengen müsse. Diese Ansicht ist besonders in Amerika verbreitet; überall stellt man das Selfgouvernement und die Volkssouveränität der Autorität des Congresses und der Staaten entgegen. Eine ähnliche Ansicht nur mit andern Tendenzen, vertritt auch der mitgetheilte Aufsatz von Fortlage. Man kann diese Ansicht, weil sie blos das Recht in dem abstrakten Sinne der Juristen dem Staate überantworten will, am zweckmäßigsten wohl mit dem Namen der „juridischen" bezeichnen. Die Sphären der Humanität und Wohlthätigkeit, Bildung und Erziehung, Künste und Wissenschaften liegen, dieser Ansicht zu Folge, jenseits der Sphäre des Staates. Der Staat ist diesen Leuten ein Abstraktum, das sich nur mit gewissen genau bestimmten Funktionen abgeben kann, und neben dem eine Menge anderer Genossenschaften, die andere Funktionen zu vollziehen haben, existiren können. Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, diese Unterscheidungen zu treffen und die Funktionen des Staates in dieser abstrakten Weise zu begränzen. Wenn man sagt, die Sphäre des Staates ist das Recht, so hat man eine unbegränzte Sphäre, die sich mit der Erweiterung des Rechtes und des Rechtsbewußtseins der Menschheit, also der allgemeinen Sittlichkeit und Civilisation immer mehr erweitern muß. Die bisherige Geschichte des Rechtes zeigt uns eine stetige, consequente Erweiterung dieses Begriffes, von den orientalischen Zeiten an bis zu jenem glorreichen Tage, wo in Frankreich und Nordamerika die allgemeinen Menschenrechte proklamirt wurden. Aber wer wäre so blind gegen die Thatsachen der Geschichte, daß er glauben könnte, daß mit der Erklärung der Menschenrechte die Entwickelung des Rechtsbegriffes überhaupt abgeschlossen wäre? Das Recht auf Arbeit, auf Erziehung, auf Eigenthum &c. wird sich im Laufe der Zeiten dem Rechte auf persönlichen Schutz, persönliche Freiheit, Habeas-Corpus Akte &c. anschließen; je mehr die Civilisation fortschreitet, desto größer wird die Sphäre des Rechtes werden, in der die einzelnen Individuen sich bewegen.

Einen Gegensatz zwischen humanen und rechtlichen Forderungen zu ziehen, ist daher eine Illusion, denn auch die Humanität wird zum Rechte werden, das jeder Bürger üben muß, und auf welches Jeder Anspruch machen kann. Schon jetzt sehen wir vielfache Beispiele davon, z. B. die Armentaxe in England, das öffentliche Schulwesen in Amerika, die wissenschaftlichen Anstalten Deutschlands. Der Staat muß der immer biegsame und flüssige Ausdruck des Rechtsbewußtseins und der Civilisation seiner Zeit sein, oder, nach dem berühmten Worte Hegel's, die objektive Sphäre der Sittlichkeit.

Gerade weil der Staat die Sphäre aller menschlichen Bestrebungen in sich vereinigt, und gewissermaßen die Form ist, in welcher sich die ganze Geschichte der Menschheit krystallisirt, so wird der Staat im Allgemeinen den Bewegungen der Zeit nur nachfolgen, nicht vorauseilen. Die Wissenschaften, die Künste, Entdeckungen eilen voraus und erweitern den Horizont des menschlichen Geistes, bis daß endlich diese Erweiterung des Bewußtseins auch eine Erweiterung der staatlichen Organisation nach sich zieht. Daher der conservative Charakter des Staates. Einzelne Ideen eilen voran, aber ehe die Masse des Volkes dieser Ideen theilhaftig geworden ist, wird der Staat an diesem Fortschritt nicht Theil nehmen. Wo daher immer Staatsumwälzungen scheitern, sieht man, daß die Zeit und das Volk für eine solche Umwälzung noch nicht reif war. Denn insofern ist selbst in monarchischen Staaten eine Identität zwischen dem Volke und Staate vorhanden, daß in der Form und den Institutionen des Staates sich der sittliche Gehalt und das Rechtsbewußtsein des Volkes ausspricht. In republikanischen Staaten ist natürlich dieser Zusammenhang viel deutlicher.

Wenn wir den Staat nicht als einen abstrakten Mechanismus, sondern als den lebendigen Organismus der menschlichen Gesellschaft betrachten, so müssen wir uns an die Naturwissenschaften wenden, um aus den Gesetzen der natürlichen Organisation die Grundgesetze des Staates zu erkennen. Zum Organismus und organischen Leben gehören nun folgende Bedingungen: Erstens muß eine Mannigfaltigkeit von Bildungen und Thätigkeiten vorhanden sein. Eine einzige Kraft, Elektrizität, Magnetismus, mag nach vielen Richtungen hin und in vielfacher Weise wirken, sie bildet keinen Organismus. Zu einem Organismus gehört eine Mannigfaltigkeit von Kräften und Stoffen, deren Wechselverhältniß das Leben hervorbringt. Je größer diese Mannigfaltigkeit ist, desto vollendeter ist die Organisation. Die menschliche Gesellschaft, aus den mannigfaltigsten und verschiedenartigsten Kräften zusammengesetzt, bietet also das Material zu einer sehr entwickelten Organisation, zu einer Harmonie, welche an Größe und Vollendung vielleicht selbst den „Kosmos" der Natur selbst überbieten kann.

Die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Elemente setzt die Einheit derselben voraus, die Uebereinstimmung der Eigenschaften, den gemeinsamen Boden und das gemeinsame Ziel. Was in der Natur die chemische Wahlverwandtschaft ist, das finden wir auch in der menschlichen Gesellschaft vor, — wir bezeichnen es mit dem allgemeinen Namen Humanität. Die erste Bedingung, einen Staat zu bilden, ist deßhalb die Anerkennung der Einheit des Menschengeschlechtes und der absoluten Menschenrechte jedes Individuums. Dies ist die allgemeine Basis, auf welcher allein man die menschliche Gesellschaft vernünftig organisiren kann.

Drittens muß ein Parallelismus, eine Uebereinstimmung der einzelnen Elemente mit dem Ganzen, vorhanden sein. In jedem Gliede — nicht Theile — des organischen Körpers muß man die Bildung und den Charakter des Ganzen wiederfinden, und das Ganze muß nur eine gesteigerte Entwicklung der einzelnen Theile sein. Jedes Blatt am Baume repräsentirt uns den ganzen Baum mit seinen Zweigen und Aesten. Jeder Theil des menschlichen Körpers enthält alle Elemente und Organe desselben. Der Mensch aber selbst enthält die ganze Natur in sich, mit allen ihren Elementen, Kräften und Wirkungen. So also muß auch der Staat die Individualität des Menschen in großen Zügen repräsentiren; seine Bedürfnisse sind auf die Bedürfnisse des Individuums gegründet; seine Bestrebungen gehen mit den Bestrebungen des Individuums Hand in Hand. Aber auch das Individuum muß die Zwecke der Gesammtheit zu seinen persönlichen machen; die Aufgabe des Staates, ein Ausdruck der Civilisation und Humanität zu sein, muß auch die Aufgabe des Individuums bilden; es muß eine harmonische Wechselwirkung zwischen den Individuen und der Gesellschaft herrschen. Der Staat muß die Individualität des Menschen in großen allgemeinen Zügen wiederholen; er muß selbst Individuum, selbst Person sein, während das Individuum durch Theilnahme an den allgemeinen Zwecken des Staates sich zur Gattung erhebt.

Zu den angegebenen Erfordernissen eines Organismus gehört die Bestimmtheit und Einheit der Form. Der Inhalt muß sich in einer bestimmten und sich selbst entsprechenden Form darstellen. Jede Gattung, jede Spezies in der Naturgeschichte hat ihre bestimmte Form, die trotz der zahllosen Verschiedenheiten und Spielarten immer die allgemeinen Grundzüge bewahrt. So ist es auch mit der Organisation des Staates vermittelst der Nationalitäten. Ebenso wie der Volkscharakter sich in den verschiedensten geschichtlichen Katastrophen und Umwälzungen nicht verleugnet, sondern nur entwickelt, ebenso ist auch der Staat an eine bestimmte Form der Entwicklung gebunden, welche, trotzdem sie oft die

größten Gegensätze aufzeigt, doch immer einem Principe und einer Methode folgt. Dies ist an der Geschichte der alten Römer, der modernen Franzosen u. s. w. deutlich zu sehen; trotz aller geschichtlichen und constitutionellen Veränderungen blieb doch das eigentliche System der Verwaltung und Regierung immer stehen. Diese Hartnäckigkeit der politischen Formen ist ein Hemmschuh, welcher die Entwicklung der Menschheit lähmt; wir finden oft politische Formen, aus denen der Geist längst verschwunden ist, und deßhalb haben manche Revolutionäre die politischen Formen ganz beseitigen wollen. Aber dieses würde nicht nur unmöglich, sondern auch reaktionär sein, indem die ganze Organisation dadurch zerstört würde. Grade in der Form besteht das Wesen der Organisation, und das ganze Geheimniß, zu organisiren, liegt nur darin, eine passende Form zu finden, d. h. eine Form, die mit ihrem Inhalte identisch ist. Dies ist die höchste Aufgabe des Politikers und Staatsmannes.

Dadurch, daß wir sagen, daß die Form des Staates dem Inhalte desselben, dem Volksbewußtsein, angemessen und adäquat sein soll, ist auch zugleich gesagt, daß der Motor, die bewegende Kraft im Staate demselben immanent sei, daß der Staat keinen andern Gesetzen und Einwirkungen folge, als welche von ihm selbst ausgehen, und durch ihn selbst hervorgebracht werden. Darin liegt die Selbstständigkeit und Souveränität des Staates. In den Staaten, welche durch Aristokratien, Dynastien rc. regiert werden, ist dies nicht der Fall; hier ist die bewegende Kraft, die Triebfeder der Entwickelung nicht gleichmäßig im ganzen Volke verbreitet, sondern an einzelnen Punkten angehäuft, so daß die andern Punkte aller Entwickelung und Lebenskraft beraubt sind.

Wie in der Natur überall mit der Materie die Kraft verbunden ist, so muß auch in der menschlichen Gesellschaft überall und in der Masse des Volkes selbst die politische Macht und Souveränität liegen. In einem vernünftig organisirten Staate muß Jeder das von sich sagen können, was Ludwig 14. sagte: „Der Staat bin ich!“

Dies sind die hauptsächlichsten Bedingungen der Organisation. Es wäre sehr interessant, diese Physiologie des Staates näher auszuführen und sie aus der Physiologie des Menschen abzuleiten. Aber dies würde den Raum eines Buches erfordern. Für unsern Zweck genügt es, zu zeigen, daß der Staat und seine Funktionen Alles das begreift, was überhaupt menschlich ist und den Menschen angeht und interessirt, daß seine Sphäre so weit reicht, wie die Bedürfnisse, Gedanken und Bestrebungen des Menschen, und daß der Staat eben so, wie jener Philosoph sagen kann: Nichts Menschliches ist mir fremd. Der Staat ist die allgemeine Sphäre der Menschlichkeit und man darf seiner Thätigkeit nichts, was von allgemein menschlichem Interesse ist, entziehen.

Durch diese Ansicht treten wir nicht nur der juridischen Definition vom Staate entgegen, sondern auch den Socialisten, die sich vom Staate und dessen Formen emancipiren und in der vom Staate getrennten socialistischen Commüne, — mag man sie Phlaanstère oder Icarien oder Bethanien nennen, — ihre Bestrebungen verwirklichen wollen. Die Socialisten der modernen Schulen begreifen nicht, daß gerade der Staat die socialistische Gemeinschaft ist, in der sie ihre Bestrebungen realisiren müssen, daß der Staat denselben nicht im Wege steht, sondern im Gegentheil das Mittel zu deren Verwirklichung bietet. Wenn die Socialisten in dem bestehenden Staate ihre Wünsche nicht befriedigt finden, und in dem bestehenden Rechte nur absolutes Unrecht finden, dann sollen sie den Staat verbessern, und die Sphäre des Rechtes erweitern; vom Staate aber bei socialistischen Reformen absehen zu wollen, das heißt, ein Luftschloß bauen.

Es wäre sehr nützlich, wenn man heutzutage einmal diese positive Seite des Staates anerkennen und im Auge behalten wollte, wenn man den Umfang und die Pflichten des Staates, als der allgemeinen Sphäre der Moralität, des Rechtes und der Civilisation, in dieser allgemeinsten Weise auffassen würde. Man hat oft den revolutionären Bestrebungen unserer Zeit von conservativer Seite her vorgeworfen, daß sie zu destruktiv seien; wir müssen von ganz entgegengesetzter Seite her einen ähnlichen Vorwurf erheben. Man hat inmitten aller der Triumphe der Wissenschaften, Erfindungen und Künste, welche in diesem Jahrhundert stattgefunden haben, nicht daran gedacht, die Fortschritte der Civilisation dem politischen Leben einzuverleiben und den Staat mit den geistigen Errungenschaften dieses Jahrhunderts zu bereichern. Was die Revolutionen vom Staate verlangten, waren formelle Aenderungen; aber man dachte nicht daran, dem Staate seinen wesentlichen, humanen Inhalt zu geben. Anarchische und socialistische Bestrebungen raubten einer wahren und vernünftigen Staatskunst das Terrain; diejenigen, welche unfähig waren, zu organisiren, sagten, es bedürfe keiner Organisation. Was ist die Folge davon? Die politischen Formen sind weit hinter dem Culturstandpunkte dieses Jahrhunderts zurückgeblieben, und es bedarf neuer und großer Revolutionen, um das Gleichmaaß wiederherzustellen.

Ueber die Bedeutung der socialistischen Ideen für unser Zeitalter und seine Wissenschaft.

Von Prof. Dr. Fortlage.

(Schluß.)

Es giebt zwei Vorbereitungsmittel zur immer größeren Ausgleichung der Verhältnisse der Menschen unter einander, den Wohlstand und die Wissenschaft. Betrachtet man die Sache im Kleinen, so fällt das Uebergewicht auf die Seite des Wohlstandes. Denn sobald in einem Geschlechte die Armuth getilgt ist, sind die Mittel gefunden, die Unwissenheit oder den Bildungsmangel zu ersetzen, wenn nicht in der gegenwärtigen, doch sicher in der zukünftigen Generation. Auch gelangt man unmöglich zur Bildung, ohne daß zuvor die Mittel zur Erwerbung derselben vorhanden sind. Betrachtet man hingegen die Sache im Großen, so fällt das Uebergewicht auf die Seite der Wissenschaft. Denn wäre das Wissen über die Mittel eines erfolgreichen Kampfes mit dem Elend vorhanden, so würden sich von selbst Menschen genug zu ihrer Ausführung drängen. Das Deficit liegt daher zunächst im Wissen, und folglich würde vor allem andern ein Organ der Wissenschaft zu gründen sein, um planmäßig die Sache in die Hand zu nehmen. Dies war die Idee St. Simons, welche sich in seinem frühesten Vorschlage zur Bildung eines wissenschaftlichen Menschheitsbundes oder sogenannten Neutonschen Raths aussprach, eine Idee, welche sich jedem Nachdenkenden um so mehr immer auf' neue aufdrängt, je mehr die einzelnen socialistischen Pläne von Phalansteres, Nationalbanken und dgl. einander widersprechen, und je weniger eine Einführung dieser sogenannten Utopien ins Leben bisher hat gelingen wollen.

St. Simon wollte, daß einer Anzahl der anerkannt geistig begabtesten Männer, durch einen Wahlakt der Menschheit aus allen Völkern erkoren, durch freiwillige Beiträge eine lebenslängliche Muße geschaffen werden solle, mit der Bedingung, dieselbe auf gänzlich freie Art keinen andern Bestrebungen zu widmen, als den Fortschritten der Wissenschaft und den Anwendungen derselben auf die Verbesserung der socialen Zustände. Die nähere Art dieser Wirksamkeit dachte er sich zwar nur in höchst dunklen Umrissen, jedoch so, daß zuletzt daraus eine Art von neuer geistlicher Gewalt auf Erden hervorgehen könne mit der Bestimmung, eben so in Zukunft der religiöse und wissenschaftliche Mittelpunkt der Menschheit zu werden, als Rom dieses im Mittelalter war. Er dachte sich diese Macht unter dem Namen eines Neutonischen Rathes (conseil de Newton) als einen mit seiner Wirksamkeit den ganzen Erdbal umspannenden Menschheitsbund, mit Niederlassungspunkten in allen Welttheilen, so daß der höchste Rath alljährlich seine Wohnung wechseln könne.

Er dachte sich die Macht dieser Anstalt zwar nicht als eine politische, indem alle Neutonischen Räthe aller Länder immer die Trennungslinie genau beobachten würden, welche sie als die geistliche Macht der Erde von den weltlichen Regierungsgewalten der Staaten schiede, setzte aber, um die Idee einer siegreichen Verbreitung solcher neuen Autorität auf Erden sich denkbarer zu machen, den Fall als möglich voraus, daß der Oberbefehlshaber der Heere der Gläubigen dieses neuen Glaubens (le directeur en chef des armèes des fidèles) mit Gewalt der Waffen über die ganze Erde die Niederlassungen gründe, welche für die Sicherheit der Mitglieder der verschiedenen Räthe erforderlich seien. Jedoch wurde die weitere Entwicklung der Zukunft anheim gestellt. Für die Gegenwart genügte es dem Urheber des Gedankens, wenn mit der Subscription zu einer Besoldung der drei größten Mathematiker, Physiker u. s. f. im Dienste der Menschheit der Anfang gemacht würde.

Halten wir uns an unseren gewonnenen Standpunkt fest, so ist es nicht schwer, in dieser Idee das ewig Wahre und Große daran vom Falschen und Verfehlten zu sondern. Das ewig Wahre und Richtige liegt in dem tief gedachten Bestreben, die Wissenschaft zu befreien von ihren falschen Rücksichten, und dieselbe auf ihr edelstes Ziel zu lenken. Die Wissenschaft, welche im Dienste dessen arbeitet, welcher sie besoldet, soll diesen Sold fortan nicht mehr von bevorzugten Klassen der Gesellschaft, sondern von der Totalität derselben empfangen, soll folglich nicht mehr im Dienste besonders Privilegirter, sodern im Dienste Aller arbeiten. Ferner besteht in dem, was sogar Anfangs als eine Schwäche erscheinen könnte, nämlich daß gar keine Wege, wie zu helfen sei, detaillirt werden, bei genauerem Nachdenken eine Hauptstärke der Idee. Sie klebt nicht charlatanmäßig ein geschwindes Heftpflaster auf die Wunde der Menschheit, sondern giebt statt des fertigen Recepts, worin Quacksalber beständig bei der Hand sind, vielmehr eine Preisaufgabe im vollen Vertrauen, daß dieselbe durch die höchsten wissenschaftlichen Kräfte der Menschheit wohl lösbar sei, wenn man dieselben nur auf die rechte Weise dafür zu interessiren wisse. Die schwache Seite bei dieser Idee ist aber diese, daß das socialistische Organ bei St. Simon nicht auf dem dauerhaften Grunde der Association, sondern auf dem unzuverlässigen der Subscription und Wahl errichtet werden sollte. Denn damit wäre dem socialistischen Organ gleichsam die Pistole auf die Brust gesetzt, innerhalb Jahresfrist sogleich etwas Anschaubares und der Rede Werthes zu produziren, bei Strafe einer sofortigen Einziehung des Salairs. Denn das Volk ist ungeduldig. Von der Confusion der socialistischen und politischen Gewalt aber, die dann eintreten würde, wenn erst der Oberbefehlshaber der Heere der Gläubigen ausrückte, um in allen Welttheilen die nöthi-

gen Niederlassungen zu gründen, und sich eben dadurch die Erlaubniß zu erwerben, in allen Räthen zu sitzen, ihnen zu präsidiren und zuletzt im Neutonischen Mausoleum bestattet zu werden, schweigen wir.

Als die St. Simonistische Schule unter Enfantin und Bazard den bekannten unglücklichen Versuch machte, die von St. Simon begründete Idee einer Religion des Industrialismus in's Leben zu führen, zeigte sich fast nur Unerfreuliches. Einerseits muß zugegeben werden, daß hierbei die Grundidee mehr als eine Entstellung erfuhr, welche ihr Urheber, hätte er sie erlebt, am wenigsten würde gut geheißen haben. Andererseits aber ergab sich auch vieles als wirkliche Consequenz aus dem Irrthum einer Vermischung des socialistischen mit dem politischen Standtpunkt, zu welchem bereits St. Simon selbst die Veranlassung gegeben, wenigstens ihm nirgends gehörig vorgebaut hatte. Wenn nun das ganze Staatswesen zu einer bloßen ökonomischen Anstalt herabgesetzt wurde mit völliger Zerstörung des Begriffs der Unabhängigkeit der Person, wenn an die Stelle des Familienvermögens das Vermögen der großen Volksbanken trat, aus welchem nach bestem Ermessen und Urtheil über die Capacität der Einzelnen die Direktoren der großen Oeconomie jedem beliebig das Seinige zutheilten, um es beim Ableben des Individuums zurück zu empfangen, so entdeckt man hierin mit Trauer und Schmerz lauter entstellte Züge ursprünglich groß gedachter Gedanken, Entstellungen, welche allesammt keinen andern Grund hatten, als die Verkehrtheit, die abstrakte Rechtsidee durch den Socialismus nicht erfüllen und ergänzen, sondern absorbiren und vertilgen zu wollen. Dieses ganze Treiben liefert dem wirklichen Socialismus kein einziges brauchbares Element. Wir wenden uns daher in die Grundidee zurück.

Die Idee des wissenschaftlichen Menschheitsbundes darf darum, daß sich Schwächen und Verkehrtheiten daran geknüpft haben, nicht aufgegeben und verworfen werden; sie ist vielmehr von den Fehlern zu reinigen und dadurch höher zu steigern. Der Wissenschaftsbund darf nicht im Staate kommandiren wollen, er darf aber auch nicht abhängig sein von Subscriptionen und Wahlakten. Wer zu ihm gehören will, muß zu ihm gehören können. Darum aber, weil er gänzlich unabhängig sein soll von der politischen Sphäre, muß er auch in ökonomischer Hinsicht ganz auf eigenen Füßen stehen und Niemanden sein Bestehen verdanken, als nur allein sich selbst. Er wird sich also mit seiner eigenen Hände Arbeit seinen Lebensunterhalt eben sowohl erwerben müssen, als eine jede andere Familie im Staat, und überhaupt in keiner Weise irgend eine andere Stellung gegen das Staatswesen einnehmen dürfen, als nur die, ein vergrößertes und auf eine neue und eigenthümliche Art organisirtes Familienwesen zu sein, mit allen Rechten und Verpflichtungen im Staat, welche auch allen übrigen Familien und deren Gliedern als

solchen zukommen. Wo aber könnte eine solche große Familie die Vorschläge, die sie zu machen hätte in Beziehung auf eine erfolgreiche Bekämpfung der Armuth und Unwissenheit, besser und einfacher zur Anwendung bringen, als bei sich selbst, indem sie die Aermsten und Ungebildetsten zu sich in ihren eigenen Schooß aufnähme, und besseren Zuständen entgegen führte? Das gäbe nun jedenfalls eine Art von Klosterleben, aber nicht ein abgeschlossenes, contemplatives, wie des vereinzelten Mönchs in seiner Zelle, sondern ein betriebsames, thätiges, auf die höchste Spannung der Arbeitskräfte in ihrem gegenseitigen Ineinandergreifen, also recht eigentlich auf Organisation der Arbeit berechnetes. Daß dabei von keinem willkührlichen Klosterzwange, Cölibat u. dgl. die Rede sein könne, versteht sich von selbst, aber eben so sehr auch, daß ohne eine strenge, wenngleich mit religiöser Sanftmuth ausgeübte Sittenzucht ein solches Wesen nicht würde Bestand haben können. Wem fallen nicht als lebendige Vorbilder solches regen Treibens voll Wohlstand, Arbeitsamkeit, Sauberkeit, Anmuth und Sitte hier sogleich die Niederlassungen der Brüdergemeinden ein?

Warum nicht auch das Phalanstere Fourier's? Allerdings auch dieses. Jedoch vergesse man nicht, daß bei einer genaueren Vergleichung des Phalansteres mit den Brüdergemeinden das erstere in einem zwiefachen Nachtheil steht. Denn erstlich verfolgt die Brüdergemeinde neben dem Zweck bloßer ökonomischer Selbsterhaltung noch einen höheren geistigen Zweck, wenngleich in einseitig religiöser Art, wohingegen das Phalanstere nichts anderes will und erzielt, als das bloße ökonomische Bestehen seiner Mitglieder. Und zweitens hat der Organismus der Brüdergemeinden die Prüfung seiner Lebensfähigkeit bereits überstanden, der Organismus des Phalansteres aber noch nicht. Besonders liegt hier auf dem zweiten Punkte das allergrößte Gewicht. Denn wir würden es für thöricht halten, wenn das socialistische Organ die Reihe seiner Experimente mit einer Lebensform begönne, welche sich nicht bereits völlig und zur Genüge in der Praxis bewährt hätte. Es bliebe ihm ja dabei vermöge seiner progressiven Natur unbenommen, vom bescheidenen Anfang zu vollkommneren Formen überzuschreiten, sobald erst die Kräfte gewachsen wären. Aber der Anfang selbst müßte sich dadurch in seiner Lebensfähigkeit zuerst völlig sichern, daß er nicht nur das Mögliche, sondern auch das längst Gewohnte, das bereits in der Welt völlig Eingelebte und daher auch nicht Verdacht und Mißtrauen, sondern Vertrauen, Zuneigung und Achtung Erweckende thäte. Er würde ein Samenkorn pflanzen, welches unscheinbar aufwächst und nicht viel Redens von sich erweckte, indem es von außen nur anzuschauen wäre wie hundertmal sonst Dagewesenes, welches aber in seinem unsichtbaren Inneren den Keim einer unabreißlichen Zukunft trüge.

Es ist zu verwundern und fordert eine besondere Erklärung, daß die bisherigen Versuche, den Plan des Phalansteres in die That überzuführen, so schlechte Erfolge gehabt haben. Das Phantastische des Plans allein reicht nicht aus, diese Erklärung zu geben. Denn es hat nicht an Versuchen der Schule gefehlt, dieses zu beseitigen, und mit Abstreifnug aller schwindlichten Zuthaten den einfachen Plan eines genußreichen und angenehmen Lebens großer Menschenfamilien herauszuschälen. Warum denn bildet man solche nicht? Fehlt es in diesem Grade an Menschen, die nach den Genüssen des Lebens trachten; oder ist der Müßiggang in Lumpen ein so süßes Vergnügen, daß die ganze Phalanx der Passionen Fourier's ihn nicht im mindesten zur Thätigkeit zu erwecken vermag?

Fourier's Anhänger machten den ersten Versuch einer Realisirung des Phalansteres zu Condé-sur-Vègres bei Versailles, einen späteren in der ehemalichen Abtei Citeaux, welchem der Versuch, eine Colonie in Brasilien nach demselben Plane anzulegen, nachfolgte. Dieses Alles hat keinen Erfolg gehabt. Besser ist Cabet reüssirt mit seinem Icarismus. Er gestaltete in seinem Roman Voyage en Icarie die Idee so um, daß eine Colonie nach dem Westen Nordamerika's möglich wurde. Das Jahr 1848 sah die Icarier auswandern. Sie langten, ein Häuflein von etwa 70 Menschen, mit unsäglichen Beschwerden an ihrem Bestimmungorte in Texas am rothen Flusse an, wo Cabet für das gemeinschaftlich zusammengelegte Vermögen Ländereien erkauft hatte. Cabet selbst folgte mit 40 neuen Genossen. Das erste, was entstand, war Hader und Mißhelligkeit. Es erfolgte eine Anklage gegen Cabet wegen Veruntreuung anvertraueten Vermögens vor dem Zuchtpolizeigerichte in Paris von Seiten Mehrerer, welche unmuthsvoll aus der Colonie nach Frankreich zurückgekehrt waren; jedoch wurde Cabet, obwohl vom Zuchtpolizeigericht verurtheilt, später vom Appellationsgericht aller Schuld ledig gesprochen. Er kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er mit den auf eine Zahl von 300 Mitgliedern angewachsenen Icariern eine neue Niederlassung zu Nauvoo am Mississippi eingerichtet hatte. Diese nun ließ es auch Anfangs an häufigen Nachrichten von den Wechselfällen ihres neuen, brüderlichen und wie es schien, wohlorganisirten Gemeindelebens nicht fehlen. Aber nach der Zeit ist es wieder still von ihnen geworden, und die Colonie scheint wenigstens nichts von der gewaltig treibenden Schwungkraft in sich zu entfalten, welche man unterdessen in dem alttestamentlichen Socialismus des Mormonenthums in eben jenen Gegenden hat kennen und bewundern gelernt.*) Entfaltet aber die Colonie in Zukunft nicht größere Kräfte, so wird sie auf dem Felde der Lebenspraxis als überflügelt erscheinen von so-

*) Nach den neuesten Nachrichten ist die Icarische Colonie schon in der Auflösung begriffen. Cabet verlangt für sich die vollständigste Diktatur der Colonie. (d.R.)

cialistischen Bestrebungen, die aus einem entgegengesetzten Boden erwuchsen, und wird in dem zufälligen Umstande, daß es das von den Mormonen erst kürzlich verlassene Gebiet von Nauvoo war, wo sie ihre erste feste Zufluchtsstätte fand, ein ominöses Wahrzeichen ihres schwächlicheren und nachhinkenden Charakters erblicken dürfen.

Alle socialistischen Institutionen des Alterthums, welche uns durch ihre einstige Blüthe und weite Wirksamkeit mit Bewunderung erfüllen, Klöster, Ritterorden u. dgl., haben das gemeinsam mit dem Mormonismus, daß sie ihre materielle Blüthe und ihren Wohlstand zwar nebenbei mit geflissentlicher Anstrengung betrieben und erreichten, aber denselben nicht gleich von vorn herein sich als das alleinige Ziel ihres ganzen Bestandes setzten. Sie setzten sich vielmehr spirituelle Zwecke, und erreichten dadurch nebenher und gleichsam spielend ihren materiellen Wohlstand. Wer hingegen bei der Construction socialistischer Institute sogleich von einem bloß materiellen Gesichtspunkt ausgeht, wird darum viel schwerer zum Ziele gelangen, weil die materiellen Gesichtspunkte den Egoismus schärfen, und darum dem belebenden Geiste des Socialismus, welcher als solcher ein allem Egoismus feindlicher Geist ist, weil weniger verwandt sind, als Prinzipien von religiöser Natur, welche den Menschen anleiten, ein höheres Leben über sich zu denken und sich selbst ganz in diesem Höheren zu vergessen. Es ist unmöglich, daß aus materiellen Interessen um bloßer materieller Interessen willen ein aufopfernder Enthusiasmus entspringe für ein dem Egoismus der Einzelnen schnurstracks entgegengesetztes Thun, wie z. B. der Wüstenzug der Mormonen es in vielen Zügen hat blicken lassen. Wo aber dieser aufopfernde Enthusiasmus fehlt, werden auch die Früchte, die er trägt, ausbleiben. Man kann denselben Gedanken auch psychologisch bequem so ausdrücken, daß zum Gedeihen socialistischer Institutionen eine eigenthümliche Organisation der dabei sich betheiligenden Personen gehöre, indem diejenigen Naturen, welche im Stande sind, um religiöser Ideen und reingeistiger Zwecke willen materielle Opfer niemals zu scheuen, am meisten, diejenigen aber, welche den materillen Nutzen als die einzige Triebfeder ihrer Geschäftigkeit anzusehen gewohnt sind, am wenigsten in eine solche großartige Gemeinthätigkeit sich dauernd schicken werden.

Fourier's Bestrebungen unterliegen diesem Bedenken im allerhöchsten Maaße. Sein Socialismus enthebt ausgesprochenermaaßen die Menschen einzig und allein aus dem Grunde ihrem natürlichen Egoismus, damit eben dieser Egoismus im stärkeren Maaße befriedigt werden könne. Der Calcul ist insofern richtig, als wir es alle Tage erfahren, wie die menschlichen Kräfte von aller Art durch Einigung und Ineinandergreifen gestärkt, durch Vereinsamung und Widerstreit geschwächt wer-

den. Aber die Theorie ist insofern unpraktisch, als es für sie selbst allein keinen Weg in die dauerhafte Realisirung ihrer Absichten giebt. Denn der materielle Egoismus, ein so tauglicher Hebel er sein mag, um bei der bereits im vollen Gange seienden Maschinerie eines Phalanstere kräftig mitzuwirken, so untauglich ist er, wenn er selbst als oberster Hebel zur Umtreibung einer solchen Maschienerie gedacht wird. Der Egoismus gedacht als socialer Enthusiasms, das bedeutet so viel als ein Schmelzofen aus gemaltem Feuer, oder Festungswerke aus Wandtapeten.

Von St Simon läßt sich dasselbe nicht in gleichem Maaße sagen. Denn das Strebeziel seiner Ideen war zwar einestheils die Erwerbung des Wohlstandes für Alle, anderntheils aber eben so sehr die Steigerung der Bildung und aller geistigen Fähigkeiten. St. Simon glaubte, daß die beiden Zwecke eines Menschheitsbundes, nämlich Pflege der geistigen Bildung und Sorge für die ärmste und zahlreichste Classe der Menschen, während der vergangenen Weltperiode wären von der katholischen Kirche als das Ziel ihrer Existenz richtig erkannt und bis zu einem gewissen Punkte auch kräftig angestrebt worden, aber nur bis zur Zeit ihres Verfalls im 15ten Jahrh., von wo an sie, uneingedenk ihrer ursprünglichen Bestimmung, anstatt nach wie vor die Sache der Völker gegen die Gewalthaber zu führen, sich mit den Gewalthabern gegen die Völker verbündet hätte. Der Neutonische Rath oder Menschheitsbund sollte daher nun auf den Posten der ihrer Mission untreu gewordenen Kirche treten, nicht nur zum Zweck einer Beschützung der Armen, sondern noch viel mehr zum Zweck einer Befreiung der Wissenschaft aus der Sklaverei ihrer nothwendigen Rücksichten gegen die Gewalthaber. Die Wissenschaft sollte nicht nur mit neuen größeren Impulsen zum Fortschreiten versehen, sondern auch aus ihrer gegenwärtigen schiefen Lage emporgerückt, und in eine Stellung gebracht werden, worin sie alle ihre Bewegungen, die sich auf das Besserwerden der socialen Verhältnisse (die politischen mit eingeschlossen) beziehen, frei und rücksichtslos vollziehen könne. Obgleich er nicht selbst Gelehrter war (vielleicht auch eben darum um so mehr, weil er es nicht war), erkannte er deutlich die heimlich vergiftenden Einflüsse, denen die Wissenschaft durch ihre gegenwärtige Lage unaufhörlich ausgesetzt ist, und sann daher auf Mittel, diesen Einhalt zu thun. Daher ist Stumpfheit gegen geistige Interessen ein Vorwurf, welchen man diesem Manne nicht mit Recht machen kann. Der Fehler St. Simon's war vielmehr, daß er die Wissenschaft nicht nur zur organisirenden Lebenskraft erheben, sondern sie zugleich auch mit Regierungssorgen belasten wollte, die ihr ganz und gar nicht zukommen.

Das socialistische Organ, wie wir es denken, würde die Wissenschaft zu einer fortschreitend organisirenden Lebenskraft erheben, ohne ihr irgend ein anderes Regierungsgeschäft zuzumuthen, als die Sorge für das Gedeihen ihres eigenen Haushalts. Das Leben nach den Forderungen der Wissenschaft einzurichten, dieser Endzweck würde den neuen Haushalt mit religiösem Eifer beseelen, würde die organisirende Triebkraft desselben sein. Er könnte daher nur solche Glieder in seine engere Mitte aufnehmen, welche ihr Leben der praktischen Wissenschaft, der thatkräftigen Philosophie gänzlich zu opfern, das heiße Verlangen trügen. Insofern nun würde man unsere Phalansterien vorzugsweise als philosophische Anstalten zu betrachten haben, nicht um dort Philosophie zu lehren, — denn dazu ist auf den Kathedern der Staatsanstalten ein viel besserer Platz, — sondern um die Philosophie zu leben, d.h. ein solches sociales Leben zu beginnen, wie es aus den rücksichtslos durchgeführten Grundsätzen einer philosophischen Ethik fließen würde. Wie viele im gewöhnlichen Leben auf überflüssigen Kleiderluxus, auf sogenannte Vergnügungen, die Niemandem wahre Freude bringen, auf hundert Allotria aus Anstand und falscher Sitte zu verschwendende Summen könnten hier für höhere Zwecke erspart werden! Wie viel Arbeitskraft, gute Laune und Muße für höhere Beschäftigungen würde gewonnen werden? Welch stolzes Gefühl der Menschheit würde in denen aufgehen, welche nichts mehr um des Scheines und Glanzes, nur noch Alles um wirklicher Zwecke willen thäten! welche in dem Bewußtsein, daß ihr eigenes Leben das geistige Grundcapital der Zukunft sei, nach keinem anderen Zwecke strebten, als nur dasselbe zur größtmöglichen Wirkung für die Interessen der Menschheit zu verwerthen?

Stellen wir uns einen Augenblick vor, eine solche Kolonie sei gegründet, und stehe bereits als eine Anzahl von selbstständigen und unter einander durch freundschaftlichen Verkehr verbundenen Familienhäusern auf völlig freien Füßen, so erhöbe sich die Frage, welche die Elemente des Lebens sein würden, denen sie zu ihrer eigenen Vergrößerung einen Platz bei sich vergönnte, denen sie Zuflucht, Schutz und Theilnahme an ihren eigenen Angelegenheiten verstattete. Ohne Zweifel würden hier drei verschiedene Kategorien entstehen, welche man um der Ordnung des Ganzen willen genau von einander gesondert halten müßte, nämlich thätige Familienglieder im engsten Sinn, Hülfesuchende und Freunde. Ueber die Anwerbung neuer Familienglieder im engsten Sinn oder die Einverleibung neuer Familien in das thätige Hauswesen ließe sich eben so wenig irgend eine Richtschnur feststellen, als z.B. über die Vergrößerung einer einzelnen Familie durch Vermählung ihrer Söhne und Töchter, oder durch Adoption neuer Kinder. Denn die Aufnahme einer neuen Familie in den engeren

Nexus hätte völlig die Bedeutung einer Adoption oder geistigen Vermählung, und die patriarchalische Sitte eines Familienrathes der Aeltesten würde hier in zweifelhaften Fällen den Ausschlag geben. Ein ganz anderes Verhältniß träte natürlich ein gegen die Hülfesuchenden. Diese kämen nicht, um die Wohlthaten der Anstalt zu vermehren, sondern um dieselben zu empfangen, nicht aus Eifer am uneigennützigen Thun, sondern aus Noth herbei. Sie würden daher die Stellung als bloß gehorchende Mitglieder der Colonie gewinnen.

Auf diese Art könnte hier jederzeit das wirkliche Elend eine Zuflucht, der Heimathlose ein Obdach, der Arbeitlose eine Beschäftigung, der Nackte ein Kleid, der Hungrige Speise nud Trank empfangen, freilich dies Alles durch eine freiwillige Hingabe zwar nicht ihrer Freiheit, aber doch ihrer Selbstständigkeit. Die Sache würde eine große Aehnlichkeit mit einem Verdingen der Dienstboten an Herrschaften gewinnen, nur mit dem Unterschied, daß die Herrschaften die Knechte unterhalten um der Arbeit willen, welche verrichtet werden soll, das sociale Organ aber für immer neue Arbeit sorgt um der Knechte willen, welche sich durch sie ernähren mögen, und deren keinen jemals von sich zu weisen, ihr Grundsatz ist. Aber eben weil die Menschenliebe geböte, von dieser Seite dem Institut nicht die geringste Schranke zu setzen, so würde gegen die Väter des Hauses nicht nur das Verhältniß unbedingten Gehorsams eintreten müssen, sondern auch von Seiten der Väter eine strenge Sittenzucht gegen die Knechte als gegen Kinder und Zöglinge des großen Hauses gehandhabt werden dürfen. Dieses würde am leichtesten dadurch geschehen, daß man die unsittlichen Elemente, sobald sie für das Hauswesen gefährlich zu werden anfingen, immer auf der Stelle ausschiede, die sittlichen Arbeiter aber stufenweise zu sich heranzöge bis zu einer förmlichen Adoption zu Gliedern der engeren Familie empor, welche man sich immer als einen besonders festlichen Akt von der Art einer Vermählungsfeier zu denken haben würde. Auf ganz eigenthümliche Art würde sich drittens das Verhältniß der Familienglieder zu den Freunden gestalten, d. i. zu denjenigen Familien oder Personen, die nicht als hülfesuchende erschienen, sondern sich aus Freundschaft, aus Neigung zu einem stillen und doch geselligen Leben, vorzüglich aber aus reinem Interesse an den wissenschaftlichen Zwecken der Colonie derselben anschlössen. Da sie nicht erst ihre Lebensnothwendigkeit aus dem allgemeinen Haushalt zu empfangen hätten, sondern ihr Vermögen und ihren Wohlstand mit hinzubrächten, so würde auch ihr Güterbesitz entweder gar nicht oder doch nur sehr bedingterweise in die Gütergemeinschaft der Colonie einschmelzen. Dagegen würden sie an allen Ausübungen der allgemeinen Sitte, so wie auch an den allgemeinen Pflichten jedes Einzelnen für die Zwecke des Ganzen mit Theil nehmen. Gerade diese dritte

Kategorie der Freunde würde wahrscheinlich für die geistige Blüthe der Anstalt die allergrößte Bedeutung gewinnen. In den Freunden ruhete der geistige, so wie in den Hülfesuchenden der materielle Schwerpunkt des Ganzen. Auf die Institution der Freunde käme es hauptsächlich an, ob die Colonie zum Standpunkte eines bloßen Phalansteres herabsinken, oder sich zum Mittelpunkte geistiger Bestrebungen empor schwingen möge. — Denn da die Freunde, obwohl zum großen Hauswesen gehörig, doch nicht völlig so tief in dasselbe eingesenkt und gleichsam verloren stünden, als die engen Familienglieder, so würden sie auch leichter zu einem freien Ueberblick und Urtheil über das Ganze und besonders die Seiten desselben gelangen, von denen dasselbe einer Verbesserung fähig wäre. Ginge das alte Hauswesen nicht auf Verbesserungspläne ein (was natürlich ganz nur in seinem Belieben stünde), so würden unternehmungslustige Familien, welche dem alten Hauswesen bisher als Freunde angeschlossen lebten, auf eigene Hand sich zu einem Wesen nach neu erdachtem Plan zusammenschließer, jedoch auch so noch mit dem alten Stammhause in freundschaftlichem Verkehr bleiben. Auf diese Art würde das Menschenleben durch ein stets fortschreitendes wissenschaftliches Experimentiren an sich selber zu einer socialen Fülle und Blüthe gelangen, welche ihm bisher unbekannt war. Von den besonderen wissenschaftlichen Anstalten, Volksschulen, Bibliotheken, Laboratorien, Sternwarten, Cabinetten u. dgl. reden wir nicht. Denn diese folgen ja dem mit Bildung gepaarten Reichthum überall von selbst auf dem Fuße nach.

Gesetzt nun aber den Fall, die Sache würde mächtig, griffe um sich, würde dann nicht doch ein starker politischer Hebel aus ihr werden? Ohne Zweifel. Denn wer die Nackten und Hülflosen rettet, den werden sie freilich lieben. Lieben sie doch schon sogar den, der es bloß gut mit ihnen meint. Dennoch dürfen wir uns dadurch nicht verleiten lassen, ein Haar breit von der Forderung abzuweichen, daß die politische und socialistische Sphäre niemals in einander zu mischen seien. Die Tendenz, die Despotie im Staate an sich zu reißen, würde einer Verpestung des patriarchalischen Geistes der Familienhäuser gleich zu achten sein. Sie würden auch, da zwischen ihnen weder Ueber- noch Unterordnung, sondern nur freie Freundschaft ist, wie zwischen verwandten Familien, darüber sogleich in Eifersucht, Zwiespalt, Auflösung gerathen. Dagegen würde eine andere Art von politischer Autorität ihnen wohl nicht vorzuenthalten sein, eine Autorität, wie sie dem sittlichen Menschen eine der höchsten Befriedigungen gewährt, und welche der Philosoph gewiß nicht mit einer Herrschergewalt würde vertauschen mögen, die Autorität, als ein ansehnlicher und Achtung gebietender Haufen freier und unabhängiger Staatsbürger im eminentesten Sinne des Wortes anerkannt, und als solcher in öffent-

lichen und das Gemeinwohl betreffenden Angelegenheiten vom Volke zu Rathe gezogen zu werden. Was die Phalansterien sagen, darauf würde immer ein um so größeres Gewicht gelegt werden, je klarer es an den Tag träte, daß sie von den aller Herrschbegierde entgegengesetzten Motiven einzig beseelt und geleitet wären. Wie weit aber eine auf bloße Achtung basirte und durch keine äußerliche Macht gestützte Autorität reichen könne, das lehren als Beispiel die Orakel im Alterthum, die Kirche im Mittelalter, und in unserer Zeit die Spruchcollegien der juristischen Fakultäten. Die Phalansterien würden einer zukünftigen Menschheit als Musterwirthschaften der Liebe, Zufriedenheit und Humanität erscheinen, und mit den Banden des Herzens, den Banden inniger Freundschaft und Zuneigung die Gemüther der Menschen zutrauensvoll sich verbinden. Es würden sich in ihnen Zufluchtsstätten des Friedens und Glücks auf Erden gründen, bei denen nicht nur das leibliche Elend, sondern auch die geistig geängstigte Seele Rath und Hülfe fände. Es würden unparteiische und zuverlässige Gewissensräthe gefunden sein bei allem Hader und Zwist auf Erden, deren Urtheil man sich darum gern unterwürfe, weil Niemand jem etwas anderes als seines gleichen in ihnen sehen dürfe, weil weder Scepter noch Schwert in ihrer Hand erglänzte.

St. Simon beging den Fehler, die Mitglieder des Neutonischen Collegiums als vom Volke gewählte und besoldete Männer in eine von außen her abhängige Stellung zu bringen. Noch größer ist der Fehler, in welchen J. J. Wagner dadurch verfiel, daß er dem socialistischen Collegium die Leitung der Staatsangelegenheiten geradenwegs in die Hände zu legen sich bereit zeigte. Wagner wollte ihnen hiermit ganz die Stellung vindiciren, welche im Anfange der Weltgeschichte die Priestercollegien besaßen. Dies ist zu viel. Es würde die Menschheit auf's neue in den alten geschichtlichen Prozeß stürzen, aus dessen Strudeln sie eben erst im Begriffe steht sich zu retten und zu befreien. Es ist derselbe Fehler, welchen auch Plato in seiner Republik sich zu Schulden kommen ließ. Denn auch bei Plato ist das socialistische Organ der Gewaltherrscher im Staat. An dieser Stelle ist daher Krause's in so fern ehrenvoll zu gedenken, als er die Nothwendigkeit einer völlig freien Stellung des Menschheitsbundes (so heißt bei ihm das socialistische Organ) bereits richtig auffaßte. Denn er behütete ihn eben so sehr vor einer Abhängigkeit von Wahl und Besoldung, als vor der eben so schlimmen Lage einer politischen Herrschaft. Er sah wohl ein, daß das erstere einer Sklaverei, das letztere einer Usurpation gleich kommen würde. Dafür aber wird der Kraussische Menschheitsbund von einem Mangel anderer Art gedrückt. Er ist bloß eine zu menschheitlichen Zwecken in bestimmten Zeiten an bestimmten Orten berathende Gesellschaft von Menschen, welche nebenbei in allen übrigen heterogenen Stellungen und Beschäftigungen verharren. Hat der Menschheitsbund

aber keinen compakteren Zusammenhalt als diesen, so wird er nur wenig mehr vermögen, als einen guten aber kraftlosen Willen zu socialistischen Zwecken rege zu erhalten, womit zwar etwas, aber noch nicht viel gewonnen ist. Alles dieses quälenden Unbehagens werden wir los und ledig, sobald wir uns die erste Gestaltung des socialistischen Organs, gleichsam seine Probeform, angeknüpft denken an die einzige unter den bisher bewährten praktischen Formen, die es dafür gibt, nämlich an die der Brüdergemeinden. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Idee bei dieser ersten Form immer müsse stehen bleiben. Sie würde dies von selbst schon nicht thun, sobald nur erst einmal ihr Incarnationsprozeß wirklich begonnen hätte, sobald es sich in die Augen springend aller Welt zeigte, daß ein neuer Kern der Menschheitsbildung wirklich vorhanden ist, um eine socialistische Wirksamkeit daraus erzeugen zu können. Ein bloßes materielles Bedürfniß nach gegenseitiger Hülfe und Association thut's freilich nicht. Dasselbe ist in seinen Früchten kalt und todt. Es bedarf eines geistigen Kerns, welcher so lebendig und warm in die Zukunft hinein wächst, daß das ganze keineswegs geringe materielle Triebwerk, welches er in Bewegung setzt, immer nur als Mittel, niemals als Zweck erscheint.

Ist denn aber ein solcher der Zukunft angehöriger Kern neuen Menschenthums vorhanden in den Ideen unserer Philosophie? Ohne Zweifel. Zwar ist von wirklichen Versuchen dieser Art unter uns bisher noch gar nicht die Rede gewesen, und selbst die ganz vagen Vorstellungen von der Möglichkeit eines philosophischen Menschheitsbundes waren überaus sparsam vorhanden. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß solche Wünsche und Bestrebungen in der Philosophie erst dann häufiger auftauchen können, wenn die Philosophie über den Anfangs unvermeidlichen Hader endloser Schulstreitigkeiten hinauskommt, und neben denjenigen Richtungen, welche in letzterer Beziehung den größten Glanz entfalteten und dadurch fast ganz allein bemerkt wurden, auch diejenigen Richtungen immer mehr hervortreten, deren Grundbestreben es ist, die Praxis durch die Theorie zu befruchten, die Philosophie selbst praktisch zu leben, und nicht sowohl die Schule und das Katheder, als das tägliche Leben in Familie und Umgang, in Lebensart und Sitte, in politischer und religiöser Haltung mit ihr zu durchdringen. Alle die, welche vornämlich dieses Bestreben haben, finden in der Vergangenheit keinen stärkeren Einigungspunkt, als Johann Gottlieb Fichte. Unser Zeitalter steht diesem Manne noch zu nahe, um die Kluft in ihrer wahren Größe zu ermessen, welche ist zwischen der durch ihn entzündeten ethischen Idee und dem meisten anderen, was bis dahin für groß und gut gegolten hatte auf Erden. Nur in seinem Namen könnte es geschehen, daß in Zukunft socialistische Organe der Menschheit mit Erfolg zu arbeiten sich entschlössen. Auch Fichte selbst hat

die Idee eines socialistischen Organs aufgestellt. Wir haben sie aber im Vorigen mit Fleiß übergangen, weil sie nicht völlig in die Reihen der übrigen gehört. Sie ist die Idee einer höchsten wissenschaftlichen Anstalt, welche, sobald das Menschenleben dazu reif ist, durch bloße Ueberzeugung statt durch Gewalt beherrscht zu werden, anstatt des Staates an die Spitze der menschlichen Angelegenheiten tritt. Diese Anstalt heißt die Volksschule. Sie regelt die Verhältnisse der Menschen, sie vertheilt die Arbeiten nach Fähigkeit und Zweckmäßigkeit, und zwar Alles dieses in der Art, daß ihren Anordnungen nicht durch Zwang, sondern aus reiner Ueberzeugung von der Richtigkeit derselben unbedingte Folge geschieht. Da nun ein solcher Zustand der Intelligenz nicht der der Gegenwart ist, und auch von Fichte selbst in eine noch ferne Zukunft verlegt wird als ein bloßes Bild der Ermuthigung für das gegenwärtige Geschlecht, so darf man diese Idee auch nicht mit denen in eine Linie stelle, welche wie die Ideen St. Simon's und der übrigen Socialisten, auf ein Menschengeschlecht berechnet sind, dessen Intelligenzzustand dem gegenwärtigen entspricht. Denn das steht fest, daß das gegenwärtige Geschlecht noch ein solches ist und auf lange hin sein wird, welches nicht nur durch politische Gewalt beherrschbar ist, sondern sich auch darin glücklich fühlt, durch politische Gewalt beherrscht zu werden. So lange ein solches Gefühl aber herrscht, so lange ist an ein Handeln der Mehrzahl aus Ueberzeugung und um der Ueberzeugung willen nicht zu denken, so lange darf also die Fichtische Idee auch nur als das angesehen werden, als was sie von ihrem Urheber hingestellt wurde, als eine regulative Idee des denkbar höchsten menschheitlichen Zustandes unter Bedingungen, welche zu realisiren nicht in des Menschen Macht steht, aber als eine Idee, deren Durchdenkung selbst schon für das Bewußtsein eine Stärkung und Ermunterung mit sich bringt. Diese Idee wird verhallen und verrauschen, wie der Traum eines Schwärmers, wenn die Menschheit in Ewigkeit fortfährt, auf politischen Wegen ein Glück zu suchen, was schlechterdings nicht auf ihnen zu finden ist; sie wird hingegen zu einer Leuchte auf den Wegen der Vorsehung werden, wenn sie als Regulativ einer besonnenen socialistischen Thätigkeit ergriffen, und in den praktischen Nutzen verwandt wird. Dies eben würde durch solche nach Art der Brüdergemeinden organisirte socialistische Colonien am erfolgreichsten geschehen. Denn der freie Gehorsam ohne allen Staatszwang, welchen Fichte als eine bloße Idee ferner Zukunft setzte, begönne hier in der That im Kleinen auf der Stelle, nämlich im Verhältniß des engeren Familienhauses gegen die Arbeiter-Phalanx der Hülfesuchenden einerseits, gegen die Häuser der Freunde andrerseits. Nirgends wäre hier einseitiges Befehlen und Gehorchen, überall freundschaftliche und hülfreiche Wechselwirkung. Hier wirkten nur ethische Anziehungskräfte, und es würde in diesem Bereiche keinem Einzelnen von

außenher irgend ein Lebensgesetz aufgenöthigt, das er nicht aus selbsteigener freier Wahl ergriffen hätte, und dem er sich nicht auch nach Belieben auf's neue entziehen könnte, sobald es anfinge, ihm lästig oder gar unerträglich zu werden.

In dem hier ausgesprochenen Sinn, und nur in ihm, wünsche ich, daß eine Stelle in meiner genetischen Geschichte der Philosophie seit Kant verstanden werde, welche in ihrer aphoristischen Gestalt vieldeutig, und daher bei Männern, an deren Achtung mir gelegen ist, Anstoß erregt zu haben scheint. Sie lautet: „Nicht eher ist an eine Verbreitung des wahren Socialismus auf Erden zu denken, als bis entweder Herrenhut philosophirt, oder die Philosophie mit sicherer und energischer Ergreifung des ascetischen Standpunktes der Transscendenz die menschlichen Geschicke in die Hand nimmt."



Transatlantische Vergleiche.

Es gibt einen dreifachen Maaßstab zur Beurtheilung amerikanischer Zustände, nämlich, den ausschließlich realistischen, der sich nur auf die vorliegenden Thatsachen basirt, den expektativen, mit welchem man Amerika in Bezug auf seine Fähigkeiten, seine Entwickelung, seine Zukunft, seine historische Bestimmung beurtheilt, und den vergleichenden Maaßstab, den man zwischen den hiesigen und europäischen Verhältnissen anlegt. Wir haben schon früher darauf hingedeutet, daß das ausschließlich realistische Urtheil leicht in Gefahr kommt, ungerecht und einseitig zu werden, denn Amerika ist vorzugsweise das Land der Entwickelung, des Werdens, und kann in vielen wichtigen Beziehungen nur im Hinblik auf die Zukunft verstanden werden. Auf der andern Seite ist es auch sehr bedenklich, die gegenwärtigen Zustände dieses Landes mit seiner historischen Mission, mit der großen Aufgabe, welche den Ver. Staaten von der Weltgeschichte anvertraut ist, zu vergleichen, denn man findet ein Mißverhältniß zwischen dem, was ist, und dem, was entstehen soll, daß wir an der Zukunft Amerika's überhaupt zweifeln können. Der dritte Maaßstab endlich, der aus natürlichen Gründen grade dem Einwanderer am nächsten liegt, nämlich eine Vergleichung zwischen amerikanischen und europäischen Zuständen und Sitten anzustellen, ist auch sehr der Gefahr ausgesetzt, von der strengen Wahrheit abzuleiten; Diesem ist hier Alles schlecht, weil ihn die Macht der Gewohnheit und die Erinnerung an das freundliche Dasein in der alten Heimath gegen die hiesigen Verhältnisse unfreundlich und unempfindlich

macht; Jenem gefällt hier Alles, weil der Druck und die Verfolgungen, welche er drüben auszustehen hatte, ihm dem Reiz der Freiheit trotz aller Widerwärtigkeiten und Verunstaltungen zum lebhaften Bewußtsein bringen. Und dann dürfen wir uns nicht schämen, einzugestehen, daß der größte Theil der Urtheile über Amerika, die wir unter der eingewanderten Bevölkerung finden, auf Rechnung der persönlichen Verhältnisse der Individuen zu setzen sind; geht es den Leuten in ihren materiellen und anderweitigen Verhältnissen gut, so loben sie das Land und schreiben die übertriebensten Briefe in die alte Heimath; geht es ihnen schlecht, werden sie betrogen, von Krankheiten überfallen rc. so verschreien sie das Land als eine Mördergrube. Grade auf Rechnung dieses letzteren Umstandes ist wohl zu setzen, daß in Europa und namentlich in Deutschland, das doch von fünf Millionen seiner Kinder in Amerika vertreten ist, die unrichtigsten Vorstellungen über Amerika verbreitet sind, und dort so viele und verschiedenartige Urtheile über die neue Welt verbreitet werden, daß der deutsche Spießbürger am Ende Recht haf, wenn er gar nichts mehr von Amerika hören und glauben will.

In neuerer Zeit sind noch besondere Umstände hinzugekommen, um Amerika bei den Europäern, und namentlich den Deutschen in ein schlechtes Licht zu stellen. Die verunglückte Revolution der letzten Jahre brachte eine sehr starke Emigration herüber, und zwar nicht eine Emigration, die sich, wie die frühere, gleich in den Urwald oder die Grocerie vergrub, und jeglichen Gedanken an die Heimath aufgab, sondern die immer noch Beziehungen zur alten Heimath aufrecht hielt, und einen Verkehr der Ideen zwischen hier und drüben vermittelte. Die Auswanderung, früher von den Regierungen, wenn auch nicht begünstigt, so doch geduldet, wurde denselben Regierungen mit der Zeit gefährlich, namentlich seitdem auch der wohlhabende Mittelstand sich daran betheiligte. Bei der vollständigen Abhängigkeit der Presse von den Regierungen war es natürlich, daß diese sich auch darin gefiel, ungünstige Ansichten über Amerika und die republikanische Staatsform zu verbreiten, besonders, nachdem zwei Ereignisse diese Ansichten wirksam unterstützten, nämlich die Know-Nothing Bewegung und die Theuerung. Wenn die auffallende Abnahme der Einwanderung, die sich in dem vorigen Jahre geltend machte, auch nicht allein diesen Umständen zuzuschreiben ist, so trägt doch die Presse, nicht nur die deutsche, sondern auch die amerikanische einen großen Theil der Schuld daran. Auch in der deutsch-amerikan. Presse ist eine große Verstimmtheit und Unzufriedenheit mit den hiesigen Zuständen vorherrschend, und fürwahr, es sind genug Veranlassungen zu einer solchen Verstimmtheit vorhanden. Die Reaktion macht in allen Verhältnissen des Lebens hier Fortschritte, und wenn man bedenkt, was Amerika sein sollte, und was es ist, so können wir allerdings nur zürnen und klagen.

Aber wir glauben, daß nur derjenige ein Recht hat, mit dem Gange der amerikanischen Verhältnisse unzufrieden zu sein, der die Bedeutung dieser großen Republik vollständig erkennt und an der Lösung ihrer Aufgabe mitzuhelfen versucht. Nur im Lichte der republikanischen Ideen werden uns die Schattenseiten des amerikanischen Lebens deutlich. Die gerechteste und schärfste Kritik des heutigen Amerika ist die Erinnerung an die Tage der „Väter der Republik", und die Erkenntniß der großen historischen Mission dieses Landes. Nur im Namen der ewigen Menschenrechte, der wahren Volkssouveränität und der Menschlichkeit, nur auf der Höhe der Cultur dieses Jahrhunderts stehend, ist man berechtigt, eine Kritik über die hiesigen Zustände ergehen zu lassen, welche jetzt meistens von solchen gehandhabt wird, die sich um ihre persönlichen Interessen und nicht um allgemeine Ideen kümmern.

Ja, wenn wir Amerika mit sich selbst vergleichen, und in seiner weltgeschichtlichen Rolle auffassen, dann finden wir oft Gelegenheit, uns mit Unwillen und Verachtung von seinen Männern und Zuständen abzuwenden. Aber wenn wir als Folie die europäischen Verhältnisse annehmen, dann werden wir vielfache Gelegenheit zu billigenden und zufriedenen Aeußerungen finden, und zu Vergleichungen europäischer und amerikanischer Zustände, die zum Vortheile der letzteren ausfallen.

Allerdings, das amerikanische Leben hat für uns viele unangenehme Seiten, gegen die wir jeden Augenblick anstoßen, und die uns fortwährend empfindlich berühren. Die Fehler in den bestehenden Zuständen, die Krankheiten des socialen und politischen Lebens, die in Europa wenigstens für die sogenannten „gebildeten Stände" verdeckt und gemildert sind, treten uns hier in einer unangenehmen Oeffentlichkeit entgegen. Wir haben in Amerika jeden Augenblick Gelegenheit, das Volk bis in seine tiefsten Schichten hinunter zu beobachten, und da finden wir allerdings Manches, was uns verletzt und anstößig ist. Wir dürfen es übrigens nicht für einen Vortheil halten, daß uns in Deutschland diese Gelegenheit fehlt; der fürchterliche Druck, der dort auf den Massen des Volkes liegt, zeigt am Ende eine noch größere Demoralisation an, als das amerikanische Rowdiethum mit seinen Wahlriots und Excessen. Die sogenannte „Gesellschaft" in Europa ist eine Schicht der Bevölkerung, welche über den Arbeitern und Ackerbauern, über der ganzen Masse des Volkes erhaben ist; hier in Amerika aber ist der Begriff der Gesellschaft und des Volkes identisch, und einzelne Bestrebungen der Stockfisch- und Krämer-Aristokratie der großen Städte, sich über die Masse des Volkes zu erheben, erweisen sich als lächerliche Farcen. Wir müssen hier das Volk nehmen, wie es ist, mit allen seinen Schwächen und Fehlern, während wir in Europa diesen Schwächen und Fehlern oft aus dem Wege gehen können. Ein republikanisches Volk bewohnt ein gläsernes Haus, das den Augen

der Welt offen steht, und dessen geheimste Winkel die öffentliche Neugier durchspüren kann; die Völker Europa's leben aber noch hinter den steinernen Bollwerken und in den finstern Kasematten des Mittelalters, von woher die Thränen und Flüche der Unglücklichen nicht an unser Ohr dringen. Wo nur irgend ein Unrecht und eine Gewaltthätigkeit in Amerika geschieht, da leutet die Presse die große Glocke, um auf dieses Unrecht — oft in übertriebener Weise — aufmerksam zu machen; die Schwächen und Fehler der Parteien, die unrechtmäßigen Handlungen der öffentlichen Beamten, werden von den Blättern der Gegenpartei schonungslos kritisirt; kein Wunder, daß die Zeitungen jeden Tag voll sind von Beschuldigungen und Vorwürfen. Aber drüben, wo die Zeitungen sich in Lobhudeleien über die Regierungen ergehen, drüben dürfte eine wirklich freie Presse noch mehr zu tadeln haben, wie hier.

Der größte und auffallendste Fehler, den wir in den amerikanischen Verhältnissen finden, ist die allgemein verbreitete Geldgier und die daraus hervorgehende Corruption, welche die ganze Politik und das ganze Parteiwesen durchfressen hat. Man kann den Umfang und die Bedeutung dieser Corruption nicht groß genug anschlagen; sie wohnt nicht nur im Capitole, nicht nur im Forum und auf der Gerichtsbank, sondern dringt bis in das Innerste des Familienlebens. Aber vielleicht bemerken wir in Deutschland die Corruption nur deßhalb nicht in demselben Umfange, wie hier, weil sie systematisch organisirt und mit gesetzlichen Schutzmitteln umgeben ist. Die Millionen, welche die Fürsten, die Aristokraten, die Beamten dort aus dem Volke herauspressen, lassen die Summen, welche hier z. B. Customhausofficer und Indianer-Agenten stehlen, weit hinter sich zurück. Wenn hier einmal ein Mann, wie Schuyler oder Manchester einige hundert Tausend Dollars stiehlt, so ist viel Geschrei darüber; aber passiren in Deutschland nicht tausendmal schlimmere Dinge. Wir wollen nur ein einziges Beispiel erwähnen. Als 1848 das revolutionäre Volk „vor den Thronen stehen blieb", suchte man, wie in mehreren deutschen Staaten, so auch in Nassau die Finanzverhältnisse des Staates zu regeln, und die übermäßige Verschwendung des regierenden Hauses zu hindern. Der Staat setzte also dem Herzoge eine feste und ziemlich hohe Civilliste, — wenn wir nicht irren 300,000 Gulden jährlich — aus, und übernahm dafür das Eigenthum und die Verwaltung der Forsten und Domänen. In den Zeiten der Contrerevolution aber zog der Herzog das Eigenthum der Forsten und Domänen wieder an sich, aber bezog die Civilliste nach wie vor. Solche Sachen, die hundert und tausendmal in den letzten Jahren passirt sind, lassen doch alle Schwindeleien in Amerika weit hinter sich. Die würtembergischen Adligen verlangen bloß ein Entschädigungssümmchen von fünf Millionen Gulden für ihre in der Revolution verloren (?) gegangenen Privilegien; dies ist doch ein Schwindel, der den berüchtig-

ten Gardiner-Schwindel in Amerika bei Weitem überbietet. Fürwahr, die Corruption in Amerika reicht noch nicht an die Fußzehen der Corruption, welche in Europa groß geworden ist. Um dies recht lebhaft einzusehen, muß man nur einen Blick nach Frankreich werfen. Dieses ganze Land ist in den Händen einer Clique von Industrie-Rittern, falschen Spielern, Parvenüs und Geldjuden, die sich mit dem Elend des Volkes bereichern. Morny, der Vertraute des Kaisers und Spießgeselle der Dezembernacht, war vor dem Dezember banquerott, und heute gibt man sein Vermögen auf 15 Millionen an, eine Schätzung, die gewiß noch hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Was soll man dagegen von den 60,000 Dollars sagen, die Webster von der Wall-Street in New-York für das Sklavenauslieferungsgesetz erhalten haben soll? Es mag sein, daß die Corruption in Amerika verbreiteter ist, als in Europa, aber es ist gewiß, daß sie drüben in zehn mal größerem Umfange ausgeübt wird, wie hier; die Corruption beschränkt sich in Amerika auf die untergeordneten Sphären; sie ist noch nicht in das weiße Haus gedrungen; keiner der Präsidenten hat bis jetzt noch den Verdacht der Bestechlichkeit auf sich gezogen. Aber in Europa sitzt die schamloseste Corruption auf dem Throne, und die politischen Ereignisse werden von denen, welche sie machen und leiten, zu Börsengeschäften benutzt.

Man spricht so viel davon, welch einen miserabeln Eindruck der jetzige Congreß auf das Ausland hervorbringe, und wie sehr die Unfähigkeit desselben, sich zu organisiren, die republikanischen Institutionen Amerika's mißkreditire. Ohne den Congreß gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen, so glauben wir doch, daß ein Blick auf die preußischen Kammern, auf den französischen Corps législativ, auf das englische Parlament genügt, um uns zu überzeugen, daß kein Volk auf der Erde das Recht hat, in dieser Beziehung sich über die Union zu erheben. Selbst 1848, wo die Wahlen im westlichen Europa frei waren, zeigten die gesetzgebenden Versammlungen in Frankfurt, Berlin, Paris so wenig staatsmännisches Talent, politische Entschiedenheit und Erfahrung in Verwaltungssachen, daß in diesen Versammlungen schon der eigentliche Keim der Contrerevolution zu suchen ist. England, das am meisten Erfahrung in der parlamentarischen Verwaltung hat, zeigte uns während des Krieges ein erbärmliches Parlament, das ein Spielball in den Händen des perfiden Palmerston ist, und sich mit unerhörter Niederträchtigkeit unter den Befehl Louis Napoleon's stellt.

In der That, wir haben Manches an dem politischen Parteiwesen in Amerika auszusetzen, und tadeln die Dienstbarkeit gegen die Parteien, die Drahtzieherei der Aemterjäger, und alle die Verführungen, welche bei den Wahlen angewendet werden. Aber werden diese Schattenseiten des öffentlichen Lebens in Europa nicht tausendfach überboten? Welch ein

knechtischer Gehorsam gegen die Gewalthaber herrscht in Paris, in Berlin, in Wien! Welch eine perfide, verrätherische Beamtenschaar herrscht in Frankreich und Deutschland von den Pallästen der Könige herab bis zu den ärmsten Hütten! Sage man nicht, daß dies eine bloße Folge der bestehenden politischen Zustände sei, daß bei einer freien Volkswahl der dienstbare Beamtengeist verschwinden werde. Die Jahre 1848 und 1849 haben uns das Gegentheil gezeigt. Wo nur überhaupt in Deutschland Wahlen durch das Volk vorgenommen werden, z. B. Prediger- und Municipalwahlen, sehen wir sich eine Corruption entwickeln, die jedem demokratischen Caucus Ehre machen würde.

Wie steht es ferner mit dem Geschäftsleben, mit dem Credit und dem öffentlichen Zutrauen hier und drüben. Amerika ist wegen seiner Bankerotte verschrien, und in der That scheinen die commerziellen Geschäfte in Europa viel solider und sicherer zu sein, wie in Amerika. Aber sehen wir die Sache genauer an, so verschwindet diese Solidität. Ist nicht England, Frankreich, Oesterreich ein permanenter Bankerott? Sind die vielen Millionen Staatsschulden, welche die Basis alles Reichthums und aller Handelsoperationen bilden, nicht eine reine Illusion, welche der erste Tag der Revolution bis in den Grund zerstören wird? Ist der Crédit mobilier in Paris und Wien nicht ein reiner Schwindel? Europa steht am Rande eines allgemeinen Bankerottes; derselbe ist schon thatsächlich vorhanden und braucht nur öffentlich festgestellt zu werden. Wir denken, daß die Aktien der Mondschein-Pacifik-Eisenbahn-Gesellschaft auf die Dauer ebenso viel Sicherheit bieten, wie französische und österreichische Papiere.

Wir haben in Amerika, wie in Europa in der letzten Zeit große politische Umwälzungen gehabt, die einen gemeinsamen reaktionären Charakter trugen. Gewiß ist die Nebraskabill ein Schandfleck in der Geschichte Amerika's und dieses Jahrhunderts überhaupt. In derselben ist eine Fälschung des amerikanischen Staats- und Bundesrechtes, eine direkte Verläugnung der Menschenrechte und der Unabhängigkeits-Erklärung und der Bruch eines feierlichen Vertrages enthalten. Aber wird die Schändlichkeit der Nebraskabill nicht tausendmal überboten durch den Verrath, mit dem Louis Napoleon die französische Republik in der Dezembernacht ermordete? Wird sie nicht zehn tausendmal überboten durch die Reihe von Meineiden, mit welchen der König von Preußen seinen Thron und sein Volk entehrte? Und wie nahmen die Völker in Europa die öffentliche Ehrlosigkeit hin? Sie beugten sich unter der Herrschaft der Gewalt und jubelten dem Meineid Beifall zu. In Amerika hat doch wenigstens die Nebraskabill überall im Norden die größte Entrüstung hervorgerufen, und bildet jetzt noch den Mittelpunkt der politischen Aufregung und öffent-

lichen Diskussion. Wir sehen an diesem Vergleiche, daß in Amerika doch noch mehr politische Treue und Moralität ist, als in Europa.

Die Presse vergegenwärtigt uns am deutlichsten den Bildungszustand und die Moralität eines Volkes. Wie steht es damit in Amerika, wie drüben? Ist Amerika wird vielleicht jährlich so viel gedruckt, — wenigstens was die periodische Presse anbetrifft, — wie in der ganzen übrigen Welt zusammen. Und was die Qualität anbetrifft, so hat Europa gerade kein Recht, sich über Amerika besonders zu erheben. Abgesehen von der französischen Presse, die vollständig geknebelt ist, abgesehen von der Presse in Deutschland, die eine Bedientenrolle spielt, hat selbst die englische Presse, welche sich der vollständigsten Freiheit erfreut, weder den Umfang, noch die Wirksamkeit, noch die Reichhaltigkeit der amerikanischen Presse, die freilich zu ihren Hülfsquellen auch den Nachdruck englischer Werke und Zeitschriften zählt. Daß ein Blatt, wie die New-Yorker „Tribune" 180,000 Abonnenten zählt, dies läßt uns einen Blick in das geistige Leben des amerikanischen Volkes thun. Die „Tribune" und die „National Era" sind zwei Blätter, die sich, was Tendenz, Inhalt und Wirksamkeit anbetrifft, getrost jedem Blatte der Welt an die Seite stellen können.

Freilich kann man uns entgegnen, daß eine Parallele zwischen der europäischen und amerikanischen Presse unzulässig und unmaßgeblich sei, weil die europäische, wenigstens die Continental-Presse ihrer Freiheit beraubt ist, was in Amerika höchstens in einzelnen Sklavenstaaten der Fall ist. Aber abgesehen von dem Einwurfe, daß die europäischen Völker selbst verantwortlich sind für den Despotismus, der auf ihnen lastet, — fragen wir, wie stand es in den Jahren 1848 und 1849, als die Presse auch in Europa republikanischer Freiheit genoß? Ganz Deutschland hatte zu jener Zeit kaum drei erträgliche Zeitungen aufzuweisen.

Außerdem kann der Despotismus die Presse wohl einschränken, jedoch derselben nicht ihren Geist und Witz nehmen, wenn davon überhaupt vorhanden ist. Aber ist es nicht ein klägliches Armuthszeugniß für die Bevölkerung unserer größeren Städte, Berlin, Wien, Frankfurt 2c., daß sie sich mit Blättern, wie die Vossische Zeitung, das Frankfurter Journal 2c. begnügen, mit Blättern von der ordinärsten Haltung und dem schmutzigsten Klatsche?

Diese Bemerkungen beziehen sich allerdings nur auf die periodische Literatur. Die klassische und wissenschaftliche Literatur Deutschlands wird von keinem andern Volke überboten. In Amerika existirt eine solche Literatur noch nicht; dieses Land besitzt von dem ganzen Gebiete der Literatur nur einen Zweig, die Journalistik. Diese ist aber auch um so zahlreicher und besser vertreten. Ueberhaupt finden wir hier, daß die Literatur sich mehr an die Massen wendet, wie drüben; auch in der Literatur ist ein demokratischer Zug. Wir haben schon bei einer früheren Gelegen-

heit darauf aufmerksam gemacht, daß das Maaß der Bildung im westlichen Europa, wie in Amerika ziemlich gleich zu sein scheint, nur mit dem Unterschiede, daß sich die Intelligenz, die sich hier ziemlich unter den Massen verbreitet, in Europa an einzelnen Stellen zusammenhäuft. Amerika hat nicht die großen Centralpunkte der Wissenschaften und Künste, welche Europa besitzt; dafür findet man aber auch in der Werkstätte des Arbeiters, wie im Blockhause des fernsten Westens einen Strahl der Cultur, der dem deutschen und französ. Bauer u. Arbeiter in der Regel ganz fehlt. Der Arbeiter- und besonders der Farmerstand Amerika's zeichnet sich durch Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Bildung vortheilhaft vor der Land-Bevölkerung Europa's aus; ja, man kann wohl sagen, daß die Landbevölkerung Amerika's an Intelligenz und Freisinnigkeit die Bevölkerung der großen Städte überbietet. In Europa bildet die Landbevölkerung die schwere, plumpe Masse des Volkes, die „rudis indigestaque moles“, welche durch die gewaltsamsten Erschütterungen der öffentlichen Zustände nicht aus der Erstarrung der Gewohnheit herausgerissen werden kann; in Ameri'a ist dagegen das platte Land der eigentliche Träger der republikanischen Idee und Hebel des Fortschrittes. Dort auf dem Lande rekrutirt sich die politische Reformpartei; dort werden die freisinnigen Zeitungen gehalten; dort wird das Rowdieregiment der größeren Städte niedergestimmt. Dieser Landbevölkerung muß Amerika seine Zukunft anvertrauen.

Der oberflächlichen, populären Aufklärung, wie sie durch die periodische Presse vermittelt wird, folgt auch jetzt schon die Wissenschaft mit ihren gründlichen Leistungen. Das wissenschaftliche Leben ist allerdings in Amerika erst im Entstehen begriffen, aber die Art und Weise dieses Entstehens eröffnet uns eine schöne Aussicht in die Zukunft. Die meisten der wissenschaftlichen Anstalten, deren Ruf schon bis nach Europa gedrungen ist, z. B. die Sternwarte in Albany, N.Y., die Sternwarte in Ann-Arbor, Mich., die medizinische Hochschule in St. Louis rc. sind durch private Mittel, Schenkungen, freiwillige Beiträge rc. gestiftet worden, ein Beweis, welche Achtung vor der Wissenschaft und welche Liberalität manche Amerikaner besitzen. Bei der Opferfähigkeit, welche die Amerikaner be i solchen Gelegenheiten an den Tag legen, läßt sich noch Vieles von der Zukunft erwarten, namentlich, da der Universitätsfond in den westlichen Staaten einen großen Reichthum an Ländereien besitzt, der von Jahr zu Jahr größere Revenüen einträgt. Vergleiche man mit diesem Aufblühen der jungen Universitäten Amerika's das Hinsiechen und Absterben unser berühmten Universitäten, die mit allen Mitteln ausgerüstet sind, um eine wahre Heimath der Wissenschaft zu sein, doch nur dazu benutzt werden, Pfaffen und Beamte zu erziehen. Man höre jenen Professor Ringeis in München, wie er dozirt, daß die Wissenschaft in den Schooß der katholischen Kirche zurücktreten müsse; man sehe in Berlin den Stahl,

den Keller und die ganze Bande orthodoxer Pietisten; dann wird man wohl kaum mehr Lust haben, sich über den Puritanismus der New-England Akademien lustig zu machen.

Wenn auch die eigentlichen gelehrten Anstalten in Amerika noch in der Kindheit begriffen sind, so steht das Volksschulwesen hier überall in schönster Blüthe. Wenn der Amerikaner auf Etwas stolz sein kann, so sind es seine Freischulen; hier sehen wir die Demokratie, welche in der Politik so oft verstümmelt wird, als eine positive Thatsache, als eine lebendige Offenbarung. Durch das ganze Land hindurch sind Schulen gegründet; von den Pallästen in den Städten bis zum Blockhaus im Urwald finden wir eine rege, unermüdliche Sorge für das Schulwesen, um welches jeder Familienvater sich, wie um sein eigenes Hauswesen kümmert. Und nicht nur, daß das Volksschulwesen jetzt schon trefflich organisirt ist und tüchtige Leistungen hervorbringt, es enthält die Fähigkeit zu einer größeren Verbesserung und Vollendung in sich; die Grundlage desselben ist so dauerhaft angelegt, daß man immer weiter darauf bauen kann. Schon spricht man von Schulzwang und anderen Reformen, die gewiß nicht mehr lange Zeit auf sich warten lassen. Das Volksschulwesen ist offenbar der hellste Punkt in den amerikanischen Institutionen.

Freilich, auch in den Volksschulen spuckt noch immer ein religiöser Geist, welcher der wahren Bildung und Aufklärung sich widersetzt. Die Bibel in den Freischulen, dies ist ein Mißbrauch, der mit den constitutionellen Grundsätzen von absoluter Trennung von Staat und Kirche nicht übereinstimmt. Aber verhält es sich in dieser Beziehung in Europa besser? In Frankreich, in Oesterreich stehen die Volksschulen unter der ausschließlichen Direktion der Jesuiten und katholischen Geistlichkeit; selbst in Preußen, in dem Staate, der wegen seiner Erziehungsanstalten berühmt ist, sind die Schulen nach den Confessionen getheilt und stehen unter der Aufsicht der Geistlichkeit.

Freilich, wir hören immer den alten Einwand, daß die europäischen Völker, ihrer Freiheit beraubt, nicht verantwortlich wären für die Mißstände, die sich bei ihnen vorfinden, und daß deßhalb eine Vergleichung zwischen europäischen und amerikanischen Zuständen unstatthaft sei. So beruft man sich namentlich, was religiöse Zustände anbetrifft, darauf, daß in Europa das Pfaffenthum, das hier in Amerika durch die freiwillige Unterstützung Privater existirt, durch Bajonnette aufrecht gehalten werden muß. Man sagt, daß im Falle der politischen Freiheit das Pfaffenthum in Europa aufgehört habe, zu existiren, daß die Massen des Volkes zu aufgeklärt seien, um freiwillig noch Kirchen und Priester zu unterstützen. Dies mag, was die größeren Städte Deutschlands u. Frankreichs anbetrifft, wohl im Allgemeinen richtig sein. Aber die Landbevölkerung Europa's

steckt noch mitten im Mittelalter drin. Jetzt, wo der Staat die Religion beschützt und befiehlt, ist ihre Religiosität eine Sache des Herkommens und der abgestumpften Gewohnheit. Sollte aber eine Katastrophe eintreten und der Staat sich indifferent gegen die Religion verhalten, so würde vielleicht eine ähnliche Veränderung eintreten, wie hier in Amerika mit einem Theile der eingewanderten Katholiken; aus der dumpfen, brutalen Gewohnheit wird ein hartnäckiger, aufgereizter Fanatismus. Dies haben wir vielfach in den letzten Revolutionsjahren gesehen; niemals schürten und wühlten die Pfaffen so sehr, und niemals war ihr Einfluß so bemerkbar, wie damals.

Wir könnten diese Vergleiche noch weiter ausführen, aber das Gesagte wird genügend sein, um unsere Urtheile über amerikanische Zustände vorsichtig und bescheiden zu machen. Wir haben vielleicht nur deßhalb so manche Veranlassung mit den amerikanischen Zuständen unzufrieden zu sein, weil hier alle Uebel offen daliegen und der rücksichtslosesten Besprechung unterworfen sind, während in Deutschland und im übrigen Europa jede offene Wunde mit einem erzwungenen Stillschweigen bedeckt ist. Es ist übrigens vorauszusehen, daß von Jahr zu Jahr die großen Unterschiede zwischen europäischer und amerikanischer Civilisation verschwinden werden, — ob zum Vortheile oder Nachtheile Amerika's daß läßt sich schwer voraussagen, — denn der steigende transatlantische Handelsverkehr wird auch einen Verkehr der Ideen und Sitten erzeugen. Die menschliche Natur ist am Ende dieselbe in Europa, wie in Amerika; wir begegnen hier denselben Leidenschaften und Vorurtheilen, wie drüben, und haben hier ebenso gut Gelegenheit, die Schwächen der Menschen kennen zu lernen, wie in Europa.

In einer Beziehung freilich hält Amerika nicht die Vergleichung mit Europa aus; die Sklaverei ist ein Institut, welches Amerika weit hinter Europa und europäische Civilisation zurücksetzt und dem Europäer das Recht gibt, mit Geringschätzung und Mitleiden auf dieses halbbarbarische Land herabzusehen. Dieses einzige Institut wiegt alle Vortheile auf, welche Amerika vor Europa voraus hat, und läßt es uns Europäern in diesem Lande nicht heimathlich werden. Alle unsere Anschauungen, Gewohnheiten und Neigungen schaudern zurück vor dieser barbarischen Thatsache, gegen die sich gleichgültig oder theilnahmslos zu verhalten, ein vollständiges Aufgeben europäischer Cultur wäre.

Carnot.

(Bearbeitet nach der Gedächtnißrede von François Arago.)

(Fortsetzung.)

Carnot's Lobrede auf Vauban. — Seine Streitigkeit mit Herrn von Montalembert.

Hatte etwa Carnot den Verurtheilen des Adels gehuldigt? Waren etwa im Jahre 1784 Carnot's Grundsätze so sehr von denjenigen verschieden, die späterhin seine Handlungen leiteten, daß der Beifall der Großen ihm nicht fehlen konnte? Hören Sie, meine Herren, und urtheilen Sie selbst. —

Vauban's Schrift „der königliche Zehnte", welche unter Ludwig dem Vierzehnten den Verfasser vollständig in Ungnade stürzte, und von der Fontenelle bei der Aufzählung der Werke des berühmten Marschalls nicht einmal den Titel angeführt hat, nannte Carnot eine einfache und beredte Darlegung der Thatsachen, und bezeichnete sie als ein Werk, „in welchem Alles schlagend wirkt durch Genauigkeit und Wahrheit." Die Vertheilung der Abgaben in Frankreich erscheint dem jungen Officier barbarisch, noch barbarischer die Art sie zu erheben. Nach seiner Ansicht besteht die wahre Aufgabe der Regierung darin, alle Individuen im Staate zur Arbeit zu verpflichten, und als Mittel zur Erreichung dieses Resultates schlägt er vor (ich führe seine Worte an), die Reichthümer aus denjenigen Ständen, die solche im Ueberflusse besitzen, dahin, wo sie vermißt werden, überzuführen. Ohne Rückhalt schließt Carnot dieser Behauptung Vauban's sich an: das Gesetz sollte dies schreckliche Elend der Einen verhindern, sowie den übermäßigen Reichthum der Andern; er wendet sich gegen die gehässige Anhäufung von Privilegien, unter denen die zahlreichsten Klassen der Bevölkerung damals zu leiden hatten, und nachdem er zum Schluß die Menschen überhaupt in zwei Gattungen getheilt hat, die Arbeiter und die Müßigen, sagt er sogar von diesen Letzteren, die man, seiner Meinung nach, bei der Einrichtung der heutigen gesellschaftlichen Zustände ausschließlich berücksichtigt hat, sie beginnen erst mit ihrem Tode nützlich zu werden, denn sie beleben die Erde nur, wenn sie in dieselbe zurückkehren. Solche Kühnheiten, meine Herren, krönte eine Akademie im Jahre 1784; sie gaben Buffon, den man sicherlich nicht als einen Neuerer im Regierungswesen anklagen wird, diese für den Preisträger so schmeichelhaften Worte ein: „Ihr Styl ist edel und fließend; Ihr Werk, mein Herr, ist wohlgefällig und nützlich;" dieselben Kühnheiten endlich machten in dem Bruder eines absoluten Königs den Wunsch rege, Carnot, dessen Freund er sich nannte, an Preußen zu fesseln, und erwarben dem jungen Officier das Wohlwollen jenes Prinzen, den Worms und Koblenz, wenige Jahre darauf, an der Spitze der Emigration sahen! Nach solchen

Betrachtungen darf man fernerhin nicht wagen, unsere Revolution vom Jahre 1789 eine Wirkung ohne Ursache zu nennen, ein Meteor, dessen Ankunft Niemand vorauszusehen im Stande war. Die sittlichen Umwälzungen in der Gesellschaft unterliegen dem Gesetze der Stetigkeit; sie entstehen und wachsen, wie Produkte des Bodens, unvermerkt alle Stufen durchlaufend.

Jedes Jahrhundert entwickelt, erörtert und nimmt gewissermaßen in sich auf alle die Wahrheiten oder, wenn man will, die Grundsätze, welche im vorhergehenden Jahrhunderte zuerst entstanden sind; diese Arbeit des Geistes wird von der Menge gewöhnlich nicht bemerkt; wenn aber der Tag der Anwendung kommt, wenn diese Grundsätze handelnd eingreifen und das politische Leben durchdringen wollen, regen sich sogleich die alten Interessen (könnten sie sich auch zu ihren Gunsten nur auf dies Alter allein berufen): sie leisten Widerstand und kämpfen, und die Gesellschaft wird bis in ihre Grundfesten erschüttert. Diese Schilderung ist vollständig, meine Herren, wenn ich noch hinzufüge, daß in diesen hitzigen Kämpfen die Prinzipien niemals unterliegen.

Wie schon bemerkt, hatte Carnot in seiner Lobrede den technischen Theil von Vauban's Arbeiten kaum berührt; aber in den wenigen darauf bezüglichen Sätzen war es ihm in den Sinn gekommen zu sagen, einige unwissende Leute hätten von der Befestigungskunst eine irrige Vorstellung, indem sie dieselbe auf die Kunst beschränkten, nach mehr oder weniger systematischen Bedingungen auf dem Papiere Linien zu ziehen. Bei der Allgemeinheit, mit der sie ausgesprochen waren, hätte man glauben sollen, diese Worte würden unbeachtet vorübergehen; indessen verlieh ihnen ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen einn Wichtigkeit, welche der Urheber weder erwartet noch gar herbeigewünscht hatte. Im Jahre 1783 veröffentlichte ein General der Infanterie, Mitglied unserer Akademie, der Marquis von Montalembert, unter dem Titel „die senkrechte Befestigung“ ein durchaus neues System der Vertheidigung fester Plätze. Das ganze Geniecorps griff dies System auf's Aeußerste an. Der Nachkomme einer hochberühmten Familie, General der französischen Armee und Akademiker, brauchte sicherlich nicht, ohne übertriebene Eitelkeit zu zeigen, sich zu den unwissenden Leuten gezählt zu glauben, von denen der Verfasser der Lobrede im Vorübergehen gesprochen hatte; dennoch bezog Herr von Montalembert hartnäckig diese Worte auf sich, und veranstaltete, um sich zu rächen, eine Ausgabe der Lobrede auf Vauban, mit Bemerkungen, in welchen er Carnot auf's Aeußerste beleidigte und beschimpfte. Der Inhalt dieser Schmähschrift hätte hingereicht, einem jungen Manne tausendmal den Kopf zu verrücken; aber in dieser schwierigen Lage zeigte sich Carnot

schon, wie er späterhin stets gewesen, freimüthig, loyal und unempfindlich gegen unverdiente Beleidigungen.

„Wenn Ihre Vermuthungen gegründet wären, schrieb er seinem hitzigen Gegner, so hätte ich gegen die ersten Pflichten des Anstandes und des Schicklichen verstoßen; ganz besonders hätte ich gegen die unbegränzte Ehrerbietung gefehlt, welche Soldaten einem ausgezeichneten General schuldig sind: glauben Sie mir, es würde jeder Genieoffizier von dem Herrn Marquis von Montalembert mit demselben Vergnügen die Kunst lernen, Städte gut zu befestigen, als vom tapferen d'Essé die Kunst sie gut zu vertheidigen."

Wie passend und fein die angeführte Stelle gewählt war, kann man erst würdigen, wenn ich bemerke, daß der tapfere d'Essé (der im Jahre 1543, nachdem er länger als drei Monate hindurch heldenmuthigen Widerstand geleistet hatte, die ganze Macht des Kaisers zwang die Belagerung von Landrecies aufzuheben) ein Vorfahre des Herrn von Montalembert war.

Mäßigung und Höflichkeit sind fast untrügbare Mittel des Erfolges gegen Heftigkeit und Beleidigung; häufig muß man sie deswegen in literarischen Kämpfen als ein Resultat der Berechnung betrachten und als einen Beweis der Geschicklichkeit. Doch in Carnot's Briefe konnte man sich über die Aufrichtigkeit der Gesinnung nicht täuschen. „Ihre Arbeit, schrieb er dem Manne, der soeben mit Bitterkeit den Inhalt, den Styl, fast sollte ich sagen, die Interpunktion der Lobrede getadelt hatte, ihre Arbeit ist eine geniale ... Jetzt da Ihre Kasematten bekannt und erprobt sind, wird die Befestigungskunst ein neues Ansehen gewinnen; sie wird eine ganz neue Kunst werden. Es kann fernerhin nicht mehr gestattet sein, die Einkünfte des Staates auf mittelmäßige Einrichtungen zu verwenden, seitdem Sie uns gelehrt haben, Vorzügliches zu leisten ... Hat auch das Geniecorps nicht das Glück Sie zu besitzen, so glauben wir uns nichtsdestoweniger berechtigt, Sie zu den berühmtesten Mitgliedern desselben zu zählen. Denn wer unsere Kenntnisse erweitert, und uns neue Mittel an die Hand giebt, für Frankreich nützlich zu wirken, wird unfehlbar unser Genosse, unser Führer, unser Wohlthäter." So unzweifelhaften, schmeichelnden Beweisen der Hochachtung vermochte Herr von Montalembert nicht zu widerstehen, und Carnot's Antwort folgte auf der Stelle der unbedingte Widerruf jener unglücklichen Broschüre. Andererseits aber darf man nicht verschweigen, daß die Hochgestellten im Geniecorps über die Lobeserhebungen, welche ein einfacher Hauptmann sich erlaubt hatte, Systemen zu ertheilen, die sie aus Machtvollkommenheit abgewiesen hatten, dergestalt erzürnten, daß ein Haftbefehl und die Bastille unserm akade-

mischen Collegen die Ueberzeugung verschafften, wie wenig noch, am Vorabende unserer großen Revolution, die Freiheit der Prüfung, diese kostbare Eroberung der neueren Philosophie, in die militärischen Sitten eingedrungen war. Eine Strenge dieser Art erscheint selbst dann noch unerklärlich, wenn man den Forderungen des Corpsgeistes und der Empfindlichkeit der Selbstliebe möglichst weite Zugeständnisse macht; hatte sich doch Carnot, sowohl in seiner Lobrede, als in seinem Briefe an Montalembert, als den wärmsten Vertheidiger seiner Waffe gezeigt, „deren Beruf es ist, sagte er, Zeit und Leben dem Staate darzubringen." Oder hatte Carnot etwa, möchte ich fragen, die Pflichten seiner Stellung verkannt, wenn er sich bei Vergleichung der Dienste eines Truppenbefehlshabers mit denen des Ingenieurs, dem die gefahrvolle Ehre zufällt, Parallelen zu errichten, Laufgräben anzuordnen oder die Sappeurs zu führen, auf diese edle Weise ausdrückt: „Der Genieoffizier steht allein und schweigend mitten in der Gefahr; dem Tod, den er vor Augen hat, darf er nicht wie ein Held entgegenstürmen: kaltblütig muß er ihn erwarten, und ruhig sieht er ihn kommen; wo die Kriegsblitze zucken, dahin begiebt er sich, nicht um zu handeln, sondern um zu beobachten, nicht um sich zu betäuben, sondern um zu berathen."

Vielleicht, meine Herren, hätte ich weniger lange bei dieser Episode aus Carnot's Leben verweilt, wenn ich nicht selbst so glücklich gewesen wäre zu erfahren, wie weit hinter uns jene Zeiten liegen: wenn ich nicht selbst, als ich mit unseren berühmten Genieoffizieren einige Kriegsplätze besuchte, gesehen hätte, wie bei Berathungen über etwa anzubringende Verbesserungen, der Unterlieutenant mit Lebhaftigkeit und in voller Freiheit den Ansichten der Generale seine Idee'n, seine Betrachtungen, seine Systeme entgegenstellen durfte; wie er sich nur, wenn siegreich widerlegt, fügte, und endlich aus einem solchen belebten Streite nicht hervorging, um die Bastille zu betreten, sondern vielmehr mit neuen Aussichten auf Beförderung.

Sicherlich, meine Herren, würden diejenigen den Muth sinken lassen, denen es Pflicht ist, unaufhörlich auf die Verbesserungen zu dringen, welche in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen eintreten können, wenn man nicht jede sich darbietende Gelegenheit benutzt, öffentlich nachzuweisen, daß ihre Anstrengungen dann und wann erfolgreich gewesen sind.

Versuch über die Maschinen. — Neuer Lehrsatz über die Kraftverluste.

Das erste oder vielmehr das bedeutendste wissenschaftliche Erzeugniß Carnot's erschien im Jahre 1783; es führt den Titel: *Versuch über Maschinen im Allgemeinen.*

Man würde sehr irren, wenn man in diesem Versuche unsers akademischen Collegen die technische Beschreibung oder das spezielle Studium irgend einer aus der Zahl der einfachen oder zusammengesetzten Maschinen zu finden glaubte, durch welche die Menschheit so viele Vortheile erlangt hat. Dies ist in der That nicht die Absicht des Verfassers gewesen.

Eine Maschine in ihrer größten Allgemeinheit erfaßt, ist die Vereinigung einer größern oder kleinern Anzahl von festen oder beweglichen Theilen, mit deren Hülfe Kräfte aller Art in der Regel Wirkungen hervorbringen, welche sie unmittelbar nicht ausüben könnten. Betrachten Sie beispielshalber den Steinmetz: in der Hand den Griff einer sehr einfachen Maschine, den Griff der Wagenwinde oder Drehwinde, wendet er ungeheure Blöcke um, neigt sie nach Belieben, oder hebt sie auf die Spitze der höchsten Gebäude, Blöcke, die er ohne diese Maschinen nicht um die Dicke eines Haars zu verrücken im Stande wäre.

Unerfahrene, welche diese Wirkungen sehen, halten sie für wunderbar; sie überreden sich, eine Maschine vervielfältigte die Kräfte, und diese irrige, durchaus irrige Ansicht giebt Manchem so wunderliche, meist sehr zusammengesetzte Entwürfe ein, welche alljährlich, ohne irgend einen Nutzen hervorzubringen, unglaublich große Capitale dem Ackerbau, der Industrie und dem Handel entziehen.

Was in einer Kraft beliebiger Art durch Geldwerth ausgedrückt werden kann, was der Fabrikant vom Maschinenbauer erkauft, das kann man leicht auf eine sehr einfache Wirkung zurückführen, von der jeder eine klare Anschauung hat. Man nehme an, die Kraft werde unmittelbar zum Aufheben eines Gewichtes verwendet; man bemerkt die Höhe, bis zu der diese Kraft in gegebener Zeit das Gewicht erhebt, und diese beiden Erfahrungsdaten, Gewicht und Höhe, in einander multiplicirt, geben ein Produkt, welches genau die angewendete Kraft ausdrückt. Es kann in der That, wenn Zeitdauer und Höhe dieselben bleiben, dies Produkt weder größer noch kleiner werden, wenn sich nicht in demselben Verhältnisse die Kraft vermehrt oder verringert. Erscheint daher dies Produkt verdoppelt, verdreifacht, verzehnfacht, so muß nothwendig die Kraft verdoppelt, verdreifacht, verzehnfacht sein.

Dies Produkt, welches das direkte Maaß einer Kraft gibt, dient eben so dann zur richtigen Schätzung derselben, wenn die Wirkung vermittelst einer Maschine auf einen Widerstand ausgeübt wurde; denn wenn man dieser Maschine in Gedanken alle ersinnlichen Vollkommenheiten beilegt, so wird das Produkt des Gewichts und der in gegebener Zeit durchlaufenen Höhe genau demjenigen gleich sein, welches man mit derselben, ohne Maschine wirkenden Kraft erlangt hatte. Die wahre Wirkung, oder vielleicht besser die richtig geschätzte Wirkung einer Maschine kann also in keinem Falle die Wirkung übertreffen, welche die bewegende Kraft für sich

allein zu erzeugen im Stande war. Allerdings kann man, wenn man will, vermittelst einer Maschine ungeheure Massen aufheben, Millionen etwa oder Milliarden von Kilogrammen; aber weil das Produkt von Gewicht und Höhe constant bleiben muß, bleiben nothwendig die Höhen, bis zu denen die Massen in einer Minute gehoben werden, millionenmal oder milliardenmal kleiner als die Höhe, um welche wir ein Kilogramm in derselben Zeit zu heben vermögen.

Ein Jeder wird nun die wahre Bedeutung des Satzes aus der Mechanik verstehen: Durch die Maschinen büßt man an Zeit ein, was man an Kraft gewinnt. Archimedes hat bekanntlich gesagt: Man gebe mir einen Stützpunkt außerhalb der Erde, und mit Hülfe eines Hebels will ich allein durch den Druck meiner Hand diese große, schwere Erde aufheben. Dieser Ausruf des unsterblichen Geometers bezeichnet wunderbar gut die Maschinen, insofern sie den Menschen in Stand setzen, Wirkungen auszuüben, die ohne Maschinen Milliarden von Milliarden mal seine natürliche Kraft übersteigen; aber das Alterthum würde Demjenigen ohne Zweifel noch höhere Bewunderung gezollt haben, welcher, die Erscheinungen näher prüfend, wie wir soeben gethan haben, hinzugefügt hätte: Mathematisch zu reden, kann Archimedes allerdings mit seinem Stützpunkt und Hebel die Erde aufheben, — doch erst nach vierzig Millionen von Jahrhunderten ununterbrochenen Druckes (diese Rechnung geht heutigen Tages nicht über die Grenzen der Wissenschaft hinaus) wird die Verrückung kaum eine Haardicke betragen.

Wenn nun die ideale Maschine, ausgerüstet mit allen denkbaren Vollkommenheiten, der sie in Bewegung setzenden Kraft nichts hinzufügt, so verursacht sie wenigstens auch keinen Verlust, sie setzt die Wirkungen der Kraft ganz strenge in andere um. Dieser Fall tritt bei einer wirklichen Maschine nicht ein: hier kommen Kraft und Widerstand mit einander in Berührung durch Maschinentheile, die wir unbiegsam voraussetzten, was sie keineswegs sind; durch Ketten und Stricke, deren Steife unfehlbar schädlich einwirkt; die beweglichen Theile endlich bewegen sich in Ringen oder in Pfannen, welche zu starken Reibungen Veranlassung geben: alle diese Ursachen zusammen verzehren unnutz einen sehr merklichen Theil der bewegenden Kraft. Daher kommt es, daß die Wirkungen einer Maschine stets geringer ausfallen, als die, welche dieselbe Kraft, in unmittelbarer Einwirkung auf die Widerstände, hervorgerufen hätte.

Diese durch Erfahrung übrigens völlig bestätigten Ergebnisse der Theorie verhindern nicht, daß eine Maschine, unter gewissen Gesichtspunkten und ohne scheinbaren Widerspruch, empfehlenswerth sein könne, daß sie vielleicht nützlich, ja daß sie in vielen Fällen unentbehrlich sei. Aus Gründen der Festigkeit oder der Zierde ist es beispielsweise noth-

wendig, oben auf gewissen Gebäuden Stein- oder Marmorblöcke anzubringen, deren Gewicht die Kräfte des stärksten Arbeiters bei Weitem überschreitet; denkt man sich die Winde oder ähnliche Maschinen hinweg, so kann ein Einzelner nicht den Plan des Baumeisters in Ausführung bringen; man müßte Tausende von Armen an einem und demselben Punkte vereinigen, wenn nicht die engen Räume hinderlich wären; die großen Werkstücke müßten also von allen Denkmälern der Baukunst verschwinden, Triumphbogen und Palast könnten. wie die bescheidene Hütte nur aus kleinen Bruchsteinen erbaut werden.

Sie sehen also, meine Herren, es gibt Fälle, und das kann nicht häufig genug gesagt werden, in welchen man sich, gern oder ungern, zu dem Verlust an Kraft entschließen muß, welchen die Maschinen veranlassen, da ohne ihre Hülfe gewisse Arbeiten unausführbar würden.

Die Kraftverluste nun, welche von der Biegsamkeit der Materialien, aus denen die Maschinen gebaut werden, von der Steife der Seile und von der Reibung abhängen, waren den ältesten Mechanikern nicht entgangen; die neueren sind darin weiter gegangen, und aus ihren Versuchen kann man mit großer Zuverlässigkeit diese Verluste schätzen und in Zahlen ausdrücken.

Bis hierher war die Wissenschaft gelangt, als Carnot seinen Versuch herausgab. Indem er in diesem Werke die Maschinen und allgemeiner jedes bewegliche System von Körpern aus einem ganz neuen Gesichtspunkte betrachtet, weist er eine bisher unbemerkte oder wenigstens von seinen Vorgängern nur unvollständig betrachtete Ursache nach, welche in gewissen Fällen gleichfalls zu beträchtlichen Verlusten führt; er zeigt, daß man um jeden Preis plötzliche Aenderungen der Geschwindigkeit vermeiden muß. Er thut mehr noch: er findet den mathematischen Ausdruck für den Verlust an lebendiger Kraft, welchen solche Aenderungen verursachen, und zeigt endlich von diesem Verlust, daß er der lebendigen Kraft gleich ist, die alle Körper des Systems besitzen würden, wenn man jedem von ihnen die Geschwindigkeit gäbe, welche er in dem Augenblicke, als die plötzliche Aenderung eintrat, verlor.

Dies, meine Herren, ist der Wortlaut des Princips, welches unter dem Namen des Carnot'schen Theorems bei der Berechnung der Wirkung von Maschinen eine so große Rolle spielt.

Alle Maschinenbauer kennen heut ges Tages diesen schönen und werthvollen Satz; er leitet sie bei der Ausführung der Construktionen, und schützt sie vor den groben Fehlern, welche ihre Vorgänger begingen.

Wäre ich veranlaßt, Nichtgelehrten die Wichtigkeit des Satzes begreiflich zu machen, so würde ich vielleicht sagen, obgleich anscheinend seltsam: Carnot habe auf die materielle Welt ein Sprichwort ausgedehnt, dessen Wahrheit bis dahin nur für die sittliche Welt nachgewiesen war; daß

das Sprichwort: „viel Geschrei und wenig Wolle" seitdem ebensowohl auf den Nutzeffekt der Maschinen Anwendung findet, als auf die Unternehmungen gewisser Leute, deren ungestümer Eifer Wunderdinge verspricht, die niemals zur Ausführung kommen. Wenn ich mich an die Gelehrten zu wenden hätte, so würde ich bitten, sorgfältig zu unterscheiden zwischen der Erfindung der materieller Theile, durch deren Hülfe die Wirkung der Kräfte von einem Punkte zum andern übertragen wird, und der Entdeckung jener Grundwahrheiten, die ohne Unterschied auf alle erdenkbaren Systeme Anwendung finden; ich würde den Versuch machen, nachzuweisen, daß die Alten uns im ersten Punkte vielleicht nicht nachstanden. In meinen Zweifeln würden im Nothfall mich bestärken die archimedische Schraube, das Getriebe des Ktesibius, die hydrostatischen Brunnen des Hero von Alexandrien, der rotirende Dampfapparat desselben Erfinders, Kriegsmaschinen endlich in großer Zahl und unter diesen die Wurfmaschinen. Im Felde der theoretischen Wahrheiten würden sich dagegen ohne Widerspruch die Neueren im Uebergewichte zeigen. Man würde nach und nach in ihrem vollen Glanze erscheinen sehen: in Holland Stevin und Huygens; in Italien Galilei und Torricelli; in England Newton und Maclaurin; in der Schweiz Bernoulli und Euler; in Frankreich Pascal, Varignon, d'Alembert, Lagrange und Laplace.

Zu diesen berühmten Männern, meine Herren, gehört Carnot durch die Entdeckung seines schönen Lehrsatzes.

Ich befürchte in Wahrheit, daß, wollte ich länger bei den Uebelständen plötzlicher Uebergänge verweilen, in meinen Zuhörern der Wunsch nach dem plötzlichen Uebergange zu einem andern Gegenstande entstehen möchte; dennoch wage ich es, einige Worte hinzuzufugen.

Es ist vorhin oft von Kraftverlusten die Rede gewesen: dieser Ausdruck ist richtig, wenn man die Wirkung einer Maschine vergleicht mit derjenigen Wirkung, welche sie bei sonst unveränderten Umständen hätte hervorbringen können, falls von dem Erbauer mit Sorgfalt jede plötzliche Aenderung der Geschwindigkeit wäre vermieden worden. Man darf aber nicht glauben, daß irgend eine Kraft oder ein Bruchtheil von Kraft, im grammatikalischen Sinne des Worts, jemals vernichtet werden könne: Alles, was man weder im Nutzeffekte der Maschine wiederfindet, noch in dem Ueberschusse an Kraft, der nach der Wirkung in der Maschine zurückbleibt, hat zu ihrer Erschütterung und Zerstörung beigetragen.

Dieses letzten Zusatzes bedurfte es noch, um die ausgezeichneten und unbestreitbaren Dienste richtig zu würdigen, welche der Carnot'sche Lehrsatz in Kunst und Industrie bereits geleistet hat, und die er in Zukunft mehr und mehr leisten wird. Trüge ich nicht Scheu vor dem lebhaften Ausdrucke der Ungläubigkeit, den meine Worte im ersten Augenblicke

hervorrufen könnten, so würde ich hinzusetzen, daß derselbe analytische und mechanische Lehrsatz auch in den zahlreichen Ereignissen unserer Revolution eine Rolle gespielt hat, die durch seine Beschlüsse wesentlich zu ändern in Carnot's Macht stand. Uebrigens habe ich bereits zu viel gesagt, um meinen Gedanken unvollendet lassen zu können.

Aufgemuntert in meiner Jugend durch das Wohlwollen und die Freundschaft, mit welchem Carnot mich ehrte, erlaubte ich mir mitunter, seine Erinnerungen auf jene großen Epochen der Geschichte unserer Revolution zurückzuleiten, in welchen die Parteien in ihren Wahnsinnszuckungen vernichtet oder besiegt oder nur beruhigt wurden durch plötzliche, gewaltsame Maßregeln, durch wahre Staatsstreiche. Ich fragte Carnot damals, wie er allein in allen Fällen die Hoffnung nähren konnte, ohne Erschütterungen und ohne ungesetzliche Handlungen zum Ziele zu gelangen. Seine Antwort war stets dieselbe, sie hatte sich meinem Gedächtnisse tief eingegraben; wie groß war aber mein Erstaunen, als ich, eines Tages über den engen Studienkreis hinausgreifend, in dem ein junger Astronom sich stets bewegen muß, die eben erwähnte beständige Antwort Carnot's, Wort für Wort, in einem Lehrsatze der Mechanik wiederfand; als ich nun sah, daß er zu mir von der politischen Organisation der Gesellschaft [illegible] so gesprochen hatte, wie in seinem Werke von einer Maschine, in welcher plötzliche Aenderungen der Geschwindigkeit nothwendig großen Verlust an Kraft herbeiführen, und früh oder spät sogar die vollständige Auflösung des Systems.

Wäre es demnach wahr, meine Herren, daß bei den menschlichen Schwächen die hervorragendsten Geister so wenig von dem inneren Werth und der Weisheit der Eingebungen ihres Herzens überzeugt sind, daß sie dieselben durch mehr oder weniger erzwungenes Nachgeben nothwendig kräftigen und verstärken müssen?

Mein Zweifel wird Sie nicht überraschen, wenn ich sogleich hinzufüge, daß einer unter denjenigen Gelehrten, deren Arbeiten dieser Akademie zum höchsten Ruhme gereichen, in allen schwierigen Lagen, wenn man ihm Glauben schenkt, folgenden gewiß sehr bequemen Grundsatz befolgte: „Das Wasser nimmt genau die Form des Gefäßes an, sagte er, in welchem es sich befindet; ein kluger Mann muß mit derselben Genauigkeit sich in die augenblicklichen Umstände fügen."

Ich könnte auch einen andern nicht weniger berühmten Akademiker nennen, der einst in meiner Gegenwart von Jemand nach dem Hülfsmittel gefragt wurde, unter dessen Anwendung er ohne Schaden die schrecklichen Zeiten unserer bürgerlichen Unruhen durchlebt habe: „Ein Land in Revolution, erwiederte er, ist ein Wagen, dessen Pferde durchgehen; die Pferde aufhalten wollen, hieße absichtlich eine Katastrophe herbeiführen; wer aus dem Wagen springt, kommt in Gefahr von den

Rädern zermalmt zu werden; am rathsamsten ist es, mit geschlossenen Augen im Wagen bleiben, und das that ich damals!"

In dem Werke, dessen Analyse mich weiter geführt hat, als ich ursprünglich beabsichtigte, hat Carnot auch in einigen Zeilen das Problem der **immerwährenden Bewegung** berührt. Nicht nur zeigt er, daß jede Maschine, wie immer sie beschaffen sei, in Stillstand kommen wird, wenn man sie sich selbst überläßt, sondern er bestimmt auch, wann dies Ereigniß eintreten muß.

Die Beweise Carnot's sind vortrefflich; kein Geometer wird ihre Strenge in Frage stellen: darf man aber deshalb wohl hoffen, daß sie im Keime die zahlreichen Pläne ersticken werden, die jedes Jahr, oder vielmehr **jeden Frühling** emporschießen? Man darf sich dieser Hoffnung nicht hingeben. Die Männer des perpetuum mobile würden Carnot's Schrift ebensowenig verstehen, als die Erfinder der Quadratur des Kreises und der Dreitheilung des Winkels die Euklidische Geometrie verstehen. Der Wissenschaft bedürfen sie nicht: ihre Entdeckung danken sie einer plötzlichen übernatürlichen Eingebung. In der That, nichts raubt ihnen den Muth, nichts nimmt ihnen die Täuschung; das mag jener, sonst sehr schätzenswerthe Künstler bezeugen, der ohne zu bemerken, wie überaus komisch seine Forderung war, mich einst ersuchte nachzusehen, aus welchem Grunde alle seine Maschinen mit immerwährender Bewegung still ständen. (Forts. folgt.)



Popularität.

Die Bemerkungen der Atlantis über die deutschen Vorlesungen sind von der „Turnzeitung" in einer Weise besprochen worden, der wir unsern vollständigen Beifall nicht versagen können. Das Thema scheint uns übrigens wichtig genug, um noch einmal darauf zurückzukommen. Der Begriff Popularität, der jenem Artikel der Atlantis, wie der Turnztg. zu Grunde liegt, ist für den Publizisten und Redner der wichtigste und am nächsten liegende; er bildet die Brücke, welche den Schriftsteller mit dem Publikum verbindet, das Medium, vermittelst dessen der Erstere auf das zweite wirkt. Ohne Popularität ist gar keine öffentliche Wirksamkeit möglich, und daher ist es Jedem, der sich allgemeinen öffentlichen Bestrebungen zugewandt hat, ein Bedürfniß und eine Pflicht, populär zu sein. Wir sagen, populär zu sein, nicht aber, nach Popularität zu streben. Die Po-

pularität muß eine natürliche Qualification des Menschen sein, keine angelernte Eigenschaft; sie muß aus dem Menschen, seinem ganzen Dichten und Trachten selbst hervorgehen, und nicht bloß ein Zugeständniß an das Publikum sein. Die Popularität ist als Mittel einer öffentlichen Wirksamkeit vollständig gerechtfertigt und nothwendig; als Zweck betrachtet, dagegen im höchsten Grade verderblich und schädlich. Die Popularität muß mehr die unbeabsichtigte aber natürliche Folge gewisser Eigenschaften des Menschen sein, als eine bewußte und gewollte Absicht. Nichts ist widerlicher und plumper, als wenn man dem Schriftsteller und Redner das Haschen nach Popularität anmerkt, — dies ist namentlich in Amerika bei den politischen Rednern der Fall; — wir sehen gewöhnlich, daß unter diesem Haschen nach Popularität nicht nur die Reinheit des Styles, sondern auch der Adel der Gesinnung leidet, und die Popularität sich in Trivialität und Plattituden verliert. Der Schriftsteller und Redner muß populär sein, ohne es zu wissen, d.h. er muß auf dem Boden stehen, auf welchem jeder gutgeartete und normal ausgebildete Mensch auch steht, und solche Ansichten aussprechen, welche jedem denkenden Kopfe zugänglich sind. Unser ganzes sociales, politisches und wissenschaftliches Leben beruht zuletzt doch nur auf der Voraussetzung der Gemeinsamkeit der menschlichen Vernunft, und diese Gemeinsamkeit und Gleichförmigkeit der menschlichen Vernunft ist auch die einzige Basis einer richtigen Popularität.

In allen den Widersprüchen und Verwirrungen der Zeit, neben all' den widerstreitenden Ansichten und Grundsätzen, welche sich geltend machen, sehen wir doch eine Uebereinstimmung der Gedanken und eine Gleichförmigkeit der Weltanschauung, welche das allgemeinste Maaß zur Beurtheilung unserer Ansichten und Urtheile bildet. So wie der Mensch trotz aller Racenverschiedenheiten, trotz aller nationeller und individueller Unterschiede seiner körperlichen Bildung nach eine gewisse Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung zeigt, so auch ist in geistiger Beziehung eine Uebereinstimmung vorhanden, die sich freilich nach den jedesmaligen Culturstufen der Zeit richtet. Die Einheit der Gattung bedingt die Gemeinsamkeit der Vernunft. Dies ist die allgemeinste Basis der Popularität, die Sphäre, innerhalb welcher wir Menschen uns verständlich machen können. Die erste Bedingung der Popularität ist also, vernünftig, human zu sein, seinen Antheil an der Gesammtvernunft der Menschheit zu besitzen. Unvernünftige, reaktionäre, inhumane Ansichten, wie z. B. das Urtheil der New-Yorker Staatszeitung, daß die Sklaverei ein Segen sei, werden daher niemals auf Popularität Anspruch machen können, mögen sie auch mit der größten Arroganz und einer vulgären Trivialität vorgebracht werden. Populären Reden und Schriften muß ein vernünftiger humaner Inhalt zu Grunde liegen, ein Inhalt von allgemein menschlichen

Interesse, von dem man voraussetzen kann, daß er alle, welche wirklich Menschen sind, interessirt.

Daraus folgt, daß wer auf Popularität Anspruch macht, zuerst selbst ein Mensch sein muß, nicht ein Mensch blos der äußerlichen Bildung nach, sondern auch den geistigen Bestrebungen und Ideen nach, ein Mensch, der menschliche Neigungen, Empfindungen, Leidenschaften und Bestrebungen hat, der gegen Nichts, was von allgemein menschlichem Interesse ist, gleichgültig ist, der für das, was andere Menschen freut und kümmert, zugänglich ist. Um mit den Menschen auskommen zu können, muß man mit denselben leiden, lieben und leben; man muß sich nicht von ihren Empfindungen und Neigungen zurückziehen auf die abstrakte Höhe stoischer Philosophie oder in die Wüste der Selbstgenügsamkeit, sondern die Einsicht beweisen, daß man andere Menschen nothwendig hat, um selbst Mensch sein zu können. Diese Bescheidenheit und Zuvorkommenheit, welche durchaus von einer Unterordnung unter das Publikum verschieden ist, kommt gewiß dem Schriftsteller zu, der nur durch und in Bezug auf das Publikum existirt.

Das allgemein Menschliche ist populär. Daher erfreuen sich gerade diejenigen Wissenschaften, welche für jeden Menschen und für die ganze Menschheit von Interesse sind, der Popularität. Es liegt aber im Interesse jedes Menschen, sich selbst in seinem Zusammenhange mit der Natur und der Menschheit zu begreifen. Daher sind die populärsten Wissenschaften die Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften. Diejenigen Wissenschaften, welche mehr ein spezielles, ein Berufsinteresse haben, gehören der Sphäre der Gelehrsamkeit, nicht der Popularität an. Die Gelehrsamkeit unterscheidet sich dadurch von der Wissenschaft, daß sie kein unmittelbares Interesse am praktischen Leben hat, daß sie nicht die ganze Menschheit, sondern nur einen Theil derselben interessirt. Nicht jeder Mensch muß griechisch und lateinisch sprechen, Alterthumskunde studiren, astronomische Beobachtungen machen oder die höhere Mathematik verstehen. Aber Jeder muß von der Weltgeschichte, der Geschichte seines Landes und den Naturwissenschaften die allgemeinsten Kenntnisse haben, falls er überhaupt zu den gebildeten Menschen gehören will; Jeder muß Logik und Anthropologie studiren. Die Wissenschaft ist nothwendig, die Gelehrsamkeit zufällig. Die Gelehrsamkeit ist todt, aber die Wissenschaft flüssig und und lebendig, wie das Leben selbst.

Wir haben die Philosophie populär genannt. Man hält uns die tausend unverständlichen Schriften der Philosophen von Pythagoras bis auf unsere heutigen deutschen Philosophen entgegen, um diesen Satz zu widerlegen. Aber wir behaupten, daß, wo w i r k l i c h e Philosophie ist, daß dieselbe auch populär sei. Die wirkliche Philosophie ist aber diejenige, welche sich mit der Lösung jener berühmten Frage des griechischen Philo-

sophen beschäftigt: „Erkenne Dich selbst!" Wenn einmal die ganze Philosophie alle jene unsinnigen Fragen über die Natur Gottes, die letzten Gründe der Dinge, die Grenzen des Raumes und der Zeit 2c. abgeschüttelt hat, und sich einfach mit dem denkenden Menschen beschäftigt, d. i. Anthropologie geworden ist, dann wird es ihr an Popularität nicht fehlen.

Wenn, wie wir angedeutet haben, die erste Bedingung der Popularität, Menschlichkeit, Humanität ist, so ist die zweite Wissenschaftlichkeit. Häufig pflegt man einen Gegensatz zwischen wissenschaftlicher und populärer Darstellung zu ziehen; nichts aber kann falscher sein. Populär ist dasjenige, was von jedem denkenden und vernünftigen Menschen verstanden werden kann. Der Schriftsteller also, der seine Schlüsse und Urtheile mit ihren Gründen abgibt, d. h. wissenschaftlich verfährt, kommt dieser Popularität am nächsten, denn er gibt jedem Menschen gleich die Mittel in die Hand, das Urtheil selbst zu prüfen, und kann überzeugt sein, daß Jeder sein Urtheil versteht und billigt, der verständig ist, vorausgesetzt natürlich, daß sich in dem Urtheil selbst Verstand und Wahrheit befindet.

Ja, Wahrheit ist das dritte Bedingniß zur Popularität. Das beste, ja das einzige Mittel, um Propaganda zu machen, ist, daß man zeigt, daß die Sache an und für sich wahr ist, und daß man selbst von der Wahrheit der Sache überzeugt ist. Die Unwahrheit mag noch so sehr dem Vorurtheile des Volkes schmeicheln, sie wird nie populär werden; die Religionen treten immer im Schleier des Geheimnisses auf; die unwahren Rechtsanschauungen des Mittelalters sind ein streng abgeschlossenes Eigenthum gelehrter Juristen; die despotische Politik des europäischen Continentes erfreut sich gewiß keiner Popularität. Nur die Wahrheit ist populär; in dieser Popularität liegt die siegende Gewalt derselben.

Um populär zu werden, muß also der Schriftsteller wahr sein, d. h. sein öffentliches Handeln genau seiner eigenen Ueberzeugung nach bemessen, wahr in sich selbst und treu gegen sich selbst sein. Dieses höchste oder vielmehr einzige Gesetz der Moral, welches wir anerkennen können, muß in seiner ganzen Integrität aufrecht gehalten werden. Jeder Verstoß dagegen ruinirt unwiderruflich alle Popularität. Der Mensch, der für seine Ansichten die Aufmerksamkeit und Anerkennung anderer Leute in Anspruch nimmt, muß selbst diesen Ansichten alle Achtung und Treue schenken; Frivolität in dieser Beziehung, oder gar Apostasie lassen keine Popularität zu. Das Publikum muß dem Redner oder Schriftsteller gewissermaßen in das Herz sehen, um dort zu finden, daß er wirklich begeistert ist für die Ideen, die er vertheidigt. Ohne eine innige Liebe und Hingebung gegen seine eigenen Ideen wird man wenig Propaganda machen können. Es gibt Gewohnheitsredner, die eine gewisse Fertigkeit haben, über Modethemata gewandt zu sprechen; sie gefallen

wohl dem oberflächlichen Publikum, aber der aufmerksame Zuhörer merkt gleich, daß die Worte deßhalb nicht zum Herzen dringen, weil sie nicht aus dem Herzen klingen. Der Verstand allein macht nicht populär, auch die Neigung und die Leidenschaft muß dabei sein. Die erste Bedingung der Popularität ist, daß das Publikum einsieht, daß dasjenige, wofur wir es interessiren wollen, uns selbst interessirt, daß die Beweismittel, welche wir herbeibringen, nicht künstliche Schlingen sind, in denen wir arglose Gemüther fangen wollen, sondern die Resultate einer tiefen und innigen Ueberzeugung. Freilich, es gibt in jeder Sphäre der Literatur und der Rede Leute, welche, wie die Pfaffen, die einen Gott predigen, an den sie nicht glauben, Ansichten behaupten und empfehlen, die mehr der vorübergehenden Mode und den Leidenschaften der Volkes angehören, als der eigenen Ueberzeugung; eine Zeitlang mögen diese Leute das Publikum täuschen und sich eine lärmende, geräuschvolle Popularität verschaffen; bald aber wird man aus tausend kleinen und fast unmerklichen Eigenheiten und Manieren sehen, daß es diesen Leuten mit ihrer Sache nicht Ernst ist, und das einsichtsvolle Publikum wird sich mit Gleichgültigkeit von ihnen wegwenden. Alle die gewaltigen Mittel der Sprache und Rede sind eben nur Mittel, nur Formen, in denen sich der Inhalt unseres Geistes darstellt, und ist dieser Inhalt nicht rein und klar, so wird sich dies auch in der Darstellung zeigen. Man kann deßhalb in allgemeinster Weise das Sprüchwort anwenden: „Der Styl ist der Mensch."

Die Behauptung, daß Alles auf den Inhalt, auf die eigene Ueberzeugung, auf das Selbstbewußtsein ankomme, widerstreitet nicht der Forderung, daß wir auf den Ausdruck, auf die Form alles Gewicht und alle Aufmerksamkeit verwenden müssen. Um auf wahre Popularität Anspruch machen zu können, ist die Schönheit der Form ebenso nothwendig, wie die Wahrheit des Inhaltes. Für die Form ist Jedermann zuerst empfänglich; ihre Anmuth, ihr Zauber schmeichelt sich in der Seele des Menschen ein, und bildet die Brücke zur Ueberzeugung und Begeisterung. Je edler, klarer, durchsichtiger die Formen sind, desto mehr Vertrauen gewinnt die Sache. Und wie es jetzt heute schon in der täglichen Mode steht, daß man den hochstehenden, vornehmen Mann an seiner einfachen, bescheidenen Kleidung erkennt, so auch können sich die größten, erhabensten Ideen in der einfachsten Form aussprechen, wenn nur ein geläuterter Geschmack in der Wahl der Ausdrücke obwaltet. — Gegen diese Forderung der Einfachheit und Schönheit der Form wird häufig in doppelter Weise versündigt: einmal, indem man, um populär zu sein, in die gewöhnliche Redeweise des großen Publikums hineinfällt; dann auch, daß man sich in einer geschraubten, schwülstigen, hochtrabenden Weise ausdrückt. In den ersten Fehler verfallen viele amerikanische Redner, die in ihrem öffentlichen Auftreten auf den gemeinsten Geschmack

des großen Publikums spekuliren, und ihre Anekdoten, Vergleiche und Beispiele oft der Taverne oder gar andern öffentlichen Häusern entlehnen, die mit allerlei Zweideutigkeiten ihr Publikum unterhalten, und durch einzelne Kraftstellen den Applaus desselben herausfordern. Der entgegengesetzte Fehler ist häufig bei deutschen Rednern und in der deutschen Presse vorhanden. Wir mußten 1848 und auch zu andern Zeiten oft Reden hören, die so geziert und mit Blumen überladen waren, wie eine Magd am Sonntag, die alle ihre falschen und ächten Schmucksachen aus dem Koffer zusammengesucht hat. Beide Fehler sind indessen noch leichter zu umgehen, als denjenigen Grad der Deutlichkeit zu treffen, welcher so wohl für die große Masse des Publikums, wie zu dem Ernst und der Bedeutnng des vorliegenden Thema's paßt. Hier kann selbst der vorsichtigste und gewandteste Redner und Schriftsteller oft die richtige Mitte verfehlen, weil natürlich die Bildungsstandpunkte seines Publikums sehr verschieden sind, und es sehr schwer ist, in einer so gemischten Versammlung das Durchschnittsmaaß der Bildung zu finden. Aber auch hier kann man sich helfen, wenn man nur es nicht allen Leuten recht machen, wenn man nur nicht vollständig darauf verzichten will, daß das Publikum selbst auch denkt. Man muß dem Publikum einen Theil der geistigen Arbeit überlassen; man muß voraussetzen, daß dasselbe verstehen und begreifen, daß es „zwischen den Zeilen lesen" kann. Im Allgemeinen kann man sagen, daß wer klar denkt und die Gedanken klar ausspricht, dem größeren Publikum verständlich wird, sobald er sich nicht auf das Gebiet spezieller Berufswissenschaften begiebt.

Je mehr Fleiß und Achtsamkeit auf die Form der Darstellung verwendet wird, desto heller leuchten die Gedanken, desto populärer wird die Darstellung. Das eigentliche Reich der Popularität ist daher die Sphäre der Poesie, wo die Gedanken durch die gebundene, sorgsam ausgemeißelte Form zum Gedichte verdichtet sind. Wenn uns die großen Gedanken der Philosophen, die uns im philosophischen Systeme fremd, unverständlich, wohl gar abstrus erscheinen, in einem Gedichte entgegentreten, dann erscheinen sie uns als alte Freunde und Bekannte, als verwandt mit uns selbst und unserm eigenen Geiste entstammend. Die Liebe und Verehrung, die jeder denkende Mensch den Dichtern und der Dichtkunst zollt, rührt daher, daß die erhabenen Gedanken durch die spielende Form der Reime und Verse in das Herz der Menschen geschmeichelt werden, daß das Herz des Menschen mit allgemein menschlichem Gehalt und geistigen Schätzen angefüllt wird, ohne etwas anderes nothwendig zu haben, als zu genießen und glücklich zu sein. — Wenn die Definition wahr ist, daß Liebe dasjenige Gefühl ist, vermittelst dessen der Mensch sich als Gattung fühlt, so ist dieses Gefühl gewiß dann am höchsten und

reinsten vorhanden, wenn der Mensch in seinem kleinen Herzen die großen Empfindungen und Leidenschaften der Menschheit fühlt und theilt. Das ist das Geheimniß des Dichters, daß er das ausspricht, was in aller Menschen Brust verborgen liegt, daß er den Schleier, der des Menschen Herz bedeckt, wegreißt, und jedem Individuum die Mysterien seiner eigenen Empfindungen und Leidenschaften offenbart. In sofern löst die Poesie in noch höh rem Grade jene Aufgabe der Philosophie, die noch heute die höchste Aufgabe des Menschengeschlechtes ist: Erkenne Dich selbst! Erinnern wir uns an jenen Dichter, welcher der populärste, weil der menschlichste, naturwüchsigste, normalste ist, an Goethe! In jedem seiner Gedichte, im kleinsten Liede, wie in seinen großen Tragödien, klingt uns ein kaum verstandenes Echo unserer eigenen Empfindungen und Anschauungen entgegen. Je mehr der Dichter es versteht, in des richtig denkenden und edel empfindenden Menschen Brust ein Echo hervorzurufen, desto mehr verdient er den Namen eines populären Dichters, denn am Ende ist doch nur das allgemein Menschliche populär.

Ja, nur diejenigen Empfindungen, Gefühle, Leidenschaften, Anschauungen, Ideen, welche wirklich a l l g e m e i n menschlich und in der Natur des Menschen begründet sind, können Gegenstand der Poesie, wie jeder andern populären Darstellung sein. Aristokratische Gelüste, egoistische Launen, individuelle Sonderbarkeiten gehören nicht in dieses Gebiet. Um populär zu sein, muß man daher Alles das zurückhalten, was für uns, nicht für Andere ein Interesse hat. Die individuelle Sentimentalität ist nicht populär. Wie zwei Freunde dann ihre gegenseitige Freundschaft in Gefahr bringen, wenn sie alle die geheimsten Falten des Herzens einander öffnen, und gar keine Grenze der Vertraulichkeit mehr anerkennen: so wird auch der Schriftsteller, welcher gegen sein Publikum nicht eine gewisse Reserve und Zurückhaltung beobachtet, seine Popularität auf das Bedenklichste gefährden. Man muß sich immer daran erinnern, daß nicht Alles, was uns selbst kümmert, auch die andern Leute angeht. — Freilich, ein Göthe konnte dem Publikum jede Faser seiner Individualität enthüllen. Er war nicht nur in seinen großen, heroischen Leidenschaften, sondern auch in seinen kleinen verliebten Launen allgemein menschlich und wahr. Aber mancher Dichter des neu erschienenen Dichterwaldes hätte klug daran gethan, die kleinen Verlegenheiten seines Herzens mit Stillschweigen zu übergehen. Das Publikum will eben nicht Alles wissen, was man ihm sagen kann.

Um populär zu sein, d. h. um das angemessene Verhältniß des Schriftstellers zum Publikum zu finden, ist es nothwendig, daß man die Selbstachtung mit der Achtung vor dem Publikum verbindet. Man darf ebensowenig persönliche Anmaßungen und Extravaganzen wagen, als sich dem Publikum mit allzugroßer Bescheidenheit unterordnen. Besondere

Regeln über die Grenzlinien, die hier einzuhalten sind, lassen sich wohl nicht füglich geben; eine gut geordnete Natur findet schon das Rechte. Im Allgemeinen kann man sagen, daß wer gewissenhaft bemüht ist, sich selbst zu genügen, daß der auch dem Publikum genügen wird. Die Popularität muß eine immanente, nicht transzendentale Eigenschaft sein, d.h. sie muß aus der Natur und den Eigenschaften des Individuums selbst hervorgehen, nicht aber eine Copie der Meinungen, Anschauungen und Neigungen des Publikums sein; sie muß nicht von Außen an den Menschen herankommen, sondern von Innen herauswachsen. Eine solche Popularität, deren Charakteristik wir hier in flüchtigen Umrissen gegeben haben, ist keine Sache der vorübergehenden Mode, der flüchtigen Laune des Publikums, sondern eine Folge der Menschlichkeit und Wahrheit, die ewig dieselbe bleibt. Sie geht dem Genius niemals voraus; sie begleitet ihn selten, aber sie folgt seinem Sarge und trauert auf seiner Gruft.

Blicke in die Zukunft.

Die National-Oekonomen scheinen nicht recht an das tausendjährige Reich zu glauben, das uns die religiösen Sagen fast aller Völker prophezeien, das Zeitalter des allgemeinen Friedens und Wohlstandes, welches den bisherigen Kämpfen, Entbehrungen und Unterdrückungen folgen soll. Sie stellen den traurigen Satz auf, daß die Zunahme der Bevölkerung in geometrischer, die Zunahme der Produktion indessen nur in arithmetischer Progression vor sich gehe. Sie folgern daraus, daß je vernünftiger die politischen und socialen Verhältnisse sind, je weniger Kriege geführt werden, je seltener die Armuth und daraus hervorgehende Ehelosigkeit wird, daß desto schneller die Bevölkerung zunehmen muß, so daß am Ende kaum Raum für die einzelnen Menschen ist, auf dem sie sich begraben lassen können. Die verrücktesten Mittel wurden von verschiedenen Nationalökonomen nach Art des Malthus vorgeschlagen, um dieser ungeheueren Zunahme der Bevölkerung vorzubeugen. Proudhon, der scharfsinnige Kritiker der Nationalökonomie, unterwirft in seiner "Philosophie de la misère" diese verschiedenen Vorbeugungsmittel einer strengen Kritik, gibt aber die Gründe der Befürchtungen selbst zu, meint, daß in einer Zeit von 500 Jahren, ohne Kriege oder andere gewaltsame Vertilgungen der Menschen, dieselben dichtgedrängt aneinander stehen würden, und sieht als einziges Vorbeugungsmittel der allzugroßen Ueberbevölkerung die Abnahme der körperlichen Produktionsfähigkeit durch die Zunahme der

geistigen Produktionsfähigkeit an. Abgesehen von dem letzteren Punkte, der manches Wahre in sich enthalten mag, aber wohl nicht in so allgemeiner Weise und Bedeutung hingestellt werden kann, scheinen uns die Befürchtungen, welche man aus der Ueberbevölkerung ableitet, übertrieben und ungegründet zu sein. Wir glauben, daß die Menschheit mit ihren heutigen Mitteln und auf dem heutigen Standpunkte ihrer Bildung fähig ist, für viele hundert Jahre einer regelmäßigen, normalen Zunahme der Bevölkerung eine eben so regelmäßige Zunahme der Lebensbedürfnisse folgen zu lassen, nnd daß in der Zeit, wo die uns jetzt bekannten aber noch nicht benutzten Hülfsmittel erschöpft sind, die Menschheit auf einer weiteren Stufe der Entwickelung angelangt sein wird, auf welcher sie den steigenden Bedürfnissen durch eine gesteigerte Intelligenz begegnen kann. Wir glauben, daß die Menschheit selbst bis in die tiefsten Schichten der Bevölkerung herunter, heute, wo man die Zahl der menschlichen Erdbewohner auf 2000 Millionen (?) rechnet, mehr Mittel hat, die Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, als etwa vor mehreren tausend Jahren, wo die Bevölkerung des Erdballs vielleicht die Hälfte der gegenwärtigen betrug. Wir glauben, daß dieselbe Thatsache sich auch in der Zukunft herausstellen wird, daß die Zunahme der Bevölkerung durch die Zunahme der Lebensmittel überboten oder doch wenigstens gleichgestellt werden wird. Wir halten den Satz, daß die Zunahme der Bevölkerung im quadratischen, die Zunahme der Produktion im einfachen Verhältniß voranschreite, für nicht ganz richtig. Nicht nur, daß mit der wachsenden Bevölkerung auch die produzirende Kraft in materieller Beziehung zunimmt, — die steigende Intelligenz ist ein Factor, der mit in Anschlag gebracht werden muß, und der die Rechnung der Nationalökonomen wesentlich verändert. Mit der steigenden Cultur bleiben die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens für die Menschen dieselben, während die Mittel, dieselben hervorzubringen, sich vermehren. Die Arbeitsfähigkeit der Menschheit, die Fähigkeit, die Lebensbedürfnisse zu produziren, wächst nicht nur der Quantität, sondern auch der Qualität nach, so daß auch hier das geometrische Verhältniß stattfindet, welches die Tabellen über die Bevölkerungszunahme nachweisen.

Wir leben gegenwärtig in einem Zeitalter der Hungersnoth. Die Jahre 1847, '51, '53, '54, '55 überboten sich gegenseitig an Theuerung. Die Klagen über „schlechte Zeiten" sind allgemein; von Europa kommen die traurigsten Nachrichten herüber. Aber sehen wir in der Geschichte nach, — finden wir im Alterthum und Mittelalter nicht Nachrichten von viel traurigeren Katastrophen, von viel größeren Calamitäten? Erzählt uns nicht schon das alte Testament von den sieben magern Jahren Aegyptens, von einer Hungersnoth, wie sie unser Jahrhundert noch nicht

geschehen? Finden wir in der römischen Geschichte nicht das Elend der Plebejer, der Bundesgenossen, der Sklaven, welches die unterdrückten Klassen zu verzweifelten Revolutionen aufforderte? Haben wir heut zu Tage in irgend einer Stadt der civilisirten Welt, in Paris, London oder Berlin ein solches Proletariat, wie von den Proconsuln und Cäsaren in Rom unterhalten wurde? Und das Mittelalter mit seinen Seuchen, Mißerndten, Hungersnöthen, seiner Leibeigenschaft, seinen Bauernkriegen — übertrifft es nicht an socialem Elende tausendfach die heutige Zeit? Wenn wir heute sehen, wie das hungernde Europa sich nach den Fleischtöpfen Amerika's sehnt, — können wir die amerikanische Einwanderung mit jenen Zügen der Hunnen und Gothen zur Zeit der Völkerwanderung vergleichen, die ganz Europa eine Zeitlang mit asiatischer Barbarei überschwemmten?

Wir finden das Loos unserer Tagelöhner und Fabrikarbeiter beklagenswerth, und verlangen mit vollem Rechte eine Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen; — aber waren jene Arbeiter, die unter dem Priesterzwange an dem Baue der ägyptischen Pyramiden oder der steinernen Dome des Mittelalters arbeiteten, vielleicht besser bezahlt und genährt, als unsere modernen Arbeiter? Und wenn wir einen ganz entscheidenden Vergleich machen wollen, vergleichen wir das Schicksal eines Fabrikarbeiters in Manchester oder Mühlhausen mit dem Schicksal eines wilden Indianers in den amerikanischen Urwäldern, oder eines Negers an den afrikanischen Küsten, — hat der Fabrikarbeiter Veranlassung, sich in den Naturzustand der Menschheit zurückzusehnen?

Gewiß, die Zeiten sind milder, die socialen Zustände humaner, das Brod ist reichlicher geworden, wie früher, und wenn wir trotzdem die socialen Zustände heutiger Zeit verdammen müssen, so ist dies nur deßhalb, weil die Intelligenz des Menschengeschlechtes noch schneller vorangegangen ist, wie die socialen Verhältnisse desselben, so daß noch eine große Lücke zwischen beiden vorhanden ist. Aber auch die socialen Verhältnisse sind vorangegangen und haben sind verbessert, und zwar in einem solchen Maaße, daß wir mit Vertrauen in die Zukunft blicken können. Der Arbeiter unserer Tage ist wenigstens Mensch geworden, und verlangt eine menschliche Behandlung, und dies allein beweist den ungeheuren Fortschritt, den die socialen Verhältnisse gemacht haben.

Und die Zukunft wird auf dieser Bahn des Fortschrittes vorangehen. Die Erde wird dem Menschengeschlechte noch lange nicht zu klein und eng, selbst, wenn ein tausendjähriger Friede die Bevölkerung verzehnfachen sollte. Die Reichthümer der Natur und des menschlichen Geistes sind erst zum kleinsten Theile benutzt; der größte Theil harrt noch unbenutzt auf die Zukunft. Die größten Länder und fruchtbarsten Landstriche der

Erde sind noch unbenutzt; kaum der zehnte Theil des culturfähigen Landes der Erde ist cultivirt. Die Naturwissenschaften, die ja überhaupt erst kaum funfzig bis sechszig Jahre alt sind, haben eben erst angefangen, auf den Ackerbau und die Industrie Einfluß zu gewinnen, und an den ungeheuren Fortschritten, welche sie dort schon bis jetzt hervorgebracht haben, kann man die Resultate ermessen, die sie in ihrer weiteren Entwickelung in diesen Gebieten hervorbringen werden. Das Menschengeschlecht hat erst den kleinsten Theil seines Erbtheils in Besitz genommen, erst den kleinsten Theil seiner Kraft entwickelt. Aber man hat jetzt schon die Kräfte der Natur und des menschlichen Geistes so weit erkannt, daß sie unerschöpfbar und der höchsten Entwickelung fähig sind.

Der Philosoph Herder sagt das schöne Wort: „Man kann von der Menschheit nicht groß genug denken." Wenn Herder dies damals schon sagte, ehe die Menschenrechte proklamirt wurden, ehe das Zeitalter der Revolutionen begonnen hatte, ehe die Entdeckung des Sauerstoffes den Naturwissenschaften neue Bahnen anwies, ehe die Eisenschienen den Erdkreis umgürteten, die Telegraphen den Raum vernichteten und der Dampf dem Menschen die Handarbeit abnahm; — was sollte er in unserm Jahrhundert sagen, wo jeder Tag mit einem kühnen Eingriff in den alten Aberglauben und in den Urwald der Wildniß bezeichnet ist? Gewiß, man kann von der Menschheit nicht groß genug denken, wenn man sich die Zukunft aufrollt, wie sie sich unter der allgemeinen Freiheit und dem Schutze der Wissenschaften entwickeln wird. Man denke sich den kurzen, häßlichen Traum beendigt, in welchem die Menschheit jetzt noch befangen ist; man denke sich die civilisirten Nationen Europa's und Amerika's von dem Banne ihrer Tyrannen und Vorurtheile, von ihren innern Zwistigkeiten und Unruhen befreit; man denke sich die glorreiche Idee des allgemeinen Völkerbundes realisirt: — welch' eine imposante, ungeheuerliche Culturausbreitung und Entwickelung wird dann statt finden, welch' eine Fülle des Reichthums wird sich dann ergeben, welch' ein Wohlstand sich über alle Schichten der Menschheit ausbreiten, welche Höhe werden Wissenschaften und Künste erreichen! Man denke sich eine geordnete, friedliche Regierung über den ganzen Erdball, aus den Repräsentanten der civilisirten Nationen bestehend, gemeinsam das Ziel der Cultivirung des ganzen Erdkreises anstrebend. Während die Confiscation der Feudal- und Kirchengüter, der Domänen 2c., im Innern der civilisirten Länder selbst, dem Ackerbau ungeheure neue Territorien eröffnen würde, — man rechnet, daß allein in den preußischen Ostseeprovinzen nach Parcellirung der Domänen und Feudalgüter noch weitere drei Millionen Ackerbauer leben könnten; — während die kostspieligen Festungen an den Grenzen verschwänden, die Armeen nicht mehr die besten Arbeitskräfte der Nationen verschlängen, und kein Schutzzoll die einzelnen Länder ihrer naturgemäßen

Produktion und Betriebsamkeit abtrünnig machte: könnten die civilisirten Nationen ihr Augenmerk gemeinsam auf die Colonisirung und Cultivation jener großen weiten Territorien richten, welche bis jetzt der Cultur verschlossen sind und nur einen geringen Antheil am Welthandel haben. Welch eine weite Perspektive eröffnet sich vor unsern Augen! Jene unermeßlichen Gebiete von Central- und Südamerika, das große Plateau von Hochasien, die ostindischen und australischen Inseln, Kleinasien, Persien, Ostindien, Nordafrika und Aegypten: alle diese unermeßlichen Gebiete, deren Produktionsfähigkeit bisher dem Zufall oder egoistischen Handelsspekulationen überlassen wurde, können unter einer civilisirten Regierung eine ebenso schnelle Verwandlung erleben, wie die einzelnen westlichen Regionen Amerika's, die in Zeit von einem Dutzend Jahren aus Wildnissen fruchtbare Ackerfelder geworden sind. Während die natürlichen Hülfsmittel noch für viele Jahrhunderte unerschöpflich sind, ist die Kunst des Ackerbaues schon heutzutage auf eine Höhe gestiegen, und hat eine Ausbildung erlangt, welche man vor wenigen Jahren noch gar nicht geahnt hat. Man sehe die sorgfältige Landwirthschaft in Alt-England, die ausgetrockneten Seen und Sümpfe in Holland, die trefflichen Dresch- und Säemaschienen in Amerika, um sich davon zu überzeugen, welchen Verbesserungen der Ackerbau zugänglich ist, und wie sehr die Produktionsfähigkeit des Bodens erhöht werden kann. In einzelnen Gegenden Hollands und Alt-Englands kann eine ganze Familie von dem Ertrage weniger Acker ganz bequem leben, und doch ist der Boden Hollands an und für sich unfruchtbar und entweder dem Meere oder dem Sande abgewonnen. Würde einmal der Landbau auf allen Endpunkten unseres Erdballes mit eben solcher Sorgfalt betrieben, wie in Holland oder Alt-England, welch' riesige Dimensionen würde die Produktion annehmen!

Wie die Basis des ganzen Volksreichthumes, der Ackerbau, so ist auch die Industrie in einem Aufschwunge begriffen, dessen Ziel wir noch gar nicht absehen können. Jeden Tag, jede Stunde wird an der Auflösung jenes großen Problems gearbeitet, die mechanische Arbeit den Händen des Menschen zu entziehen und der Maschine zu überantworten. Die Menschheit setzt sich immer mehr und mehr in den Besitz der Naturkräfte und weiß dieselben zu ihrem Nutzen zu verwenden. Von den fernern Fortschritten der Chemie, von der Erkenntniß und Benutzung der elektrischen, magnetischen Kraft ꝛc. hat man große große Verbesserungen unseres socialen Lebens und eine bedeutende Erleichterung der Beschaffung der Lebensbedürfnisse zu erwarten.

Trotz der großen Erfolge, die dieses Jahrhundert auf dem Gebiete der angewandten Wissenschaften erzielt hat, trotz der großen Fortschritte des Ackerbaues und der Industrie, sind wir doch eben nur im Anfange

der großen industriellen Entdeckungsreise begriffen; die Benutzung und Anwendung der Erfindungen und Entdeckungen, durch welche dieses Jahrhundert sich auszeichnet, liegt zum größten Theil noch vor uns, und der Einfluß derselben auf unser sociales Leben ist noch keine historische Thatsache geworden. Wir haben vielleicht heute, in Mitten des politischen und socialen Misere noch nichts anderes gewonnen, als die sichere Hoffnung und das feste Vertrauen auf eine bessere Zukunft des Menschengeschlechtes; wir dürfen uns den Befürchtungen entschlagen, welche die ältere Nationalökonomie von einer Ueberbevölkerung des Erdballes und einer Verewigung der Hungersnoth hegte; wir haben die Ueberzeugung gewonnen, daß die Menschheit noch nicht im Greisenalter steht, sondern noch in der ersten frischen Manneskraft, daß wenn auch vielleicht die Blüthezeit der Menschheit vorüber ist, so doch die Erndtezeit noch kommt. Wir glauben in vieler Beziehung an das tausendjährige Reich, d. h. wir haben die Ueberzeugung, daß das Menschengeschlecht so organisirt und mit solchen Eigenschaften und Fähigkeiten ausgestattet ist, daß es ein freies, thätiges, glückliches Leben führen kann. Der Glaube an die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geistes ist *unsere* Religion; und dieser Glaube wird sich auf materiellem, wie auf geistigem Gebiete bewähren. Wird einmal die Einheit des Menschengeschlechtes, welche wissenschaftlich längst schon festgestellt ist, in unsern socialen und politischen Verhältnissen zur Erscheinung kommen, wird dieser Erdball von der Menschheit, als einem organisirten Ganzen, nach *einem* Plane beherrscht, schließt sich die Thätigkeit der Menschen unmittelbar an die natürlichen Hülfsmittel an, herrschen keine künstlichen, unnatürlichen Produktions- und Handelsverhältnisse mehr: dann wird es dem Menschengeschlechte wohl und behaglich auf dieser Erde werden, und es wird sich der Früchte der Anstrengungen, welche so lange vergeblich erschienen, erfreuen.

Das religiöse Gefühl und die religiöse Dogmatik.

Der Aufsatz im Januarhefte der „Atlantis" über den moralischen Werth des Unsterblichkeitsglaubens hat, wie wir in den letztern Tagen mehrfache Gelegenheit hatten, zu vernehmen, Einwendungen und Mißbilligungen hervorgerufen, welche uns eine willkommene Veranlassung geben, noch einmal auf dieses Thema zurückzukommen, und die moralische, d. i. die allgemein menschliche Bedeutung der religiösen Ideen und das Verhältniß der Gemüthswelt zur Religion näher zu untersuchen. Die

Einwendungen, welche unsere Ansichten hervorgerufen haben, sind freilich nicht in die Arena der öffentlichen Diskussion getreten; wir fanden sie in Privatgesprächen stiller Familienkreise, in denen ein religiöses Gefühl, das sich ohne allen Prunk und alle Ostentationen geltend macht, sich unsern Ansichten widersetzte. Man hätte uns von manchen Seiten gerne verziehen, wenn wir das positive Christenthum mit seinen historischen Formen, dem Kirchenthum und der Dogmatik, wenn wir alles Pfaffenthum und alle religiöse Heuchelei schonungslos über Bord geworfen hätten; aber das wir den wesentlichsten Inhalt alles religiösen Gefühls, den Glauben an eine bessere jenseitige Zukunft und an die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, in das Bereich unserer Kritik zogen, das mußte manches religiöse Gemüth, wenn auch nicht erbittern, so doch betrüben. Wir geben zu, daß dieses religiöse Gefühl nicht nur in den bestehenden Verhältnissen, sondern auch in der Natur des Menschen selbst, einen Grund und eine Erklärung findet; der Widerspruch, der zwischen dem Menschen, wie er sein *soll*, und dem Menschen, wie er *ist* — zwischen der idealen Menschennatur und dem faktischen Zustande derselben sich befindet, gräbt eine Kluft in dem Herzen jedes denkenden und fühlenden Menschen ein, welche nur durch die Hoffnung einer besseren Zukunft ausgefüllt werden kann. Diese Hoffnung auf eine bessere Zukunft, in welcher das Menschengeschlecht frei ist von den Schwächen und Fehlern des gegenwärtigen Lebens und Treibens, ist ein Trost, den wir selbst nothwendig haben und welchen wir keinem Menschen rauben und verkümmern wollen. Diese Hoffnung findet sich nicht nur in religiösen Kreisen; nein, dort ist sie verdunkelt und verunstaltet; ihre sichersten Garantien findet sie in der Erkenntniß der menschlichen Natur, in dem Prozeß der Geschichte, welchen der denkende Mensch niemals als einen Kreislauf ansehen kann, vermittelst dessen das Ende wieder in den Anfang zurückreicht. Der Glaube an die *gute* Natur des Menschen, — der wohl den entschiedensten Gegensatz unserer Weltanschauung zu der religiösen bildet, — der Glaube an die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes, die Hoffnung auf den endlichen Sieg der Freiheit und des Rechtes: dies sind allerdings Seelenstimmungen, welche nicht ganz ohne allen religiösen Anflug sind, und die Manchen leicht in eine religiöse Stimmung versetzen. Wenn wir Religion als die Abhängigkeit von etwas Höherem definiren, so finden wir dieselbe in der Brust jedes Menschen, welcher allgemeine Ideen hat und dessen Bestrebungen über den Kreis seiner eigenen Interessen herausragen. Jeder Mensch, der wirklich Mensch ist, muß irgend etwas Allgemeines haben, dem er seine Persönlichkeit unterordnet, irgend Etwas, vor dem er Respekt und Ehrfurcht hat, dem er seine Liebe und Begeisterung widmet. Bei dem Einen mag es Vaterland, bei'm Andern Liebe, bei Diesem Freiheit, bei Jenem Gott

sein: der Name thut am Ende wenig zur Sache, das Gefühl ist so ziemlich dasselbe. Wohlverstanden, wir sagen hier nicht, als sei es gleichgültig, welchen Inhalt das religiöse Gefühl sich gibt; dasselbe muß erzogen werden, wie jedes andere Gefühl, jede andere Empfindung, Neigung, Leidenschaft. Aber vorher muß die Empfänglichkeit für allgemeine Ideen vorhanden sein, die erhöhte Temperatur des Gemüthes, bei der allein die Ideen des Menschen in Fluß kommen, und der Charakter des Menschen sich in festen Formen abprägt. Ohne diese warme Temperatur des Gemüthes, diese Innigkeit des Gefühls, diese poetische Stimmung, die in und um den Menschen waltet, wird der Mensch weder zu großen heroischen Leistungen, noch zu stiller, bescheidener Zufriedenheit fähig sein. Dieses Gefühl ist eine der ersten, ursprünglichen Eigenschaften des Menschen und muß und wird immer sein Recht haben. Der Grund, weßhalb eine der Form, wie dem Wesen nach veraltete Religion noch so viele Anhänger zählt, liegt gerade daran, daß man diesem Gefühl noch keine andere Nahrung gegeben hat, als religiöse Illusionen, daß man der Gemüthsrichtung noch keinen andern Weg gezeigt hat, als den in die Wolken. Die Kritik und die Wissenschaft mag dem frommen Glauben noch so viel schaden; sie kommt nicht an die großen Massen des Volkes heran; die Wissenschaft flößt nur auf einer hohen Stufe der Entwickelung jene Begeisterung und Hingebung ein, welche auch das Gemüth und Gefühl mit in Anspruch nimmt; die Ideen der Freiheit und des Rechtes bewegen nur in gewissen Perioden die Massen des Volkes: sonst herrscht überall nur der abstrakte Verstand, der bornirte Egoismus, die alltägliche Klugheit, und diesen Eigenschaften gegenüber verlangt das Gemüth sein doppeltes Recht.

Namentlich bezieht sich dies auf jene Hälfte des Menschengeschlechtes, dem unsere Sitten und Zustände gar keinen allgemeinen Wirkungskreis anweisen, dessen Thätigkeit in den engen Kreis ordinärer, hausbackener Nützlichkeit eingeschränkt ist. Wir glauben, daß die Frauen hauptsächlich nur deßhalb noch an der Religion festhalten, weil ihnen keine andere Sphäre allgemeiner Ideen und Thätigkeiten geöffnet ist. Etwas muß der Mensch haben, das er mit leidenschaftlicher Hingebung, mit aller Tiefe seines Gemüthes erfaßt, wobei das Gemüth sich in seinem vollen Rechte weiß; selten aber eröffnen unsere socialen Verhältnisse den Frauen die allgemeine Sphäre der Humanität. Wo allerdings es dem Weibe gestattet ist, diese Sphäre zu betreten, sich für allgemeine Ideen, für Vaterland, Freiheit zu interessiren, da zeigt uns die Geschichte ihre schönsten, liebenswürdigsten Gestalten. Wir brauchen nur an jene römische Sempronia, die Mutter der Grachen, an jene halbsagenhafte Thusnelda der altdeutschen Vorzeit, an jene Madame Roland der ersten französischen Revolution zu erinnern, um die Schönheit solcher Erscheinungen zu be-

greifen. Aber wie wenigen Frauen wird eine solche Stellung und Aufgabe zu Theil! Die meisten sind in den Kreis enger Bestrebungen und Thätigkeiten eingeschränkt, und es ist nicht zu erwarten, daß der Mann, der Geliebte, welcher der Frau nur einen Theil seiner Hingebung, Begeisterung und Thätigkeit opfern kann, ihr Herz ganz ausfüllen, ihr Gemüth ganz befriedigen werde. Da flüchtet sich denn das unbefriedigte Gemüth in die Mysterien der Religion, einer Religion des Herzens, die nicht in der Kirche wohnt, die nicht sich dem Auge zeigt, und die wohl so lange gerechtfertigt erscheint, bis dem Gemüthe eine nähere und wahrere Sphäre geöffnet wird.

Diese Sphäre, — wir haben es schon oft gesagt, — ist die Kunst. Was das Gebiet der Wahrheit und Freiheit, — die Wissenschaft und die Politik, — für den Mann ist, das ist das Gebiet der Schönheit, — die Kunst und Poesie, — für die Frau, die Sphäre, in welcher der einzelne Mensch aus seiner Individualität heraustritt und allgemeine Bedeutung gewinnt, in der er das Räthsel seiner Bestimmung löst und sein eigenes Wesen erfüllt. In der Kunst findet das Gemüth sein volles Recht; sie führt uns über das Misere der Gegenwart hinaus in eine heitere, schöne Welt, in der wir uns selbst veredeln und verbessern. Das Gemüth, namentlich das weibliche Gemüth, muß Ideale haben, muß sich für irgend Etwas enthusiasmiren und begeistern; Kunst und Poesie bieten die Mittel dar, allen Bedürfnissen des Herzens zu genugen. Wie ausgezeichnet die weibliche Natur zu künstlerischen Leistungen befähigt ist, dies zeigen uns tausend Beispiele, aber wir würden dies noch in viel größerem Umfange einsehen, wenn eine falsche Religiosität nicht die reinen Empfindungen des Gemüthes verzerrte und verunstaltete. Wenn auch die Männer auf dem Gebiete der Kunst und Poesie produktiver, origineller und kraftvoller sein mögen, so sind doch die Frauen empfänglicher, hingebender, phantasiereicher, idealer; sie stehen dem alltäglichen Leben und seinen widersprechenden Bestrebungen fern, und werden nicht von der Zerstreutheit und Unruhe ergriffen, welche der Mann aus den Kämpfen des Tages mitbringt.

Daß diese schöne, ideale Seite fast ganz von einer unwahren Religiosität verschlungen wird, ist eine der hauptsächlichsten Ursachen der Trostlosigkeit und Langeweile des gegenwärtigen gesellschaftlichen Lebens, und hat zur Folge, daß der ideale Hauch von den Verhältnissen des Lebens verschwunden ist, und die Musen und Grazien nicht mehr die Führerinnen unsers Lebens sind. Die Religion der Frauen beraubt die Menschheit der edelsten geselligen Genusse.

Denn die Religion und der religiöse Glaube ist unwahr, und wie alles Unwahre, auch unmoralisch. Dies ist ein hartes Wort, aber wir sehen die Wahrheit desselben durch allen trügerischen Schein hindurch.

Die Objekte der Religion stehen mit der Vernunft des Menschen in geradem Widerspruche, so daß der religiöse Mensch seine eigene Vernunft verläugnen muß, gewiß die größte Sünde, welche der Mensch begehen kann, falls wir überhaupt den Begriff der Sünde noch zugeben. Die erste Anforderung, die wir an den Menschen stellen, ist, daß er wahr sei, d. h. daß er den Forderungen seiner Vernunft folge, daß er eine Ueberzeugung habe und ihr treu sei. Diese Anforderung steht mit dem religiösen Dogma in Widerspruch.

Mag dann auch das Gemüthsleben, der fromme Glaube, die religiöse Hingebung und Aufopferung in der menschlichen Natur einigermaßen begründet erscheinen, so ist doch die religiöse Dogmatik ein direkter Widerspruch der innersten Natur des Menschen, eine absolute Verläugnung der Vernunft und der Wahrheit. Die Sätze von der Dreieinigkeit Gottes, der Erbsünde, der Gnadenwahl rc. widerstreiten der ganzen Natur des Menschen, und es konnte keine größere Verhöhnung der menschlichen Vernunft geben, als den Glauben daran zu einer absoluten Forderung zu machen. Dieser religiösen und speziell christlichen Dogmatik entsprangen alle jene Unthaten des Mittelalters, alle jene Gräuel der Inquisition, von dem Scheiterhaufen des Huß bis auf das neue österreichische Concordat. Lassen wir uns daher nicht verleiten, durch eine gewisse bedingte Berechtigung, welche wir der Gemüthswelt einräumen, den religiösen Dogmen nur die geringste Beschönigung zu geben.



Die politische Situation.

Obgleich die „Atlantis" kein speziell politisches Blatt ist, und wir auch wohl wissen, daß Manche unserer Leser keine politischen Artikel darin suchen, so glauben wir doch, die Anzeichen einer wichtigen und entscheidenden Aenderung in der Politik nicht mit Stillschweigen übergehen zu können. Die höchste Aufgabe eines Journals ist, die Gegenwart in allen ihren Bestrebungen aufmerksam zu begleiten, und unter diesen Bestrebungen nimmt die Politik den ersten Rang ein. Die Aussichten, unter denen der Kampf um die Präsidentschaft — denn um nichts anders handelt es sich gegenwärtig im Congresse — beginnt, sind fur die Sache der Freiheit und des Nordens günstiger, als vor einigen Wochen zu vermuthen war. Die Erwählung Banks zum Sprecher ist zwar ein kleiner, sehr kleiner Sieg der republikanischen Partei, aber doch immer noch so vielen Demüthigungen, welche der Süden dem Norden in den letzten Jahren

zugefügt hat, ein Sieg, der einen Umschwung der Politik vorhersagt. Welch ein Lärm war es vor der Wahl, wie polterten die südlichen Mitglieder des Congresses gegen Hrn. Banks, welche Drohungen von Auflösung der Union u. dgl. im Falle der Erwählung Banks' wurden laut. Jetzt ist Banks gewählt; die Welt steht immer noch auf dem alten Flecke, und man hat noch nichts von einer Trennung der Union und einer Secession der südlichen Mitglieder gehört. Aus solchen Thatsachen mögen die Männer des Nordens erkennen, daß alles Geschrei der südlichen Volters nichts auf sich hat, wenn nur der Norden fest auf seiner Politik beharrt, und daß der Süden, der sich unverschämt und insolent beträgt, wenn man ihm nachgibt und sich vor seinen Drohungen fürchtet, gelindere Seiten aufzieht und seine Prätensionen mäßigt, sobald er auf gegnerischer Seite Ernst und Entschiedenheit findet. Die einzige Politik, die einer Auflösung der Union entgegenarbeiten kann, ist die Politik des Nordens, die auf Beschränkung und Eindämmung der Sklaverei gerichtet ist; diese Politik mäßigt und mildert die Ursachen der Zersplitterung zwischen Süden und Norden, und entfernt die Veranlassungen, welche zu einem Bruche führen könnten. Wir halten es deßhalb für einen großen Gewinn, daß die Frage der Sklaverei jetzt in den Vordergrund aller politischen Debatten getreten ist, und in ihr sich die Bestrebungen aller Parteien conzentriren. Die Bedeutung, welche die Sklavereifrage namentlich in den letzten Monaten gewonnen hat, scheint keine Dreitheilung der Parteien mehr zuzulassen; die Stellung der Prosklaverei-Knownothings und der Demokraten ist nur eine scheinbar verschiedene; die bei der Sprecherwahl angebahnte Alliance beider wird sich im weiteren Verlaufe des Wahlkampfes noch weiter entwickeln. Alle andern Rücksichten, Tendenzen und Bestrebungen ordnen sich unter die Sklavenfrage; dies haben uns die ermüdenden Debatten des unorganisirten Congresses genügend gezeigt. Wir haben schon oft die Ansicht ausgesprochen, daß die Frage v e r e i n f a c h e n, die Frage e n t s c h e i d e n heißt. Stehen sich einmal die beiden großen Parteien des Landes einfach auf der Pro- und Antisklaverei-Platform gegenüber, dann ist das große Räthsel der amerikanischen Politik gelöst.

Wir haben Aussicht dazu, daß dies vielleicht schon bei der nächsten Präsidentenwahl der Fall ist. Wir sehen, wie die verschiedenen Ismen immer mehr und mehr verschwinden und sich vor der großen Hauptfrage zurückziehen. Das Nichtswisserthum, das ebenso wie früher die Temperenzfrage, die ganze Politik in Verwirrung zu bringen suchte, hat im Congreß keine entscheidende, nicht einmal eine selbstständige Stellung behaupten können, und es ist vorauszusehen, daß dasselbe bei der nächsten Präsidentenwahl sich von dieser moralischen Niederlage, welche es sich durch die Vereinigung mit den Demokraten bereitet hat, noch nicht erholt haben wird. Diese Vereinigung der nationalen Knothnothings mit den

Demokraten, — ein Ereigniß, welches die deutschen demokratischen Zeitungen mit schamlosem Stillschweigen übergehen, — ist ein bedeutender Akt der politischen Wahlverwandschaft und eine entscheidende Vereinfachung der amerikanischen Politik. Niemand, der gewohnt ist, nicht nur die äußeren Erscheinungen, sondern auch das Wesen der politischen Parteiungen und Bestrebungen in's Auge zu fassen, konnte über dieses Resultat überrascht sein — ein Resultat, welches die Absichten und den Charakter beider reaktionären Parteien, der Nichtswisser, wie der Demokraten, in's hellste Licht gesetzt hat. Daß die demokratischen Alliirten der Knownothings trotz dieser offiziellen Alliance immer noch die Republikaner der Verbindung mit den Knownothings bezüchtigen, ist freilich das Aeußerste, was man von der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe dieser Leute verlangen kann.

Die parlamentarischen Debatten über die Sklavenfrage finden ein lautes Echo in äußern Ereignissen. In Kansas geht der Bürgerkrieg immer noch fort und ist durch die letzte Botschaft des Präsidenten legalisirt und provozirt. Das blutige Drama in Cincinnati kann nicht verfehlen, alle Leidenschaften wieder aufzuregen. Die Spannung wird kritischer, wie sie vielleicht jemals seit Entstehung der Union war.

Es ist interessant, diese Thatsachen und den Gang, den die Sklavenfrage während der Administration Franklin Pierce's genommen hat, mit den Versprechungen, welche die demokratische Partei gegeben, und der Stellung, welche dieselbe in der Nebraskabill eingenommen hat, zu vergleichen. Die demokratische Partei und Presse fand es immer in ihrem Interesse, die Frage der Sklaverei zu umgehen und in den Hintergrund zu drängen, weil dies die schwächste Seite ihrer Politik war. Seit den Tagen des Compromisses von 1850 und der Baltimore Platform war es das deutlich ausgesprochene Bestreben dieser Partei, die Sklavereifrage aus den Debatten des Congresses zu entfernen. Die Antrittsrede Franklin Pierce's versprach feierlich, alle aufregenden Debatten und Gegenstände zu vermeiden, wie denn auch die Wahl von Pierce eben auf jenes in der Baltimore Platform enthaltene Versprechen hin stattgefunden hatte. In der Nebraskabill endlich wurde als Prinzip festgesetzt, daß der Congreß sich nicht um die Frage der Sklaverei zu bekümmern habe, und dieselbe lediglich die Sache der einzelnen Staaten sei. Wie aber wurden diese Erklärungen, Versprechungen und Gesetze gehalten? Die letzte Botschaft des Herrn Pierce enthält in dem von der innern Politik handelnden Theile fast nichts, als eine Vertheidigungsrede der Sklaverei, eine Befürwortung ihrer Ausbreitung und eine Anklage gegen die nördlichen Gegner derselben. Im Congresse wird jeden Tag über die Sklavenfrage debattirt; sie war die entscheidende Frage während der langwierigen Verhandlungen über die Sprecherwahl. Der Präsident findet sich veranlaßt, seiner

ersten Prosklavereibotschaft noch eine zweite über Kansas zuzustellen, worin er die Vermittelung der Executive in den Kansaswirren ankündigt. Unterdessen fangen die Beamten der Föderalregierung in Cincinnati und anderswo flüchtige Sklaven; unter den Augen der Bundesbeamten färbt das von der Mutter vergossene Blut des Sklavenkindes ein Institut, das nach den Worten der Nebraskabill den Congreß und den Bund nichts angeht, sondern lediglich ein Institut der einzelnen Staaten ist.

Nun, es ist doch wenigstens gut, daß man die Vergeblichkeit anerkannt hat, die Sklavenfrage in den Winkel zu schieben und aus dem Congresse zu entfernen. Jedes Wort, das über das Institut der Sklaverei in den Hallen des Capitols gesprochen wird, — es mag von Süd oder Nord her tönen, — ist ein Nagel am Sarge desselben. Jede Kritik der Sklaverei ist eine Verurtheilung desselben. In dieser Beziehung ist die Kansas- und Nebraskabill, welche die eiternde, blutende Wunde der Republik immer offen hält, welche immer die Augen der Nation auf dies nationale Misere hinrichtet, die jeden Augenblik neues Material liefert zur Kritik und Beurtheilung dieses Institutes, eine große Wohlthat für das Land und eine permanente Aufforderung an alle Freunde der Freiheit, den Uebergriffen der Sklavenhalter ein Ceterum Censeo! entgegen zu donnern.

In dieser Beziehung stimmen wir mit denjenigen Freunden der Nebraskabill überein, welche von derselben eine Einschränkung und endliche Vernichtung der Sklaverei erwarten. Der Vortheil einer solchen vorsichtigen, aber entschiedenen Anti-Sklaverei-Politik würde sich nicht nur auf die Sklaverei selbst beziehen, sondern auf das ganze Gebiet der Politik, auf die öffentliche Moral, auf das Rechtsbewußtsein und die Intelligenz des Volkes. Wir waren immer der Meinung, daß die Frage der Sklaverei die Neger selbst am wenigsten angehe, daß sie viel mehr eine weiße, wie eine schwarze Frage sei. Die Sklaverei ist eine Fälschung der republikanischen Institutionen Amerika's, deren Wirkungen und Resultate in allen andern politischen und socialen Gebieten erkennbar sind. Namentlich die Corruption, an welcher alle Verhältnisse des amerikanischen Lebens leiden, ist in dem Institute der Sklaverei prinzipiell begründet; die Sklavenhalter vertreten die Aristokratie, das große Capital; — die Herrschaft, welche sie in den letzten Jahren über den Congreß ausgeübt haben, war eben eine Herrschaft des großen Kapitals. Ist diese Herrschaft einmal gestürzt, so kann man erwarten, daß auch mehr Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und mehr Anstand in der Politik herrschen werde, wie bisher. Denn man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die meisten schlechten und gemeinen Elemente sich in der demokratischen Partei, wie in einer gemeinsamen Senkgrube, angesammelt haben, und daß also durch die Besiegung dieser Partei die gefährlichsten Elemente vom politischen Schau-

platze hinweggedrängt werden. Hierzu ist durch die Wahl von Banks der erste Schritt geschehen, und wir betrachten diese Wahl als eine Aufmunterung und eine Garantie für die nächste Präsidentenwahl.

Daß die central-amerikanische Frage gerade auch nur in Bezug auf die Präsidentenwahl vom Publikum, wie von den verschiedenen politischen Parteten betrachtet wird, bracht wohl nicht näher nachgewiesen zu werden. Für Herrn Pierce und die demokratische Partei ist Central-Amerika dasselbe, was für Louis Napoleon die Krim ist, nämlich ein Mittel, sich eine vorübergehende Nothwendigkeit zu verschaffen. Uns scheint die central-amerikanische Frage in diesem Momente noch nicht zu einer thatsächlichen Lösung geeignet, wenn wir auch zugeben, daß dort der Punkt liegt liegt, wo Alt-Europa und Amerika vom ersten miteinander in Conflikt kommen können. Wir betrachten das „manifest destiny“ Amerika's als ein sehr zweideutiges und unzuverlässiges Ding, so lange die demokratische Partei und das Sklavenhalterthum der hauptsächlichste Träger desselben ist. Jeder Conflikt mit Europa übrigens wird voraussichtlich die Macht des Südens und des Sklavenhalterthums brechen, und eine neue Erschütterung der Ideen, eine Wiederbelebung der revolutionären Ansichten hervorbringen, welche dieser Republik nur zum Vortheil gereichen kann. Die Union hat von Europa nichts zu fürchten, sobald sie im Namen der republikanischen Ideen, und nicht im Namen der Sklaverei dem monarchischen Europa entgegentritt.

Wie gesagt, der erste Schritt zu den Ereignissen dieses verhängnißvollen Jahres ist geschehen, und wir sind überzeugt, daß wir während desselben noch viele wichtige Begebenheiten und Katastrophen zu berichten haben. Die Friedensgerichte in Europa entmuthigen uns nicht; die europäischen Zustände sind nicht der Art, daß man sie ohne Weiteres wieder in das alte Geleise schieben könnte. In Amerika, wie in Europa liegt viel Zündstoff aufgehäuft, und es bedarf nur einer geeigneten Veranlassung, es bedarf nur eines günstigen Zufalls, um die ganze Geschichte zum Explodiren zu bringen.

———00———

Urwald und Ruinen.

(Aus einem Cyclus von Gedichten.)
(Fortsetzung, siehe Novemberheft 1855.)

IV.

Du fragst, wo bleiben meine Lieder?
Mein Kind, horch' nicht auf sie,
Blick' nicht in jenen Krater nieder
Erstorb'ner Poesie.
Horch' auf des Frühlings Waldgesänge,
Schau' in der Sonne golden Licht;
Dort findest Farben Du und Klänge,
In meinen Liedern nicht.

Mein Lied, es ist kein Frühlingslied,
Das durch die Wälder klingt,
Vor dem der Winter flieht,
Bei dem das Eis zerspringt:
Kein Lied, in dem der Hoffnung Flamme glüht,
Bei dem der Liebe frische Rose bluht,
Das Herz an Herz und Lipp' an Lippe zieht,
Und jubelnd ein Geheimniß Dir verrieth.

Mein Lied, es ist kein lauter Glockenklang,
Der zum Gebet die fromme Menge ruft,
Nicht sanfter Flötenton, nicht Orgelklang,
Kein Wiegenlied, kein Lied an stiller Gruft.
Willst du dich freuen, suche andere Lieder,
Und willst du weinen, komme nicht zu mir.
Mir ist die Lust, das Leid auch schon vorüber,
Und keine Täuschung kann ich bieten dir.

Mein Lied, es ist ein Windstoß, schrill und kalt,
Der durch die Wildniß braust.
Er pfeift durch Prärien und durch Wald
Daß es den wilden Thieren graust.
Es stäubt der Schnee, es ächzt der Baum
Bei Urwald's Winterlied,
Es flieht vor ihm der letzte Traum,
Der deiner Jugend blüht.

V.

(Auf einer Schlittenfahrt von Monroe nach Toledo.)

Fort, fort! Laß Roß und Schlitten fliegen,
Schnell durch den winterlichen Wald!
Das ist ein köstliches Vergnügen,
Doch heute ist es fast zu kalt.
Schön liegt der Wald im weißen Kleide;
Hell spielt die Sonne auf dem Schnee:
Doch weht der Wind mit scharfer Schneide.
Vorwärts! Bald winkt uns schon der See.

Wie aus dem Schnee die Bäume ragen,
Das ist ein schwarz-weiß preußisch Bild!
Kaum kann der Wald die Bürde tragen,
Er ächzt, von Schneelast angefüllt;
Hier streben noch die stolzen Eichen,
Die noch kein Wetter hat geschreckt;
Dort liegen schon des Urwalds Leichen,
Mit Winters Leichentuch bedeckt.

Still ist es rings; nichts tönt, als Peitschenschlag,
Und Rossesstampfen durch den weiten Wald;
Ein Ast, der eben unter'm Schnee'e brach,
Und dessen Krachen weithin wiederhallt.
Der blaue Specht klopft an den hohlen Baum,
Der schlaue Fuchs schleicht still bedächtig weiter:
Sonst ist es leblos in dem weiten Raum,
Und unsere Träume nur sind uns Begleiter.

Was seh' ich, Dämme, künstlich aufgeführt,
Und Pfähle, Schwellen, Balken dort zur Seite!
Welch Menschenwerk hat sich hieher verirrt,
Und wurde schon so früh' der Wildniß Beute?
Verfallne Eisenbahn *) mit Dämmen, Brücken,
Versteckt im Schnee und überdeckt mit Zweigen,
Kaum erst gebaut, und schon in tausend Stücken, —
Wie kaum man mir ein solches Schauspiel zeigen?

*) Der Unterbau der Manhattan-Eisenbahn, einer verunglückten Spekulation aus den dreißiger Jahren, vermodert dort.

Im Urwald schon Ruinen, — welch ein Bild!
Ein Bild von wilder, ungemeßner Sucht,
Von hast'ger Habgier, die sich nimmer stillt,
Die schon im rauhen Urwald Schätze sucht.
Vorwärts, vorwärts drängt sich die wilde Flucht;
Der Beutesucher, vorwärts! heißt es wild:
Doch die Natur in ihrem ruh'gen Walten
Bringt bald den wilden Beutesturm zum Halten.

Im Urwald schon Ruinen. — Der Gedanke
Des Menschen kennt nicht Raum, nicht Maaß und Schranke.
Ein kleines Beispiel hier im großen Leben,
Indem wir Alle rastlos voranstreben.
Wir Alle woll'n der Zukunft Blüthen pflücken,
Eh sie des Frühlings Sonne wachgeküßt;
Doch sehn wir unsre Pläne schon zerstücken,
Eh' noch der erste Sieg gewonnen ist.

Im Urwald schon Ruinen! fort nach Westen!
Nach Kansas fort! Vertreibt den rothen Mann?
Fort mit der Zukunft letzten, letzten Resten;
Greift schnöd' der Kinder Eigenthum schon an!
Schon jetzt ist Urwalds ferne Einsamkeit
Dem Bürgerkrieg, der Sklaverei geweiht;
Und dort, wo noch der Wildniß Eichen ragen,
Dort muß man jetzt Ruinen schon beklagen.

Im Urwald schon Ruinen! Heimathland
Der Freiheit, stolze Riesenrepublik!
Kaum, daß der Freiheit erste Säule stand,
So brach sie schon in Trümmer, Stück für Stück.
Noch deckt der Urwald diese weiten Räume,
Doch in Ruinen liegt der Freiheit Dom:
Vorwärts! Vorwärts! Was sollen diese Träume,
Kalt weht der Wind und Abend dämmert schon.

VI.

Liebchen, kennst du die Mähr', wie einst der treffliche Maler
Mit einem Zug des Pinsels die lachenden Mienen des Kindes
Wandelte in ein weinendes Antlitz? — So geht es uns oftmals,
Wenn wir die Welt und uns selbst und unser Zukunft betrachten.

Rosig erscheint uns oft im frischen Lenze das Leben;
Lustig haucht der Wind uns an mit Frühlingsgerüchen;
Sonne spiegelt sich herrlich im Fluß, in dem wir erblicken
Schöner Erinnerungen und schönerer Hoffnungen Bildniß.
O, dann vertrauen wir uns und unserem Schicksale Alles,
Dunken uns groß und edel, erfüllt von dem Hauche des Gottes,
Glauben, daß wir noch Glück, ja daß wir noch Liebe verdienen,
Fühlen in unserer Brust ein großes, gewaltiges Streben,
Denken uns Menschen zu sein, wie der Dichter die Menschen sich bildet,
Gute, genießende, glückliche Menschen, denen das Schicksal,
Denen der Tod selbst nur als ein freundlicher Engel erscheinet.
Das ist ein seltenes Glück; doch öfters kommen die Stunden
Träge und trübe daher, ein trauriges Leichengefolge
Längst gestorbener Wünsche und nie vergessenen Hoffens,
Stunden, wo wir den Muth verlieren, die Zukunft zu glauben,
Wo wir den Muth verlieren, in's eigene Herz uns zu schauen,
Und Erinnerung an früheres Glück selbst nur Gift ist und Stachel.
Liebchen, da hilft kein Trost, da hilft kein Lächeln und Kosen;
Selbst nicht des Dichters Lied vermag den Kummer zu lindern;
Selbst Musik, die süßen, weichen, schmeichelnden Töne
Regen nur mehr noch auf den nagenden, heimlichen Kummer,
Gießen nur neues, glühendes Gift in die blutende Seele. —
Solcher Stunden verlebt' ich schon viel; doch wo ist der Maler,
Der mit dem Pinselstrich das Weinen in Lachen verwandelt?
— Alle sind wir ja Kinder, denn Launen beherrschen uns Alle.

VII.

„Kommt, Kinder, kommt". — „O, Mutter, es ist kalt,
Wir können nicht mehr weiter." — „Kinder, fort,
Nur immer fort und fort, wir finden bald
Den längst ersehnten, sichern Ruheort."
Wild heult der Wind durch Prärie und durch Wald
Und übertönt der Kinder flehend Wort.
So geht es fort, das Kind neben dem Greise:
Ein armer Bettlerzug. — Wohin die Reise?

Dort, seht ihr den Ohio? Prächtig blinkt
Des Eises Spiegel in der Wintersonnen!
Dort liegt das Land, das Sklaven Freiheit winkt,
Der letzte Schritt noch, und dann ist's gewonnen.

O, Winter, bist oft hart und ungestüm,
Doch bauest du den Sklaven sich're Brücken,
Dank dir! — Da ziehn die armen Neger hin,
O möge ihnen ihre Flucht doch glücken!

„Leb' wohl du Heimathland, du sonniger Süden,
Leb wohl! Schon weht um uns der kalte Nord.
Lebt wohl, ihr Armen, die ihr dort geblieben,
Ihr Brüder, Schwestern, hört das Abschiedswort:
Bald kommt der Tag, die Sklaven kommen wieder,
Es weht der Freiheit Banner Süd und Nord.
Bald kommt der Tag, wo alle Menschen Brüder!"
So tönt der Negermutter Abschiedswort.

Die Flucht gelingt, der Fluß ist überschritten,
Doch noch verfolgt sie des Gesetzes Fluch.
Sie bergen sich in ihrer Bruder Hütten,
Um auszuruhen für den Weiterzug.
Doch horch! was lärmt es dort auf Markt und Gassen,
Wälzt sich zur armen Neggerhutte hin?
Die Jagd ist los, der Bluthund losgelassen,
Das Wild ist da und groß ist der Gewinn.

Und Schuß auf Schuß und Schlag auf Schlag, es kracht
Die Thür', sie wankt; ein Stoß noch und sie fällt.
Die Mutter nimmt ihr Kind, wahnsinnig lacht
Sie, während sie es in den Armen hält.
Ein rascher Stoß, — und dann ist es vorbei,
Frei ist das Kind, denn Tod Tod und Grab macht frei.
Ein Opfer ist der Sklaverei genommen:
Jetzt mögen nur die Hund' und Häscher kommen.

Saht ihr im Kapitol in Washington
Die großen Bilder alter Zeiten schon?
Columbus schaut mit stolzem, ernstem Sinn
Zur neuen Welt, Westindiens Küste, hin.
Die Plymouth Pilger, Flüchtlinge, wie heute, —
Wo auch der Freimann des Exiles Beute, —
Die Pacahontas, lieblich, engelsmild,
Washington's edles, ernstes Heldenbild.

Welch schöne, köstliche Erinnerungen!
Wer wäre nicht von Ehrfurcht hier durchdrungen!
Doch ein Bild fehlt noch in den weiten Hallen,
Es würde ganz besonders gut gefallen.
Die Negermutter, mit dem blutenden Kind,
Die Häscher und die Hunde, die im Namen
Der Union, das Wild zu fangen, kamen. —
— Meint ihr nicht, daß dies Bild den Preis gewinnt?

———o0o———

Der Tausch.

(Eine Erzählung.)

Es ist uns in unserer aufgeregten, bewegten Zeit, die reicher an Katastrophen und Effekten, wie an Gefühlen und Leidenschaften ist, kaum möglich, uns in jenes naive, einfache Leben zurückzuversetzen, das die klassischen Dichter, Voß in seiner „Louise", Goethe in „Hermann und Dorothea", Eberhard in seinem „Hannchen und die Küchlein", so trefflich zu schildern wußten. Das menschliche Leben mit seinen Leidenschaften und Ereignissen fließt in jenen Gedichten so friedlich und ruhig dahin, wie ein Wiesenbach, der bedächtig zwischen den Blumen und Gräsern dahin murmelt, und manche kleine Windungen und Krümmungen macht, bloß um zu zeigen, daß er nicht damit eilt, in den wilden Wellen des Flusses sein idyllisches Sonderleben aufzugeben. Die Leidenschaften unserer Tage haben mehr das Ziel, wie den Weg selbst im Auge, und daher ist das Leben keine Idylle, kein Epos mehr, sondern ein Drama, leider häufig eine Tragödie. Indessen hat auch das Drama seine idyllischen Scenen, und wenn wir von der großen Heerstraße des Lebens ablenken, finden wir manchmal noch jene stillen, patriarchalischen Hütten, jene freundlichen Dörfer, in denen die menschliche Leidenschaften, die wild und verworren in der großen Welt umhertoben, noch ihren naiven, einfachen Charakter bewahrt haben.

Wenige Meilen von Berlin, jener Stadt, die am meisten von allen europäischen Hauptstädten sich der Gemüths- und Gefühlswelt entfremdet hat, finden wir stille, friedliche Dörfer, in dichten Fichtenwäldern begraben, deren Ruhe und Stille einen seltsamen Gegensatz gegen das geräuschvolle Leben der großen Stadt bildet. Die kleinen Landseeen, welche die Spree und die Havel bildet, geben der einförmigen, anspruchslosen

Landschaft einen eigenthümlichen Reiz. Mit Recht wird besonders Tegel und der Tegeler See allgemein als eine Naturschönheit gepriesen, ob wir auch nicht recht wissen, worin der Reiz besteht, welchen diese melancholische Landschaft auf uns ausübt, wenn es nicht vielleicht das Grab und das Denkmal jenes großen Philosophen Wilhelm von Humboldt ist, der dort am Ufer in dem Schatten von Cypressen und Trauerweiden schläft. Der ruhige, schweigende See, selten durch ein Segel oder ein Fischerboot belebt, noch seltener durch Stürme aufgeregt, ist von einem schmucklosen Kranze von Fichtenwäldern, die wegen der armen Gegend nur ein kümmerliches Ansehen haben, umgränzt; hie und da ragt eine Landzunge in das Wasser oder taucht eine kleine Insel auf: dies ist die ganze Scenerie. Und doch liegt ein unbeschreiblicher Reiz in dieser Gegend, den man selbst empfindet, wenn man von den lachenden Ufern der Schweizer Seen oder von den Ruinen des Rheins herkommt. Es mag sein, daß dieser Reiz gerade durch die Einförmigkeit der Gegend hervorgebracht wird; nichts zerstreut und verwirrt uns hier, und wir sind allein unsere Erinnerungen und Phantasien überlassen.

Das Dorf Tegel selbst liegt allerliebst um eine Bucht herum; dort, wo sich eine schmale Landzunge in den See hinein streckt, steht unter den Zweigen der Linden versteckt, die Dorfkirche. Dort in dem Pfarrhause war der größte Schmuck, die Perle der reizenden Landschaft. Seit der „Pfarrerstochter von Taubenheim" und Vossens „Louise" sind natürlich vorzugsweise die Pfarrerstöchter die Heldinnen der Idyllen und Romane, aber unter all den Pfarrerstöchtern, welche den schüchternen Candidaten den Kopf verrückt haben, und dem Romanschreiber den Stoff geben, war gewiß Laura nicht nur die schönste, sondern auch die bescheidenste. Die wenigen Leute aus der Stadt, welche das Mädchen kannten, nannten sie die Fee des Sees, und in der That konnte ihr keine passendere Bezeichnung gegeben werden. Aufgezogen in der dörflichen Stille, in der einförmigen, melancholischen Gegend, war sie gewissermaßen ein Bild der um sie liegenden Landschaft. Ohne den Anforderungen einer regelmäßigen, vollkommenen Schönheit zu entsprechen, hatte sie doch ungemein viel Anmuthiges und Gefälliges in ihrem Wesen, das man um so mehr merkte, je weniger sie es zu zeigen versuchte. Ihre dunkelbraunen Locken begränzten das Antlitz, wie die dunklen Fichtenwälder den See umkränzten, und dieses Antlitz war gerade so ruhig, klar und heiter, wie der Spiegel des Sees. Das Nachdenkliche, Sinnige, das in der ganzen Gegend lag, war auch in ihrem Wesen ausgedrückt; die Strahlen ihres Geistes schienen sich mehr nach Innen, wie nach Außen zu wenden; die vollständigste Anspruchslosigkeit umgab die Schätze ihres Gemüths mit einem Schleier, an den Niemand zu rühren wagte. Wer ihr ganzes Wesen in einem einzigen Ausdruck zusammen fassen wollte, der mußte sie

fromm nennen, nemlich fromm, nicht was das Glauben, sondern was das Empfinden anbetrifft; hingebend, aufopferungsfähig, voll Ehrfurcht und Pietät gegen das, was ihr als heilig anempfohlen war, eine jener tiefen Naturen, denen es unmöglich ist, irgend eine Sache, — und sie mag noch so klein sein, — gleichgültig, leichtsinnig oder gar frivol zu behandeln. Ihre Abgeschlossenheit von der Welt, ihr stilles, dörfliches Leben hatte die Widerwärtigkeiten und Widersprüche der Welt fern von ihr gehalten; ihre Seele war noch nicht zerrissen von dem Widerstreite entgegengesetzter Empfindungen und Leidenschaften; die Welt des Verstandes und Gemüthes hatte sich bei ihr noch nicht getrennt, und die Pflichten und Neigungen wandelten einträchtig denselben Weg.

Es schien auch so bleiben zu wollen, und selbst die Periode, welche für die Ruhe der Herzen der jungen Mädchen so sehr gefährlich ist, für sie ohne weitere Aufregung vorüberzugehen. Walter war der Name eines jungen Candidaten der Theologie, den man allgemein als den Bräutigam Laura's betrachtete, und welcher sich selbst auch dafür hielt. Es war ein Verhältniß zwischen Beiden, das sich von selbst zu verstehen und keiner weitern Erklärung zu bedürfen schien. Miteinander aufgewachsen, von demselben Alter, derselben Erziehung und religiösen Weltanschauung, in den gleichen Verhältnissen war es ja natürlich, daß die Beiden ein Paar werden mußten. Zudem war es bestimmt, daß Walter der Nachfolger von Laura's Vater im Predigtamte werden sollte; es ist ja eine bekannte Sache, daß die Predigtämter in Deutschland entweder auf dem Wege der Erbschaft oder der Heirath übertragen werden. Die Brautschaft schien also fertig, ohne daß es eines besonderen Romanes und aller jener Aufwallungen der Leidenschaft, die sonst bei solchen Sachen vorzukommen pflegen, bedurft hätte. Was Laura anbetrifft, so betrachtete sie ihr Verhältniß zu Walter als eine sich von selbst verstehende Pflicht, über die nicht weiter gegrübelt und nachgedacht zu werden brauchte; Walter war ihr lieb und werth, und verdiente ihre Achtung, dies war genug.

Walter, — nun wir haben wohl nicht nothwendig, eine Charakteristik eines Candidaten der Theologie zu entwerfen, denn sie sehen sich fast Alle so ähnlich, wie Ein Ei dem andern, — war ein junger Mann von tüchtigem wissenschaftlichen Streben, von ästhetischer Bildung und freisinnigen, modernen Ansichten. Er hatte auf der Universität Berlin die damals noch gebotene Gelegenheit benutzt, Philosophie zu studiren, und kam nicht, wie die meisten der heutigen Theologen, als ein pietistischer Kopfhänger heim, sondern als ein Mensch von ernstem Streben und geraden, humanen Ansichten. Er betrachtete das Amt, zu dem er bestimmt war, als das Amt eines Erziehers und Lehrers, und würde in dieser Ansicht von dem alten Pfarrer, dem trefflichen Vater Laura's, vollständig unterstützt.

Man kann sich denken, in welch liebenswürdiger Eintracht diese Menschen, die scheinbar schon jetzt eine Familie ausmachten und durch ihre Natur, wie Erziehung ganz besonders für einander geschaffen zu sein schienen, miteinander lebten. Ihr Leben war so ruhig und glatt, wie der See, dessen Wellen die friedliche Pfarrwohnung umspielten, und in welche die Linden ihre Blüthen und Blätter streuten.

Aber auch das kleinste, bescheidenste Leben soll in unserm Jahrhundert nicht von den Wogen und Stürmen der Weltgeschichte verschont bleiben. Es war nach einem langen, kalten Winter einer der ersten warmen Frühlingstage, der die Beiden hinaus lockte. Walter ruderte mit Laura in einem Fischernachen hinaus in den See; die erste warme Frühlingsluft stimmte Laura glücklich; wenn man so in und mit der Natur lebt, wie diese Dorfbewohner, wird man für jede Wohlthat der Natur doppelt empfänglich. Es war ein schöner Abend; die Sonne überpurpurte mit ihren letzten Strahlen den Himmel und den See, und als Laura zum Klange der Abendglocken ein Lied sang, da schien die ganze Natur in Anbetung versunken zu sein. Plötzlich aber hörte man in der Ferne einen Donner, der die Gedanken der Beiden vom Glockenklang und Abendlied ablenkte. Es war Kanonendonner; man konnte die einzelnen Schüsse zählen. Anfangs meinte Laura, es rührten die Schüsse vom Schießplatze der Artillerie bei Tegel her; aber der Donner kam von einer andern Richtung; es war kein Zweifel: als die beiden nach Hause kamen, fanden sie schon Flüchtlinge von Berlin vor, welche die Ereignisse der Märzrevolution meldeten.

Walter stand, seiner ganzen geistigen Richtung und Erziehung nach, zu sehr in Uebereinstimmung mit den Ideen der Revolution, als hätte er ein gleichgültiger Zuschauer der aufgeregten und stürmischen Scenen, welche jetzt folgten, sein können. Die Ideeen der Revolution waren schon seit längerer Zeit in dem Bewußtsein des Volkes vorhanden, und namentlich auf den Universitäten unter der jüngeren Bevölkerung lebhaft vertreten. So eifrig indessen Walter den Gang der Revolution verfolgte, und so vergebliche Anstrengungen er mit Andern machten, die Bewegung in Fluß zu erhalten, so mischte er sich doch nicht persönlich in das geräuschvolle Leben der Volksversammlungen, die gerade in Berlin mit allem Geräusche und übertriebener Wortfertigkeit abgehalten wurden. Mancher ehrsame berliner Bürger erinnert sich noch wohl mit Schrecken an jene Zeit, wo jede Straßenecke sich zur Rednertribüne für irgend einen Agitator hergab, wo unter den Zelten jene himmelsstürmenden Reden gehalten wurden, wo der Gensdarmen-Markt der Schauplatz der wildesten Scenen war, und in all dem Lärmen und Treiben sich die Revolution in einen — berliner Witz auflöste. In all dem geräuschvollen Treiben zeigte sich besonders aus ein Studiengenosse Walter's, Fri-

dolin, ein Mediziner, dessen ganzes Dichten und Trachten wenig zu seinem frommen Balladen-Namen paßte. Fridolin, durch seine Erziehung und seinen Beruf ein vielleicht etwas zu einseitiger Materialist, zeigte sich in seinem ganzen Benehmen als ein sceptischer, frivoler Mensch, der über eine Sache, für welche er vielleicht Leben und Freiheit einsetzt, spotten konnte. Ein unruhiger, unzufriedener Geist trieb ihn an, in den einzelnen Scenen der Revolution Aufregung und Zerstreuung zu suchen; man sah ihn bald hier, bald dort; wo der dichteste Menschenhaufe zusammen war, und die Stimme des Redners am lautesten tönte, da war ganz gewiß Fridolin zu finden. Seine frivole Laune, sein beißender Witz, seine rücksichtslose Sprache machten den jungen Mediziner zum Liebling der großen Massen des Volkes; er wußte gerade den Ton zu treffen, der zum Herzen des Volkes dringt, und so kam es, daß er in jenen Tagen eine große Popularität fand.

Aber die Popularität war nicht das Einzige, was Fridolin seinem Witze in seiner Beredsamkeit verdankte. Es lebte damals in Berlin in der Wilhelmsstraße eine Dame, welche einige Wochen lang die Neugier des sonst so veränderlichen berliner Publikums fesselte. Amalie war Eine von den unabhängigen, emanzipirten Damen, welche man in Deutschland häufiger und entschiedener ausgebildet findet, als selbst in dem emanzipationssüchtigen Amerika. In Amerika besteht die Frauenemancipation mehr in Aeußerlichkeiten, in geselligen Formen oder beschränkt sich wohl gar nur auf die Kleidung. Aber in Deutschland giebt es Frauen, die sich wirklich emancipirt, die nicht nur die Vorurtheile ihres Geschlechtes, sondern auch ihrer Zeit abgelegt haben, die nicht nur ihrem äußern Auftreten nach, sondern ihrer ganzen Bildung und Weltanschauung nach unabhängig sind. Zu diesen Frauen gehörte Amalia. Mit einer vollen imposanten Figur und den regelmäßigsten Zügen verband sie alle Eigenschaften, die nothwendig sind, um in der Gesellschaft zu glänzen. Von guter musikalischer Bildung, mit den Werken unserer Dichter und Philosophen wohl vertraut, mit Witz und Phantasie begabt, immer heiter und guter Laune: so mußte sie natürlich Reiz und Anmuth überall verbreiten, und der Liebling derjenigen Cirkel werden, die sich ihrer Gesellschaft erfreuen durften. Diesen Eigenschaften verdankte Amalie es auch, daß sie überall gern gesehen wurde, obgleich sie eigentlich fremd und freundlos in der großen Stadt war, und die bösen Sieben, welche eifersüchtig auf das reizende und gefeierte Weib waren, allerlei Gerüchte über sie und ihre Vergangenheit zu verbreiten suchten. Anscheinend wohlhabend, lebte Amalie übrigens für sich, ohne sich um die andern Leute zu kümmern, und zeigte auch in ihrem äußern Leben und Auftreten die Unabhängigkeit, welche sie auf geistigem Gebiete erobert hatte.

Eine solche Gestalt war gerade dazu geeignet, in einer Umwälzungszeit der Mittelpunkt der strebsamen, revolutionären Kräfte zu sein; sie interessirte sich sehr für die Sache der Revolution, und in ihrem Hause fand man die Koryphäen derselben oft versammelt. Wenn die preußische Revolution von 1848 einen solchen Umfang und eine solche Bedeutung erlangt hätte, wie die erste französische Revolution, dann würde man die Wohnung Amaliens vielleicht mit dem Hause jener liebenswürdigen Madame Roland verglichen haben, in dem die feurigen Jünglinge der Gironde und die stürmischen Männer des Berges ihre Zusammenkunft hatten. Daß Fridolin einer derer war, welche ihr Haus am häufigsten besuchten, kann man sich denken, da er wohl merken konnte, daß er dort gerne gesehen wurde. Amalie und Fridolin paßten zu gut zusammen, als daß sie sich nicht gern und oft gesehen hätten; sie war eben so witzig und spöttisch, wie Fridolin sarkastisch und humoristisch; ihre Ansichten waren eben so unabhängig, ihr Betragen ebenso frei, wie das ihres Freundes; die Ansichten und Bestrebungen beider waren dieselben. Beide glaubten zudem, gar nicht nothwendig zu haben, ihre gegenseitige Zuneigung zu verheimlichen; sie zeigten auch darin eine Unabhängigkeit von der öffentlichen Meinung, die man natürlich Amalien übler nahm, als Fridolin. Ueberhaupt sind die Zeiten der Revolution die Zeiten der Aufregungen und Leidenschaften; die „Lokomotive der Weltgeschichte", wie man die Revolution genannt hat, bringt auch die Gefühle und Leidenschaften der Menschen mit Dampfkraft vorwärts. Die letzte Revolution hat viele Herzensbündnisse zerrissen, aber wir glauben, nicht falsch berichtet zu sein, wenn wir sagen, daß sie noch mehr gestiftet hat.

Die politischen Bestrebungen und die Freundschaft aus der frühern Universitätszeit führten Fridolin und Walter oft zusammen, und so konnte es denn nicht fehlen, daß auch Walter das Glück hatte, die gefährliche Fremde, die schon so manchem jungen Manne den Kopf verdreht hatte, kennen zu lernen.

Als Walter von dem ersten Besuche aus dem gastlichen Hause Amaliens zurückkam, war er fast erzürnt Fridolin fragte ihn mit verzeihlicher Eitelkeit, wie ihm seine Freundin gefallen habe. Walter sagte: „Ich bin böse auf sie. Sie ist kein Weib. Sie macht sich lustig über die Gefühle, die uns heilig sind, und nimmt nur deßhalb an unsern Bestrebungen Theil, um ihrer und unserer zu spotten. Sie ist frivol, kokett, weiß, daß sie dir und andern Leuten den Kopf verrückt hat, und hat ihren Spaß daran. Sie ist nicht das, was ich von der Freundin, der Geliebten, der Frau wünsche. Sie paßt mehr in den Salon, wie in das Haus, mehr für das öffentliche Leben, wie für die Familie. Es scheint mir, als wenn sie schon viel durchgemacht hätte, als wenn sie nicht viel darnach fragte, Jemanden zu ruiniren; ich möchte nicht ihre Vergangenheit wissen.

In solcher Weise drückte sich Walter über Fridolin's Freundin aus, und seine philiströsen Bemerkungen, wie Fridolin sie nannte, gaben diesem willkommene Veranlassung zu spöttischen und sarkastischen Bemerkungen. In der That war Walter verstimmt über eine weibliche Erscheinung, die so ganz von den Träumen seiner Phantasie und den Idyllen seiner Jugend verschieden war, und benutzte die Erscheinung Amaliens nur, um Vergleichungen zwischen ihr und Laura anzustellen, die zu begeisterten Hymnen und Apologien für die letztern wurden. Fridolin spottete in seiner gewohnten Laune über den frommen, schäferhaften Freund, und drohte ihm, daß er ihn in einem Musenalmanach setzen lassen wollte „Uebrigens bin ich neugierig," sagte er, „dein unschuldiges Täubchen kennen zu lernen; die Beiden redeten für den andern Tag einen Besuch im Pfarrhause ab.

Laura war während dieses Besuches stiller und nachdenklicher, wie sonst; ob es ihr nicht gefiel, daß Walter sich so viel in das Treiben der großen Stadt mischte, oder ob sonst ein anderer Grund vorlag; genug, man sah ihr an, daß sie sich Zwang anthat, um die Gesellschaft mit ihrer gewohnten Anmuth und Liebenswürdigkeit zu unterhalten. Fridolin schien dagegen ganz in seinem Elemente; er war lauter Witz und Leben, und zeigte sich in seiner brillantesten Laune.

Wie gefällt dir mein Freund? fragte Walter seine Braut am andern Tage. „Er ist ein unerträglicher Schwätzer", meinte Laura. Die Damen der Residenz müssen sehr leichtsinnig sein, wenn sie immer solchen frivolen Ton in ihrer Gesellschaft dulden. Sachen, die uns heilig sind, Freundschaft, Liebe, Vaterland, Freiheit, Religion behandelt er in einem Tone, als wenn er von einer neuen Oper oder einer Tänzerin spräche. Ich liebe die Freiheit unter einem andern Bilde, als er mir gezeigt hat.

Laura empfand ein ähnliches Mißbehagen über Fridolin's Erscheinung, wie Walter über Amalien's Auftreten, und Beide begriffen ganz gut, daß diese beiden Leute, gleich witzig, frivol und geistreich, aber wie Laura meinte, von allem tieferen Gefühle entfernt, vortrefflich zu einander paßten. Ihre Naturen mögen ebenso gut zu einander passen, wie die beiden unserigen, meinte Laura; möge auch ihre Liebe und ihre Zufriedenheit der unsrigen gleich sein.

Indessen sehen wir Walter trotz seiner Abneigung bald wieder in Amaliens Hause. Er wußte, daß es für ihn keine Gefahr sei, sich in die Nähe einer Flamme zu begeben, welche, wie er glaubte, mehr blendete, wie erwärmte. Amalie war anmuthig und heiter, wie immer; der Uebermuth der Laune und des Witzes sprudelte von ihren Lippen; sie war verführerisch schön, und zeigte in ihrem ganzen Betragen, daß sie sich dessen bewußt war. Aber manchmal meinte doch Walter zwischen all'

dem Gefunkel des Witzes und der Scherze eine andere, ernstere Stimme zu hören, ein tiefes Gefühl; manchmal schien es ihm, als wenn der ganze Aufwand der Coquetteri und Laune nur eine Maske wäre, um ein tief empfindendes Herz zu verbergen. Amalie gab sich augenscheinlich Mühe, Walter für sich zu interessiren, denn ihre Menschenkenntniß mußte ihr gezeigt haben, welch' ungünstigen Eindruck sie zuerst auf ihn gemacht hatte, und dafür rächen sich die Frauen gern. Der Gegenstand, um welchen sich die Unterhaltung drehte, war für den jungen Theologen noch verführerischer, als die Art und Weise, in welcher er behandelt wurde; man sprach über Kunst, über Malerei, Musik, und Amalie zeigte in dieser Sphäre ein so richtiges Urtheil und ein so wahres Gefühl, daß Walter nicht anders konnte, als ihr beizustimmen; so nahm an dem Gespräche nicht nur Witz und Geschmack, sondern auch Gefühl und Begeisterung Antheil.

Ein anderes Mal kam die Rede auf die Revolution. Amalie spottete über die Art und Weise, wie die Berliner und überhaupt die Deutschen ihre Revolution verpfuschten und sprach harte Worte und bittern Spott über einzelne Führer der Bewegung aus, so daß Walter, der damals noch voll von Illusionen war und nicht so schwarz und finster sah, wie Amalie, darüber unwillig wurde. Aber als Amalie über die Bedeutung der Revolution selbst sprach und die großen Hoffnungen, welche damit verbunden, als sie wie eine begeisterte Prophetin die große Zukunft des freien Menschengeschlechtes zeigte, und diese Zukunft mit den zwergartigen Bestrebungen der Gegenwart verglich: da empfand Walter, dem es wirklich mit der Sache der Freiheit ein heiliger Ernst war, die volle Gewalt der Ueberzeugung und der Wahrheit; ein früher unbekanntes Gefühl regte sich in seiner Brust, und wenn er in die flammenden Augen des schönen Weibes blickte, wurde er unruhig.

Und in der That, es wäre ein Wunder, wenn der junge Theolog den Eroberungsplänen des schönen Weibes unzugänglich gewesen wäre. — Walter besaß in hohem Grade dasjenige, was Napoleon als „Ideologie" an den Deutschen tadelte; er war Enthusiast im höchsten Grade, und der Strom seiner Begeisterung war leicht in Fluß zu bringen. Er traf viele Punkte, in denen seine Ansichten mit denen Amaliens übereinstimmten, aber die Art und Weise, wie Amalie diese Ansichten aussprach, war ihm fremd und neu. Wenn sie sich über das große Thema der Kunst, der Wissenschaft, der menschlichen Freiheit besprachen, so schien es, als wenn sie diese ben Sachen von oben herunter, vom erhabenen Standpunkte aus, betrachtete, zu denen er gläubig und ehrfurchtsvoll hinaufsah. Walter war gewöhnt, die allgemeinen Ideen der Humanität mit einer gewissen religiösen Hingebung zu betrachten, aber Amalie behandelte alle diese Ideen als natürlich und sich selbst von selbst verstehende Verhältnisse, über

deren Schattenseiten und Illusionen sie sich manchen Spott erlaubte. So kam es, daß gerade, wenn Amaliens Ansicht mit der seinigen zusammentraf, er oft einen Stachel darin fand, der ihn empfindlich verletzte, aber ohne daß er sich dagegen wehren konnte.

Für Laura konnte die Umänderung, welche Amalie auf Walter hervorbrachte, nicht lange ein Geheimniß bleiben. Leute, wie Walter, die bisher immer nur eine Richtung im Leben eingeschlagen haben, die immer eins mit sich selbst gewesen sind, und keinen Zwiespalt ihrer eigenen Empfindungen kannten, werden durch den ersten Widerspruch in ihren Ansichten und Neigungen heftig erschüttert; bei Walter drohte diese Erschütterung fast eine Gemüthskrankheit hervorzubringen. Er schien sich ein Verbrecher, daß er den stillen Kreis seiner engen Pflichten durchbrochen, daß er neben Laura ein zweites Bild in sein Herz aufgenommen hatte. Er zankte und haderte mit sich selbst, — aber es war nichts mehr zu machen. Laura hatte übrigens nicht nur mit ihm, sondern mit ihrem eigenen Herzen zu schaffen; die Ruhe und Heiterkeit ihres Herzens war von ihr gewichen, ohne daß sie selbst den Grund wußte oder nur darnach zu fragen wagte.

Fridolin kam oft nach Tegel hinunter. Während die übrigen Personen so ziemlich sich selbst und ihr Verhältniß zu einander geändert hatten, schien er immer derselbe zu bleiben; sein Humor und seine gute Laune war unverwüstlich, und sein derbes, gerades Wesen unterschied sich vortheilhaft von der Verschlossenheit und Einsilbigkeit, die oft zwischen Laura und Walter herrschte. Laura hatte noch immer eine gewisse Scheu und Abneigung gegen Fridolin beibehalten; er schien es aber nicht zu merken; vielmehr betrug er sich so herzlich und freundlich gegen Laura, daß sie ihm nicht lange gram sein konnte. Zuletzt sahen beide, Walter wie Laura, gern den heitern, fröhlichen Mann in ihrer Gesellschaft, weil er eine gewisse Monotonie und Langeweile, die sich in dem Pfarrhause eingefunden hatte, wenigstens für eine Zeitlang vertrieb. Fridolin, der Amaliens Anstrengungen um Walter bemerkt hatte und zu stolz war, hierüber die geringste Eifersucht oder Empfindlichkeit zu zeigen, hielt sich um so lieber in Tegel auf, weil er dort den Verdrießlichkeit der Politik entging, die jetzt mit Riesenschritten rückwärts eilte und die baldige Contrerevolution ahnen ließ. Das Leben in Berlin wurde von Tag zu Tag unerfreulicher; während von oben her sich eine gewaltsame Reaktion vorbereitete, sank die Revolution in die Gosse hinunter, vergeudete in unwürdigen Scenen ihre Kraft, und wurde von zweideutigen Führern ausgebeutet. Es war ein unbehaglicher Zustand, in dem sich die ganze bürgerliche Gesellschaft befand. Wenn Fridolin sich in diesen wilden Volksscenen vergeblich abgemüht und des Staubes der Gassen und des Geschreies der Menge genug hatte, dann flüchtete er sich in jene stille, friedliche Einsamkeit, die gerade

jetzt ihn mehr, wie iemals fesselte. Er wünschte oft, daß er nie die Welt und ihr Treiben kennen gelernt hätte, beneidete die stillen, friedlichen Dorfbewohner, und ihr patriarchalisches Leben, und dachte schon daran, wie er sich nach dem Scheitern der Revolution in den Urwäldern eine ähnliche Heimath aussuchen wollte.

Es war übrigens nicht nur Menschenhaß und Europamüdigkeit, was ihn an das stille Thal und den melancholischen See fesselte; die kleine Laura schien ihm ganz dazu geschaffen, der Engel seines überseeischen Urwaldsparadieses zu werden. Seitdem seine Neigungen dem Leben und Treiben der großen Welt abtrünnig und seine Hoffnungen auf die Revolution zu nichte geworden waren, hatten sich auch die Bedürfnisse seines Herzens verändert, und seine hochfliegenden Pläne wichen bescheidenen Wünschen. Zu stolz, um der Braut Walter's irgend etwas mehr, wie die innigste Freundschaft zu gestehen, lag es doch nicht in seiner Macht, seine Empfindungen ganz zu verbergen, und Laura, die lange Zeit eine geheime unerklärliche Abneigung gegen ihn gehabt hatte, empfand immer mehr und mehr, daß dieser Mann einen dämonischen Einfluß auf ihr Herz und Gemüth ausübte.

So veränderte sich im Laufe der Zeit die Stellung der vier Personen zu einander, in der Weise, daß sich die verwandten Elemente von einander trennten, und die Gegensätze an Charakter und Gemüth mit einander in Verhältniß traten.

Eine unbehagliche Pause ging der Entscheidung vorher. Jeder, der Betheiligten war mit den Angelegenheiten seines Herzens noch nicht ganz fertig und über sein eigenes Wünschen und Wollen nicht klar; neue Neigungen kämpften mit alten Pflichten; es war ein Zustand, in welchem sich Jeder selbst mißtraute.

Es war unter diesen Umständen natürlich, daß die vier Personen fast ununterbrochen zusammen waren, weil die verschiedensten Beziehungen sie zusammenführten. Während in Berlin Barrikaden gebaut wurden und Straßenkämpfe stattfanden, wurde hier in der Einsamkeit ein Kampf der Pflichten und Neigungen gekämpft, der manchen überflussigen Kummer, manche unnöthige Gewissensbisse machte.

In diesem Stillleben gab es natürlich tausend kleine Gelegenheiten, um sich zu verrathen. Bei den Ruderfahrten auf dem See, bei ihren ländlichen Festen verrieth mancher heimliche Blick einen ganzen Roman. Wenn bei dem Tanze der Quadrille die verschiedenen Paare wechselten, zündete der elektrische Funke bei'm Zusammentreffen der entgegengesetzten Elemente; gerade bei solchen kleinen Veranlassungen konnte man am Besten die Gesetze der Wahlverwandschaft erkennen.

Amalie war noch die Muthigste und Unbefangenste im ganzen Kreise. Während die Andern mehr mit sich selbst, als mit ihren Freunden zu thun

hatten, entdeckte sie nicht nur ihr eigenes, sondern auch das Geheimniß der Andern. Sie beschloß, dem Wirrwarr ein Ende zu machen. „Was sollen," sagte sie, als man eines Abends am Ufer des See's saß, „was sollen so gute, vortreffliche Menschen mit sich selbst uneinig sein, und mit ihren eigenen Gefühlen kämpfen? Nehme Jeder das Siegel von seiner Brust hinweg! Wir Alle haben eingesehen, daß das Geheimniß der Liebe nicht in einer Gleichartigkeit sondern in einer Verschiedenartigkeit der Eigenschaften besteht; wir haben dies schon so früh eingesehen, daß der Tausch noch möglich ist." Hiemit legte sie Fridolin's Hand in Laura's, und Walter gewann die Kühnheit, Amalien zu umarmen. So war der Tausch der Seelen vollzogen.

Was weiter aus den beiden Paaren geworden ist, und wie sich das Prinzip der Wahlverwandschaft im Leben bestätigt hat, wissen wir nicht. Wahrscheinlich hat aber das Ungestüm der Contrerevolution auch sie über den Ozean getrieben.



Vermischtes.

Schulzwang. Wir lesen im „Cincinnati Republikaner": „In der letzten Sitzung unseres Schulboards ward ein Schulzwangsgesetzentwurf angenommen und beschlossen, denselben der Gesetzgebung einzusenden. Der erste Abschnitt authorisirt den Stadtrath aller Städte erster Klasse, Bestimmungen für alle Gewohnheits-Schul-Versäumer und Kinder, die ohne reguläre und gesetzliche Beschäftigung, keine Schule besuchen, zu treffen, und die deßfallsigen Verordnungen durch Geldstrafen bis zu $ 20 oder 1 Jahr Gefängniß einzuschärfen. Der zweite Abschnitt macht es Jedem, der Kinder von 8 bis 14 Jahren unter seiner Controlle hat, bei $ 20, die zum Besten der Freischulen zu verwenden, zur Pflicht, selbe sechs Monate hintereinander in eine öffentliche oder Privatschule zu schicken. Der dritte Abschnitt macht es den Trustees und Visitoren der Freischulen zur Pflicht, in jedem Falle einer Uebertretung solcher Verodnung eine Klage vor einem Friedensrichter, dem Mayor oder einem andern competenten Beamten zu erheben. Abschnitt 4. lautet: Besagte Beamte können in solchem Falle verwahrloste Kinder auch in eine Besserungs- oder andere geeignete Anstalt schicken. Abschnitt 5. Ergibt sich, daß das der Schulversäumniß angeklagte Kind eine Schule außerhalb seines Wahnortes besucht, so soll keine Verletzung dieses Aktes angenommen werden. Abschnitt 6. bestimmt, daß in allen Fällen einer Verhaftung

unter diesem Akte an das Common-Pleas-Gericht appellirt werden könne, wofern der Appellant eine $ 300 nicht übersteigende Bürgschaft stellt."

Auch der Gouvernor Clark in New-York empfiehlt in seiner letzten Botschaft ähnliche Maßregeln. Das sind die Zeichen einer richtigen Präventivpolitik, welche an die Stelle falscher und fanatischer Prohibitivmaßregeln, wie Temperenzgesetz rc., treten wird. Daß Etwas geschehen muß, um der um sich greifenden Rohheit und Verwilderung der Massen entgegenzutreten, dies geht aus der Zunahme der Riots, Tumulte, Verbrechen auf das Deutlichste hervor, und wir haben schon oft hervorgehoben, daß Schulzwang das einzige Hülfsmittel hiergegen sei. Wie die politischen Institutionen Amerika's nun einmal beschaffen sind, ist ein allgemeiner und streng durchgeführter Schulzwang das einzige Vorbeugungsmittel gegen Pöbelherrschaft. Die statistischen Tabellen weisen nach, daß an manchen Stellen die Hälfte, anderswo der dritte Theil der im schulpflichtigen Alter stehenden Kinder gänzlich vom Schulbesuche ausgeschlossen sind, und daß ein großer Theil derer, welche wirklich Schule besuchen, dieselbe nur zeitweise und mit Unterbrechungen besuchen. Wir können uns deßhalb nur freuen, daß von mehreren competenten Seiten her diese Frage behandelt und zu Gunsten des Schulzwanges offiziell entschieden wird. Ob gerade der mitgetheilte Entwurf des Cincinnati Schulboards angemessen und einer allgemeinen Anwendung fähig sei, wollen wir dahin gestellt sein lassen; jedenfalls ist es gut, daß einmal die Nothwendigkeit solcher Maaßregeln sich in der Presse sowohl, wie bei den competenten Behörden herausstellt.

* * *

Astronomische Uhren. Wir machten schon vor mehreren Jahren auf die Erfindung eines Genfer Uhrmachers aufmerksam, die Zeiger an den Uhren durch den telegraphischen Draht zu bewegen, so daß alle Uhren in einer Stadt, oder auf einer Eisenbahn von irgend einer astronomischen Uhr ihre Zeit bekommen. Vielfache große Unglücksfälle, welche auf den amerikanischen Eisenbahnen vorgefallen sind, namentlich eine Collision zwischen dem Expreß- und dem Frachtzuge auf der Ohio und Pennsylvenia Eisenbahn am letzten 31. Dezemb., wie auch unlängst das Unglück auf der Michigan Südbahn bei Hillsdale, sind hauptsächlich auf Rechnung unrichtig gehender Uhren zu schieben. Dadurch sind die Amerikaner auf das System der telegraphischen Uhren aufmersam geworden. In England ist dieses System schon längst angewendet. Alle englische Eisenbahnen erhalten ihre Zeit zutelegraphirt von der neuen astronomischen Uhr auf der Sternwarte zu Greenwich. In Deutschland sind auch schon ähnliche Einrichtungen getroffen, und die Universitätsuhr in Berlin regulirt die Uhren an den preußischen Eisenbahnen.

Auch in Amerika scheint man diese nützliche, ja nothwendige Einrichtung einführen zu wollen. Die Vorsteher der Dudley Sternwarte zu Albany, — dies ist eine ausgezeichnete Sternwarte, welche dort durch Schenkungen Privater und namentlich einer Frau Dudley gestiftet ist, — haben sich an die Direktoren der New-York Centraleisenbahn gewendet, um die astronomische Zeit zu allen Stationen der Bahn hinzutelegraphiren. Im nächsten August ist eine astronomische Uhr, welche Dr. Corning der Sternwarte geschenkt hat, in Operation, und man kann dann mit unbedeutenden Kosten die Sache ausführen. Hoffentlich wird die Direktion der New-Yorker Centralbahn das Anerbieten annehmen und der Sternwarte die daraus entspringenden Kosten vergüten, und dann wird wahrscheinlich diese Einrichtung an allen New-Yorker Eisenbahnen, deren Gesammtlänge 3216 Meilen beträgt, eingeführt werden. Wir fügen noch hinzu, daß für die westlichen Bahnen eine ausgezeichnete Gelegenheit gegeben ist, mit der Sternwarte in Ann-Arbor, Mich., ein ähnliches Arrangement zu treffen. Ann-Arbor liegt bekanntlich an der Michigan Central Eisenbahn, und diese Bahn könnte die Angelegenheit wohl zuerst in die Hand nehmen. Das „Detroit Observatory" in Ann-Arbor, — so genannt, weil es durch Privatschenkungen der Bürger Detroit's gegründet wurde, — besitzt einen ausgezeichneten Chronometer, der in Berlin angefertigt ist, und Dr. Brunnow aus Berlin, der Direktor dieser Sternwarte, würde gewiß mit Vergnügen eine solche Einrichtung vorbereiten.

Diese Einrichtung ist wieder einer von den vielen Beweisen von dem mächtigen Eingreifen der Wissenschaft in das praktische Leben. Ist es nicht eine treffliche Sache, wenn von der Höhe der Sternwarte herab unsere Eisenbahnzüge geregelt und das Leben des Menschen beschützt wird?

* * *

Der große Diamant in der russischen Krone. In der russischen Krone befindet sich ein großer Edelstein, der „Mond des Gebirges", der früher dem Schah Nadir gehörte. Bei seiner Ermordung plünderten die Söldner den Pallast, und die größten Kleinodien wurden heimlich von den Räubern aufbewahrt. In Bassora wohnte damals ein armenischer Kaufmann, Namens Schaffras, dem eines Tages einer der Häuptlinge den Edelstein anbot. Der Preis war sehr niedrig, aber Schaffras hatte nicht gerade so viel Geld, und wollte sich erst mit seinen Brüdern besprechen. Der argwöhnische Häuptling verschwand aber. Schaffras, der sich bald die nöthige Geldsumme verschafft hatte, begab sich auf die Verfolgung des Häuptlings, den er endlich nach langem, fruchtlosem Suchen in Bagdad wiederfand. Er kaufte den Schatz für 50,000 Piaster und verwahrte ihn mit der größten Heimlichkeit. Endlich aber wurde die

unter diesem Akte an das Common-Pleas-Gericht appellirt werden könne, wofern der Appellant eine $ 300 nicht übersteigende Bürgschaft stellt."

Auch der Gouvernor Clark in New-York empfiehlt in seiner letzten Botschaft ähnliche Maßregeln. Das sind die Zeichen einer richtigen Präventivpolitik, welche an die Stelle falscher und fanatischer Prohibitivmaßregeln, wie Temperenzgesetz rc., treten wird. Daß Etwas geschehen muß, um der um sich greifenden Rohheit und Verwilderung der Massen entgegenzutreten, dies geht aus der Zunahme der Riots, Tumulte, Verbrechen auf das Deutlichste hervor, und wir haben schon oft hervorgehoben, daß Schulzwang das einzige Hülfsmittel hiergegen sei. Wie die politischen Institutionen Amerika's nun einmal beschaffen sind, ist ein allgemeiner und streng durchgeführter Schulzwang das einzige Vorbeugungsmittel gegen Pöbelherrschaft. Die statistischen Tabellen weisen nach, daß an manchen Stellen die Hälfte, anderswo der dritte Theil der im schulpflichtigen Alter stehenden Kinder gänzlich vom Schulbesuche ausgeschlossen sind, und daß ein großer Theil derer, welche wirklich Schule besuchen, dieselbe nur zeitweise und mit Unterbrechungen besuchen. Wir können uns deßhalb nur freuen, daß von mehreren competenten Seiten her diese Frage behandelt und zu Gunsten des Schulzwanges offiziell entschieden wird. Ob gerade der mitgetheilte Entwurf des Cincinnati Schulboards angemessen und einer allgemeinen Anwendung fähig sei, wollen wir dahin gestellt sein lassen; jedenfalls ist es gut, daß einmal die Nothwendigkeit solcher Maaßregeln sich in der Presse sowohl, wie bei den competenten Behörden herausstellt.

* * *

Astronomische Uhren. Wir machten schon vor mehreren Jahren auf die Erfindung eines Genfer Uhrmachers aufmerksam, die Zeiger an den Uhren durch den telegraphischen Draht zu bewegen, so daß alle Uhren in einer Stadt, oder auf einer Eisenbahn von irgend einer astronomischen Uhr ihre Zeit bekommen. Vielfache große Unglücksfälle, welche auf den amerikanischen Eisenbahnen vorgefallen sind, namentlich eine Collision zwischen dem Expreß- und dem Frachtzuge auf der Ohio und Pennsylvenia Eisenbahn am letzten 31. Dezemb., wie auch unlängst das Unglück auf der Michigan Südbahn bei Hillsdale, sind hauptsächlich auf Rechnung unrichtig gehender Uhren zu schieben. Dadurch sind die Amerikaner auf das System der telegraphischen Uhren aufmersam geworden. In England ist dieses System schon längst angewendet. Alle englische Eisenbahnen erhalten ihre Zeit zutelegraphirt von der neuen astronomischen Uhr auf der Sternwarte zu Greenwich. In Deutschland sind auch schon ähnliche Einrichtungen getroffen, und die Universitätsuhr in Berlin regulirt die Uhren an den preußischen Eisenbahnen.

Auch in Amerika scheint man diese nützliche, ja nothwendige Einrichtung einführen zu wollen. Die Vorsteher der Dudley Sternwarte zu Albany, — dies ist eine ausgezeichnete Sternwarte, welche dort durch Schenkungen Privater und namentlich einer Frau Dudley gestiftet ist, — haben sich an die Direktoren der New-York Centraleisenbahn gewendet, um die astronomische Zeit zu allen Stationen der Bahn hinzutelegraphiren. Im nächsten August ist eine astronomische Uhr, welche Dr. Corning der Sternwarte geschenkt hat, in Operation, und man kann dann mit unbedeutenden Kosten die Sache ausführen. Hoffentlich wird die Direktion der New-Yorker Centralbahn das Anerbieten annehmen und der Sternwarte die daraus entspringenden Kosten vergüten, und dann wird wahrscheinlich diese Einrichtung an allen New-Yorker Eisenbahnen, deren Gesammtlänge 3216 Meilen beträgt, eingeführt werden. Wir fügen noch hinzu, daß für die westlichen Bahnen eine ausgezeichnete Gelegenheit gegeben ist, mit der Sternwarte in Ann-Arbor, Mich., ein ähnliches Arrangement zu treffen. Ann-Arbor liegt bekanntlich an der Michigan Central Eisenbahn, und diese Bahn könnte die Angelegenheit wohl zuerst in die Hand nehmen. Das „Detroit Observatory" in Ann-Arbor, — so genannt, weil es durch Privatschenkungen der Bürger Detroit's gegründet wurde, — besitzt einen ausgezeichneten Chronometer, der in Berlin angefertigt ist, und Dr. Brunnow aus Berlin, der Direktor dieser Sternwarte, würde gewiß mit Vergnügen eine solche Einrichtung vorbereiten.

Diese Einrichtung ist wieder einer von den vielen Beweisen von dem mächtigen Eingreifen der Wissenschaft in das praktische Leben. Ist es nicht eine treffliche Sache, wenn von der Höhe der Sternwarte herab unsere Eisenbahnzüge geregelt und das Leben des Menschen beschützt wird?

* * *

Der große Diamant in der russischen Krone. In der russischen Krone befindet sich ein großer Edelstein, der „Mond des Gebirges", der früher dem Schah Nadir gehörte. Bei seiner Ermordung plünderten die Söldner den Pallast, und die größten Kleinodien wurden heimlich von den Räubern aufbewahrt. In Bassora wohnte damals ein armenischer Kaufmann, Namens Schaffras, dem eines Tages einer der Häuptlinge den Edelstein anbot. Der Preis war sehr niedrig, aber Schaffras hatte nicht gerade so viel Geld, und wollte sich erst mit seinen Brüdern besprechen. Der argwöhnische Häuptling verschwand aber. Schaffras, der sich bald die nöthige Geldsumme verschafft hatte, begab sich auf die Verfolgung des Häuptlings, den er endlich nach langem, fruchtlosem Suchen in Bagdad wiederfand. Er kaufte den Schatz für 50,000 Piaster und verwahrte ihn mit der größten Heimlichkeit. Endlich aber wurde die

Sehnsucht nach Geld größer, wie die Liebe zum Edelstein, und Schaffras machte sich auf den Weg über Constantinopel, Ungarn, Schlesien nach Amsterdam, wo er zuerst seinen Fund, der ihm im Oriente offenbar die seidene Schnur oder etwas Achnl ches eingetragen haben würde, bekannt machte. Unter den vielen Bietern, welche er fand, soll auch die englische Krone gewesen sein. Rußland machte durch den Graf Panin und den Hofjuwelier Laseret, das höchste Anerbieten. Man bot Schaffras den erblichen Adel, eine lebenslängliche Rente von 6000 Rubels und vierhundert fünfzig tausend Rubel baares Geld. Der Armenier aber spannte seine Forderungen höher, und gerieth dadurch, weil er große Auslagen, Reisekosten rc. gemacht hatte, in Armuth. Er ging nach Astrachan zurück, wo ihm später Graf Orlof im Namen der russischen Krone das Ange ot erneuerte. Diesmal nahm er es an. So kam der Edelstein in den Besitz der russischen Krone. — Welches mögen die weitern Schicksale des „Mond des Gebirges" sein? Sollte er nicht noch einmal von Flüchtlingen in der Wallstreet von New-York ausgeboten werden?

Uebrigens ist der „Kohi-noir", der ostindische Edelstein, der auf der Weltausstellung in London prangte, größer als der „Mond des Gebirges".

* * *

Der Herausgeber der „Atlantis" hat manche Klage hören müssen, wegen des schlechten Druckes der verspäteten Absendung rc. Er gibt zu, daß ein Theil dieser Klagen gegründet sei, und wird in der nächsten Zeit, sobald die rückständigen und fälligen Abonnements eingegangen sind, mit neuen Types und besserem Papier drucken lassen. Nur möchte er darauf aufmerksam machen, daß das Publikum nicht nur Ansprüche zu machen, sondern auch Pflichten zu erfüllen hat. Seitdem wir das Januarheft versendet haben, ist noch nicht der zehnte The'l von fälligen und rückständigen Abonnements eingegangen. Wir bedauern, daß wir wiederholt über diese Nachlässigkeit klagen mussen.

Es sind uns viele Reklamationen wegen fehlender Hefte zugekommen. Wir expediren mit der größten Sorgfalt. Nach den großen Städten, wie Milwaukee, Cincinnati rc. schicken wir die Hefte in einem Packet, so daß, wenn ein Exemplar ankommt, alle übrigen auch da sein müssen.

Exemplare vom vorigen Jahrgang sind noch zu haben. Die Herren Agenten, welche noch im Besitze überzähliger Januarhefte sind, werden gebeten, dieselben sofort an meine Adresse zurückzuschicken.

Herr Kuskopff wird im Interesse der „Atlantis" den Osten, Herr Lingenau den Westen bereisen; ich ersuche die Freunde der „Atlantis", diesen Herren mit Rath und That an die Hand zu gehen.

———ooo———

Atlantis.

Neue Folge, Band 4. Heft 3. | März, 1856. | Alte Folge, Bd. 6., Nr. 130—133.

Die ethischen und die Naturwissenschaften.

Der Streit zwischen Materialismus und Idealismus, welcher in Europa, wie in Amerika praktisch und theoretisch geführt wird, scheint uns eine Uebergangsperiode der menschlichen Bildung und Weltanschauung zu bedeuten, wodurch vielleicht eine vollständige Umwälzung der Ideen und eine Neugestaltung des ganzen wissenschaftlichen Gebietes hervorgebracht wird. Der Widerspruch zwischen Beiden ist freilich schon so alt, wie die Geschichte des menschlichen Denkens überhaupt; schon die altgriechische Philosophie beschäftigte sich damit, und die scholastischen Kämpfe des Mittelalters drehten sich in ermüdender Einförmigkeit und Geistlosigkeit um diesen Angelpunkt. Aber erst in diesem Jahrhundert scheint es, daß man, Dank den Bemühungen der modernen Philosophie und den großen Fortschritten der Naturwissenschaften, aus dem leeren Gerede auf den festen Boden der Thatsachen kommt, und daß sich die Anhänger des Idealismus, wie des Materialismus auf einem und demselben Terrain befinden und sich einer und derselben Methode bedienen. Dieses Terrain ist das der Thatsachen und die Methode ist die der Beobachtung. Die Empiriker, die Männer der Naturwissenschaft, die Anhänger des Materialismus, nehmen freilich dieses Terrain und diese Methode für sich allein in Anspruch, und es ist auch nicht zu verkennen, daß sie sich mit der größten Sicherheit auf diesem Terrain bewegen und die glücklichsten Resultate aus dieser Methode ziehen. Aber man muß im Interesse der Gerechtigkeit und Wahrheit darauf aufmerksam machen, daß es gerade die Philosophie und namentlich die Philosophie Hegels, gewesen ist, welche die immanenten Urtheile, d. h. die Urtheile, die der zu beurtheilenden Sache selbst entnommen sind, den transcendentalen Urtheilen, d. h. den Urtheilen, die nach einem außerhalb der Sache liegenden Maaßstabe genommen wurden, entgegengesetzt hat. Diese Philosophie war es, die mit meisterhafter Deutlichkeit die Kategorien des Wesens erklärte, und nachwies, daß das Wesen einer Sache nur in den Erscheinungen derselben bestehe, daß die Form und der Inhalt, das Innere und das Aeußere, die Kraft und die Wirkung identisch seien, nur Seiten eines und desselben Verhältnisses. Dadurch wurde die Wissenschaft direkt aus dem Gebiete der Spekulation in das der Beobachtung gewiesen; man spekulirte nicht mehr über das „Wesen“ der

Dinge, sondern beobachtete dasselbe an ihren Erscheinungen. Den Naturwissenschaften, deren einzige Erkenntnißquelle die Beobachtung ist, kam diese neue Methode am ersten zu Statten; während sie früher sich mit dem Construiren von Systemen, Rubriken, Schematen beschäftigten, — man denke nur an das Linné'sche System der Botanik, an die Lehre von den Temperamenten, an manche Systeme der Schädellehre ꝛc.,– so verlegten sie sich jetzt mehr auf die Beobachtung und das Experiment, und der glücklichste Erfolg zeigte die Richtigkeit dieser Methode. Die Philosophie hatte den transcendentalen Gott in den Wolken aufgelöst, und man suchte den „Geist in der Natur". Die Uebereinstimmung, Identität zwischen Geist und Materie ist die allgemeinste Voraussetzung und Basis aller modernen Bildung und Wissenschaft, und wenn irgend wo noch unter wissenschaftlichen Leuten ein Streit hierüber möglich ist, so ist es nur deßhalb, weil man die Art und Weise dieser Identität nicht begreift. Diese Identität ist eine Entdeckung der Philosophie; die Naturwissenschaften haben nur den Nutzen davon gezogen, den die philosophischen und ethischen Wissenschaften auf ihrem Gebiete leider noch nicht in Anspruch zu nehmen wagten.

Wir wollen uns über den letztern Punkt deutlicher erklären. Während die Philosophie die Beobachtung als den einzig richtigen Weg der Erkenntniß angab, überließ sie es den Naturwissenschaften, dieses Feld abzuweiden, und scheute sich, ihr eigenes Gebiet, das Gebiet des denkenden Menschen, die Anthropologie, Ethik, Aesthetik, Politik ꝛc., die ganze Sphäre der Humanität, nach der von ihr selbst entdeckten Methode zu bearbeiten. Man kann nicht nur an den Schriften einzelner Philosophen, z.B. Hegel's selbst, sondern an der ganzen Geschichte der modernen Philosophie, sehen, daß man wohl wagte, die allgemeine Methode anzugeben und den theoretischen Weg zu zeigen, aber sich scheute, diese Methode selbst auf ethischem Gebiete anzuwenden. Das deutlichste Zeichen davon ist die Differenz zwischen Hegel's Staatsphilosophie und seinen allgemeinen Werken, der Logik oder auch der Geschichte der Philosophie. Aehnlich wie Hegel, verfuhr die ganze Philosophie der letzten Zeit, und darum hat sie wenig Entscheidendes auf dem Gebiete des Rechtes, der Politik, der Ethik, Moral und Aesthetik geleistet.

Dieser Vorwurf trifft zunächst allerdings die Philosophie und die Philosophen selbst, denn die Philosophie selbst durfte am allerwenigsten an der Allmacht und Allgemeinheit ihrer Methode zweifeln. Aber folgende Erwägung wird den Vorwurf mildern. Die Objekte der Philosophie, die Gegenstände der ethischen Wissenschaften, beruhren direkt die bestehenden Verhältnisse in Staat, Kirche und bürgerlicher Gesellschaft. Jede Anwendung der philosophischen Methode, jene immanente Behandlung der Rechtswissenschaft, der Politik, der Moral, war eine direkte Vernichtung aller bestehenden Verhältnisse, und mußte daher an denselben scheitern, so

lange die Macht der Ideen nicht größer war, wie die der Zustände. Auf der andern Seite zogen die großen Resultate, welche die Naturwissenschaften auf ihrem polizeilich noch nicht uberwachten und den bestehenden Verhältnissen nicht direkt und unmittelbar gefährlichen Gebiete davon getragen hatten, die allgemeine Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich, und so kam es, daß die Philosophie mit ihren abgeleiteten Wissenschaften fast vom Schauplatz der Geschichte verschwand und den Naturwissenschaften die Alleinherrschaft auf dem Gebiete des Denkens überließ. Freilich, die Nemesis rächte sich auch an den Naturwissenschaften dafür, daß dieselben die Mitwirkung der Philosophie entbehren zu können glaubten; das Verstummen der Philosophie und der ethischen Wissenschaften, die Folge davon, das Verschwinden der Humanität, die Verschlechterung der öffentlichen Moral, die Brutalität der bestehenden Verhältnisse, wird jetzt schon den Naturwissenschaften gefährlich; der proscribirten Philosophie folgen die proscribirten Naturwissenschaften, zuerst die Physiologie, dann vielleicht die Geologie, Astronomie und andere der Bibel feindliche Wissenschaften. Der Pakt, den die Naturwissenschaften mit der Despotie und der Ungerechtigkeit der bestehenden Verhältnisse geschlossen haben, wird nur von kurzer Dauer sein; die Naturwissenschaften unterminiren das Fundament der bestehenden Verhältnisse, trotzdem es die Hofräthe und Professoren der Chemie und Astronomie nicht wissen wollen; der Despotismus wird sich auch gegen die Naturwissenschaften richten, sobald dieselben sich nicht damit begnügen, ihm die Mittel zur Centralisation und Unterdrückung zu geben, sondern sich in ihrer aufklärenden und befreienden Wirkung zeigen. Die Anfänge dieses Kreuzzuges gegen die Naturwissenschaften sehen wir schon in Deutschland und Frankreich, und jeder weitere Fortschritt derselben wird neue Verfolgungen gebären.

Dies ist im Allgemeinen die gegenwärtige Lage der Wissenschaft: Die Philosophie mit allen ihren Zweigwissenschaften ist außer Funktion; die Naturwissenschaften bilden das einzige wissenschaftliche Terrain, das gegenwärtig noch bearbeitet wird. Aber dieselben leiden auf der einen Seite an einer Entfremdung von der Philosophie, ja sogar oft an einer vollständigen Feindschaft dagegen, und an einer Selbstüberschätzung, die momentanen Erfolgen zuzuschreiben ist; auf der andern Seite an Eingriffen der alten, dualistischen Philosophie, oder wohl gar des bornirten Köhlerglaubens. Jedenfalls sind die Naturwissenschaften in ihrer jetzigen Ausdehnung und Verfassung nicht im Stande, die wissenschaftlichen und praktischen Bedürfnisse der Gegenwart ganz zu befriedigen, und dem Menschengeschlecht denjenigen Grad von Humanität zu verleihen, der hinreichend ist, humane Verhältnisse und das Mittel dazu, die Revolution, herbeizuführen. Die Gegenwart gibt uns den Beweis dafür.

Also die Philosophie wäre nothwendig, um Revolution zu machen! Welch ein längst widerlegter, vielverspotteter Gedanke! Ein Zufall, — eine Kugel in dem Gehirn Napoleon's, — eine chemische Entdeckung, vermittelst deren wir Armeen vernichten können, — eine Hungersnoth, welche die Verzweiflung in's Feld ruft, — Verschwörungen, Barrikaden; dies oder jenes mag eine Revolution herbeiführen, aber die Philosophie?

Ja die Philosophie. Ebenso gut, wie die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, wie ein Diderot, d'Alambert, Voltaire, Rousseau, Lessing, Franklin den europäischen und amerikanischen Continent revolutionirten, und die Erklärung der Menschenrechte in Frankreich und die Jeffersonianische Bill of rights in Amerika durchsetzten: ebenso wird auch die Revolution unserer Tage nur durch eine Wiederbelebung des allgemeinen Rechtsbewußtseins, durch eine Erhöhung des Selbstgefühls, durch eine Verbreitung moralischer und ethischer Ideen, mit einem einzigen Worte durch die Resultate einer philosophischen Durchbildung durchgesetzt werden.

Die Naturwissenschaften wirken nach zwei Seiten hin, für die Freiheit, für die Unterdrückung der Menschen. Jede neue chemische oder industrielle Entdeckung wirkt nicht nur auf die allgemeine Aufklärung oder erleichtert die Befriedigung unserer Lebensbedürfnisse, sondern vermehrt die Macht des großen Kapitales, und damit die Armuth und Abhängigkeit des Proletariates. Jede Meile Eisenbahn trägt nicht nur Ideen, sondern auch Soldaten. Der sonst so nützliche Telegraph macht den Despotismus allgegenwärtig. Je mehr wir den Reichthum der Natur ausbeuten und die Kräfte desselben benutzen, desto mächtiger wird der Mächtige, desto schwächer der Schwache. Dies können wir in Amerika, wie in Europa sehen. In Amerika ist der ungeheure Ueberfluß an Land ein Mittel der schnödesten Spekulation; die Eröffnung der neuen Territorien ist nur ein Mittel, Sklaverei und Landwucher zu verbreiten. In Europa ist der Despotismus gerade durch Hülfe mechanischer Mittel, welche vorzugsweise durch die fortschreitenden Naturwissenschaften geliefert sind, durch Hülfe der Eisenbahnen, Telegraphen, der künstlichen Zerstörungswerkzeuge u. s. w. zu einer unerträglichen Höhe gediehen. Es ist vorauszusehen, daß, wenn die Naturwissenschaften in dieser Weise vorwärts gehen und die Triumphe des menschlichen Geistes über die Natur sich verdoppeln, ohne daß das allgemeine Rechtsbewußtsein der Völker und die öffentliche Moral an diesen Fortschritten Theil nimmt, daß dann ein allmächtiger und allgegenwärtiger Despotismus jedes individuelle Streben, jede persönliche Selbstständigkeit unterdrücken wird. Schon jetzt sehen wir überall, wie die Eigenthümlichkeiten der Individuen und Nationen verschwinden, und einer gleichförmigen, oberflächlichen Mode und Sitte Platz machen, wie das individuelle Streben sich in eine fade, uninteressante Allgemeinheit auflöst. Es fällt uns na-

türlich nicht ein, die Naturwissenschaften für die Mißbräuche der Mode, die Herrschaft der Vorurtheile und den Despotismus der Gewalt verantwortlich machen zu wollen, und deßhalb wohl gar das Studium und die Fortschritte der Naturwissenschaften für etwas Gefährliches und Schädliches zu erklären: wir meinen nur, daß bei den raschen Fortschritten der Naturwissenschaften jede Einseitigkeit und jede Hintenansetzung d r Wissenschaften der sittlichen Welt sich doppelt straft.

Wenn wir von einem Unterschied zwischen den Wissenschaften der sittlichen und natürlichen Welt sprechen, so meinen wir den Unterschied nicht in der Weise, in welcher die Theologen Ge st und Körper von einander trennen. Dieser Unterschied ist kein qualitativer, sondern besteht nur in einer weitern stufenweisen Entwickelung. Die Natur ist auch die Basis der sittlichen Welt, und alle sittlichen Verhältnisse müssen, wenn sie wahr und vernunftig sind, mit den allgemeinen Gesetzen der Natur in Uebereinstimmung stehen. Ja, man kann sagen, daß es der allgemeinste Prüfstein der Wahrheit und Zweckmäßigkeit unserer öffentlichen Zustände ist, wenn man die Einrichtung und die Gesetze derselben mit den allgemeinen Naturgesetzen vergleicht. Die Natur ist die allgemeinste Basis alles Lebendigen. In den natürlichen Eigenschaften des Menschen sind die Bedingungen zu seiner geselligen, politischen, humanen Thätigkeit enthalten. Physiologie und Anthropologie, als die Lehre vom lebendigen und denkenden Menschen, sind daher allerdings die Vorbereitungswissenschaften für die Wissenschaft der Politik, der Moral, der Ethik &c. Aber freilich eben nur die Vorbereitungswissenschaften. Die Natur ist der Anfang und die Grundlage der sittlichen Welt, aber nichts anderes, wie der Anfang. Die sittliche Welt ragt über diese ihre Grundlage hinaus; das Reich menschlicher Bildung ist weiter und größer, wie das der Natur. Die Bildung macht den Menschen frei von den Bedingungen und Bestimmungen der Natur; allerdings reicht diese befreiende Wirkung nur bis zu einem gewissen Punkte, und erstreckt sich nur nach gewissen Richtungen hin; eine absolute Befreiung von der Naturbestimmtheit ist nicht möglich; endlich fällt doch der Mensch wieder den Naturgesetzen anheim. Aber der Mensch kann den Einflüssen der Natur eine gleich große moralische Kraft entgegensetzen, so daß das Gleichgewicht und damit die menschliche Freiheit erhalten bleibt. Ein naturlicher und ein gebildeter Mensch im absoluten Sinne unterscheiden sich dadurch von einander, daß die Natur Jenen und Dieser die Natur beherrscht; freilich wird kein Mensch ausschließlich das eine oder das andere sein; jeder Mensch ist ein Gemisch von freier Thätigkeit und erlittenen Eindrücken. Die Naturwissenschaften beschäftigen sich mit den l tztern; die ethischen Wissenschaften mit den ersteren.

Es ist selbstverständlich, daß diejenigen, welche die freie Thätigkeit,

die Willensfreiheit, die Autonomie des menschlichen Geistes läugnen, auch den ethischen Wissenschaften keine besondere Sphäre anweisen können. Wie der freie Wille nur ein Produkt der Naturnothwendigkeit ist, so sind, den Ansichten dieser Leute gemäß, auch die sogenannten ethischen Wissenschaften nur Zweigwissenschaften, spezielle Anwendungen der Naturwissenschaft, als der einzig möglicher Wissenschaft. Indem wir hier auf die alte Frage von der Autonomie des menschlichen Geistes nicht näher zurückkommen wollen, begnügen wir uns, von unserm Standpunkte aus die allgemeinsten Grenzlinien zwischen den ethischen und den Naturwissenschaften zu ziehen, um die relative Berechtigung der einen, wie der andern, zu finden. Wir halten di ethischen Wissenschaften fur eine Ergänzung der Naturwissenschaften, für eine weitere Ausführung und Entwickelung derselben, und denken, daß, wie sie an den Naturwissenschaften ihr Fundament und ihre Vorbedingungen haben, so die Naturwissenschaften in den ethischen Wissenschaften ihre eigentliche Bedeutung und Anwendung finden. Während die Naturwissenschaften die allgemeinen Gesetze des Lebens lehren, denen der Mensch sich wie alle andern Naturkörper unterordnen muß, lehren die ethischen Wissenschaften die Freiheit des menschlichen Willens, das Selbstbewußtsein und die Autonomie des menschlichen Geistes. In der Natur ist Gesetz, Nothwendigkeit, Zwang, Unterdrückung, endlich Tod. Im Reiche des Geistes aber ist Freiheit, Selbstthätigkeit, Selbstbewußtsein, Spontaneität, Unsterblichkeit. Ja, auch Unsterblichkeit. Während die Entwickelung der Natur als ein einfacher Kreislauf erscheint, in welchem das Ende sich wieder in den Anfang auflöst, zeigt sich die Entwickelung des menschlichen Geistes und der sittlichen Welt als eine fortlaufende Reihe von einzelnen Kreisen, die aus einander entstehen und immer neue Kreise und neue Entwickelungsstufen produziren. Dies ist am Ende der hauptsächlichste Unterschied zwischen den ethischen und den Naturwissenschaften und der größte Vorzug der ersteren. Der Kreislauf des Lebens, den die Naturwissenschaften lehren, ist ein öder, trauriger Gedanke, vor dem aller Muth und alle Hoffnung schwindet. Diese ewige Wiederkehr dessen, was schon längst dagewesen, dieser permanente Tod, der durch den Kreislauf des Lebens ausgedrückt wird, diese ermüdende Einförmigkeit der Verwandlungen — wir könnten in der That kaum etwas Trostloseres und Traurigeres denken. Aber im Reiche des Geistes ist es anders. Die Entwickelung ist hier keine rücklaufende, sondern fortschreitende; das Resultat irgend einer verlebten Periode bildet den Ausgangspunkt einer neuen; eine Entwickelung folgt der andern, und zwar ist die neue Phase der Entwickelung keine bloße Wiederholung der vorhergehenden, sondern ein selbstständiger Fortschritt, der sich wesentlich von der Vergangenheit unterscheidet. Wollten wir auch das sittliche Leben, gleich dem natürlichen, als einen Kreislauf ansehen, als einen ewigen Wechsel zwischen

Oxydation und Desoxydation, wie Moleschott uns das Leben entwickelt, dann wäre mit einem Schlage alle Hoffnung auf die Zukunft, alles Streben nach dem Besseren, alles Vertrauen zur Menschheit verloren. Die sittliche Welt ist glücklicherweise kein Kreislauf, sondern ein immer währender Fortschritt; selbst die scheinbaren Rückschritte, die wir darin bemerken, sind nur die Mittel und die einzelnen Stufen dieses Fortschrittes, und wenn wir in der Weltgeschichte Wiederholungen antreffen, so sind dieselben mit so viel neuen Elementen durchzogen und von solch neuen Bedingungen beherrscht, daß gerade die Vergleichung mit früheren Perioden uns die Art und Weise des Fortschrittes recht anschaulich macht. Nehmen wir z.B. das napoleonische Kaiserreich von 1812 und von 1854, die Bourbonen unter Ludwig XIV. und unter Carl X., — welche große Unterschiede finden wir neben vielen Analogien und Gleichförmigkeiten? So ist es in der Geschichte der Literatur, der Wissenschaften, der Künste; überall in der sittlichen Welt herrscht ein Fortschreiten der Bewegung, welche wir in der natürlichen Welt, in dem „Kreislauf des Lebens“ nicht wahrnehmen können.

Auf diesen Unterschied zwischen der Entwickelung der sittlichen und natürlichen Welt haben wir deßhalb besonders aufmerksam machen müssen, um unsere Ansicht von der Nothwendigkeit einer selbstständigen Behandlung der ethischen Wissenschaften zu rechtfertigen. Wir halten es nicht für möglich, Wissenschaften, wie Politik, Ethik, Ästhetik rc. lediglich als Naturwissenschaften zu behandeln, wenn wir auch zugeben, daß dieselben die Naturwissenschaften als Voraussetzungen und Vorbedingungen nothwendig haben. Wir haben vor einiger Zeit einen Artikel des Dr. Blöde mitgetheilt, in welchem er einen Zweig der Rechtswissenschaft, welcher der Psychologie gewiß am nächsten steht, das Criminalgericht, lediglich vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus behandelt, und gesehen, zu welch grausamen, inhumanen Schlüssen eine solche Behandlung führt. Die Begriffe Recht, Freiheit, Kunst rc. lassen sich nicht aus den Naturwissenschaften, wenigstens nicht nach dem Standpunkte, auf dem dieselben heute stehen, vollständig erklären und entwickeln; es ist dazu ein anderer Maaßstab nothwendig.

Dieser Maaßstab ist allerdings derselbe, welcher auch in den Naturwissenschaften angewendet wird. Das Wesen einer Sache aus den Erscheinungen zu erkennen, dieses Verfahren, das in den neuern Naturwissenschaften so große Resultate hervorgebracht hat, muß auch auf dem Gebiete der ethischen Wissenschaften befolgt werden. Um den menschlichen Geist zu studieren, muß man sich an die Erscheinungen, Aeußerungen und Wirkungen desselben wenden. Dadurch wird die Philosophie freilich zu einer Beobachtungswissenschaft, gerade wie die Chemie und Physik auch; aber um die Thätigkeiten des menschlichen Geistes zu

erklären, muß man sich nicht, wie die neueren Materialisten thun, an die chemischen und physikalischen Erscheinungen, sondern an die Erscheinungen des Geistes selbst wenden. Wie man die Gesetze der Kunst aus den Kunstwerken selbst entlehnt; so auch kann man die Gesetze des menschlichen Denkens aus dem Produkte desselben, den Gedanken, entwickeln. Dieses Verfahren führt allein zum Ziele.

Eine solche Behandlung des ethischen Gebietes, mit den Naturwissenschaften als allgemeine Grundlage, und mit der Beobachtung als Führerin, würde auch in den Wissenschaften der sittlichen Welt ähnliche Fortschritte und Resultate herbeiführen, wie dieses Jahrhundert in den Naturwissenschaften hervorgebracht hat. Eine neue Rechtswissenschaft, Moral, Ästhetik, Ethik, Politik würde daraus hervorgehen, Wissenschaften, die, auf die Natur des Menschen sich stützend, in Wahrheit allen Grundsätzen der Humanität entsprächen. Eine aufmerksame Beobachtung aller Thätigkeiten des menschlichen Geistes würde das Gebiet unserer psychologischen Kenntnisse bedeutend vermehren, und uns über den Zustand unseres eigenen Geistes aufklären. Die Begriffe Staat, Gesellschaft, Recht, Freiheit u. s. w. würden deutliche Gestalt gewinnen, indem wir die historischen Erscheinungen dieser Begriffe mit der Menschennatur vergleichen. Es wäre wohl an der Zeit, daß man diesen Begriffen und Wissenschaften die volle Aufmerksamkeit zuwendete. Wenn unserem Jahrhundert der ideale Sinn und die moralische Kraft fehlt, so rührt dies wohl hauptsächlich daher, daß man über dem Studium der Nothwendigkeit das Studium der Freiheit vergessen hat. Eine Wiederbelebung der ethischen Wissenschaften würde aber direkt in das praktische Leben eingreifen, und eine Umgestaltung unserer öffentlichen Zustände wirksam vorbereiten.



Lantara.

(Nach Arsene Houssaye von Eduard Dorsch.)

Wir gaben vor einigen Monaten den Lesern der „Atlantis" in Thomas Dhele das Bild eines Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts. Dieser Skizze wollen wir die eines Malers als Gegenstück beifügen.

Das Wirthshaus war fast stets Lantara's Atelier, Feenschloß und Horizont, worin er zwei flämischen Malern glich, nämlich Brouwer und Craesbeke. Es ist nicht meine Absicht, eine Abhandlung über die Moral

in Bezug auf Malerei zu schreiben. Wie der Dichter, wie alle Jünger der Kunst, hat auch der Maler das Privilegium, niederzusteigen zu den dunkeln Tiefen des Lasters, um von da seinen Flug zur Sonnenhöhe der Kunst zu nehmen. Man hat staunenswerthe Katastrophen gesehen; je tiefer die Seele hinabsteigt, um so größere Kraft scheint sie zu sammeln, um sich emporzuschwingen zu den Regionen des Göttlichen. Schon der heilige Augustin hat dies gefühlt, denn er sagt: „Während der Engel der Finsterniß den Schatten und die duftigen Lauben irdischer Lust über uns ausbreitet, träuft unser Schutzengel, weit entfernt uns zu verlassen, den keuschen Thau der himmlischen Gefilde auf unser lechzendes Herz, er fliegt über und um uns, als wollte er uns decken mit weißen Schwingen.“ — Nichts desto weniger beflecken wir das Kleid der Unschuld, wenn wir den wilden Wald der Lust durchstürmen. Die Dornen und wilden Ranken reißen es Faden um Faden in Trümmer; der erste Flecken, der der Seele sich einprägt, läßt sich nicht mehr verwischen; der Horizont wird trübe, die Einbildungskraft verliert die Morgenfrische; Nachdenken allein wirft hierhin und dorthin einen bleichen Strahl, aber leuchtet nicht und wärmt nicht. —

Wenig ist bekannt über den Ursprung von Simon Mathurin Lantara. Er soll in Fontainebleau oder bei Montargis geboren sein. Sein Vater war ein armer Anstreicher von Piemont, seine Mutter eine Krämerin in kleinen Toilletteartikeln. Ihre Hochzeit scheint ohne die Hülfe des Priesters zu Stande gebracht worden zu sein. Der Anstreicher und die Krämerin waren deßhalb um nichts weniger glücklich. Der Himmel segnete, wie die durch den Gebrauch geheiligte Phrase sagt, ihre Verbindung, denn sie hatten eine große Anzahl Kinder. Mathieu wurde frühe bekannt mit dem traurigen Anblick eines Vaters, der sich besoff und seine Frau prügelte, wenn der Wein schlecht war. Deßhalb gelobte er sich, sollte er je Wein trinken können, nur guten Wein zu trinken. Er hielt sein Wort, wie wir sehen werden. Er sah seine Mutter weinen, und er weinte mit ihr; endlich tröstete sie sich, man darf nicht sagen wie: er tröstete sich auch, vielleicht hätte er um so mehr weinen sollen; aber er war ja nicht in die Welt gekommen, um stets zu weinen. Sich zu trösten, ging er aus. Er war wenig über zwölf Jahre alt, als das große Schauspiel der Natur ihn anzog. Er ließ die Schule und die Knabenspiele hinter sich und verlor sich sorglos im Walde. Ueberwältigt und bewundernd schaute er die moosbewachsenen Bäume, die zerklüfteten Felsen, die lachenden Lichtungen und die schroffen Abhängen, von wo der Sand niederrieselte gleich einer funkelnden Quelle. Mit entzücktem Auge folgte er den tausend wechselnden Tinten, welche die zitternden Sonnenfunken hier und dort ausstreuten. Diese Lichtpunkte zwischen den Bäumen waren für ihn ein zauberisches Gemälde. Da er bei allen Verwandlungen der Natur zuge-

gen war, erlauschte er ihre Geheimnisse. Er lernte bald die Harmonie zwischen Himmel und Erde kennen, das leise Leben der Pflanzen bei'm Heraufziehen des Sturmes, das frische Wiederaufblühen der Bäume, Büsche und Blumen, wenn Sturm und Regen vorüber; er freute sich der Anmuth des Morgens, wenn die Sonne die Nebel zerstreut hatte, die über den Hügeln schwebten; er freute sich der Lüftchen, die Thau und Duft von den Blumen schüttelten; er fühlte die fromme Melancholie der Dämmerung, wo der Sonne nur noch ein Strahl geblieben, ein Strahl für den Reichthum, der so blau über den grünen Bäumen hervorwinkt, so heimlich für den müden Arbeiter, der die letzte Furche gezogen, und den Mäher, der unter seiner Graslast ihm entgegenlächelt. Mathurin Lantara liebte leidenschaftlich solch einen Anblick. Bald war der Tag nicht mehr lang genug für seine poetischen Wanderungen. Manchmal verbrachte er die Nächte im Freien bei klarem Mondschein; er setzte sich an den Rand einer Quelle oder eines Teiches, lauschend dem Käuzlein oder der Nachtigall, und betrachtete, den Kopf auf die Hand gestützt, den Mond, der durch das Laub im Wasser sich spiegelte. Diese Liebe zur Natur begeisterte ihn so, daß er laut mit Pflanzen und Bäumen sprach.

Lantara theilte sich nur den Pflanzen mit, nie den Menschen. Wenn er einen Schäfer oder Jäger traf, so ging er ihm aus dem Wege, so schnell er konnte, als wenn er schlechten Gewissens halber fliehen müsse. Nur einem alten Kanonikus von Fontainebleau, der eben so gerne im Walde herumstrich, gelang es nach und nach, diesen jungen Wilden etwas zu zähmen. Er folgte ihm und war eines Tages Zeuge seiner zärtlichen Anreden an die Veilchen und Stiefmütterchen, an die Sonne und die Wolken. Er sprach zu ihm mit so viel Milde und Mitgefühl, daß Lantara ihn aufmerksam anhörte, ohne an Flucht zu denken. Den nächsten Tag trafen sie sich wieder. Der Kanonikus hatte die Fabeln von Lafontaine in der Hand. — „Kannst du lesen, mein Kind?" — „Ja", sagte Lantara, „aber es ermüdet mich bald". — „Ich will dir dies Buch geben, es wird dich nicht ermüden". — Sie gingen miteinander weiter; der Greis setzte sich an den Fuß einer großen Sandbank, um zu ruhen. Lantara, ohne sich um seinen alten Freund zu kümmern, schnitt sich einen Stock und begann Figuren in den Sand zu zeichnen. Der Kanonikus, der diese Geschichte erzählte, sagte nicht, was der Gegenstand dieser Skizze war; er sagt nur, daß Lantara, mehr besorgt um die Farbe als um die Zeichnung, sich mit Geschick des weißen grauen, rothen gelben und blauen Sandes bedient habe. Er hatte Farben aller Art zur Zusammensetzung dieser neuen Art von Mosaik.

Der Herbst mit seinen gelben Blättern, der Winter mit seinem starren Froste, hatten auch ihre Reize für Lantara. Er folgte der Natur Schritt um Schritt bei allen ihren Werken, wirkte sie nun für's Leben

oder für den Tod. Im Herbste ging er zur einsamen Schlucht, um die Blätter im Sturme rollen zu sehen; im Winter trauerte sein Gemuth beim feierlichen Anblick des Todes.

Zwischen dem fünfzehnten und fünfundzwanzigsten Jahre verlieren wir Lantara aus dem Gesichte. Man sagt, daß er bei seiner Ankunft in Paris in die Werkstätte eines Tünchers gestolpert sei, der, erstaunt über das Talent des Jünglings, es unternahm, ihm Kost und Wohnung zu geben, sich das Recht vorbehaltend, die besten Landschaften desselben nach Gutdünken zu unterzeichnen. Dies ist Wort für Wort die Geschichte Brouwers, eines andern Malers der Kneipen. Man sagt auch, daß Lantara in dem elenden Atelier eines herumziehenden Malers in Versailles studierte, der ihn den Hintergrund seiner Gemälde malen ließ für vierzig Sou's den Tag. All diese Erzählungen sind nicht zuverlässig. Ich ziehe vor zu glauben, daß Lantara keinen andern Lehrer hatte, als seinen Vater, den Anstreicher; sein eigener Instinkt lehrte ihn das Uebrige.

Wir finden ihn wieder in Paris, immer einsam, immer arm; er malte Mondnächte und skizzirte Wälder, aber kannte nicht sein Genie. Wie können wir glauben, daß Jedermann in seiner Gegenwart die rosenfarbigen Landschaften von Boucher lobte? Er wollte sich nicht hergeben zum Nachbeter eines solchen Meisters, der die Natur nur in der heidnischen Mythologie fand. Lantara war in einer bessern Schule gewesen; er hatte die Natur in all ihrem Zauber gesehen, nackt, ohne Umschreibung, ohne Uebertreibung. Er verstand nicht zu zeichnen, aber wie kam es, daß er mit drei Pinselstrichen einen Baum absonderte von der Seite eines Berges und einen Wasserfall über zerrissene Felsen stürzen machte? Es kam daher, daß er sein eigener Meister war; er war ein geborner Maler, wie Giotto, wie so viele Andere geboren als Künstler.

Wollt Ihr wissen, was er mit seinen Talenten that?

In einem elenden zerfallenen Hause in der Nachbarschaft des Louvre, über einer Obsthändlerin, über einer vergessenen Tänzerin, über einem Sakristan, hatte Lantara sein Nest gebaut. Die Wohnung des Malers ist so ärmlich und leer, daß Niemand es der Mühe werth gehalten hätte, Beschlag darauf zu legen. Ein Rollbett, ein Tisch, eine Staffelei bilden so ziemlich die ganze Einrichtung. Wie konnte der arme Lantara die schöne Landschaft von Fontainebleau fur solch einen Winkel aufgeben? Wir würden es verstehen, wenn die Fenster irgend eine Aussicht hätten, aber nichts ist zu sehen. Nichts als Schornsteine und Dachfenster, ein wenig Sonnenlicht, gedämpft durch den Rauch. Lantara sieht übrigens nie diese trübe Aussicht. Sein Gedächtniß ist gut. Er braucht nur in sich selbst hinabzusteigen, um in all ihrer Morgenfrische, in all ihrer Lieblichkeit die Landschaften zu sehen, in denen seine ersten

fünfzehn Jahre blühten. Sieh hier und dort auf dem blauen Papier seines Zimmers hat er ganze Seiten seiner Erinnerungen aufgeschrieben. Er brauchte dazu nur ein wenig Kohle und ein wenig Kreide. Ueberdies arbeitet er selten in diesem Zimmer, wenn nicht gerade die Begeisterung die Oberhand über die Trägheit gewinnt, was selten geschieht, da die Begeisterung nie über ihn kommt, außer beim Anblick einer Flasche alten Weines. Sobald er auf seinen Füßen ist, geht er ins nächste Weinhaus oder ins nächste Kaffeehaus. An beiden Plätzen ist ein großes Buch, das ihm gereicht wird bei seiner Ankunft. Während das Frühstück bereitet wird, öffnet er das große Buch und vollendet in weniger als einer Viertelstunde eine Zeichnung. Er nennt dies Rabelai's Viertelstunde. Die Zeichnungen bleiben nicht lange in dem großen Buche, Kenner bezahlen sie im Voraus. Nach dem Frühstück geht Lantara spatzieren, wie ein guter Pariser Bürger, der nichts zu thun hat. Er war ein großes, einfältiges Kind, wie Lafontaine, sich ergötzend an Allem, Art und Zeit vergessend, mit der sprichwörtlichen Sorglosigkeit eines Künstlers. Er kehrt zurück zum Mittagessen, manchmal in's Kaffeehaus, manchmal in's Weinhaus, je nach der Laune des Augenblicks; es ist dieselbe Geschichte wie am Morgen. Das große Buch liegt an seinem Platze. Um den Genius des Zeichners zu wecken, zeigt ihm der Wirth die ältesten Flaschen seines Kellers. Nach Tische macht Lantara wieder einen Spaziergang, wie ein sorgloser Träumer, der Zeit zu vergeuden hat. Am Abend, da er nicht mehr promeniren kann, trinkt er, um die Zeit zu tödten. Er ist wirklich der gutmüthigste Trunkenbold der Welt: er trinkt edle Weine; jedes Glas gebiert eine piquante Neuigkeit, einen originellen Witz. Gegen Mitternacht betritt er wieder seinen traurigen Winkel und schläft ausnehmend gut in seinem schlechten Bette. Es ist schwer zu begreifen, wie er, bei seinen anerkannten Talenten in solch elender Atmosphäre blieb mit keinem andern Genossen, als der Armuth.

Unfähig, sich selbst zu regieren, hätte er eine zweite Madame de Sabbière gebraucht. Eine mäßige Träumerei hatte sich seiner bemächtigt; sein Geist verlor sich unter tausend trügerischen Verlockungen. Wenn wir so sagen dürfen, so war er ein Bürger dieser Welt nur während der Mahlzeiten. Er liebte nur die Sonne und die Wälder. Die Menschen erschienen ihm überflüssig in der Schöpfung; er hatte deßhalb keine der Eitelkeiten dieser Welt. Er verbarg seinen Namen und seine Existenz; selten unterzeichnete er seine Zeichnungen oder Gemälde. Er hätte reich werden können, aber was hätte er mit Geld thun sollen? Der Graf von Caylus bezahlte ihm einst hundert Kronen fur ein Bild, es war ein Nachtstück mit Mondbeleuchtung. Lantara fand sich sehr unbequem; er wußte nicht, was er mit so viel Geld anfangen sollte. Er glaubte alle Spitzbuben von Paris seien ihm auf den

Fersen; jeder Vorübergehende hatte einen schlimmen Blick. Er getraute sich nicht weiter zu gehen, er getraute sich nicht stehen zu bleiben; er träumte nicht mehr, es war vorbei mit Lantara. Er ging in die Kneipe; selbst die Betrunkensten schienen ihn mit verdächtigen Augen zu mustern. Er durfte sich nicht mehr betrinken, es war Alles vorbei mit ihm! Endlich kam er bleich und zitternd in seine Stube. Wohin sollte er die hundert Kronen thun? Unter sein Kopfkissen. Er ging zu Bett, aber er konnte nicht schlafen; sein Kissen war härter als sonst; die hundert Kronen kamen ihm nicht aus dem Sinne. Die Thüre ist nur halb geschlossen; wenn ein Räuber die Stiege herauf käme! Tausend ähnliche Gedanken durchsummten seinen Kopf. Endlich entschließt er sich in der Verzweiflung und legt die Summe in die Schublade seines alten Tisches. Er geht wieder zu Bett und schließt die Augen; kaum ist er halb eingeschlafen; da ist's ihm, als hörte er die teuflischen Kronen einen Hopser tanzen; ein helles und scharfes Geräusch erregt ihn am meisten, er erwacht plötzlich wie ein Reh; endlich schläft er wirklich, aber seine Visionen sind noch nicht zu Ende. Die Kronen sind verwandelt. Lantara sieht eine feierliche Procession wohlgesiegelter Flaschen. Er sucht eine zu erwischen, aber umsonst. Mit Einem Wort, er schläft schlecht, wie ein ängstlicher Reicher. Am Morgen packt Lantara sein Geld und verflucht den Reichthum. Er geht in die Kneipe und erzählt sein Unglück: gewisse würdige Personen bemitleiden ihn, und helfen ihm mittelst tüchtiger Humpen seiner Kronen los zu werden. Mit Freuden beginnt er wieder sein früheres Leben, sein sorgloses Elend, seine herumstreifende Träumerei.

Die Armuth war wirklich die Muse, die ihn begeisterte. Sobald er eine Krone besaß, konnte er nichts thun. Man erzählt, daß ein vornehmer Herr — der Mann ist nicht bekannt — den Maler aufforderte, in seinem Palaste zu wohnen. Lantara, der einem so der Kunst ergebenen Edelmanne nichts zu verweigern wagte, ging und quartirte sich mit seinem Bündelchen im Pallaste ein. Aber er fand sich beengt, wie aus der Heimath vertrieben. Umsonst versuchte er es zu malen oder zu skizziren, er war nicht mehr in der Atmosphäre seines Genius. Wie Beranger hatte er seine Holzschuhe und seine Laute am Thore zurückgelassen. Endlich entsprang er ohne ein Wort zu sagen und kehrte nach seiner Kneipe zurück. Hier war ihm wohl. „Endlich habe ich meinen goldenen Mantel abgeworfen," sagte er.

Lantara fand sich zu Hause unter dem Dache des Taglöhners, vor einem zerfallenen Heerde, um den halbnackte Kinder sprangen. Hier sagte er alles, was er dachte; hier sprach er von seinem armen Vater, hier erzählte er in seiner komischen Weise seine Wirthshausabentheuer. Was kümmerte ihn der vergoldete Pallast, ihn, der nur die Pracht der Natur zu schätzen wußte?

Lantara gehörte nicht seiner Zeit an. Der Lärm und der Pomp der Regierung Ludwigs XV. versöhnten, ja erreichten den einfachen Schwärmer des Waldes von Fontainebleau nicht. Ueberdies hatte nichts, wie Madame Belloc sagte, Wirklichkeit für ihn, außer das, was nicht existirte. Er war geboren, frei auf dem Lande zu leben. Gezwungen in Paris zu leben, suchte er sich selbst zu täuschen, indem er Landschaften malte; wenn er krank, suchte er sich auch zu täuschen. Wein hatte auf ihn fast die Wirkung von Opium; sein Rausch war ruhig, schläfrig, träumerisch, wenn nicht so poetisch, wie der von Hoffmann, doch wenigstens angenehm und friedlich. Lafontaine betrunken hätte ein gutes Bild von Lantara gegeben. Dieser sonderbare Mensch lebte nicht allein außer seiner Zeit, sondern, so zu sagen, außer sich selbst. Sein Körper war nur der rauhe, alte, zerrissene Mantel, in den sich seine Seele hüllte in Ermangelung eines bessern; aber zwischen dem Körper und der Seele, zwischen dem Gefängniß und dem Gefangenen herrschte selten einmal Harmonie. Wie oft im Tage entfloh seine Seele nach den Wäldern und Bergen, einzuathmen das Aroma der Triften, zu belauschen im Dickicht den Vogel und die Blume, während der Körper auf einem elenden Bette ruhte, oder müde und traurig sich fortschleppte ins Weinhaus oder in das Hinterstübchen der Obstlerin.

Die Obsthändlerin hieß Jacqueline. Sie war eine junge Person aus der Picardie, deren gutes Aussehen Lantara in Fesseln geschlagen. Sie war frisch und gutmüthig, zwei Schätze bei einer Frau, und sang von Morgens bis Abends; ihre klare Stimme drang bis in des Malers Stube. Während des Sommers öffnete er sein Fenster, und seine Seele, die weit herumwanderte, kam heim beim Klang von Jacqueline's Stimme. Er schloß seine Augen und dachte, der Gesang käme aus aus seinen heimathlichen Thälern, so groß war die ländliche Frische dieser Stimme. Jacqueline war auch nicht gleichgültig bei den Blicken Lantara's. Wenn sie ihn betrunken sah, bedauerte sie ihn von Grund ihres Herzens. Mehr als einmal geschah es, daß der Maler, nicht mehr im Stande die Treppe zu ersteigen, im Erdgeschosse anhielt und, Dank der Freundlichkeit der Obstlerin, in ihr sowohl Schwester als Geliebte fand, er, der keine Familie mehr hatte. Oft war es auch nur ihre Fürsorge, daß er nicht Hungers starb, verlassen auf seinem ärmlichen Bette. Wenn er kein Geld hatte, sein Mittagessen zu bezahlen, so fand sie tausend verschiedene Gründe, daß er mit ihr aß. Viel Ueberredung war auch nicht nothwendig. In den Tagen seiner Armuth stieg er zu Jacquelin hinab zur Mittagsstunde. Aber schon die Art seines Eintritts zeigte ihr, daß sie ein Gedeck für ihn auflegen müsse, denn er seufzte und sah nach dem Heerde. Wenn er krank war, pflegte sie ihn. Im Winter theilte sie mit ihm ihren kleinen Holzvorrath und Lantara hatte stets den größe-

ren Theil; die besten Früchte ihres Ladens, die rosigste und sammtigste Pfirsich, die goldenste Traube war stets sein. Jacqueline war besser als Therese Levasseur, sie war frischer und ungekünstelter. Wir können uns nicht wundern über Lantara's Neigung zu ihr. Sie hätte ihn vielleicht durch ihre treue Sorglichkeit für immer dem Weinhaus entzogen, aber sie starb zu frühe, um dies gute Werk auszuführen. Lantara war in's Herz getroffen durch ihren fast plötzlichen Tod. Wiederum fand er sich allein und bereits alternd; er verlor den Muth und kehrte wieder zum Weinhaus zurück mit größerem Leichtsinn als je. Nur sehr schwer tröstete er sich. Noch sechs Monate nach diesem Unglücke seufzte und weinte er, wenn Jemand von Jacqueline sprach, war er nun betrunken oder nicht. Nie wollte er eine schöne Landschaft verkaufen, welche er in den glücklichen Tagen gemalt hatte, als Jacqueline sang. Eines Tages fragte ihn seine Nachbarin, die verjährte Tänzerin, warum er so viel von diesem Gemälde hielt, da antwortete er ihr: „Hören Sie denn nicht Jacqueline in der Landschaft singen?“ —

Wenn ich von andern Liebschaften Lantaras sprechen sollte, wäre ich gezwungen, zu tief hinabzusteigen; ich ziehe vor sie zu übergehen. Doch sagt man, er habe einst Madame Dübarry, damals noch Jeanne Vaubernier, getroffen. Sie fanden sich beide auf derselben Straße, er ein armer Zufallsliebhaber, sie eine leichtsinnige Sünderin von zwanzig Jahren. Ueberdies war Lantara, ich weiß nicht wie, vielleicht durch seine Mutter, bekannt mit einer Tante der Madame Dubarry, Namens Cantini, einer bekannten Händlerin mit Toiletteartikeln.

Bei solcher Lebensweise konnte Lantara nur im Spitale sterben. Jedermann prophezeite ihm diesen letzten Zufluchtsort. Weit entfernt bei solcher Aussicht zu zittern, sprach er mit Behagen davon und ließ sich, als er krank wurde, nach der Charité bringen. Er starb aber nicht bei seiner ersten Aufnahme. Der Oberintendant, der wußte, mit wem er zu thun hatte, hielt ihn so lange als möglich im Stadium der Reconvalescenz, ihn überredend, daß es gefährlich sei, das Spital so bald zu verlassen. Man wird leicht verstehen, daß der Oberintendant seine Rechnung dabei fand. Lantara machte Zeichnungen auf Billete und Zettel im Austausch für die Kellerschlüssel; er nannte sie „Zahlbillete“, wenn er sich zur Arbeit setzte. Auch versprach er in dies angenehme Haus bald zurückzukehren: und er that so; aber diesmal begleitete ihn der Tod.

Lantara fühlte, daß er sterben würde. Als eines Tages der Pinsel und das Glas ihm aus den Händen fielen, merkte er, daß er am Rand des Grabes stand. Er erschrack nicht, sondern unterwarf sich mit gutem Anstand. „Wenn die Seele unsterblich ist,“ sagte er sich, „so läuft meine nicht Gefahr, an einen schlechten Platz zu kommen. Ich

bin neugierig die Kneipen und Landschaften der andern Welt zu sehen. Ist die Seele nicht unsterblich, so wird von meinem Leben doch etwas übrig bleiben, ein Häufchen Gras, eine kleine Blume auf meinem Grabe, die sich im Lichte sonnen wird". —

Aber ehe er den Weg zum Spital einschlug, wollte er noch einmal sich der Natur freuen, seiner ersten und letzten Freundin hier auf Erden. Wohin wollte gehen? Er hatte kaum Kraft genug das Grab zu erreichen! Aber zum letzten Lebewohl kann er die Kraft seiner Jugend heraufbeschwören. Er folgte dem Lauf der Seine bis Meudon. Er besuchte die Wälder, wühlte mit Entzücken in den gelben Blättern und verlor sich bezaubert in den Fußpfaden des Unterholzes. Er stieg an der Seite des Schlosses von Meudon hinab gegen Valaisy, und fand sich wie durch Zauber in einem kleinen, verlassenen, stillen Thale, umgeben von Wald, belebt von kleinen Seen, mit keiner Spur von Menschen außer einer strohbedeckten Hütte. Ich wage nicht das Glück unsers Landschaftsmalers zu beschreiben. Er wanderte umher bis gegen Abend, entzückt von der Ruhe, dem Duft der Heuernte und den zu Boden gefallenen Aepfeln; wie ein Kind pflückte er die Beeren der Hagerose, die violette Frucht des Haidekrauts und die letzten Wiesenglocken; er bewunderte das Spiel der Sonne auf den hüpfenden Wellen der Seen und den Tanz der fallenden Blätter; er war so glücklich wie Jean Jacques auf der Insel St. Pierre.

Bei seiner Heimkunft am Abend klopfte Lantara an die Thüre des Hospitals La Charité.

In der Stunde des Todes gab ihm der Priester des Spitales die Absolution und sprach zu ihm über das Glück zu sterben; er schloß mit den Worten: „Du bist glücklich, mein Sohn, denn du gehst hinuber in die Ewigkeit, und wirst nun Gott immer sehen von Angesicht zu Angesicht". — „Wie, mein Vater!" murmelte der Sterbende mit schwacher Stimme, „immer von Angesicht zu Angesicht, und nie im Profil?" — Dies waren seine letzten Worte. Er starb zur selben Zeit wie Gilbert, jung wie er. Gilbert und Lantara waren Brüder, auch in anderer Hinsicht, als in Bezug auf Armuth; beide liebten Berg und Wald, die blumige Wiese und den ländlichen Fußpfad. Ein anderer Träumer derselben Familie kam bald nachher, zu leiden auf dem Kissen von Gilbert, zu sterben auf dem von Lantara: ich meine Hegesippus Moreau. Auch er ging in die Schule der Natur. Wie Lantara verachtete er auch die Fesseln menschlicher Eitelkeit. Während seine Füße im Koth irdischer Lust wandelten, schwang sich seine Seele empor zu den immergrünen Gefilden der Poesie, zu den stets wechselnden Spielen der Wolken. Lantara konnte mit Hegesippus in der Stunde des Todes zu seiner Seele sagen: „Fliege ohne Furcht!" —

Das Carnot'sche Theorem und die Revolution.

Wir haben in der vorigen Nummer der „Atlantis" aus der Biographie Carnot's die Geschichte des Carnot'schen Theorem's und die Bemerkungen François Arago's mitgetheilt. Das Carnot'sche Theorem beschäftigt sich mit den Kraftverlusten der Maschinen, und weist namentlich nach, daß die Kraftverluste dann am größten sind, wenn die Geschwindigkeit der Bewegung keine stetige, sondern eine ab- und zunehmende ist. François Arago findet diesen Satz der Mechanik auch in Carnot's Verhalten während der Revolution wieder; es ist bekannt, daß Carnot sich niemals jener revolutionären Aufregungen und Katastrophen bediente, in welchen die erste französische Revolution einen großen Theil ihrer Kraft vergeudete, und daß er vielleicht gerade deßhalb eine so verdienstvolle und wirksame Rolle in der Revolution spielte. Wir sehen überhaupt an diesem Carnot'schen Theorem, wie interessant es ist, die Entdeckungen, welche man auf dem physikalischen Gebiete macht, auf die Verhältnisse der sittlichen Welt anzuwenden. Jeder Mensch hat in seinem eigenen Leben schon gesehen, daß eine ruhige, regelmäßige, gleichmäßig fortlaufende Arbeit bessere Resultate hervorbringt, als eine Arbeit, die heute mit der größten Energie und Leidenschaftlichkeit betrieben wird, um morgen wieder unterbrochen zu werden. In der sittlichen Welt scheint die Lehre von den Kraftverlusten eben so zu herrschen, wie in der Mechanik; je wechselnder die Geschwindigkeit der Bewegung ist, desto mehr Kraft geht verloren; bei einer regelmäßigen, stetigen Arbeit wird der Verlust an Kraft der kleinste, und das Resultat der Arbeit das größte sein, was überhaupt unter den gegebenen Umständen erzielt werden kann.

Dieser Satz wird gewiß von denjenigen mit Befriedigung gehört werden, die Anhänger des langsamen, naturgemäßen Fortschrittes sind, welche die leidenschaftlichen Aufwallungen und Erschütterungen weder im Leben der Völker, noch im Leben der Individuen billigen, welche auch auf die Politik die Hufelands'sche Makrobiotik anwenden, nach der alle leidenschaftlichen Aufregungen und heftigen Gemüthsbewegungen und alle Unterbrechungen des gewohnheitsmäßigen Daseins der Gesundheit schädlich sind. Sie sehen in dem Carnot'schen Theorem eine neue Bestätigung ihrer Philisterpolitik, die sich ja so sehr vor Aufregungen und leidenschaftlichen Erschütterungen hütet, und die Sache am liebsten so gehen läßt, wie sie selbst will. Unterdessen sehen aber diese Leute des friedlichen, ruhigen Fortschrittes nicht ein, daß sie sich auf einem gewaltsamen, hastigen Rückschritt befinden, daß nicht der Fortschritt, sondern die Reaktion die Vortheile des Carnot'schen Theorems ausbeutet.

Ohne dem Grundsatze zu nahe zu treten, daß die Gesetze der Natur mit den Gesetzen der sittlichen Welt identisch, oder denselben wenigstens

analog sind, müssen wir doch großes Bedenken tragen, die Gesetze der Mechanik ohne Weiteres auf den lebendigen Organismus und auf das Gebiet geistiger Thätigkeit zu übertragen. Scheinbare Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten dürfen nicht zu einer Verwechselung beider Gebiete verleiten. Die Anatomen mögen den menschlichen Körper als eine complizirte Maschine, als eine künstliche Verbindung von Hebeln, Walzen, Pumpen ꝛc. betrachten; sie kommen mit dieser Erklärungsart doch nicht weiter, als daß sie einzelne spezielle Verrichtungen des menschlichen Körpers erklären; das Wesen des menschlichen Organismus, das Leben und die Lebenskraft, spottet dieser Erklärungsweise.

Um auf unser besonderes Thema wieder zurückzukommen, so haben wir in dem Leben der Individuen und Völker vielfache Gelegenheit, uns von den großen Erfolgen der Leidenschaften, Aufregungen und der dadurch herbeigeführten Katastrophen zu überzeugen. Eine verhältnißmäßig kleine Kraft ist im Stande, verhältnißmäßig große Wirkungen hervorzubringen, wenn sie in einem günstigen Momente auf einmal explodirt. In einzelnen Zweigen der Wissenschaft, wie in der Astronomie, der Mathematik, mögen jahrelange, mühsame und ununterbrochene Anstrengungen nothwendig sein, um große Resultate zu Stande zu bringen; – Newton hat 17 Jahre an einer Rechnung gerechnet; wir erinnern auch an die mühsamen und consequenten Untersuchungen, welche der Entdeckung des Planeten Neptun durch Leverrier vorhergingen; — aber anders ist es in den Gebieten der Kunst und Poesie, auf dem Felde des Krieges, und vor Allem in der Politik. Die menschliche Leidenschaft, welche in diesen Gebieten der größten Leistungen fähig ist, und ohne welche noch niemals etwas Großes zu Stande gekommen ist, spottet aller mechanischen Gesetze und mathematischen Berechnungen. Aber gerade die Leidenschaft ist eine Kraft, die nur stoßweise und mit Unterbrechungen wirkt; die permanent gewordene Leidenschaft verdient nicht mehr den Namen, sondern ist ein Gewohnheitslaster. Die Leidenschaft ist eine incommensurable Größe; der Mathematiker kann sie nicht berechnen, der Chemiker nicht wägen, aber der Geschichtschreiber erzählt ihre Resultate, der Dichter entwickelt ihre Effekte. Wir finden, daß in dem Leben der Völker, wie in dem der Nationen gerade die Leidenschaft die bedeutendsten Katastrophen herbeiführt und alle Berechnungen und alle Zahlen umwirft. Die Entwickelung der Männer, welche sich in den Künsten und Wissenschaften, im Kriege oder in der Staatskunst ausgezeichnet haben, und auf welche die Menschheit wie auf ihre Führer und Vorkämpfer zurückblickt, ist immer von den Stürmen der Leidenschaft und ihren Katastrophen begleitet gewesen, und Keiner der Männer, die für die Entwickelung ihres Volkes und Zeitalters von Einfluß gewesen sind, kann sich rühmen, die Stetigkeit und Gleichmäßigkeit in dem Gebrauche seiner Kräfte beobachtet zu haben, welche ein geschickter

Mechaniker bei seinen Maschinen anwendet. Es ist bekannt, daß gerade die genialsten Leute den größten Unregelmäßigkeiten und Widersprüchen unterworfen waren; selbst ein Göthe, der doch sonst von allen Psychologen als das Beispiel eines normalen Menschen aufgestellt wird, hat die unregelmäßige, stürmische Bahn der Leidenschaften bis zum letzten Rest durchlaufen müssen. Die Stetigkeit und Regelmäßigkeit der Entwickelung und des Kraftverbrauches mag im gewöhnlichen Leben und bei Leuten, die haushälterisch mit ihren Kräften umgehen müssen, am Platze sein, aber große Wirkungen lassen sich nicht damit hervorbringen.

Deutlicher noch, wie im Leben der einzelnen Menschen, kann man dies im Leben der Nationen sehen. Die Entwickelung der Weltgeschichte ist keine stetige, gleichmäßig fortschreitende, welche in derselben Zeit immer denselben Weg durchschreitet; nein, oft scheint der Zeiger der Zeit still zu stehen und selbst rückwärts zu gehen, bis er auf einmal dann einen gewaltigen Ruck nimmt, durch den mit einem Male die früher versäumte Zeit nachgeholt wird. Wir haben schon mehrmals darauf aufmerksam gemacht, daß die Geschichte der Menschheit nicht eine stetige continuirliche Reihe der einzelnen aufeinander folgenden Entwickelungsperioden ist, sondern eine Reihe discontinuirlicher Größen, eine Reihe von Sprüngen, Gegensätzen und Widersprüchen. Jede neue Periode, jeder Fortschritt in den Staatenbildungen und den socialen Verhältnissen ist durch eine gewaltsame Katastrophe bezeichnet, durch eine Kraftäußerung, welche mit den gewöhnlichen Kraftäußerungen des menschlichen Lebens in keinem Verhältnisse steht. Gerade Carnot hat dies in seiner revolutionären Wirksamkeit gezeigt; in den Zeiten ruhiger, friedlicher Entwickelung hätte er dem französischen Volke nicht die unermeßlichen Opfer aufgebürdet, welche er in dem Kriege gegen die Vendée und die europäische Coalition verlangte, und die er mit solcher Meisterschaft und zu so großen Resultaten zu benutzen wußte.

Gewiß, ein Blick auf die hauptsächlichsten Veränderungen und Fortschritte, welche in der Weltgeschichte aufgezeichnet sind, auf die Einführung des Christenthums und die Völkerwanderungen, auf die Reformation, auf die erste französische Revolution &c. zeigt uns, daß die Weltgeschichte die Vorschriften und Gesetze der Mechanik über Kraftverluste nicht berücksichtigt, sondern die Art und Weise ihrer Bewegung und Geschwindigkeit häufig und auf gewaltsame Weise verändert. Die Geschichte fragt nicht nach dem Kraftverlust, den diese Explosion der Volksleidenschaften nach sich zieht; das wesentlichste Resultat einer solchen Explosion überdauert die Ermattung, welche die Folge derselben ist. Nach der ersten französischen Revolution und den Anstrengungen des ersten Kaiserreiches z. B. folgte eine dreißigjährige Erschlaffung, nicht nur Frankreichs, sondern des ganzen Europa, aber die wesentlichen Errungenschaften dieser Revolution sind

noch heute trotz aller Rückfälle des öffentlichen Lebens Gemeingut der ganzen gebildeten Menschheit. So auch ist die Revolution der letzten Jahre keine vergebliche Kraftvergeudung gewesen, sondern nur die Einleitung neuer großer Katastrophen, in denen die Menschheit ihre ganze Kraft zusammenraffen wird, um ein großes und dauerndes Resultat zu erzielen.

—————0͡0—————

Carnot.

(Bearbeitet nach der Gedächtnißrede von François Arago.)

(Fortsetzung.)

Carnot als Staatsmann, einer der Richter Ludwig des Sechszehnten.

Carnot war einer der ersten Offiziere der französischen Armee, welche offen und begeistert in die Neuerungsabsichten der Nationalversammlung eingingen. Doch in den Annalen der Revolution wird er nicht vor 1791 genannt.

Es giebt Schriftsteller, die, gewiß mit Unrecht, in dem Streben Proselyten zu machen das richtige Maaß für die Aufrichtigkeit politischer Ueberzeugung finden; sie begreifen durchaus nicht, daß ein zurückgezogenes, dem Studium gewidmetes Leben Hand in Hand gehen kann mit einer tiefen Sehnsucht nach gesellschaftlichen Reformen, und daher scheinen ihnen die beiden Jahren, in denen Carnot unbetheiligt blieb, wahrhaft räthselhaft. Nun rathe man, welches Mittel sie zur Erklärung dieses Umstandes ersonnen haben? Sie lassen Carnot mitten unter den Koblenzer Emigriten sein, und seine republikanische Gesinnung würde also nur von der Zeit seiner heimlichen Rückkehr nach Frankreich datiren. Ich würde Sie beleidigen, meine Herren, wenn ich eine so lächerliche Annahme widerlegte.

Im Jahre 1791 stand Carnot zu Saint-Omer in Garnison, und verheirathete sich dort mit Fräulein Dupont, der Tochter eines in jener Gegend geborenen Militär-Verwalters. Seine politischen Grundsätze, sein gemäßigtes Wesen und seine mannichfaltigen Kenntnisse verschafften ihm bald darauf die Ehre, das Departement Pas-de-Calais in der gesetzgebenden Versammlung zu vertreten. Von jener Zeit an widmete sich Carnot ganz den gebieterischen Pflichten, welche ihm die Wahl seiner Mitbürger oder der Beifall seiner Collegen in der Nationalversammlung auflegte; der Mann der Oeffentlichkeit verdrängte fast vollständig den Geometer; der letztere zeigte sich nur noch von Zeit zu Zeit.

Jetzt, meine Herren, öffnen sich mir zwei Wege: der eine eben und gebahnt, der andere neben Abgründen hinziehend. Wollte ich einigen Freunden Gehör schenken, die aus Wohlwollen für mich fürchten, so würde ich den ersteren wählen. Verfolge ich den anderen Weg, so setze ich mich, das weiß ich wohl, den Vorwürfen der Unbedachtsamkeit und der Verblendung aus. Der Himmel bewahre mich vor dem Glauben, als hätte ich Kraft, so klar ausgesprochene, so bestimmte Vorurtheile zu bekämpfen; aber kleinliche Rücksichten der Eigenliebe werden in meinen Augen stets vor dem Pflichtgefühl schwinden. Und nun frage ich Sie, ob ich nicht auf's Tiefste das öffentliche Bewußtsein verletzen würde, wenn ich in diesem den Künsten, der schönen Literatur, den Wissenschaften geweihten Kreise nur von Carnot dem Akademiker redete? Freilich konnte man mit Recht, mit vollem Rechte sagen, als man vor ihnen die lange Reihe der Entdeckungen dieses oder jenes Gelehrten entrollte, der in seinem Leben mit dem Titel eines Senators bekleidet war, daß die spätere Zeit kein Gedächtniß für Aemter ohne Tragweite haben würde, für Aemter, die tiefer und tiefer sinkend, sich endlich auf allmonatlichen Verkehr mit dem Schatzamte beschränkten; aber es wäre unpatriotisch und undankbar, diese Worte dem großen Schatten Carnot's gegenüber anzuwenden. So wünscht und will man es, so lautet fast der Befehl; nun gut, ich willige ein, und will von dem Drama schweigen, daß mit dem tragischen Tode des Nachfolgers von hundert Königen und dem Umsturz der Monarchie endete. Aber ich selbst, ein entschiedener Gegner der Todesstrafe, sehe die angeblichen Schwierigkeiten nicht, welche mich hätten verhindern können, hier öffentlich den Eingebungen meines Gewissens zu folgen. Ich sehe ebensowenig ein, welcher Grund mich hätte abhalten können, diesem Kreise die tiefe Abneigung zu gestehen, welche ich vor jedem politischen Urtheile empfinde, das von einer politischen Körperschaft ausgeht. Meine brüderliche Besorgniß um das Andenken Carnot's (daß ich es endlich ausspreche!) schien mir nicht das Opfer zu verlangen, das mir auferlegt ist. Hat man denn durchaus vergessen, wie viel anklagende Dokumente mir die Zeitgeschichte gegen die Tausende von Höflingen dargeboten hätte, deren selbstsüchtige, heuchlerische und unpatriotische Thätigkeit den Monarchen in ein Labyrinth ohne Ausweg stürzte, ihn durch die Nationalvertretung einstimmig für schuldig erklären ließ, und, mehr noch als die glühenden demokratischen Ideen des Convents, die Katastrophe des 21. Januar unausbleiblich machte? Dann von diesen allgemeinen Betrachtungen übergehend zur genauen Würdigung der Thatsachen, zu ihrer kunstgemäßen Discussion, sowie man sie einem Appell- oder Cassationshofe vorlegen müßte, würde ich in Uebereinstimmung mit allen richtig Denkenden, z. B. mit unserem Daunou, auf die Ungesetzlichkeit dieses

berühmten Prozesses gekommen sein, und zwar würde ich zu diesem Schlusse gelangt sein weniger durch die Natur des Urtheilspruches, oder die Strenge der auferlegten Strafe, als durch die Zusammensetzung des Gerichtes und die Machtanmaßung, aus der es entstanden war.

Nun aber, meine Herren, würde ich nicht unterlassen haben zu bemerken, daß zu der Zeit, als der Convent sich das Recht beilegte, über Ludwig des XVI. Schicksal zu entscheiden, als er dann nachträglich sein gerichtliches Verfahren regelte, und sich gleichzeitig zum Ankläger und Richter erhob — daß damals Carnot von Paris abwesend war. Er hatte bei den Armeen eine jener Sendungen zu erfüllen, deren Schwierigkeiten ihm seine glühende Vaterlandsliebe stets überwinden ließ.

Carnot, Mitglied des Wohlfahrtsausschusses.

Das Zugeständniß, das man mir auferlegt hat, (wenn anders ich es genau befolgt habe), giebt mir ein Recht, in einer anderen mehr stürmischen und schwierigen Lebensperiode Carnot's mich weniger fügsam zu zeigen. Ich will es bereitwilligst vermeiden, den Blick auf gewisse aufregende Phasen in unseren burgerlichen Unruhen zurückzulenken; was mich betrifft, ich mache dabei nur die eine Bedingung, daß das Andenken keines der Akademiker unter diesem Zugeständnisse leide. Nehmen Sie nun an, meine Herren, ich schwiege hier über das Mitglied des Wohlfahrtsausschusses; würde man nicht mein Stillschweigen so deuten, oder wurde man nicht vielmehr mit Recht daraus schließen, daß ich es für eine Unmöglichkeit gehalten habe, die heftigen zahlreichen und hitzigen Angriffe zuruckzuweisen, deren Gegenstand er gewesen ist? Während seines Lebens konnte Carnot diese Angriffe verachten; mir dagegen lag es ob, ihren Ursprung aufzusuchen und gewissenhaft ihren Werth zu prüfen. Keine menschliche Macht (das sage ich ohne Prahlerei) hätte mich bestimmen können, hier Carnot's Namen auszusprechen, wenn ich nicht die edlen und patriotischen Beweggrunde zu gewissen Handlungen aufgefunden hätte, welche von der abscheulichsten unter allen Verleumdungen, der politischen Verleumdung, mit unreinem Geifer beschmutzt waren. Meine Arbeit ist übrigens nicht leicht gewesen, und in späterer Zeit hätte vielleicht Niemand wieder Gelegenheit gehabt, die Grundlagen derselben zu sammeln. Schon nach wenigen Jahren werden in der That die Collegen und Mitarbeiter Carnot's, bei denen ich noch Aufklärung und Zeugnisse einholen konnte, der Natur ihren Tribut entrichtet haben.

Der Convent war im Jahre 1793 die einzige organisirte Gewalt im Staate, welche der feindlichen Fluth, die von allen Seiten her auf Frankreich einstürmte und die Nationalität bedrohte, wirksam einen Damm entgegenstellen konnte. Mit der Nationalität eines Volkes geht es wie mit der Ehre: die kleinste Verletzung bringt ihr den Tod. Dies, meine Herren, waren die Gefühle bei zahlreichen Mitgliedern des Convents, deren Andenken Frankreich ehrt; dies waren die Bande, die sie an die gefährliche Stelle fesselten, zu welcher sie durch Wahl einmal berufen waren.

Als der Convent (am 6. April 1793) den Wohlfahrtsausschuß einsetzte, hatte er sich das Recht der Wahl seiner Mitglieder vorbehalten. Bis zum berühmten 31. Mai bildeten den Wohlfahrtsausschuß nur neutrale Conventsmitglieder, oder wenigstens solche, die den beiden sich tödtlich befriegenden Fractionen der Versammlung fremd waren. Nach einigen theilweisen Erneuerungen bestand er am 11. September 1793 aus Robespierre, Saint Just, Couthon, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes, Prieur (Dep. der Marne), Prieur (Dep. Côte-d'Or), Carnot, Jean-Bon Saint-André, Barère, Hérault de Sechelles, Robert Lindet.

Der Convent beabsichtigte, als er dem Wohlfahrtsausschusse so große Macht verlieh, daß jede Angelegenheit in diesem Ausschusse berathen und gründlich in Ueberlegung gezogen würde, daß Stimmenmehrheit entscheiden sollte. Um Gesetzeskraft zu erlangen, sollten unter Nichtigkeitsandrohung, die Beschlüsse eine gewisse Anzahl Unterschriften tragen. Diese Vorschriften hatten den großen Fehler, völlig unausführbar zu sein. In unseren Tagen hat der Mensch das Geheimniß entdeckt, seine Geschwindigkeit bei der Fortbewegung zu verzehnfachen, seine Kraft beim Handeln abzumessen, und mit Späherblick in die Regionen des Unendlichen zu dringen; er hat aber noch nicht das Mittel aufgefunden, eine beschriebene Seite schneller zu durchlesen, als man es früher vermochte. Man wird sogar zugeben, daß in dieser Beziehung sich der bescheidenste Expeditionsgehülfe mit Cäsar, Cicero, Descartes, Bossuet messen könnte. Die zahllosen Depeschen, welche beim Wohlfahrtsausschusse täglich einliefen, von jedem Punkte unserer bedrohten oder überfallenen Gränzen, von jedem Flecken im Inneren, wo die Beförderer einer neuen politischen Organisation auf's heftigste gegen die Vorurtheile und die Interessen der privilegirten Klassen kämpften, — alle diese konnten nicht reiflich erwogen werden. Eifer, Thätigkeit und Aufopferung genügten nicht, so viele schwierige Angelegenheiten zu befördern; eine Aenderung war dringend nothwendig, denn Frankreichs Heil hing davon ab. Zwei verschiedene Wege boten sich dar: man konnte eine Reorganisation des Ausschusses vornehmen, oder die Arbeit unter die Mitglieder desselben theilen. Die

Reorganisation einem mächtigen Feinde gegenüber, inmitten unglaublicher Schwierigkeiten (von denen keine Epoche der Geschichte der Völker ein Beispiel bot), hätte in den Convent neuen Zündstoff der Uneinigkeit geworfen, hätte seine magische Gewalt entkräftet und die Landesvertheidigung bloßgestellt. Die Theilung der Arbeit mußte vorgezogen werden, und so geschah es in der That. Carnot ward mit der Organisation und den Operationen der Armeen beauftragt; Prieur (Dep. Côte-d'Or) mit der Sorge für die Bewaffnung; Robert Lindet für die Verproviantirung; Robespierre, Saint-Just, Couthon, Billaud-Varennes und Collot d'Herbois behielten für sich die Politik, die allgemeine Polizei und die Sicherheitsmaßregeln. In jeder Gattung von Angelegenheiten war eine einzige Unterschrift von wirklicher Bedeutung und verantwortlich machend; die übrigen, wenn auch vom Gesetze vorgeschrieben, sollten als Erfüllung einer einfachen Förmlichkeit angesehen werden: war es doch klar, daß man nothgedrungen ohne Berathung, sogar ohne Prüfung unterschreiben würde.

Dies, meine Herren, waren die Grundzüge der Uebereinkunft, welche Robert Lindet zu seiner persönlichen Sicherheit in einer schriftlichen Erklärung niederlegen ließ, und vermöge welcher die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses im Stande zu sein hofften, ohne Ueberschreiten der Gränzen ihres Mandates, die das Land von allen Seiten bedrohenden Stürme zu beschwichtigen. Diese vertraulich getroffene Einrichtung wird man ohne Zweifel tadeln: die einen werden sie für ungesetzlich, Andere für unvorsichtig halten. Jene ersteren erinnere ich daran, daß die Mitglieder des Ausschusses, von einer fehlerhaften Organisation umgarnt, täglich gegen das Unmögliche ankämpfen mußten, und das Wort impossible (was auch die nationale Eigenliebe sagen mochte in einer Zeit, wo die herrlichen Siege unserer Heere alle Uebertreibungen zu rechtfertigen schienen) dennoch ein französisches Wort ist. Den Vorwurf der Unvorsichtigkeit lasse ich ohne Rückhalt zu, und bemerke noch, daß von Carnot's Seite diese Unklugheit eine freiwillige war, daß er wohl wußte, wie er, durch prüfungsloses Unterzeichnen der Beschlüsse seiner Collegen, für Frankreich das allergrößte Opfer brächte. Seine Ehre vertraute er den Händen mehrerer seiner offenkundigen Feinde, und auf späte Gerechtigkeit bei den Nachkommen rechnend, pflanzte er den fast übermenschlichen Wahlspruch einer der mächtigsten Gestalten auf, welche die Revolution aus der Menge emporhob, jenen Wahlspruch, den übrigens jeder aufrichtige und mit warmer Seele begabte Patriot zu dem seinigen machen könnte: *Lieber gehe mein Ruf unter, als das Vaterland!*

Sie werden schon bemerkt haben, meine Herren, daß ich sowohl die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, als die lange Reihenfolge seiner Handlungen in zwei getrennte Gruppen zu theilen beabsichtige.

Der berufene Ausschuß hat mächtig zur Vertheidigung der Landesgränzen beigetragen; dafür sei ihm Dank gebracht! Nur durch kräftige Entschlüsse und energischen Willen konnte gegen tausend entfesselte Leidenschaften Widerstand geleistet werden, nur dadurch, daß man mit eiserner Hand überall die Barbaren ergriff, welche, Helfershelfer des Auslandes, die Eingeweide des Vaterlandes zerreißen wollten; kräftig und energisch zeigte sich der Ausschuß, und oft hatte er eine eiserne Hand: Ruhm deshalb dem Ausschuß!

Aber bald, meine Herren, artet die Festigkeit in Raserei aus: bald opfert man die Reichen nur aus dem Grunde, weil sie reich sind; bald herrscht der Schrecken von einem Ende Frankreichs bis zum andern, und bringt ohne Unterschied Trauer und Verzweiflung in die Familie des einfachen Soldaten, wie in die des Feldherrn; er schont weder Alter noch Geschlecht; blind schlägt er alle Meinungen nieder, und indem er zuletzt Heuchelei zur Grausamkeit hinzufügt, parodirt er die Formen der Rechtspflege! Dieser Anblick, meine Herren, beklemmt das Herz und macht die Hoffnung verdorren; ein tiefer Schmerz verdrängt die lebhaftesten, die allerwärmsten Sympathieen.

Ich weiß wohl, daß man durch Berufung auf den Willen des Volkes eine Erklärung oder eine Entschuldigung jener blutigen Saturnalien zu geben versucht hat. Urtheile ich jedoch über das Volk von 1793, daß ich nicht gekannt habe, nach Maßgabe desjenigen, welches wir im Jahre 1830 in Wirksamkeit gesehen haben, so ist diese Erklärung lügenhaft, das trage ich nicht Bedenken auszusprechen. Aufwallend einen Augenblick und fortgerissen, kann das Volk mitunter zu sträflichen Handlungen schreiten, doch niemals hat es sich täglichen Barbareien angeschlossen. Man entwürdigt das Volk, indem man sagt, das Schreckenssystem allein habe es gegen die feindlichen Massen zu treiben vermocht; man verkennt ebenso sehr die Gefühle des Volkes, wenn man ihm unterschiebt, es habe den Tod eines Mitgliedes dieser Akademie verlangt, welches durch sein Genie das Vaterland ehrte, und den Tod eines anderen unserer Collegen, der durch seine Tugenden die Menschheit ehrte. Nein, meine Herren! im edlen Frankreich konnten die Hinrichtungen von Lavoisier und von Malesherbes nicht aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt verlangt werden. Solchen Verbrechen gegenüber darf Schonung nicht eintreten; sie müssen heute und morgen und alle Zeit gebrandmarkt werden. Durch Gesinnung, Ueberzeugung und die unwiderstehliche Kraft der Lehren der Vernunft dem Dienste der Freiheit ergeben, müssen wir den Gedanken weit von uns entfernt halten, als sei das Schaffot der unvermeidliche Hulfsgenosse der Demokratie.

Die Verbrechen, welche ich schonungslos als solche bezeichnet habe,

hat Frankreich, hat Europa, ja Europa, ja fast die ganze Welt gewissermaßen personifizirt: diese Verbrechen, das ist Robespierre!

Junge, schätzenswerthe Schriftsteller, die gegenwärtig die Annalen unserer Revolution mit der unermüdlichen Geduld der alten Benediktiner durchforschen, glauben gefunden zu haben, daß die öffentliche Meinung fehlgegangen sei. Nach ihrer Meinung trügen Robespierre und seine fanatischen Anhänger viel weniger Schuld an den blutgierigen Handlungen der Schreckenszeit, als Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Hebert. Es zeigt von Muth, meine Herren, sich auf diese Weise zu Vertheidigern eines Mannes aufzuwerfen, der seit fast einem halben Jahrhundert zum Typus und Sinnbild politischer Grausamkeit geworden ist. Auf diesen alleinigen Grund hin dürften die neuen Geschichtsforscher hoffen, ohne Vorurtheil Gehör zu finden; ehrenwerther Charakter und unbestreitbares Talent berechtigen sie ebensosehr zu ernster Aufmerksamkeit von Seiten des Publikums. Ich selbst habe hier keine Veranlassung, diesen dichten Nebel zu durchbrechen; meine Aufgabe verlangt dies keineswegs: ich beabsichtige nur, Carnot von jeder Betheiligung an großen Verbrechen freizusprechen, ohne zu prüfen, ob man diese Verbrechen richtiger Collot d'Herbois und Billaud-Varennes zuschreibt oder Robespierre, Saint-Just und Couthon.

In keinem Falle, während seiner langen politischen Laufbahn, ist Carnot ein Parteimann gewesen; niemals sah man ihn den Versuch machen, seine Meinungen, seine Systeme, seine Grundsätze auf ungeraden Wegen durchzusetzen, welche nicht mit Ehre, Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit verträglich gewesen wären.

Als Carnot am 9. Juni 1792 Bericht zu erstatten hat im Namen der Commission, welche Entschädigungen vorschlagen sollte zu Gunsten der Familien von Theobald Dillon und Berthois (die vor Lille von ihren eigenen Truppen ermordet waren), läßt er nichts von der strengsten Pflicht nach. In so schwieriger Zeitlage hätte jeder Andere vielleicht noch endig gefunden, die Empfindlichkeit des Heeres zu schonen; ihm aber flößt die Seele nur brennende Worte ein, um jene Handlung widriger Verirrung zu brandmarken: „Ich will Ihnen die Umstände nicht zurückrufen," sind seine Worte, „unter denen jene Unthat begangen wurde. Die Nachkommen werden, beim Lesen unserer Geschichte, mehr das Verbrechen einer Kannibalenhorde darin erkennen, als das eines freien Volkes."

Im Jahre 1792 versammelten sich die Nationalgarden, unter dem Namen der Föderirten, in großer Anzahl zu Soissons, und bildeten dort schon den Kern einer Reservearmee. Plötzlich verbreitet sich in Paris das Gerücht, das Brot jener Freiwilligen sei vergiftet worden, abscheuliche Verbrecher hätten zerstoßenes Glas unter alle Mehlvorräthe

gemischt, zweihundert Soldaten seien bereits umgekommen, und die Spitäler mit Kranken überfüllt. Die Erbitterung der Pariser Bevölkerung ist auf's Höchste gestiegen; die Nationalgarden haben sich zu Soissons gegen den Willen des Königs versammelt; der König also, die Königin und alle ihre Anhänger sind die eigentlichen Urheber des Verbrechens. Bevor man zu Thätlichkeiten fortgeht, wartet man nur noch auf den Bericht des ins Lager gesandten Commissars. Dieser Commissar war Carnot. Durch seine wahrheitsgemäße Prüfung wurde die ganze Spiegelfechterei vernichtet: es gab weder Todte noch Kranke; die Mehlvorräthe waren nicht vergiftet worden; einige Scheiben, die der Wind oder der Ball eines Schulknaben in einem alten Kirchenfenster zerbrochen hatte, waren zufällig, nicht als Staub, sondern in großen Scherben auf einen einzigen Sack Mehl gefallen. Dies loyale Zeugniß des ehrlichen Mannes besänftigte den Sturm im Volke.

Der war gewiß kein Parteimann — ich meine im schlechten Sinne dieses Wortes — der bei häufigen wichtigen Sendungen an das Heer und ins Innere, seine Pflichten mit solcher Mäßigung erfüllte, daß er, als es die Umstände erheischten, sich öffentlich ohne Widerrede das Zeugniß geben konnte, nie eine Verhaftung veranlaßt zu haben. Könnten wir in die Arbeitszimmer des Wohlfahrtsausschusses treten, so würden wir darin ebenso unzweifelhafte Beweise finden für die wohlwollende Nachsicht, welche Carnot gegen Alle hatte, dere politische Meinungen von den seinigen verschieden waren, — vorausgesetzt daß diese Meinungen mit Rechtlichkeit verbunden waren und mit tiefem Widerwillen gegen das Einmischen des Auslandes in Frankreichs innere Angelegenheiten. So würden wir unter den Mitarbeitern unseres Collegen einen unter dem Namen Michaux finden; dies war der berühmte Darçon, ein zurückgekehrter Emigrirter. Doch wozu soll ich mich auf einzelne Thatsachen beschränken, während eine allgemeine Betrachtung ebensowohl zum Ziele führen kann? Der Convent war zwar der Kampfplatz für die Parteiführer, die das Land zerrissen: aber in den Klubs verschafften sie sich Anhänger und die materielle Gewalt, deren Wirkung, in deren bloße Anwesenheit häufig den Eindruck der trefflichsten Reden vernichtete. Wenn man im Convent den Blitz zucken sah, so brach das Gewitter außerhalb los, ward stärker und stärker, und erlangte eine unwiderstehliche Gewalt. Damals konnte man nur politischen Einfluß haben, wenn man täglich bei den Jacobinern oder bei den Cordeliers war, und sich in alle Debatten mischte: nun aber, meine Herren, Carnot hat keiner dieser Verbindungen angehört, Carnot hat nie ein Wort in den Klubs gesprochen. In jener unruhigen Zeit ist Carnot nur der Mann der Nation gewesen.

Es war dies eine schöne, aber gefahrvolle Rolle. Robespierre be-

sonders war darauf eifersüchtig. „Sich aller Kriegsoperationen bemächtigt haben," äußerte er in einer seiner Reden, „heißt egoistisch handeln; sich hartnäckig weigern an der inneren Polizei Theil zu nehmen, heißt nur sich Wege offen halten zur Verständigung mit den Feinden des Vaterlandes. — Ich bin unglücklich," sagte er ein andermal zu Cambon, „ich bin unglücklich, daß ich von dem Durcheinander von Linien und Farben auf diesen Karten nichts verstehe. Ach, hätte ich in meiner Jugend Kriegskunst studirt, so brauchte ich mich nicht allemal, wenn es sich um unsere Heere handelt, diesem widerwärtigen Carnot unterzuordnen." Diese Abneigung rührte von der Zeit her, wo Carnot den Staatsstreich mißbilligte — insofern es ein Staatsstreich war — dem die Gironde unterlag. Um dieselbe Zeit klagte ihn Saint-Just des Moderantismus an, und verlangte seine Stellung vor Gericht, weil er bei der Nordarmee den Verhaftsbefehl des General O'Moran nicht hatte unterzeichnen wollen. Wenn Carnot dennoch stets glücklich aus diesen schrecklichen Prüfungen hervorging, so war es nicht, weil man gerecht oder ihm gewogen war, sondern weil Jeder, Freund wie Feind, sich in der Unmöglichkeit sah, ihn mit Nutzen in seinem militärischen Berufe durch irgend ein anderes Conventsmitglied zu ersetzen!

Derartige Verhältnisse unter Mitgliedern eines und desselben Rathes mögen heute fast unglaublich erscheinen; doch ist es nicht meine Schuld, wenn unser schwacher Patriotismus nicht die Opfer ihrem ganzen Umfange nach begrifen kann, die sich unsere Väter zur Rettung des Vaterlandes auferlegt haben.

Sie erinnern sich, meine Herren, daß ich vorhin nicht Bedenken trug, als vorzüglich schwer das Opfer zu bezeichnen, das Carnot durch die Verpflichtung bringen mußte, viele Befehle seiner Amtscollegen ungelesen zu zeichnen. Ich habe auch nachgewiesen, auf welche Weise dies nothwendig geworden war; man ging darin so weit, daß Carnot einmal die Verhaftung seines eigenen Schreibers unterzeichnen mußte; ein andermal die des Wirthes, bei dem er zu Mittag aß. Solche Handlungen höllische nennen, scheint mir eine zu schwache Bezeichnung für dieselben; dennoch müssen wir über ihr Vorkommen uns fast Glück wünschen, denn sie führen den selbstredenden, unverwerflichen Beweis für das schriftliche Uebereinkommen, welches der Ausschuß im Namen der Wohlfahrt des Vaterlandes getroffen hatte.

In royalistischen Werken sowohl als in Schriften von Republikanern hatte ich gelesen, daß Carnot im Wohlfahrtsausschusse mehr Individuen gerettet habe, als seine Collegen hinopferten. Carnot blieb also aus den Sitzungen nur weg, wenn die Militärangelegenheiten seine ganze Zeit in Anspruch nahmen; Carnot war also mitunter in den Sitzungen des Ausschusses gegenwärtig, und alsdann fand dort die Unschuld einen seelen-

vollen, entschlossenen Vertheidiger. Zufällig habe ich noch vor wenigen Tagen die Entdeckung gemacht, daß Carnot sich nicht auf das Amt eines willfährigen Vertheidigers beschränkte.

Mitten unter uns, meine Herren, ist ein ehrwürdiger Akademiker, gleich erfahren in der theoretischen Mathematik und in der angewandten; er hat seinen Namen durch nützliche Arbeiten verewigt und großartige Unternehmen vorgeschlagen, welche in Zukunft vielleicht verwirklicht werden. In seiner langen Laufbahn hat er sich keine Feinde gemacht, wenigstens nie durch seine Schuld! Dennoch aber war eines Tages sein Leben bedroht: Elende verlangten diesen Kopf, gerade als er eines jener wissenschaftlichen Denkmäler schuf, welche dem revolutionären Zeitalter so große Ehre gebracht haben. Ein anonymer Brief benachrichtigt unser Mitglied von der Gefahr, in welcher es schwebt. Der Sturm zerstreut sich, in jedem Augenblick kann er sich aber von Neuem erheben; die befreundete Hand zeichnet das Verhalten vor, giebt klugen Rath, und hält es für nothwendig einen Zufluchtsort bereit zu halten. Der Freund will sein Werk nicht halb thun; er wird wieder zur Feder greifen, wenn die Gefahr sich erneut.

Der unbekannte Schreiber, meine Herren, war Carnot; der Geometer, den er auf diese Weise der Wissenschaft und unserer Freundschaft erhielt, war Herr von Prony. Damals hatten sich Prony und Carnot nie gesehen.

Die Jahre 1793 und 1794 werden durch zweierlei Schrecken bezeichnet: dem Schrecken im Innern, meine Herren, wird Carnot, wie ich bewiesen habe, in Allem, was daran Verbrecherisches haftet, stets fern stehen. Der andere ist der Schrecken, welchen die französischen Soldaten den zahllosen Feinden einflößten, die aus allen Gegenden Europa's herbeikamen, in unsere Grenzen einzubrechen: dieser Schrecken war allerdings Carnot's Werk, aber er ist ruhmvoll und sein Andenken unsterblich; diesen Schrecken beanspruche ich für Carnot, und nehme ihn auch in Anspruch für die Ehre unserer Akademie. Gern werden Sie, meine Herren, Carnot von Neuem in dieser schönen, glanzvollen Phase seiner öffentlichen Laufbahn folgen: dafür bürgt mir Ihre Hingebung ans Vaterland.

(Forts. folgt.)

Die Naturwissenschaft der Gegenwart.
(Von Herm. Kiefer.)

Wenn es wahr ist, daß sich im Leben des Menschen, des Einzelnen sowohl wie der Nationen, das Leben der Natur abspiegelt; daß Jenes nur der Reflex, das Spiegelbild dieser, der Allerzeugerin und Allerschafferin ist, daß dieselben Gesetze, welche hier, so auch dort gültig sind: so haben wir wohl ein Recht, hier im Völkerleben von den gleichen Erscheinungen, denselben Vorgängen und Ursachen dieselben Wirkungen und Resultate zu erwarten. Eine exakte Naturwissenschaft, Feind aller Hypothesen, fremd jeder willkührten Annahme, hat in neuerer Zeit manchen Aufschluß über Dinge gegeben, welche früher als außer dem Bereich menschlicher Erkenntniß gelegen angesehen wurden. Vor der Wissenschaft ist das Heilige geschwunden; nur sie selbst ist sich noch heilig; und seit Franklin mit kühner Hand dem Gotte den Blitz entrissen, haben die schwachen Sterblichen Gewand um Gewand von Tag zu Tag dem Mächtigen abgezogen, und nackt und blos, jedem unbefangenen Auge sichtbar, steht der nie Geschaute vor dem erstaunten Blicke. Freilich hat ein solch profanes zu Werke Gehen, eine solche Verachtung jeder angebornen Scheu, ein solches rücksichtsloses Vordringen in die Tiefe und das Wesen der Natur, eine solche Verletzung aller Geheimnisse, ein solches Veröffentlichen jeder entdeckten Wahrheit — den höchsten Tadel, die gerechte Entrüstung aller Derjenigen erfahren, welche wie die Motten nur in alten Pelzen und vergilbten Pergamenten leben können; deren Lebenselement die Nacht ist, weil sie den Glanz des Tages nicht ertragen können; denen jede Neuerung ein Greuel, ein Frevel am Allerheiligsten ist, weil dadurch ihre nichtswürdigen Privilegien gefährdet werden; um so mehr noch, wenn dadurch die Stützen jeder Reaktion — Staat und Kirche — in ihren Grundsäulen erschüttert und wankend gemacht werden. Allerorten ist der Kampf entbrannt; die Gemüther sind in Bewegung, das Blut erhitzt — hie Welf — hie Waiblingen — tönt es von allen Seiten! Jeder nimmt Partei — wer wird der Sieger sein in dieser Schlacht? Schon tönt das Anathema von drüben herüber; das „Kreuziget ihn, kreuziget ihn!" ist noch nicht vergessen; im alten Kampfe liegt die Menschheit noch.

Aber wir wissen, daß der Sturmnacht ein heiterer Morgen folgt, eine reine erquickende Athmosphäre; nach dem Toben der Elemente eine ernste Ruhe und Stille eintritt, während der die ganze Natur frisch aufathmet, und erquickt und gestärkt, Blüthe und Früchte trägt. So auch wird diesem Kampfe, dieser Aufregung Ruhe und Stille folgen und im Sonnenglanze der Freiheit die entknechtete Menschheit ihre schönsten Blüthen und Früchte — diejenigen der Menschlichkeit tragen.

Die Naturwissenschaften sind es, welche in neuester Zeit den Kampf heraufbeschworen; Wage, Messer und Mikroskop sind es, welche dem Bestehenden den Handschuh hingeworfen. Wohl nie noch hat es eine Propaganda gegeben, so unscheinbar in ihrem Anfange, so glücklich in ihrem Fortgange, so furchtbar und mächtig in ihrem Verlaufe. Mit Lust und Liebe folgte ein Jeder anfänglich den Forschungen und Entdeckungen; Groß und Klein, Reich und Arm, Hoch und Nieder, Fromme und Gottlose — ein Jeder und Alle hatten Freude an ihr. Einem Jeden wußte sie etwas Neues zu geben; dem etwas Belehrendes, jenem etwas Unterhaltendes, dem Einen Nützliches, dem Andern Ueberraschendes. Thür und Angel öffneten sich, jedes Haus steht ihr heute offen, Allen ist sie ein willkommener, geliebter Gast. Ihr aber gilt die Wahrheit als das höchste und einzige Ziel; unbekümmert, ob sie gefällt oder anstößt, schreitet sie consequent ihre Bahn; — der Vorhang zerreißt vor ihrer Hand, und kühn — selbstbewußt tritt sie in das Allerheiligste ein, sucht die höchsten und letzten Wahrheiten des Menschengeschlechts zu enthüllen und was Dichter und Philosophen geahnt und gesungen, was aber nie zum Bewußtsein des Volkes kam, legt sie klar und deutlich Jedermann vor Augen; die langjährige Trennung von Philosophie und Naturwissenschaft hebt sie auf, und wie Feuerbach sagte, „der Philosoph sei ein geistiger Naturforscher", zeigt sie, daß der Naturforscher ein Philosoph der Natur sei; beweist, daß beide nur zwei Anschauungen einer und derselben Sache sind, und wie Körper und Geist innig verbunden und eines, so auch sie beide unzertrennlich und gleich sind.

Das alte Rom konnte nicht ärger erschrecken bei dem "Hannibal ante portas", als die Anhänger des Bestehenden, als sie den zu Boden geschmetterten Feind, die Aufklärung, plötzlich in neuem Gewande, und gefahrdrohender, mächtiger als je, vor sich sahen. Der Hülferuf ertönt von allen Orten, von Kanzel und Katheder predigt und räsonnirt man, schon wird der Arm der weltlichen Macht in Anspruch genommen, um vor der Macht der Wissenschaft zu schützen. Staat und Kirche sind in Gefahr, dem Unglauben ist Thor und Thüre offen und der Glaube stürzt zusammen: — so tönt durch die gläubige Welt der Angstschrei des Entsetzens!

Ja sie ist gefährlich geworden, diese Wissenschaft, seit sie verkündete: Kraft und Stoff sind eines, ohne Stoff keine Kraft; seit sie das Gesetz der Nothwendigkeit feststellte; den Grundsatz: „Alles begreifen heißt Alles verzeihen" adoptirte. Man ließ sie gerne gewähren, so lange sie nur die Anatomie des Maikäfers untersuchte; man lächelte ihr noch Beifall, als sie Wahn und Aberglauben zerstörte, aber man stieß sie von sich, als sie den Glauben selbst als Aberglauben bezeichnete; man erschrak vor den Consequenzen, trotzdem man die Prämissen gebilligt; theilweise aus Angst vor Umsturz und Neuerung, theilweise — und zwar die Besten — aus

scheinbarer Verletzung eines ästhetischen Gefühls. Mit Erstern haben wir nichts zu rechten; Letztere aber mögen bedenken, daß sie nicht weit entfernt von denen stehen, welche im Interesse der sogenannten Moral die Wissenschaft unterdrücken möchten. Man warf ihr vor, sie gehe zu weit, sei arrogant und schweife in Gebiete, deren Erforschung ihr fremd und unzugänglich sei; man kam dabei à la Wagner und Kienke auf die scharfsinnigsten Hypothesen; erfand ein eigenes Glaubensorgan, welches allein zur Erkenntniß der höchsten Wahrheiten befähigte, (welches aber, wie es scheint in neuerer Zeit sehr vielen Menschen verloren gegangen ist,) man machte die possirlichsten Sprünge und Seiltänzerkunststücke, um sich der Nothwendigkeit der Anerkennung der Wahrheit zu entziehen; man scheute sich nicht öffentlich zu erklären, die Gelehrten möchten schon zu solchen Ansichten zugelassen werden, aber dem Volke müsse man diese um jeden Preis und mit aller Anstrengung vorenthalten; man verläumdete die Träger dieser Wissenschaft als Unzufriedene, und während man in einem Augenblicke denselben die Möglichkeit und Fähigkeit jeder edeln Handlung und Aufopferung abspricht, sieht man sich in der nächsten Minute gezwungen zu erklären, daß sie in Folge ihrer Ansichten sehr viele Opfer gebracht hätten und bringen mußten, — wohl um Andere von denselben zurückzuschrecken; — endlich benützt man die Jugend der neuern Forscher, um sie zu verdächtigen, und sucht mit den glänzenden Namen eines Humboldt, Oersted und Anderer der faulen Sache neues Leben zu verleihen; nicht bedenkend, daß gerade diese Koryphäen, wenn sie auch die neuen Lehren nicht selbst aussprachen, doch Pathenstelle bei denselben vertraten; daß ein Menschenleben nicht genügt den ganzen Kreis der menschlichen Entwickelung zu durchlaufen, sondern daß jede nächstfolgende Generation, im Leben der Erde, wie des Menschen, auf der vorhergehenden fußt, eine weitere und höhere Entwickelung derselben ist. Ja so gefährlich ist die Naturwissenschaft dem alten Dogma und dem alten Glauben geworden, daß man sich von dieser Seite her genöthigt gesehen hat, den Versuch zu machen, zu beweisen, daß Naturwissenschaft den Glauben nicht ausschließe; man hat, weil man der Wahrheit eben nicht ganz in's Gesicht schlagen konnte, den Glauben rationell gemacht und sich mit besondern Organen, die nur Auserkorne haben, mit Seelensubstanzen und dergleichen Erfindungen hinauszuwinden gesucht. Nichts mehr, als gerade diese verunglückten Versuche, beweisen die Macht und Unumstößlichkeit der genannten Wissenschaften. Und es ist der große Werth derselben, daß sie nicht nur Einzelnen zugänglich sind, sondern Jedem mit gesunden Sinnen und Liebe zur Wahrheit offen stehen; Jeden einladen, an ihrem Tische sich zu laben, und Keinen unbefriedigt von dannen ziehen lassen. So sind dieselben in Blut und Mark des Volkes übergegangen, mit Liebe und Kraft wird dasselbe seine

Freunde schützen; sie haben Tausenden die Decken von den Augen gezogen, haben wirksamer, wie alle Flug- und Brandschriften, das Unrecht der bestehenden Verhältnisse aufgedeckt, haben Bresche geschossen in die fußdicke Mauer des Unsinns und der Vorurtheile, und der Menschheit den Weg zu einer glücklichen Zukunft angebahnt. Vergebens wird man diesen Einfluß vernichten wollen, vergebens im Interesse einer sogenannten gefährdeten Moral den Bannstrahl über sie schleudern: — sie haben Wurzel gefaßt im Herzen des Volkes, und keine Macht der Erde wird im Stande sein, die alten Ansichten und Vorurtheile, den alten Glauben wieder zu verjüngen.

Wir haben oben gesagt, daß anfänglich die Naturwissenschaften von Jederman mit Liebe aufgenommen wurden, und daß die Opposition gegen dieselben erst begann, als diese im Verlaufe ihrer Untersuchungen nothwendigerweise auf Widersprüche und Unwahrheiten in einer großen Anzahl der bestehenden Ansichten, besonders der religiösen, stießen. So entstand der Bruch zwischen religiösem Glauben und Naturwissenschaft; ein Bruch, dessen Bedeutung nicht groß genug aufgefaßt werden kann, und der in beiden Hemisphären bereits zu einer langen Reihe der heftigsten und interessantesten Debatten geführt hat. Wir sprechen nicht von denen, welche heute noch den Scheiterhaufen Jedem errichten möchten, der an der Wahrheit der Drehung der Sonne um die Erde, oder dem Stillstande der ersteren auf Befehl Josua's zweifelt; sie mit ihren Ansichten gehören der Vergangenheit an; sind versteinerte Antiquitäten, und haben als solche nur für den Alterthumsforscher und Historiker noch Werth. Wir wollen vielmehr die Opposition derjenigen betrachten, welche vorgeben, selbst auf dem Boden der reinen Naturwissenschaften zu stehen, welche gegen keine naturwissenschaftliche Thatsache ankämpfen, sie vielmehr zugeben, ja noch selbst vertheidigen, aber bei allem dem gegen die einfachsten Consequenzen, gegen die natürlichste Folgerung mit einer Bitterkeit und Heftigkeit zu Felde ziehen, die dem obscursten Orthodoxen alle Ehre machte. Diese Gegner selbst wieder lassen sich in zwei Reihen bringen, und wir können uns einfach so ausdrücken: den Einen ist es mit ihrer Opposition Ernst; sie handeln so, weil sie die Ansicht haben, daß auf dem betretenen Wege alles Sittliche und Edle aus dem Menschenleben hinausgeworfen, daß der Mensch eben als Thier auch nur thierisch leben werde; daß jede Tugend lächerlich und jedes Laster sanktionirt werde. Wäre diese Ansicht eine gegründete, dann allerdings möchte man den Naturwissenschaften zurufen: bis hieher und nicht weiter! aber wir werden später sehen, daß diese ganze Furcht nur auf Unkenntniß beruht, daß diese Gefahr niemals eintreten kann. Schlimmer ist die andere Sorte unserer Gegner; Leute, welche so gut wie wir von der Richtigkeit und der Berechtigung der neuen Ansichten überzeugt sind, welche aber im Namen von „Staat und Kirche" gegen sie

auftreten, indem sie einsehen, daß die schließliche und endliche Consequenz aller dieser Lehren zu einer Umwälzung der bestehenden staatlichen und religiösen Verhältnisse führen muß; die sich die Nemesis auf den Fersen sehen, und in ihrer Angst und Verzweifelung zu allen Mitteln greifen, mit denen sie einigermaßen das Bestehende halten zu können vermeinen.

Diese beiden Gegner haben ein Gemeinsames, welches sie gerade noch gefährlicher macht, — sie gehen nämlich ein Stück Weges mit den Naturwissenschaften. Sie sind z. B. vollkommen damit einverstanden, daß keine Kraft ohne Stoff existirt, aber sie geben nicht zu, daß der Stoff die Kraft erzeugt; sie erklären, daß ohne Gehirn kein Denken möglich sei, aber sie bestreiten, daß das Gehirn den Gedanken produzire; sie erkennen die Naturgesetze an, läugnen aber, daß diese in Folge der Eigenschaften der Natur resultiren, und wollen sie einem übernatürlichen Wesen übertragen. So bewegen sich beide in ewigen Widersprüchen — zu unwissend, zu engherzig und zu feig, um den großen Kreis der Entwickelung dieser Wissenschaften mit zu durchlaufen, drehen sie sich in ewigen Zirkeltänzen, und erweitern niemals ihren Blick über ihren beschränkten eigenen Gesichtskreis. Beide machen Anspruch auf den Titel aufgeklärter und gebildeter Menschen; beide fühlen sich beleidigt und tief verletzt, wollte man sie des Aberglaubens zeihen; um aber ihr Seelenheil und die materiellen Güter zu retten, unterscheiden sie sorgfältig zwischen Aberglauben und Glauben. Sie jubelten laut, als die Naturwissenschaft die Wunder in Trümmer zerschlug; sie fühlten sich erleichtert, als sie sahen, daß diese sogenannten Wunder einfache Naturerscheinungen oder reine Unmöglichkeit seien, als sie einsahen, daß Wunder als etwas Ueber- oder Unnatürliches eben nicht existiren können. Sie dünkten sich stolz ob dieses Triumphes der Neuzeit, aber sie waren zu kurzsichtig einzusehen, daß keine Grenze zwischen Aberglauben und Glauben existirt, daß die Unterscheidung nur von der jedesmaligen Bildungsstufe des Einzelnen abhängt, d. h. daß dem Einen als Aberglauben erscheint und lächerlich, was der Andere für wahr und heilig hält, daß aber vor der strengen Wissenschaft der ganze Glaube als Aberglaube — als etwas Unergründetes, Unnachweisbares zerfällt. Oder ist es etwa weniger wunderbar, nach drei Tagen zu auferstehen und gegen Himmel zu fahren, oder als purer immaterieller Geist aus Nichts eine materielle Welt zu schaffen, als trockenen Fußes durch's Meer zu gehen, oder auf feurigen Wagen durch die Luft zu kutschiren? Wir sind der Ansicht, die sogenannten rationellen Gläubigen glauben noch viel wunderbarere Dinge, als sie verwerfen. Sie wollen die Wunder negiren, und vergessen, daß — wie der alte Göthe sagt: „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“, — man auch umgekehrt sagen kann: der Glaube ist des Wunders liebstes Kind? Sie sehen dies nicht ein, lächeln und bedauern die Abergläubigen, dünken sich stolz und weise in ihrem

Glauben, den sie ganz b
Kraft und allen ihnen zu
los, der ihnen ein Greuel

Gestehen wir es offe
den geführt. Es liegt d
in ihnen, daß selbst ger
sere Gegner berufen, w
alten Pietät den lieben !
sagen wir — nur in 2
dies zugeben müssen, l
schaften resultirt, so ist
und die wir, frei von p
schaft im Interesse der
haben: „Ist der Ung
Vollkommenheit, welch
vorne herein hier beme
gültig ist und sein mu
bestehenden Ansichten
uns angenehm sind o
der Nützlichkeit und 3
aufwerfen, so geschi
aus; von demjenig
stützen, deren einziger
der Naturwissenschaf
von ihrem eigenen S

Zuerst: was i
Glaubens ist inhalt
heiten und Irrthün
aber inhaltsleer, n
etwas Besseres an
so beschaffen, dann
ziehen, denn wir r
wer er wolle, einen
einen leitenden S
dem er folgen kan
Naturwissenschaft
Stelle des Irrthu
gestellt; statt geg
statt dem Gesetze
Lohne und der St
einem Worte: de
Darum handelt

esonders für sich reserviren, und ziehen mit aller
Gebote stehenden Mitteln gegen den Unglauben
ist, und den sie vernichten wollen.
n, ja die Naturwissenschaften haben zum Unglau-
ieser so folgerichtig, so unumgänglich nothwendig
ade diejenigen Naturforscher, auf welche sich un-
le Liebig und Oersted, und welche aus einer Art
Herrgott noch festhalten wollen, daß selbst diese —
Widersprüche mit sich selbst gerathen. Wenn wir
daß nämlich der Unglaube aus den Naturwissen-
. die nächste wichtige Frage, welche sich aufwirft,
ersönlicher Vorliebe oder Abneigung, ohne Leiden-
: Wahrheit und der Menschheit zu beantworten
laube fähig, das Menschengeschlecht zur höchsten
: ihm erreichbar ist, zu führen?" Wir wollen von
cken, daß es der Wissenschaft als solcher ganz gleich-
ß, ob die Wahrheiten, welche sie findet, mit unsern
and Verhältnissen übereinstimmen oder nicht; ob sie
der unangenehm; die Wissenschaft als solche hat mit
weckmäßigkeit nichts zu thun. Wenn wir iene Frage
eht es vom moralischen und sittlichen Standpunkte
en Standpunkte, auf welchen sich unsere Gegner
: Halt in ihrer Opposition gerade in dieser Unfähigkeit
ten zu beruhen scheint; wir wollen unsere Gegner
Standpunkte aus bekämpfen.
st der Unglaube? Der Unglaube als Negation des
leer, er hat als solcher allenfalls bestehende Unwahr-
ter berichtigt, hat Bahn gemacht für etwas Besseres;
vie er ist, ist er unfähig, etwas Neues aufzubauen,
die Stelle des Alten zu setzen. Wäre der Unglaube
würden wir uns trauernd und trostlos von ihm zurück-
wissen aus eigener Erfahrung, daß der Mensch, sei er,
: Stützpunkt haben muß, an den er sich festhalten kann,
Stern, der ihm in der Nacht des Unglücks leuchtet, und
t auf seiner Bahn. Aber der Unglaube, der aus den
en entspringt, ist nicht inhaltsleer; er hat an die
ms und der Täuschung die Einsicht und die Wahrheit
laubter Wunder hat er erkannte Naturgesetze gegeben;
Gottes außer uns das Gesetz in uns gefunden; statt dem
rafe im Jenseits diese Welt zur Richterin gemacht. Mit
r Unglaube ist das Wissen im Gegensatze zum Glauben.
es sich, das ist der Streit unseres Jahrhunderts, und das

ist die Frage, die zu lösen ist: auf welchem Wege, dem des Glaubens oder Wissens gelangt die Menschheit zum Ziele?

Verhehlen wir es uns nicht, süß und angenehm ist der Glaube, und mit Wehmuth und Lust gedenkt wohl Mancher noch der Kindheit und frühesten Jugend, in der er noch gläubig war. Aber wir bleiben eben keine Kinder, und was für jene Jahre passend war, wird für den Mann einfältig und thöricht. Nicht als wollte ich sagen, das Kind müsse gläubig erzogen werden; im Gegentheil es ist der größte Fehler, den aufgeklärte Menschen begehen können, ihren Kindern Lehren beibringen zu lassen, mit welchen sie selbst nicht übereinstimmen, von welchen sie selbst verlangen, daß sie nach kurzer Zeit verlassen werden: sie verursachen im besten Falle dem so Erzogenen einen peinlichen und nutzlosen Kampf mit sich selbst. Angenehm ja ist der Glaube wohl; es ist wohlthuend, sich in der Hand des Allmächtigen zu wissen, der uns schützt; so freundlich, ein liebendes Vaterauge über sich, — so beruhigend, das Gute anerkannt und belohnt, das Schlechte verstoßen und bestraft, — so sehr der Eigenliebe und dem Stolze schmeichelnd, sich für ewige Zeiten fortdauernd zu wissen. Zu wissen? Ja, wenn es ein Wissen wäre, so aber ist's eben ein Glauben! Aber leicht und fröhlich leben läßt es sich bei diesem Glauben; den Himmel läß man sorgen und geht ein zur ewigen Herrlichkeit! Strengere Forderungen stellt der Unglauben. Der Ungläubige ist auf sich selbst angewiesen und in ihm selbst ruhen seine Kräfte und Mittel; er selbst muß arbeiten und schaffen, ringen und kämpfen; ihn beschützt kein gütiger Vater im Himmel, ihn bewacht kein liebendes Vaterauge, ihm winkt keine Belohnung im Jenseits, ihm lacht keine ewige Fortdauer; nur die Naturgesetze sieht er sich gegenüber, sieht sich selbst als Produkt derselben, sich wie die übrige Welt denselben unterworfen; mit gebieterischer Nothwendigkeit ergreifen sie ihn, ihnen muß er folgen, „so muß er sein, er kann sich selber nicht entgehen". Eine trostlose, eine fürchterliche Ansicht! wird man ausrufen. Kein Himmel und keine Hölle, kein Lohn und keine Strafe, kein Gott und keine Unsterblichkeit? Was soll aus der Welt werden, was aus der Moral und Gerechtigkeit? Wer wird noch gut und edel sein wollen; ist es nicht das Beste, sich zu jedem Genusse zu drängen, der ärgsten Sinnlichkeit zu fröhnen, nur für sich selbst zu leben, dem niedersten Egoismus in der krassesten Form zu huldigen? und in ähnlichem Tone wird der Jammer fortgehen. Wir können darauf nur erwiedern, daß diejenigen, welche also reden, die niederste Ansicht, die gemeinste Anschauung von der Menschheit haben; so unendlich verworfen, daß wir uns mit Abscheu von ihnen wenden. Doch wir wollen nicht ungerecht sein! Nicht ihnen ist die Schuld dieses Verbrechens an der Menschheit zuzuschreiben, sondern den Lehren der Gläubigen, welche es dahin gebracht haben, daß man das Gute nicht wegen sich selbst thut, sondern des Lohnes wegen, das

Böse nicht dadurch als unsittlich unterläßt, sondern aus Furcht vor Strafe; welche es aber dahin gebracht haben, daß nichts Gutes und Edles mehr in der Welt existirt. Das sind die Früchte dieser zweitausendjährigen Moral, auf welche jene Herren so stolz sind, und mit deren Sturz sie die ganze Welt aus den Angeln gehen sehen. Noch nie hat irgend eine Lehre so entsittlichend auf die Massen gewirkt, als die Lehre der jenseitigen Vergeltung es gethan hat, und wenn Radewitz für nöthig hält, den Glauben an eine Fortdauer wieder lebendig machen zu müssen, um eine Grundlage für Moral und Sittlichkeit bei den „entchristeten Massen" zu finden, so wird er damit nur das Gegentheil erreichen. Man sehe hin auf die Länder, in welchen der Glaube am üppigsten blüht, um das Gesagte bestätigt zu finden. Statt im Menschen das Gefühl seiner Würde zu wecken und heben, statt sein Gefühl und sein Urtheil zu erziehen, daß er sich selbst verachten muß ob einer schlechten Handlung, statt ihm die ewigen Gesetze der Natur in die Brust zu pflanzen, stellt man ihm einen Popanz mit Schweif, Hörnern und Klauen hin, um ihn zu schrecken; vergibt man ihm im Namen des Herren gegen Buße die naturwidrigsten Verbrechen, und glaubt mit einigen Bibelsprüchen, welche man als Wort Gottes ausgiebt, die Vernunft in Ketten legen zu können. Und nicht genug, man hat noch die Frechheit zu behaupten, ohne diese gläubige Moral könne der Mensch nicht menschlich leben, werde er sein wie das niederste Thier. Keine größere Schande kann dem Menschengeschlechte angethan werden, als dieses Urtheil mit sich bringt; aber zum Glücke sind die Menschen nicht so schlecht, wie man sie gerne haben möchte; trotz aller „moralischen" Einflüsse blieb die Natur dennoch gut und edel. Und im Angesicht dieser Thatsachen fragen wir: ist der Glaube fähig, die Menschen zur Vollkommenheit zu führen? Wo sind die Resultate nach zweitausend Jahren? Ja, die Menschen sind humaner, die Verhältnisse feiner, die Sitten milder —aber wem ist dies zu danken? Wahrlich nicht dem Glauben, sondern der Wissenschaft. Die sogenannte Moral, wie sie aus dem Glauben entspringt, als etwas außerhalb dem Menschen Gelegenes, ihm Fremdes, kann nur dazu dienen, ihn irre zu führen — nie aber ihn zu bessern. Und nun denke man sich gegenüber dieser falschen Moral eine solche, deren Grundsätze aus der Natur des Menschen selbst entspringen. Man denke sich den Menschen bewußt, daß er als Glied und Theil eines großen Ganzen zur Förderung und Wohlfahrt desselben, was immer in seinen Kräften steht, beitragen muß; daß er ein gleichberechtigtes Mitglied der großen Menschenfamilie ist, und daß er, was er für sich selbst in Anspruch nimmt, auch seinen Nebenmenschen gewähren muß. Man verweise ihn mit seinen Ansprüchen, statt auf den Himmel, auf die Erde selbst, und lasse ihn statt in einer langweiligen Unsterblichkeit, seine Belohnung in der Achtung seiner Mitmenschen finden, — eingedenk des Wortes des Dichters: „Wer den

Besten seiner Zeit genug gethan, der hat ge ıug gelebt für alle Zeiten!“ Man bringe ihm das Bewußtsein bei, daß da s Böse nur im Unnatürlichen liegt; statt allen himmlischen Unsinns lehre man die Gesetze der Natur, und er wird seinen Stolz darin finden, diese r hohen Lehrerin zu folgen. Der gemeine Egoismus und alle Verbrechen, welche daraus entspringen, würden verschwinden, und alles Gute und Edle, was bei der heutigen Moral verloren gegangen ist, wieder gefunden werden. Wie erhaben stünde die Menschheit da; welche Resultate in alle n Gebieten des Lebens und der Wissenschaft würden erzielt werden! Welches würden die Früchte einer solchen natürlichen und menschlichen Moral sein, gegenüber der christlichen und göttlichen? Statt einer Ewigkeit und ihren Strafen Anerkennung oder Verachtung der Mitwelt; statt des Hoffens und Vertrauens auf eine Gottheit das Bewußtsein der Nothwendigkeit der eigenen Kraftanstrengung; statt der Zuchtruthe im Hintergrunde im eigenen Innern das Pflichtgefühl. Diese Welt der Heuchelei wäre vernichtet mit einem Schlage; an die Stelle des Hasses träte die Liebe, an die Stelle der Lüge die Wahrheit, und an die Stelle der Unterdrückung die Freiheit und Gleichberechtigung. Das ist die Moral des Unglaubens, wie er aus den Naturwissenschaften entspringt, — und ich denke, wir haben ein Recht, auf dieselbe stolz zu sein und sie jeder andern vorzuziehen. Diejenigen, welche mit dem Glauben die Moral verschwinden sehen, beweisen nur damit, daß sie selbst keine Moral haben; gerade dieser Standpunkt, von welchem aus diese Einwürfe gemacht werden, ist der geeignetste und beste, die Vortrefflichkeit und Entwickelungsfähigkeit der Naturwissenschaften zu beweisen. Man wird uns einwerfen, daß gebildete und gut erzogene Menschen leben können mit solchen Grundsätzen wohl können, nicht aber die rohen Massen; man wird den bekannten Ausspruch Voltaire's — „die Religion ist eine Erfindung, die, wenn sie nicht gemacht wäre, gemacht werden müßte“ — hervorholen, um die Nothwendigkeit dieser zu beweisen; aber wir erklären darauf, daß alle Menschen gleich organisirt sind, und somit auch gleich entwickelungsfähig, daß die Rohheit nicht in der Menschennatur, sondern in den Verhältnissen liegt, und daß wir Erziehung und Bildung für Alle beanspruchen. So treffen die Naturwissenschaften in ihren letzten Consequenzen hier mit den sozialen Wissenschaften zusammen, und geben wie für alle anderen, so auch für diese, die einzige reelle und dauerhafte Grundlage ab. Das ist die Allmächtigkeit und Großartigkeit dieser Wissenschaft, daß keine andere ohne sie bestehen kann; eine Großartigkeit von Vielen geahnt, von Wenigen begriffen; erst wenn sie allgemein anerkannt ist, werden die Bestrebungen der letzten Jahrzehnte auf politischem, sozialem und religiösem Gebiete realisirt werden können. Und somit sagen wir denn, weit entfernt, daß die Naturwissenschaft in gegenwärtiger Zeit ihr Gebiet überschreite, hat sie vielmehr noch weiter zu

gehen; was ihre praktische Nützlichkeit begonnen, muß ihre innere Wahrheit vollenden; sie wird siegreich die Runde um die Welt machen, und erst wenn von jedem Tempel der Wissenschaft ihr Panier weht, wird die Menschheit die Bedingungen eines freien und glücklichen Lebens gefunden haben. —

———o0o———

Die Niagarafälle im Eise.

Wenn man im heißen Sommer sich an dem Anblick der grünen Fluthen des Niagaraflusses erquickt, hat man wohl keine Vorstellung davon, welch ein ganz anderes Bild das berühmte Naturschauspiel im Winter und im Eise darbietet. Der Fall hat die Eigenthümlichkeit, daß er bei jedem neuen Besuche neu erscheint, und dem Auge neue Schönheiten darbietet: dies ist schon von allen seinen Verehrern gerühmt worden. Aber man mag den Fall im ersten grünen Frühling, wie im goldenen Herbste, im prächtigen Sonnenschein, wie im geisterhaften Mondlicht gesehen, man mag ihn von allen Seiten, vom canadischen, wie vom amerikanischen Ufer, von unten, von oben betrachtet und bewundert haben: — man kennt nicht den Fall, man hat keine Ahnung von seiner Größe und Majestät, wenn man ihn nicht im Winterkleide mit seinen Gletschergebilden und Eisbergen gesehen hat. Der diesjährige Winter mit seiner strengen, andauernden Kälte gewährte uns dieses Schauspiel in umfassendem Maaße; die ältesten Leute, selbst die Indianer der Umgegend, können sich nicht erinnern, jemals den Fall so mit Eis bedeckt gesehen zu haben, wie in den letzten Tagen, und Stellen sind der Tummelplatz einer schaulustigen Menge geworden, welche bisher noch von keinem Sterblichen betreten sind. Der Frost hat die kleinen Inseln in den Stromschnellen und vor dem amerikanischen Fall, wie auch einzelne Felsen innerhalb der Fälle zugänglich gemacht, und erlaubt uns, den Fuß mitten in den tobenden Strudel des Falles zu setzen. Das Schauspiel, das sich dort bietet, spottet aller Beschreibung.

Wir hatten das seltene Glück, an einem der wenigen warmen und sonnigen Tage, die uns dieser Winter gebracht hat, die Fälle zu sehen; die Sonne blitzte auf den weiten Schneefeldern und den Eismassen der Stromschnellen, daß das Auge kaum den Glanz vertragen konnte, und eine laue, milde Luft erinnerte uns an die Nähe des Frühlings. Aber trotz der Frühlingsluft standen noch die Eismassen ungestört da. Die Stromschnellen, welche zwischen dem festen Lande und der Insel liegen, waren von mächtigen Eisfeldern durchzogen, zwischen denen das

Wasser mit Ungestüm, wie erbost über den ungewöhnlichen Widerstand, sich Bahn suchte. Tausend kleine Kaskaden und Springfluthen wurden durch den Kampf der Wellen mit dem Eise gebildet; wie Champagner sprudelte hier das Wasser in tausend Perlen und Tropfen in die Höhe, während es dort brausend unter der mächtigen Eisdecke verschwand, oder an einer andern Stelle mit wildem Ungestüm die Eismassen mit sich hinwegriß dem Abgrunde zu. Wenn schon sonst die Stromschnellen ein tausendstimmiges Conzert der über die Felsen dahin rauschenden Wellen bieten, so war diesmal das Klingen uud Tönen des Wassers noch viel lebhafter, weil das Eis Widerstand bot, den stürzenden Strom in Tausende von kleinen Wasserfällen und Springfluthen zertheilte, und die einzelnen Schollen wie kleine Glocken unter dem Anprall des Wassers tönten. Die Brücke, welche zur Papiermühle und Insel führt, war mit Eis umlagert; die Bewohner von Niagarafalls fürchten von dem nächsten Eisgange für dieselbe. Bei der Papiermühle wagten wir uns auf das Eis, und schritten den beiden kleinen Inseln zu, die oberhalb des amerikanischen Falles liegen, und noch nicht durch Brücken zugänglich gemacht sind. Hier hatten die Besucher durch Zuschriften, Fahnen u. s. w. Andenken an den seltenen Spaziergang zurückgelassen. Wir standen bald auf der Stelle, wo vor ungefähr zwei Jahren Avery verunglückte, dem man während zweier Tage von dem nahen Ufer keine Hülfe bringen konnte. Mitten im amerikanischen Falle war ein großer Eisberg, zu dessen beiden Seiten die durch das Eis zusammengepreßten Wasserströme hindurchstürzten; das spiegelplatte Eis machte den Weg dahin bedenklich, und es war ein grauenhafter Anblick, in die Tiefe hinunterzusehen. Der amerikanische Fall war durch überhangende Gletscher in drei Theile getheilt, wie man denn auch im Sommer sehen kann, daß drei Felsen in ihm hervorragen; mit Gewalt stürzte das Wasser durch die Engpässe hinunter, um unten allerlei Felsen, Säulen, Hügel und Berge von Eis zu bilden. Den drei überhangenden Eisbergen am oberen Falle correspondirten unten drei kegelförmige Gletscher, die sich wenigstens hundert Fuß über dem Wasser erhoben und die mit den seltsamsten Eisverzierungen geschmückt waren. Zwischen diesen blitzenden Eismassen sprudelte nun das in Millionen und Millionen einzelner Tropfen aufgelöste Wasser hinunter, ein Anblick, der wirklich bei dem glänzenden Sonnenlichte das Auge fast blendete. Dazu der Regenbogen, der sich in nie gesehenem Glanze über das Eis und die grüne Fläche des Flusses herzog; das Funkeln und Blitzen der mit Eis überzogenen Bäume, die von den Felsen hinunterhängenden Eismassen, der blendend weiße Schneeteppich, gegen den seltsam die grünen Fichten und Tannen abstachen: es war ein Anblick voll Glanz und Pracht, den man vielleicht unter den Tropen oder im Nordpol nicht wiederfindet.

Wenn wir nun nothwendig haben, uns von der Aufregung des großen Schauspiels zu erholen, und das von dem übermäßigen Glanze ermüdete Auge auszuruhen, dann treten wir in den stillen, ruhigen Fichtenwald der Insel, die uns ein prachtvolles Bild des winterlichen Urwaldes bietet. Eine tiefe Schneedecke, die noch noch nie von dem Fuße eines Menschen berührt ist, hier und da nur durch umgestürzte Baumstämme unterbrochen, bedeckt den Boden; wie lustige Weihnachtsbäume hängen die Fichten und Tannen mit ihren Eiszapfen darüber, und munter klettert das Eichhörnchen in den Zweigen auf und ab. Dieser Wald mit seinen immergrünen Fichten ist einer der größten Zierden dieser Landschaft im Winter; durch ihn behält auch im Schnee und Winter dieselbe alle Frische und allen Farbenglanz.

So gehen wir weiter und weiter, bis daß uns ein dumpfer Donner ankündigt, daß wir uns in der Nähe des großen Hufeisenfalles befinden. Dieser Fall läßt sich allerdings durch das Eis und den Winter nicht verdecken und verstecken; er wälzt seine Fluthen hinunter, mächtig, majestätisch; die grünen Wellen stürzen herab ununterbrochen, wie im Sommer, und der Regenbogen wölbt sich heute gerade so glänzend, wie in den glühenden Tagen des Juli. Ueber solche Naturerscheinungen haben die Jahreszeiten, wie die Zeit überhaupt, keine Macht. Nur an den Seiten, dort, wo die Felsen noch nicht von der Wucht des Falles in den Abgrund geschmettert sind, bilden sich gigantische gothische Wölbungen, Säulen und Pfeiler, aus Eismassen; namentlich unterhalb des steinernen Thurmes hat des Winters Hand einen prachtvollen Bau gezimmert; Säule strebt an Säule, Pfeiler an Pfeiler, so daß der Fall an dieser Seite fast ganz zugebaut ist, und nur hie und da ein blendend weißer Wasserstrahl durchdringt. In der Mitte des Hufeisens dagegen sehen wir keine Eisgebilde; der Fall ist hier zu heftig, und wenn wir hinunterschauen, sehen wir den weißen Schaum und weiterhin die freundlichen grünen Wellen, deren Anblick uns in den heißen Sommertagen erquickt. Erst weiter unterhalb, dort, wo im Sommer das Ruderboot fährt, erlaubt der ruhigere Strom die Bildung des Eises; dort sehen wir eine mächtige Eisbank; Männer, Kinder, Frauen wandern herüber von der Canada-Seite zu Amerika und umgekehrt; Buben spielen mit Schlittschuh und Schlitten, und die jungen Mädchen tanzen im Uebermuth eine Quadrille über dem unergründeten Abgrund. Dort zur Seite, — wir schwindeln fast, wenn wir es sehen — klettert der Knabe mit seinem Schlitten mühsam den Eisberg hinauf; blitzschnell fährt er hinunter; wir glauben, daß die Schnelligkeit der Fahrt ihn hinunter bis an das Wasser treibt, aber er beugt sich zurück, er stemmt sich mit aller Macht rückwärts; und wenige Schritte vom offenen Wasser hält der Schlitten still Und drüben am andern Ufer ist Alles geschäftig; Wagen fahren hin und her; in den

feinsten Umrissen zeichnen sich die Häuser, Felsen, Bäume des Canada-Ufers am klaren Abend-Himmel ab, bis daß in der Ferne der imposante Bau der Hängebrücke das schöne Schauspiel würdig abschließt.

Ja, das ist ein prächtiges Schauspiel, und man kann sich glücklich schätzen, wenn man es bei klarem Sonnenlichte und mit ruhigem Herzen genießen kann. Solche Eindrücke begleiten uns durch das ganze Leben. Nie, und wenn er das Alter des Methusalems erreichte, wird der Schreiber dieser Zeilen den letzten Abschiedsblick vergessen, den er diesem seltenen Schauspiele zuwarf: als die Sonne unterging, als der Fluß, der Fall, die Felsen und der Wald sich in eine bleiche, geisterhafte Dunkelheit hüllten, als die Sonne noch nach ihrem Untergange die Wasserwolken, welche der Fall in die Höhe wirft, mit Purpurglanz säumte, so daß diese wie ein Bündel goldener Strahlen über der winterlichen Landschaft schwebten. Das war ein luftiges, verschwindendes Alpenglühen, welches man nicht schöner in der Schweiz, auf dem glücklichen Genfer See, und an der Kette des Montblanc sehen kann.



Der europäische Frieden.

Frieden, welch ein köstliches Wort! Welche Hymnen werden angestimmt werden von der offiziellen und halboffiziellen Presse druben, auf den Kanzeln und in den Kabinetten! Wie wird man danken dem Herrgott druben in den Wolken, welcher die Fackel des Krieges ausgelöscht hat, und seinen Repräsentanten auf Erden, den Königen von Gottes Gnaden, die in weiser Mäßigung den europäischen Frieden hergestellt haben. Wie viel Tedeums werden gesungen, wie viel Orden vertheilt werden! Welche Phrasen von ewiger Freundschaft und Eintracht wird man hören! Und was ist die Bedeutung der ganzen Sache? Was der Gewinn der gemachten Anstrengungen, was das Unterpfand des Friedens? Nichts und auch gar nichts, als vielleicht eine wiederholte Bestätigung dessen, was die neuere Geschichte Europa's schon so oft und deutlich gelehrt hat, nemlich: daß Europa nur durch eine gewaltsame Veränderung seines ganzen politischen Systemes aus seiner gegenwärtigen unglücklichen und zweideutigen Lage herausgerissen werden kann.

Es scheint in der That Ernst mit den Friedensgerüchten zu werden, und wir finden weder in den Ereignissen der letzten Jahre, noch in den Tendenzen der Regierungen Europa's, noch in den Absichten und

Interessen der leitenden Personen, Anhaltspunkte, die uns eine gegründete Hoffnung auf eine Weiterführung und eine sowohl geographische, wie prinzipielle Fortentwickelung des Krieges geben könnten. Schon ist der Waffenstillstand, der thatsächlich bereits nach der Einnahme von Kars existirte, formell geschlossen; schon sind die allgemeinsten Friedensbedingungen, welche nichts Wesentliches an dem früheren Stand der Dinge ändern, von beiden Parteien angenommen; schon ist der Friedenskongreß ausgeschrieben. Die allgemeine Ansicht, daß Frankreich, Oesterreich und Rußland schon über die Art und Weise der Friedensbedingungen ein vorläufiges Abkommen geschlossen haben, und daß England der hintergangene Theil sei, findet nicht nur in der ganzen Art und Weise des Friedensschlusses, sondern auch hauptsächlich in den Tendenzen und der Vergangenheit der gegenwärtigen österreichischen und französischen Regierung ihre Bestätigung. Während das absolutistische Oesterreich der natürliche Bundesgenosse Rußlands ist, — eine Thatsache, die noch vor wenigen Jahren auf den Schlachtfeldern von Villagos und Temeswar sich so eklatant herausstellte, — lag es nicht in dem persönlichen Interesse Louis Napoleons, — denn nur dies kommt in Betracht, nicht das Interesse der großen französischen Nation, — den Absolutismus in Europa zu bekämpfen, den er dem französischen Volke durch Verrath und Gewalt aufgedrungen hatte. Jeder, der nur mit den Anfangsgründen der europäischen Politik bekannt ist, weiß, daß eine Schwächung Rußlands direkt und unmittelbar auch eine Schwächung der monarchischen Gewalt in ganz Europa sein wird; Rußland ist der feste Hort des Absolutismus, und ebenso wenig, wie der König von Preußen oder der Kaiser von Oesterreich, mag Louis Napoleon daran rütteln. England dagegen, das geschwächte und verrathene England, ist trotz seiner Krämerpolitik und seiner Aristokratie, ein Land, das sich zwar langsam und allmählich, aber ununterbrochen den republikanischen Ideen und Institutionen nähert, und auf welches sich der sinkende und alternde Despotismus des westlichen und mittleren Europa's nicht verlassen kann. Dies mögen die allgemeinsten Motive sein, welche den Krieg gegen Rußland gemäßigt und den Frieden angebahnt haben; persönliche Absichten und diplomatische Intriguen mögen sich mit diesen allgemeinen Motiven verbunden haben: so viel scheint gewiß, die Hoffnungen auf Weiterführung und Fortentwicklung des Krieges, wie auf eine Umgestaltung der Karte Europa's sind vollständig gescheitert, wenn nicht neue unvorhergesehene Katastrophen, die zu vermeiden das gemeinsame Ziel aller europäischen Regierungen ist, eintreten, und der europäischen Geschichte eine andere Wendung geben.

Und auch diese Hoffnung auf revolutionäre Katastrophen sehen wir immer mehr und mehr sich auf unbestimmte Zeit vertagen. Die Wen-

dung, welche die europäische Politik seit dem Falle Sebastopels genommen hat, zeigt uns, daß die revolutionären Ansichten über die Unhaltbarkeit der politischen Zustände Europa's wenn nicht ganz ungegründet, so doch voreilig und übertrieben waren. Gerne möchten wir uns täuschen, — aber wir müssen gestehen, daß die monarchischen Zustände Europa's sammt Despotie, Bürokratie und Militärherrschaft in der Unwissenheit der gemeinen Massen des Volkes und in der Corruption und Geldgier der höheren Klassen heute noch fester begründet sind, als wir, im Vertrauen auf die Macht der Wahrheit und Freiheit, glaubten, und wie es aus dem schnellen und leichten Umsturz der bestehenden Verhältnisse im Jahre 1848 hervorzugehen schien. Im Jahre 1848 genügten an und für sich geringfügige Ereignisse, die wichtigsten politischen Veränderungen hervorzubringen; man sah, daß die politischen Zustände Europa's, von der schlauen Corruptionswirtschaft Louis Philipps an bis zu unserm erbärmlichen deutschen Bundestage herunter, so morsch und faul waren, daß es nur einer verhältnißmäßig kleinen Anstrengung bedurfte, um die ganze Geschichte über den Haufen zu werfen. Die Völker täuschten sich damals über die Dauerhaftigkeit despotischer Zustände und die Hartnäckigkeit aristokratischer Vorurtheile, und an dem durch diese Täuschung hervorgerufenen Leichtsinn scheiterte die Revolution. Als die alten Zustände aber durch Meineid der Fürsten, Uebermacht der Bajonette, Gleichgültigkeit und Feigheit der Völker nicht nur dem Wesen, sondern auch dem Buchstaben nach hergestellt, und mit neuen Schutz- und Vertheidigungsmitteln umgeben waren: da gelang es nur eine kurze Zeit, sich über die Dauerhaftigkeit und Lebensfähigkeit der Reaktion zu täuschen, und die Hoffnung auf eine nahe bevorstehende und rasch zu Werke gehende Revolution zu erhalten. Große und gewaltige Erschütterungen kamen über Europa, aber die bestehenden despotischen Zustände blieben stehen. Wenige Jahre nach dem Ungarkriege, nach der Belagerung Roms, nach den deutschen Revolutionskämpfen, nach dem französischen Staatsstreiche; als kaum der wiederkehrende Despotismus sich eine feste Form geschaffen hatte: kam der orientalische Krieg mit seinen ungeheuren Opfern, seinen zweideutigen Absichten, seinen wechselnden Erfolgen, seinen unermeßlichen Verlegenheiten. Wir von unserm revolutionären Standpunkte aus mußten es für unmöglich halten, daß das kaum der Revolution entrissene Europa, dessen politische Zustände sich so sehr von der Bildung der Völker unterscheiden, diesen gewaltigen Stoß aushalten könnte, daß es willig wäre, die ungeheuren Opfer zu diesem Kriege zu bringen, ohne für diese Opfer nur die geringsten Ansprüche zu machen, daß es endlich den an Opfern überreichen Krieg beendigen ließ, ohne die geringste Garantie für künftigen Frieden, ohne die leiseste Hoffnung auf Milderung des Despotismus zu erlangen. Dies mußten wir für unmög-

lich halten; wir mußten revolutionäre Erschütterungen in Ungarn, Polen, Italien, Frankreich, Deutschland vorhersehen, und glauben, daß die Tragödie vor Sebastopol nur das Vorspiel eines großen blutigen Drama's sei, in dem Europa die Bluttaufe der Freiheit empfangen würde. Unsere Hoffnungen haben uns getäuscht; wenigstens sind bis jetzt noch keine oder nur geringe Anzeichen da, daß dieselben sich realisiren, obgleich alle Motive, welche Europa zu einem Aufgeben seiner bisherigen Politik bewegen könnten, im gegenwärtigen Momente zusammen treffen. Die Hungersnoth, die heimkehrenden Armeen, die Vergrößerung der Staatsschulden, die steigende Herrschaft der Hierarchie u. s. w.; von diesen Thatsachen wäre jede einzelne hinreichend, um eine Revolution herbeizuführen. Aber Europa scheint Alles über sich ergehen zu lassen; es scheint auch noch die letzte Schmach, den unrühmlichen Frieden nach dem unrühmlichen Kriege, sonder Protest auf sich nehmen zu wollen.

Wir haben in der Weltgeschichte noch niemals ein bezeichnenderes Beispiel für den alten Vers:

„Es kreiset der Berg und geboren wird ein lächerlich Mäuschen"

gesehen, als diesen orientalischen Krieg. Welch ungeheuere Opfer hat er gekostet, welche Combination von Kräften war vorhanden, welche Mittel standen zu Gebote! Die zwei größten Flotten der Welt, vier große Landarmeen, dazu noch die technischen Erfindungen der neuern Zeit, die unbegränzte Willfährigkeit der europäischen Börse — mehr noch wie dieses die einstimmige öffentliche Meinung Europa's; — und was ist das Resultat? Wie auch die Diplomatie die Friedensbedingungen noch hin und her drehen und wenden mag, so viel ist sicher, daß Rußland in seiner agressiven Stellung und seiner europäischen Hegemonie bleibt, und seine Ansprüche auf die Türkei und den Orient höchstens eine kurze Weile lang vertagt werden. Selbst die andern Resultate des Krieges, die Alliance Englands und Frankreichs, die moralische Eintracht des westlichen Europa's, ist eine Illusion; niemals, vielleicht selbst nicht am Waterlootage standen England und Frankreich so gespannt miteinander, wie heute. Das einzige positive Factum, was aus dem ganzen Kriege resultirt, ist vielleicht der vollständige Ruin der Türkei, der es ziemlich gleichgültig sein kann, ob sie eine eroberte Provinz Rußlands oder Englands und Frankreichs ist.

Es giebt Leute, die von dem Tage, an welchem der Frieden proklamirt wird, die Revolution erwarten. Wir geben zu, daß Louis Napoleon einen bedenklichen Stand haben wird, daß ihm die Sebastopol-Armee gefährlich werden kann, daß das eitle französische Volk, das gern für die äußere „gloire" die innere Ehre weggiebt, doch an den bisherigen Triumphzügen sich nicht genug berauscht hat, um seine elende Stellung zu vergessen; daß endlich die Calamitäten, welche Frankreich betroffen ha-

den, daß die Hungersnoth Louis Napoleon zwingt, seine Armeen auf Kosten anderer Länder zu ernähren. Aber diese Gefahren sind gerade den Leuten, welche am meisten davon zu fürchten haben, am besten bekannt, und namentlich Louis Napoleon hat gezeigt, daß er seine Vorbereitungen bei entscheidenden Katastrophen zu treffen weiß. Die Despotie in Europa ist an allen Orten und Enden schlagfertig und gerüstet; kann man dies von der Revolution sagen?

Wir dürfen hierbei einen andern Umstand nicht übersehen. Jeder Krieg, und besonders der orientalische Krieg, hinterläßt als Resultat die Verarmung der Massen und die Bereicherung der Wenigen, die Schwächung des Bürgerstandes und die Uebermacht des Militärs. Durch den Krieg wird die Armee den Interessen ihrer Nation entfremdet, gewissermaßen denationalisirt; die Disciplin überwiegt alle anderen Motive, der Militärdienst ist nicht mehr eine vorübergehend zu erfüllende Pflicht, sondern ein permanentes Handwerk. Dies ist namentlich in der französischen Armee der Fall; die Algier'schen Feldzüge lieferten die Generale und Soldaten, um Paris zusammen zu kartätschen; die Sebastopol-Armee hat, — nach der Empfangsrede Louis Napoleon's, — auch noch ihre besondere Mission.

Alle diese Umstände kämen natürlich nicht in Betracht, wenn die europäischen Völker selbst Einsicht in ihre Lage und Entschlossenheit in ihrem Handeln zeigten. Alle Hebel und Werkzeuge des Despotismus würden dann durch einen einzigen Akt des Volkszornes zerbrochen. Aber das ist gerade der Punkt, daß die europäischen Völker in den letzten Jahren sich so feige und niederträchtig gezeigt haben, daß man ihnen wirklich den Despotismus gönnen sollte, unter dem sie jammern. Die europäischen Völker haben sich schon so viele Niederträchtigkeiten gefallen lassen, daß man ihnen auch das Ertragen der letzten zumuthen kann.

Das nächste Jahr und der Frühling wird entscheidend sein. Kehrt ein schimpflicher Frieden über die Länder Europa's zurück, ohne daß irgend eine Katastrophe von Seiten der Revolution sich einmischt, dann können wir für eine Zeitlang unsere Hoffnungen begraben und uns umsehen, ob nicht Amerika uns eine Heimath bieten kann. Es wird dann eine Zeit der Restauration kommen, welche vielleicht noch länger währt, wie die nach 1815. Wie lange sie aber auch warten mag, die Revolution steht immer im Hintergrunde und wartet auf ihre Zeit; ihre Flamme, die unsere Jugend verzehrt hat, wird dann vielleicht unser Alter erhellen.

———000———

Fertig.

„Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen.
Der Werdende wird immer dankbar sein."

Dieser berühmte Spruch Goethes scheint ganz besonders für unsere Zeit geschrieben zu sein. In der Politik, wie in der Wissenschaft sehen wir vielfach eine Selbstgenügsamkeit und Zufriedenheit, ein „Fertigsein", welches mit den unfertigen Zuständen, die uns umgeben, im größten Widerspruche steht. Es gibt Leute, die eine so glückliche Natur haben, daß sie die großen Unterschiede zwischen ihren Ansichten und den äußeren Thatsachen ganz allein den letzteren zur Last legen, daß sie sich nur sceptisch gegen die Außenwelt, nicht gegen sich selbst verhalten, daß sie die Kritik nur gegen die Thatsachen, nicht gegen ihre eigenen Urtheile darüber richten. Die Welt, welche diese Leute in ihrem Kopfe tragen, ist fertig; ihre Entwickelung ist vollendet; ihr Urtheil absolut; wollen die Verhältnisse draußen nicht zu diesen Urtheilen passen, ei, so schleudert man das Anathema gegen diese Verhältnisse und die Differenz ist ausgeglichen. Die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen und die Zufriedenheit mit sich selbst ist bei diesen Leuten gleich groß, und da jene Unzufriedenheit in vieler Beziehung nur allzusehr gerechtfertigt ist, warum soll nicht diese Zufriedenheit auch gerechtfertigt sein?

Die politischen Ereignisse in Europa während der letzten Jahre gaben uns vielfache Gelegenheit, solche fertige und apodiktische Urtheile zu hören. Wie viele Leute haben wir gesehen, welche die Revolution fix und fertig in der Tasche hatten; wie Viele hatten das alleinseligmachende Rezept der allgemeinen Völkerbefreiung und Völkerbeglückung bereit; constitutionelle Doktrinen und communistische Systeme waren in Menge fertig, um die ungerathene Welt mit einem Male in das rechte Geleise zu bringen.

Auch in der amerikanischen Politik hören wir von Vielen immer dasselbe Lied, immer dieselbe Weise. Wie sehr auch die Zustände, die Parteien und Parteifragen sich ändern, es gibt Leute und Ansichten, an denen diese Aenderungen spurlos vorübergehen; was diese Leute vor zehn Jahren gesagt, gedacht und gethan haben, das denken, sagen und thun sie heute, und halten eine solche Stabilität ihrer Ansichten für eiserne Consequenz.

In der Wissenschaft ist dieses „Fertigsein" noch viel ausgeprägter und in höherem Grade vorhanden, als in der Politik. Nachdem die Philosophie eine Zeitlang die Rolle einer absoluten Macht gespielt hatte, scheinen jetzt die Naturwissenschaften und der aus ihnen hervorgehende Materialismus das menschliche Wissen fertig gemacht zu haben. Der Materialismus hat das Geheimniß des menschlichen Denkens gelöst; er

ist fertig mit all dem Aberglauben der Religionen, mit den Illusionen der Philosophen, mit der Brutalität der Thatsachen; er zeigt der Menschheit den Weg, den sie gehen müsse, und außer ihm ist weiter nichts zum Heile der Menschheit nothwendig.

Indessen scheint uns, als wären gerade in unserem Zeitalter die Ideen und Zustände der Menschheit in einer großen Umwandlung und Uebergangsperiode begriffen, in welcher gar nichts fertig, sondern Alles erst im Werden und Entstehen ist. Unzufrieden mit den bisherigen Zuständen und der alten Weltanschauung, scheint die Menschheit die neuen Bahnen ihrer Entwickelung, die neuen Formen ihrer Weltanschauung noch nicht gefunden zu haben; das verheißene Land der Freiheit und Erkenntniß liegt noch vor dem in der Wüste irrenden Volke, das keine Profeten und keinen Sinai findet.

Noch zu keiner Zeit waren vielleicht die Menschen und die Zustände so wenig fertig, wie heute. Das abgeschlossene Leben der orientalischen Völker war ziemlich fertig; es war kein Thatendrang und keine Entwickelung darin. Die alten Griechen haben das Stück der Weltgeschichte, welches ihnen aufgetragen war, fertig gemacht; ihre Bildsäulen und Statuen, ihre Tempel und Säulen, ihre Dichter und Redner sind davon Zeuge. Auch die Römer wurden fertig mit dem damals bekannten Erdkreis. Das Mittelalter und der Katholizismus haben ihre Aufgabe wohl am vollständigsten zu Ende gebracht; Alles war dort in festen Formen ausgeprägt und jedes Bedürfniß hatte sein besonderes Organ.

Anders aber ist es mit der neuen Zeit. Unsere Zeit hat für Alles nur Anknüpfungspunkte, Anfänge, aber keine Entwickelungen und Resultate. Die Menschen heutiger Zeit haben Bedürfnisse, aber können dieselben nicht befriedigen. Wir haben von der Freiheit nur den Wunsch, von den Menschenrechten nur die theoretische Erklärung, von der Erkenntniß nur die allgemeinste Methode und von dem Glücke nur eine unbestimmte Vorstellung. Das Menschengeschlecht heutiger Zeit leidet Tantalusqualen. Es hat so viel Erkenntniß, daß es mit seinen bisherigen Zuständen nicht zufrieden sein kann, und doch nicht die Macht, diese Zustände zu ändern.

In einer solchen Verfassung muß Faust in jener Osternacht gewesen sein, als er den Giftbecher an den Mund setzte.

Wir sind ein unfertiges Geschlecht. Jeder Fortschritt, den wir machen, zeigt uns das Ungenügende unserer Lage; jede neue Erfindung, die wir machen, weist uns auf die Nothwendigkeit von neuen Erfindungen hin; jede weitere Stufe der Erkenntniß zeigt uns die Mängel und Lücken derselben, und je mehr wir aus der Vergangenheit herauskommen, desto entfernter erscheint uns die Zukunft.

Wir leben in einer Uebergangsperiode, und jeder Mensch, der gewohnt ist, auf sich selbst zu achten, wird das Unbehagliche und Ungenügende derselben an sich selbst schon beobachtet haben. Jeder Mensch muß sich heutzutage selbst sagen, daß er ein unfertiges, mit Widersprüchen behaftetes Wesen ist, zwischen dessen Wollen und Können sich ein großer Unterschied befindet. Täuschungen, vergebliche Hoffnungen, resultatlose Bestrebungen: dies ist der hauptsächlichste Inhalt unseres Lebens. Wenn wir die Geschichte der letzten Jahre überblicken, — wie viele Irrthümer wurden nicht nur von den Andern, sondern von uns selbst getheilt. Wer will können und sagen: Ich habe immer das rechte Ziel im Auge gehabt und die zweckmäßigen Mittel dazu gewählt? Wer will von sich selbst im gegenwärtigen Momente sagen, daß er frei von Irrthümern und Täuschungen, daß er auf der rechten Bahn, daß er fertig sei? Wer kann von sich sagen, daß er heute auf derselben Stufe der Entwickelung und Weltanschauung stände, wie vor fünf oder zehn Jahren?

Diejenigen, welche sich darauf berufen, schon vor Jahren dasselbe gedacht und gethan zu haben, was sie heute denken und thun, täuschen sich in den meisten Fällen selbst über diese vermeintliche Consequenz, oder beweisen dadurch, daß es ihnen an Entwickelungsfähigkeit und an dem Verständniß der Zeit fehlt. Die großen Veränderungen der äußeren Ereignisse, welche wir erlebt haben, können nur denjenigen Menschen in Bezug auf seine Ansichten und Bestrebungen, seine Politik und Philosophie nicht verändert haben, welcher gegen diese Ereignisse sich theilnahmlos verhielt. Wir empfinden und beobachten am Ende diese unwillkührlichen Veränderungen an uns selbst weniger, wie andere Leute, welche Gelegenheit hatten, uns in verschiedenen Perioden des Lebens zu sehen.

Wir brauchen hier wohl nicht den Vorwurf zu widerlegen, als wollten wir den Wankelmuth der Ansichten und die Apostasie der Ueberzeugungen, die unter dem jetzt lebenden Geschlechte Mode geworden zu sein scheint, vertheidigen oder erklären. Ebenso wie wir das stereotype Beharren auf irgend einer vorgefaßten Meinung tadeln, halten wir das leichtsinnige Aufgeben der Ansichten und die Fügsamkeit der Ueberzeugungen gegen die wechselnden äußeren Ereignisse für einen Mangel an Charakter, Ehrlichkeit und Verstand. Man soll mit seinen Ansichten keinen willkührlichen Tausch vornehmen, sondern dieselben ihrer natürlichen Entwickelung überlassen. Daß diese Entwickeluug in und mit den äußern Verhältnissen, mit der Entwickelung des ganzen Zeitalters vor sich gehen müsse, dies ist selbstverständlich, wenn auch nicht damit gesagt ist, daß der Mensch blos ein Produkt der ihn umgebenden Verhältnisse sei. In dieser Beziehung geht wohl die Aeußerung etwas zu weit, die François Arago einem berühmten Gelehrten in dem Mund gelegt hat: „Das Wasser nimmt genau die Form des Gefäßes an, in dem es sich befindet; ein kluger Mann muß

mit derselben Genauigkeit sich in die augenblicklichen Umstände fügen." Die Fortentwickelung des Menschen muß nicht lediglich durch die äußern Umstände bedingt sein, sondern aus dem Menschen selbst hervorgehen; sie muß die immanente Selbstentwickelung der menschlichen Vernunft sein, die nach logischen Gesetzen fortschreitet. In allen Veränderungen, denen der menschliche Geist unterworfen ist, muß man eine gewisse Uebereinstimmung, Harmonie und Consequenz finden; die geistige Individualität des Menschen muß unter den verschiedensten Formen immer wieder als dieselbe hervortreten, und jede Veränderung, welche damit vorgenommen wird, muß nur eine Bestätigung und Erläuterung früherer Ansichten und Ueberzeugungen sein.

Diese Entwickelung der Individualitäten zu verfolgen, ist das interessanteste Studium, das sich dem Phrenologen wie dem Geschichtsforscher bieten kann, und es wäre zu wünschen, daß man gerade dieses Feld einer besonderen Bearbeitung unterbreitete. Man könnte die Gesetze dieser Entwickelung dem Leben der berühmten historischen Personen, der Feldherren, Staatsmänner, auch der Dichter und Künstler entnehmen; ja man könnte dazu auch die Werke der Dramatiker benutzen, eines Sophokles, Shakespeare, Göthe, welche die Veränderungen, die Leidenschaften, äußere Umstände rc. auf den Menschen hervorbringen, mit Meisterhand gezeichnet haben. Ein solches Studium würde einen wesentlichen Beitrag zu der Lösung der großen Frage: Erkenne Dich selbst! liefern, und uns in unserer eigenen Fortentwickelung lehren, uns selbst treu zu bleiben, und den Veränderungen unserer Weltanschauung, welche durch eigenes Nachdenken und äußere Verhältnisse hervorgebracht werden, einen naturgemäßen Weg zu zeigen. Dieser naturgemäße Weg ist nicht der des Ruckschrittes und der Apostasie, sondern der Aufklärung, der Befreiung und des Fortschrittes, und wenn wir auf diesem Wege fortschreiten, dann haben wir vor vorubergehenden Irrthümern, Fehlgriffen und Täuschungen nicht zu fürchten. Wir berufen uns auf das schöne Wort Göthe's:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den wollen wir erlösen."

———ooo———

Der Anfang des Wahlkampfes.

Die Auspizien, unter denen der diesjährige politische Feldzug in der Union anfängt, sind günstig genug, und lassen einen energischen, entschiedenen Kampf vorhersehen. Die amerikanische Politik drängt sich der end-

lichen Entscheidung zu, und die Tage der Compromisse und halben Zugeständnisse sind vorüber. Die Frage der Sklaverei, welche man bei der vorigen Wahl ganz in den Hintergrund gedrängt hatte, drängt sich dieses Jahr mit einer solchen Macht in den Vordergrund, daß selbst die dritte Partei, die amerikanische Partei, welche sich als die eigentliche Partei der Union, als die spezifisch nationale Partei hinstellt, von ihr in zwei Theile gerissen wird. Diese Frage bildet das Losungswort des bevorstehenden Kampfes, und an ihr wird sich gerade so das Geschick der großen amerikanischen Nation entscheiden, wie sich an dem Kampfe zwischen Patrizier und Plebeier das Schicksal der großen Römerrepublik entschied. Die Patrizier stehen uns gegenüber, eine durch die Constitution anerkannte und mit Privilegien begünstigte Aristokratie, durch Reichthum und Landbesitz mächtig, durch das gemeinsame Interesse einig mit einander vereint, im Besitz der Bundesämter und dadurch aller Mittel und Hebel der Corruption, verstärkt durch die ungetheilte Unterstützung der katholischen Hierarchie, im Bunde mit der Rohheit und Unwissenheit des großen Haufens; dies ist die Partei, welche uns unter dem Namen der demokratischen gegenüber steht. Diese Partei ist festgewurzelt in der Geschichte ihres Landes und hat ihre Eroberungspläne, die Erweiterung und Ausdehnung ihrer gesetzlichen Privilegien und ihrer faktischen Macht in dem letzten halben Jahrhundert mit einer Ausdauer und Consequenz durchgesetzt, welche man vielleicht nur mit der russischen Eroberungspolitik vergleichen kann. Sie hat, um neue Begünstigungen von Seiten der nördlichen Staaten zu erhalten, Zugeständnisse gemacht, und diese Zugeständnisse, nachdem sie ihren Zweck erfullt hatten, zurückgenommen; sie hat unter den feierlichsten Vorwänden, im Namen zweier Dinge, die jedem Amerikaner theuer sind, im Namen der Constitution und der Volkssouveränität, die Ausbreitung, Nationalisirung und Verewigung der Sklaverei durchzusetzen gesucht, und die letzte Schranke, welche der Sklaverei durch feierlich beschworene Gesetze und Verträge gestellt war, hinweggeworfen. Mit der Ausdauer und Zähigkeit jener römischen Patrizier, denen das Volk das kleinste Recht und Zugeständniß erst durch jahrelange Kämpfe abzwingen konnte, mit der Hartnäckigkeit jeder Aristokratie, die von ihren Privilegien und Sonderinteressen nicht ablassen will, verfolgen auch die Sklavenhalter ihre den Interessen der Republik, der Freiheit und Humanität entgegenstehenden Sonderinteressen, und sind jetzt gerade im Begriff, durch eine Reihe ausgedehnter Gewaltmaßregeln ihre politische Alleinherrschaft in diesem Lande für lange, lange Zeit festzusetzen. Gelingt es der demokratischen Partei durch die Einigkeit aller südlichen Staaten, durch die Corruption vermittelst der Bundesämter, durch die Unterstützung der katholischen Kirche, durch die Trägheit der öffentlichen Meinung im Norden, — endlich, was am meisten zu bedeuten hat, durch die

Fehler ihrer politischen Gegner, ihre Herrschaft über die Union auf weitere vier Jahre durchzusetzen: dann werden die Früchte aus der bisher gelegten Aussaat geerndtet, dann werden die Resultate aus der Nebraskabill gezogen, dann wird durch eine jetzt schon begonnene Eroberungspolitik die Herrschaft des Südens und der Sklavokratie über den Norden mit neuen gesetzlichen und faktischen Mittel umgeben. Damit diejenigen, welche bei der nächsten Wahl geneigt sind, das demokratische Ticket zu stimmen, doch auch wissen, was sie damit stimmen und bezwecken, wollen wir die hauptsächlichsten Maßregeln hier aufzählen, die jetzt die Sklavokratie schon im Auge und angebahnt hat, und welche im Falle einer demokratischen Wahl sicherlich durchgesetzt werden:

Kansas wird ein Sklavenstaat werden.

Der Grundsatz, daß jeder freie Staat des Nordens Sklaverei einführen könne, wird proklamirt.

Die Sklaverei ist in sämmtlichen Territorien erlaubt.

Das Sklaven-Auslieferungsgesetz wird mit aller Brutalität gehandhabt.

Es wird den Sklavenhaltern erlaubt, ihre Sklaven nach den nördlichen Staaten zu bringen und sie dort als Sklaven zu halten. (Siehe den Lemon-Prozeß zwischen den Staaten Virginien und New-York, wie auch den neulichen Sklavenfall in Cincinnati.)

Ebensogut, wie der Sklavenhandel zwischen den einzelnen Staaten der Union erlaubt ist, wird auch der Sklavenhandel zwischen Afrika und Amerika erlaubt werden.

In Central-Amerka und Mexiko werden die bestehenden Verwickelungen benutzt, um durch Eroberungen, Flibustier-Expeditionen ꝛc. ꝛc. das Sklavereiterritorium zu vergrößern und dem Süden das permanente Uebergewicht im Congreß zu verschaffen.

Im Interesse der Sklavenarbeit werden ferner die Interessen der freien Arbeit und der Einwanderung auf alle mögliche Weise geschmälert und zurückgesetzt, wie es bisher ja immer schon die Politik des demokratischen Senates und der demokratischen Präsidenten war, die Interessen der freien Arbeit durch Verweigerung der Landreform, durch das Veto gegen innere Verbesserungen im Norden ꝛc. zu beeinträchtigen.

Dies werden die hauptsächlichsten Maßregeln sein, welche durch einen demokratischen Sieg hervorgerufen werden. Die ganze bisherige Politik der demokratischen Partei liefert die Belege zu diesem Programme.

Sind einmal diese Maßregeln getroffen, dann ist der Norden an die Uebermacht des Südens auf lange, lange Zeit gebunden, und die Gefahr, in welcher die Sonderinteressen der Sklavenhalter gegenwärtig stehen, beseitigt.

Diese Gefahr ist allerdings groß, und wird den Süden zu den ver-

zweifeltsten Anstrengungen antreiben. Das Volk der nördlichen Staaten ist durch die fortwährende Provokation des Südens, durch die Treulosigkeit und Gewaltthätigkeit der Uebergriffe, welche die Sklavokratie sich erlaubt hat, endlich zu dem Entschlusse eines energischen Widerstandes gekommen, und hat sich zu einer republikanischen Partei zusammengeschaart, die mit Hintenansetzung aller übrigen Fragen lediglich zum Zwecke hat, die Ausbreitung der Sklaverei und die politische Hegemonie der Sklavokratie zu bekämpfen.

Wir halten die Einseitigkeit, mit welcher diese Tendenz der republikanischen Partei hervorgehoben wird, für eine Folge der Verhältnisse, unter denen der nächste Wahlkampf stattfindet, für eine Taktik, welche durch die drohende Situation und die Einigkeit und Stärke des Gegners bedingt ist.

Die Einseitigkeit, mit welcher der Süden auf seiner Prosklavereipolitik besteht, macht ein ähnliches Verfahren auf der andern Seite nothwendig.

Die Frage vereinfachen, heißt sie entscheiden.

Das dritte Element, welches sich bei dem Kampfe zwischen die beiden feindlichen Parteien des Nordens und Südens stellen wollte, das Know-Nothing-Element, der traurige, bornirte Nativismus, ist durch die Sklavenfrage selbst in zwei Hälften geschieden worden, die ihren Stützpunkt, je nach ihrer Stellung in der Hauptfrage, entweder im Norden oder im Süden suchen müssen.

Die letzte Philadelphia-Convention der Know-Nothings und die Nomination Filmore's hat gezeigt, daß der Nativismus als nationale Partei auf dem Prosklaverei-Standpunkte steht, und von dieser Thatsache ausgehend, haben wir wohl nicht zu zweifeln, welches die Stellung dieser Partei bei der nächsten Wahl sein wird. Diejenigen Know-Nothings, welche auf dem nördlichen Boden stehen, sind unfähig, eine eigene Partei zu bilden, eine Thatsache, welche die geringe Bedeutung dieses verderblichen Ordens in den nördlichen Staaten beweist. Es wird daher dieser Fraktion nicht gelingen, den Charakter der republikanischen Partei zu entstellen, und ihre Bestrebungen von der Hauptfrage abzulenken.

Die Pittsburger Convention der republikanischen Partei beweist dies. Wenn wir vom allgemeinen und prinzipiellen, oder, besser gesagt, historischen Standpunkte aus, die Verhandlungen dieser Convention betrachten, so müssen wir es ganz natürlich und verständlich finden, daß man einzig und allein die Sklavenfrage zur Testfrage gemacht, und alle andern Ismen und Parteifragen abgelehnt hat. Es kommt auf diese Frage zunächst an, und in Bezug auf diese Frage muß eine Aenderung der Congreßpolitik erfolgen. Alle andern politischen Fragen sind dieser großen Frage untergeordnet. In Bezug auf diese Frage muß sich Amerika in zwei große Parteien theilen; in Bezug auf diese Frage ist die nächste Präsidentenwahl von großer Bedeutung; diese Frage ist nicht nur eine Frage der

südlichen Staaten, nicht nur eine Frage der amerikanischen Politik, sondern eine Frage der ganzen Menschheit und menschlichen Kultur überhaupt. Die Entschlossenheit, mit welcher man dieser Frage jetzt in's Auge sieht, ist ein gutes Zeichen von dem Wiedererwachen des alten republikanischen Sinnes und der revolutionären Politik, welche, wenn sie einmal in der Hauptfrage durchgesetzt ist, auch in allen andern Beziehungen Entwickelung und Fortschritt mit sich bringen wird.

Einzelne deutsche Zeitungen, welche sich zu der republikanischen Partei bekennen, sind verlegen und ungehalten darüber, daß die Pittsburger Convention keine direkten Beschlüsse gegen die Know-Nothings aufstellte. Daß wir Deutsche von unserm Standpunkte aus gern eine solche Erklärung gehabt hätten, liegt auf der Hand. Aber eine unparteiische, übersichtliche Prüfung der Sachlage zeigt uns die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit, nur eine Testfrage zu haben, und sich nur um ein Prinzip zu schaaren. Wir haben immer gesagt, daß die Sklavenfrage der Angelpunkt der amerikanischen Politik sei, und daß von der Entscheidung dieser Frage die ganze Entwickelung der Union abhänge; was sollen wir jetzt, wo die Politik und der Wahlkampf blos von dieser Frage abhängig ist, unzufrieden sein oder ängstliche Befürchtungen hegen?

Wenn wir etwas an der Platform der republikanischen Partei auszusetzen hätten oder verbessern möchten, so ist es es, daß wir an der Stelle einer negativen Fassung eine positive wünschten, daß statt Widerstand gegen die Sklaverei die Proklamirung der Menschenrechte die Testfrage bildete. Wir wünschten, daß die republikanische Partei sich lediglich auf den Standpunkt der ewigen unveräußerlichen Menschenrechte, sowie dieselben in der Unabhängigkeits-Erklärung und der Jefferson'schen Bill of rights enthalten sind, stellte, und diesen Standpunkt deutlich und ausdrücklich ihrer Opposition gegen die Nebraskabill und ähnliche Prosklavereigesetze zu Grunde legte. Der nächste Kampf wird im Namen dieser Menschenrechte geführt, und man sollte auch den Namen auf das Banner schreiben.

Freilich, man muß nicht vergessen, daß die Bildung der republikanischen Partei lediglich ein Werk des Südens, der Demokratie und der Nebraskabill ist. Ohne die Uebergriffe des Südens wäre an die Bildung dieser Partei nicht zu denken gewesen. Die republikanische Partei ist ein lauter und offener Protest gegen die Versklavung der westlichen Territorien und überhaupt die Ausbreitung der Sklaverei. Aus dieser negativen Art und Weise ihres Entstehens ging hervor, daß sie diesen Protest auf ihre Fahne schrieb, als gemeinsames Erkennungszeichen für Alle, welche gegen die fernere Ausbreitung der Sklaverei protestiren.

In der That, wir können mit dem Gange der öffentlichen Meinung in Bezug auf diese wichtigste aller Fragen zufrieden sein. Vergleicht man die politische Situation von heute und der vor vier Jahren, so finden wir

einen staunenswerthen Fortschritt. Vor vier Jahren hatten sich die beiden großen Parteien des Landes das Wort gegeben, die Sklavereifrage nicht zu agitiren; die Wahl Pierce's geschah mehr in Bezug auf die äußere, statt auf die innere Politik des Landes. Die eigentliche Freesoil-Partei konnte kaum auf den Namen einer Partei Anspruch machen; die Stimmen, welche Hale als Präsident erhielt, fielen nicht in die Waagschale. Wie hat sich aber dies geändert! Die republikanische Partei, welche im Wesentlichen dieselben Grundsätze verfolgt, wie früher die Freesoilpartei, ist in allen nördlichen Staaten organisirt, zählt die große Mehrzahl der Bevölkerung zu ihren Anhängern, ist in vielen westlichen Staaten im Besitz der Administration und der gesetzgebenden Majoritäten, besitzt die Mehrheit und den Sprecher im Bundescongresse, und hat Aussicht, den nächsten Präsidenten zu wählen. Fürwahr, dies ein Fortschritt und eine Entwickelung, für welche wir Douglas und seinen Freunden nicht genug danken können.

Wir wollen hoffen, daß die Entwickelung der Parteien in der angegebenen Richtung noch weiter vorangeht. Der republikanischen Partei kann man es immer noch allzusehr ansehen, aus welch' verschiedenen Elementen sie eine Fusion gebildet hat. Auch hier sieht man den Schlamm, den jede politische Wahl in Amerika aufwühlt. Die Ansichten, welche in dieser Partei vertreten sind, haben nicht alle die Größe und Reinheit, welche wir wünschen möchten. Nativismus, Puritanismus, Temperenzfanatismus ist auch in dieser Partei, wie in allen Parteien. Aber gerade, daß man diesen Ismen keine Stelle in der Platform eingeräumt hat, beweist, daß die große Majorität der Republikaner sich an die Hauptsache hält und das rechte Prinzip vertritt.

Uns Deutschen und eingewanderten Bürgern liegen natürlich die Ideen der Republikaner näher, als die irgend einer andern Partei, und da wir gewöhnt sind, den Ideen und Theorien zu folgen, so werden wir bei der nächsten Wahl auf republikanischer Seite stehen, obgleich uns an der Partei nicht Alles gerade recht ist. Wir Deutsche gehören mehr den republikanischen Ideen, wie der republikanischen Partei an. Daher mag es auch wohl gekommen sein, daß so wenig Deutsche als Delegaten in Pittburg anwesend waren. Indessen hoffen wir doch, daß die Mehrzahl der deutschen Bevölkerung im nächsten Wahlkampfe auf der republikanischen Seite stehen wird, nicht nur um der republikanischen Partei willen, sondern auch deßhalb, weil es unmöglich ist, anderswo zu stehen. Auf der Platform des Sklavenauslieferungsgesetzes und des Prosklaverei-Nativismus, auf welcher Filmore nominirt ist, wird der Deutsche sich wohl ebenso wenig wohl fühlen, wie auf der Platform der Nebraskabill, mag Herr Pierce selbst oder Herr Buchanan sich darauf finden.

Man mag sagen, was man will, die republikanische Partei ist trotz

ihrer Mängel und Unvollkommenheiten die Partei der Reform und der Revolution, während die demokratische Partei den Rückschritt, die Aristokratie und Sklaverei vertritt. Wie wir also in Deutschland der revolutionären Partei angehört haben, obwohl dieselbe auch an vielen Mängeln litt und von schlechten Elementen durchkreuzt war, so wollen wir auch hier der Standarte der Reform folgen, wenn auch unter den Anhängern derselben nicht ausschließlich reine Gesinnungen und ehrliche Absichten sind. Wir vertrauen darauf, daß das Princip die Kraft hat, die Partei zu reinigen, und wissen, daß nach den Gesetzen der politischen Wahlverwandschaft das Schlechte sich zum Schlechten, daß die Feinde der freien Arbeit sich zu den Feinden der Einwanderung überhaupt gesellen werden.

Wir haben über den Zusammenhang zwischen Nativismus und Sklaverei schon an einem andern Punkte gesprochen, und sehen jeden Tag mehr und mehr die innige Wahlverwandschaft zwischen beiden. Die nächste Zeit wird dies noch deutlicher machen. Paßt jetzt schon Sklavenauslieferungsgesetz und Nebraskabill, Fillmore und Pierce, Aiken und Fuller gut zusammen, wie wird es erst im Herbste gehen, wo bei der Dreitheilung der Parteien der Sieg durch eine versteckte Combination von zwei Parteien erzielt werden kann? Daß die republikanische Partei nicht mit Fillmore, dem Unterzeichner des Sklavenauslieferungsgesetzes, gemeinsame Sache machen kann, versteht sich von selbst; aber die Anhänger des Herrn Pierce, der mit Herzensfreudigkeit Sklaven fängt und fangen läßt, stehen einer Vereinigung nicht so schroff entgegen. Die Sklavenfrage giebt auch hier den Ausweg und die Entscheidung an, und der Süden wird sich wenig um Nativismus und dergl. kümmern, wenn er es für nothwendig findet, alle Vertheidiger der Sklaverei auf einer gemeinsamen Platform und zu gemeinsamen Kampfe zu vereinigen.

Die Parole ist auf der einen Seite: freie Arbeit und freier Boden, auf der andern Seite Ausbreitung und Nationalisirung der Sklaverei. Vor dieser Parole verschwinden alle die jesuitischen Spitzfindigkeiten und Verdrehungen der demokratischen Presse; es ist nicht mehr die Möglichkeit des Zweifels gelassen, wohin wir uns wenden sollen.

———o0o———

Ist die Schule eine öffentliche staatliche Anstalt und welches sind die Folgen davon?

Wir kommen auf ein schon viel besprochenes Thema zurück, das so einfach und verständlich es an und für sich erscheint, doch mit den höchsten Fragen und den weitesten, schwierigsten Bestrebungen der Gegenwart in Verbindung steht. Grade an den Debatten über die Schulfrage, über den Unterschied zwischen privaten und öffentlichen Schulen, über Schulzwang &c. sieht man, wie wenig noch das Wesen der Erziehung auf der einen Seite und das Wesen des Staates und der Umfang seiner Pflichten und Rechte auf der andern Seite verstanden wird. Wir glauben indessen, daß wir alle Mißverständnisse beseitigen und alle divergirenden Ansichten vereinigen können, wenn wir von vorne herein über den Cardinalpunkt der ganzen Erziehungsfrage übereinstimmen, nemlich, wenn wir von dem Satze ausgehen, daß die Schule eine öffentliche Angelegenheit sei, welche unter die Fürsorge und die Aufsicht des Staates fällt.

Wie wir den Staat auffassen, so gehört die Schule und die Erziehung so sehr in den Kreis seiner Thätigkeit, daß derjenige, welcher dem Staate das Recht und die Pflicht der Erziehung abspricht, überhaupt jede staatliche Organisation und jede Competenz des Staates leugnet. Ein solcher Mensch bekennt sich entweder direkt zu dem Systeme oder vielmehr der Systemlosigkeit der Anarchie, oder betrachtet den Staat nur als eine Verwaltungsmaschine, welche die Steuern einzufordern hat, als eine Polizei- und Strafanstalt, deren ganze Thätigkeit darin besteht, gewisse Verbrechen gegen das Leben und Eigenthum zu verhüten und zu bestrafen. Allerdings der europäische und in vieler Beziehung auch der amerikanische Staat beschränkt seine Thätigkeit fast ganz auf Verwaltung, Polizei und Jurisdiktion, aber dies beweist nur, daß der Staat noch nicht zu der Größe und dem Umfange seiner Pflichten herangewachsen ist. Gerade diese mangelhafte und vorwiegend mechanische Thätigkeit des Staates läßt denselben als einen Zwang, als ein unfreies Verhältniß erscheinen, wodurch bei Manchen die Ansicht erzeugt wird, als sei überhaupt der Staat unfrei, mit der menschlichen Natur in Widerspruch, und der menschlichen Entwickelung entgegenstrebend. Die mechanische Ansicht vom Staate und die Anarchie gehen in dieser Beziehung Hand in Hand miteinander.

Wir halten den Staat nicht für einen Mechanismus, eine bloße Polizei- und Strafanstalt, sondern definiren denselben als den Organismus der menschlichen Gesellschaft, der für alle Bedürfnisse derselben seine besondere Organe haben muß. Wohlverstanden, wenn auch die bestehenden Staaten dieser weitreichenden Definition noch nicht ent-

sprechen, so müssen wir doch bei der Besprechung staatlicher Verhältnisse diese Definition zu Grunde legen, weil sie uns die einzige Richtschnur unseres Urtheils giebt, und alle bestehenden Staaten nur in sofern gerechfertigt und vernünftig sind, als sie dieser Definition zu entsprechen versuchen. Hegel definirt den Staat als die objektive Sphäre der Sittlichkeit, und diese Definition stimmt im Allgemeinen mit der unsrigen überein. Der Staat ist die allgemeine Sphäre der Humanität, und was human, sittlich, vernünftig ist, das geht den Staat an.

Wie gesagt, die bestehenden Staaten genügen nur theilweise und annäherungsweise dieser Definition, aber sie repräsentiren jetzt schon denjenigen Grad von Humanität und Cultur, der ihrem Volke und Zeitalter eigen ist. Die Cultur und Humanität dieses Zeitalters ist schon so weit vorgerückt, daß man wenigstens eine elementare Erziehung für jeden Menschen als die allgemeinste Garantie der öffentlichen Wohlfahrt verlangt. In allen sogenannten civilisirten Staaten ist dieses Verlangen öffentlich ausgesprochen und als gültig anerkannt worden. In allen civilisirten Staaten ist eine Abtheilung der Regierung mit der Leitung des öffentlichen Unterrichts beauftragt und ein mehr oder weniger allgemeines Volksunterrichtssystem praktisch eingeführt. Man kann den Grad der Freiheit und Civilisation eines Staates an dem Grade der Aufmerksamkeit, welche derselbe dem Schulwesen widmet, messen. Jeder Fortschritt der politischen Freiheit, jede Reform im Staatsleben ist mit einem Fortschritte der Volksschule verbunden. Die großartigsten Anstrengungen und die kühnsten Entwürfe, welche jemals der menschliche Geist auf diesem Gebiete gewagt hat, gehören der ersten französischen Republik und ihrem Führer, Robespierre, an.

Die allgemeine Volksschule ist an und für sich schon republikanischer Natur; sie ist das Wesen der Republik, und giebt den republikanischen Staatsformen und Instituten erst Leben und Bedeutung. Eine Republik ohne ein allgemeines Staatsschulsystem ist ein Unding. Alle Anstalten der Republik, alle Maaßregeln der republikanischen Verfassung, alle Garantieen der Freiheit, das allgemeine Stimmrecht, die Geschwornengerichte u. s. w. haben ihre Voraussetzung und Bedingung in der Volksschule.

Wir finden deßhalb auch überall die genaueste Uebereinstimmung zwischen dem Erziehungssystem und dem politischen Systeme eines Staates, eine Uebereinstimmung, die man in Rußland, in dem jesuitischen Oesterreich ebenso wohl findet, als in dem republikanischen Amerika.

Was Amerika eigentlich zu einer Republik macht, das ist nicht so sehr die Constitution, sondern das Freischulsystem, welches offenbar die glänzendste Seite der amerikanischen Institutionen ist. Man kann den

republikanischen Geist jedes Mannes, jedes County's, jedes Staates in Amerika ganz genau an seiner Sorge für die Freischulen erkennen. Freesoilstaaten, wie Ohio, Michigan u. A. haben im Verhältniß zehn mal so viel und so gute Schulen, wie Sklavenstaaten.

Die Freischulen in Amerika sind ein öffentliches, staatliches Institut; sie stehen unter staatlicher Aufsicht, werden aus dem Einkommen des Staates bezahlt, und bilden einen integrirenden Theil der ganzen Staatsverwaltung. Wollte man dem Amerikaner zumuthen, er solle das öffentliche, communale und staatliche Schulwesen aufgeben, und den Volksunterricht dem individuellen Belieben und der Thätigkeit einzelner Genossenschaften überlassen, es wäre damit das Fundament der Republik untergraben.

Wir haben oben gesagt, daß man an der Schule den republikanischen Geist eines Volkes erkennen könne. Dies sehen wir auch in Amerika. Jede Trübung dieses republikanischen Geistes macht sich auch in den Volksschulen geltend; von den muckerischen Eingriffen der Neu-England Pfaffen, von der Bibel in den Freischulen an bis zu der Barbarei der Sklavenstaaten, die den Elementarunterricht der Sklaven bei schwerer Strafe verbieten.

Jeder Fortschritt der politischen Freiheit wirkt auch auf die Verbesserung der Schulen; jede Verbesserung der Schulen ist ein Beitrag zur politischen Reform.

Diese innige, lebhafte Wechselwirkung und Uebereinstimmung zwischen Staat und Schule ist der Träger jeglicher Entwickelung in diesem Lande und der Hebel alles Fortschrittes.

Dies Alles ist bekannt genug, und wird wohl nicht widersprochen werden; aber weniger sind die Consequenzen, welche man aus den vorstehenden Sätzen ziehen muß, bekannt und unbestritten. Wir wollen dies an einem speziellen, uns gerade vorliegenden Falle beweisen.

Es macht sich unter der deutschen Bevölkerung mancher Städte Amerika's die erfreuliche Erscheinung geltend, deutsche Schulen zu gründen, aber die Art und Weise, wie diese Gründung beabsichtigt wird, gibt zu mancherlei Bedenken Anlaß. Die freien Deutschen fallen bei diesem Bestreben, dem man alle Achtung und Anerkennung nicht versagen kann, in den Fehler der Sekten, die sich mit ihren Sektenschulen von dem nationalen Schulsysteme losreißen und den universellen Charakter des Volksunterrichts beeinträchtigen.

Die Atlantis hat in der letzten Zeit mit mehreren Zeitungen über dieses Thema eine Debatte gehabt, an welcher besonders der „Davenport Demokrat" Antheil genommen hat. Der „Demokrat" giebt uns freilich im Allgemeinen und Wesentlichen Recht, daß wir den Anschluß an das amerikanische Staatsschulsystem befürworten, aber meint, daß es einzelne

Fälle gäbe, in denen man eine Ausnahme von der Regel machen und besondere deutsche Schulen begründen müsse; einmal, der Kenntniß der in den englischen Schulen vernachlässigten deutschen Sprache wegen, zweitens, weil Bibel und Muckerthum in den englischen Schulen eingeführt sind.

Indem wir in beschränktem Umfange und in einzelnen Fällen die Richtigkeit dieser Einwendung, wie die Nützlichkeit und Nothwendigkeit besonderer deutschen Schulen zugeben, glauben wir jedoch, die allgemeine Regel nachdrücklich hervorheben zu müssen, nach welcher wir den allgemeinen, nationalen Charakter der Staatsschule und die Einheit des Schulsystems als Voraussetzung eines einheitlichen politischen und nationalen Lebens betrachten. Wir geben Ausnahmen zu, aber eben nur als Ausnahmen, für die wir in jedem einzelnen Falle eine lokale und spezielle Rechtfertigung oder vielmehr Entschuldigung verlangen. Wir glauben ferner, daß es viel leichter ist, die amerikanischen Staatsschulen für unsere deutschen Humanitätszwecke zugänglich zu machen, als ein solches zusammenhängendes, gut organisirtes Netz von deutschen freien Schulen über die ganze Union auszubreiten, welches mit dem amerikanischen Staatsschulsystem wetteifern könnte. Wir glauben endlich, daß wenn Letzteres vereinten Anstrengungen und einer bis jetzt gänzlich unerhörten Opferfähigkeit der freien Deutschen gelingen sollte, daß dadurch ein Keim der Zwietracht und des beiderseitigen Nativismus genährt werde, welcher einer freien kosmopolitischen Entwickelung dieser Union bedeutend im Wege stehen würde.

Wir sind kein unbedingter Vertheidiger der amerikanischen Freischulen, und geben zu, daß sich dort noch manche kirchliche und andere schädliche Einflüsse geltend machen. Aber die guten Sitten dieses Freischulsystems sind offenbar zahlreicher, wie die schlechten. Was wir an dem hiesigen Schulsystem zu tadeln haben, betrifft gerade nicht die Elementarschulen; die Universitäten und Mittelschulen erfüllen lange nicht so gut ihre Aufgabe, wie die Elementarschulen; das amerikanische Schulsystem ist noch nicht vollständig ausgebaut. Aber die Grundlage ist gelegt, und daran müssen wir festhalten. Wenn wir an dieser Grundlage, an dem hiesigen Freischulsystem, Etwas zu tadeln haben, so sollten wir dadurch nur aufgefordert werden, an die Abstellung desselben zu denken, nicht aber dürfen wir der Freischule selbst den Rücken wenden.

Zwei Punkte sind es, worauf die Vertheidiger besonderer deutscher Schulen hauptsächlich aufmerksam machen, die Bibel und die Abwesenheit der deutschen Sprache in den amerikanischen Schulen. Die Bibel ist übrigens bei Weitem nicht in allen Freischulen, und dort, wo sie ist, wird sie nicht als Lesebuch benutzt, sondern es wird blos des Morgens ein Vers oder ein Kapitel daraus vorgelesen. Wir sehen diesen Unfug immer

mehr und mehr verschwinden, und dürfen hoffen, daß er bald abgeschafft werde, namentlich wenn wir selbst durch eine lebhafte Betheilung und Aufmerksamkeit für die Freischulen dazu beitragen. Die Einmischung der Religion in staatliche Anstalten ist durch die Ver. Staaten Constitution, wie durch die Verfassungen der einzelnen Staaten direkt und positiv untersagt, und es gilt nur, diesen constitutionellen Grundsatz mit aller Strenge durchzuführen.

Noch leichter ließe sich vielleicht der zweite Uebelstand entfernen. Namentlich in den westlichen Staaten, in welchen die deutsche Bevölkerung der anglo-amerikanischen fast gleich kommt, wäre es wohl leicht, die Anstellung deutscher Lehrer an den amerikanischen Schulen durchzusetzen, wenn die deutsche Bevölkerung bei Wahlen und anderen Gelegenheiten nur ihre Aufmerksamkeit darauf richten wollte. Freilich haben wir schon bemerkt, daß gerade die Wahlen für Schulsuperintendenten, Inspektoren u. s. w. die Deutschen am wenigsten interessiren. Der Unterricht in der deutschen Sprache würde für die Kinder der englisch sprechenden Bevölkerung noch viel vortheilhafter sein, wie für die deutschen Kinder, weil sie eine Sprache erlernen, welche die reichsten Schätze der Wissenschaft und Literatur enthält, durch ihre innere Verwandtschaft mit der englischen Sprache das gründliche Studium der letztern erleichtet, und für die Bevölkerung im Westen im praktischen Leben geradezu unentbehrlich ist. Man sehe sich in Wisconsin, Illinois, Jowa, in Städten wie St. Louis, Cincinnati, Chicago, Detroit um, — ist nicht fast in jedem Geschäfte die Kenntniß der deutschen Sprache nothwendig? Der Amerikaner würde uns deshalb wohl gerne in diesem Punkte nachgeben, wenn wir nur selbst einmal dies deutlich und dringend verlangten.

Die Deutschen sollen Musterschulen bilden, sagt man, nach denen die Amerikaner ihre Schulen reformiren können.

Wir sind damit vollständig einverstanden, und haben diesen Vorschlag schon oft entwickelt, nemlich den Vorschlag, eine deutsche Universität zu gründen. Diese könnte unter Umständen eine Musteranstalt werden, von der eine Reform des ganzen amerikanischen Unterrichtswesens ausginge, ein Sammelplatz wissenschaftlicher Kräfte, von welchem aus die ganze Intelligenz dieses Landes vorangetrieben würde. Der höhere wissenschaftliche Unterricht ist in Amerika so dürftig und mangelhaft, daß er wirklich einer gründlichen Reform bedarf, und die besten amerikanischen Schulmänner erholen sich in Europa und Deutschland dazu Raths. Eine freie Universität, auch freie Mittelschulen, in denen eine vorurtheilsfreie Geschichte, in denen Philosophie und Naturwissenschaften gelehrt werden: dies wären allerdings Anstalten, deren Gründung den Deutschen alle Ehre machen würde, und deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit sich nicht verkennen läßt. Wenn derartige Einrichtungen von den Anhängern deut-

scher Schulen verlangt werden, so wollen wir gewiß nicht remonstriren.

Aber das Elementarschulsystem hat in Amerika schon eine solche Ausbildung und einen solchen Umfang erreicht, daß wir vollständige Gelegenheit haben, innerhalb dieses Systemes unsere Reformen durchzusetzen. Die Mühseligkeiten, mit welchen besondere deutsche Schulen zu kämpfen haben, weisen uns selbst darauf hin, uns ein bequemeres Mittel und einen näheren Weg zu suchen.

Uebrigens wiederholen wir noch einmal, was wir oben gesagt haben, nemlich daß wir von Herzen gern Ausnahmen zugeben, in Orten, wo das amerikanische Schulsystem schlecht ist und unter den Deutschen sich die Mittel finden, eine gute deutsche Schule aufrecht zu halten. Wir werden gewiß nicht dem Milwaukee Schulverein oder dem Freimänner-Verein in Pittsburg, oder ähnlichen Vereinen den Rath geben, ihre deutsche Schule aufzuheben. Aber wir betrachten diese Anstalten als Ausnahmen, und kommen immer wieder auf das Prinzip, nemlich auf eine allgemeine, Allen offen stehende und für Alle verbindliche Staatsschule zurück, die wir als die unerläßliche Vorbedingung zum allgemeinen Stimmrecht und zur republikanischen Verfassung ansehen. Die Leute, welche nicht für Schulzwang sind, müssen, wenn sie consequent sind, auch der Schule jeden staatlichen, öffentlichen Charakter absprechen; die Leute ferner, welche Privatschulen den Staatsschulen vorziehen, kennen weder die Bedeutung der Schule, noch die des Staates. Die Consequenzen dieser Ansichten reichen weit, und verlieren sich am Ende in der Wildniß individueller Willkühr und allgemeiner Anarchie.

———o0o———

Urwald und Ruinen.

(Aus einem Cyklus von Gedichten.)

(Fortsetzung, siehe Novemberheft 1855 und Februarheft 1856.)

VIII.

An die Amerikamüden.

Land der Freiheit, Land der Zukunft, wie hab' ich dich falsch gefunden!
Hier, wie d'rüben, meine schönsten, letzten Träume sind geschwunden,
Hier, wie drüben ist die Freiheit nur ein leeres, kaltes Wort.
Laß uns ziehen, laß uns fliehen von den kalten Menschen fort.

Kalte Menschen, rauhe Sitten, glühender Sommer, Wintersnoth;
Ja, das Leben hier ist Sterben und die Zukunft ist der Tod.
Bis zum letzten Saum des Urwalds reicht des Schicksals wilder Fluch,
Der uns frevelnd aus dem Paradiese unsrer Heimath trug.

Also zürnt und klagt wohl Mancher; also tönt manch hartes Wort,
Statt der neuen Heimath finden wir hier den Verbannungsort.
Ostwärts fliegen unsre Wünsche, meerwärts über Berg und Thal,
Dort zu suchen alte Freuden, dort zu leiden alte Qual.

*

* *

Sieh, dort in den Kasematten sitzt ein ernster, bleicher Mann,
Dem schon manche Thräne über die gefurchte Stirne rann;
Der schon manche schlummerlose Nacht im Kerker durchgewacht,
Dem schon manchmal hat des Wahnsinns wilde Fratze zugelacht.

Durch die Gitterspalten blickt er, sieht die Wolken droben ziehen,
„Könnt' ich mit den Wolken", sagt er, „in die Ferne doch entfliehn,
Könnt' ich fliegen, könnt' ich segeln weit über den Ozean,
In der neuen Welt zu suchen neuen Strebens neue Bahn.

„Licht und Luft! O, könnt' ich jagen in des Urwalds weiten Räumen;
Auf der Prairie, im Gebirge, könnt' ich meinen Rappen zäumen;
Mit den Hirschen um die Wette, mit dem Bären um die Beute,
Wollt' ich kämpfen, wollt' ich jagen: Das wär' wilde Waidmann's Freude.

„Licht und Luft! Ich kann nicht athmen, Kerkerluft erstickt mich schier;
Wann weht Morgenwind doch wieder um die heiße Stirne mir;
Wann seh' ich des Ozeans weiten Silberspiegel vor mir liegen,
Seh', wie Wolken, Segel, so auch meine Wünsche westwärts fliegen.

„Dann dort, wo die Quelle rieselt, in des Waldes stillster Mitte,
Fern von Menschen, fern von Sorgen, baue ich mir eine Hütte,
Hör' des Frühlings frohe Lieder, trotze wilder Sonnengluth;
Freue mich, wenn in des Winters Leichentuch die Erde ruht.

„O, nichts weiter nur als Freiheit, Licht und Luft und Raum genug,
Raum für meine Träume, meiner Phantasien weiten Flug.
Nur ein Freundschaftsbündniß mit der großen herrlichen Natur;
Das ist kühnes Strebens Ende, stolzer Wünsche letzte Spur."

Sprach's der Mann, und sieht zum Himmel, den die Abendgluth umsäumt,
Sinkt auf's harte Lager nieder, wo er heitre Träume träumt;
Träumt von Blumen und von Quellen in des Urwalds Paradies;
Ja, der Wildniß Blumen machen selbst des Kerkers Träume süß.

IX.

Am ersten Frühlingstag.

Liebchen, lange genug hat der häßliche Winter gewüthet;
Siehe, jetzt leuchtet herab goldener, herrlicher Tag.
Milder wehen die Winde; es träufelt der Schnee von den Dächern,
Dort auf dem Strome das Eis bricht mit gewaltigem Stoß.
Das ist der erste Tag, das erste Nahen des Frühlings,
Lausche ihm achtsam nur alle die Schönheiten ab!
Mag mit tausend mehr Reizen später der Frühling auch prangen,
Ist doch sein erster Kuß immer der größte Genuß,
Ist doch der erste Strahl einer wärmeren, milderen Sonne,
Freundlicher uns, als nachher glühenden Sommertags Pracht.
So ist es auch in dem Leben, so auch in dem Frühling der Liebe,
Wenn uns zum ersten Mal ahnungsvoll Amor begrußt.
Wenn des Stolzes Kälte durch freundliche Augen besiegt wird.
Wenn man das Gluck nicht begreift, wenn man das Glück kaum nur ahnt;
Wenn man zuerst der Leidenschaft süßen, heimlichen Stachel,
Wenn man zuerst das Bild tief in dem Busen bemerkt;
Wenn wir verwundert uns fragen, wie ist dies Alles passiret,
Hat der Genius auch uns wider Willen besiegt?
Siehe, dann gehn nicht flüchtig den ersten Stunden vorüber,
Blicke achtsam dich an, schaue ins eigene Herz.
Denn du findest den ersten frischen Zauber der Liebe
Niemals wieder, wie dann; niemals ist wieder solch Fest.
Freue dich drüber mit dir, genieße die heitern Gedanken,
Die das werdende Glück, werdende Liebe dir giebt!
Rolle dir auf die Zukunft voll glänzender, glücklicher Bilder;
Reich soll das Leben dir sein, reicher noch Phantasie.
Aus der Liebe entspringen tausend glückliche Träume,
Wenn sie auch selbst dir genügt, läßt sie dich doch nicht allein.
Ruhm und Ehre, das ganze Gefolge glänzenden Hoffens
Stellt mit der Liebe sich ein, folgt der Lieb' auf den Fuß,
Schwelge in diesen Träumen; in Einem Zuge genieße
Alles Glück, was die Welt, was dir die Liebe nur beut.
Laß von den ersten Strahlen der freundlichen Frühlingssonne,
Laß von der ersten Lieb' schmelzen das Eis von der Brust.
Siehe, denn Morgen schon, da kehret der Winter zurücke,
Wild und mit Ungestüm brauset der Nordwind daher.
Wiederum deckt sich der Strom mit der glänzenden Decke des Eises,
Ach, und der Frühling erscheint uns noch so fern, noch so fern!

X.

Geselligkeit im Winter.

Das war getanzt, das war gesprungen,
Das war ein rechtes Faschingsfest!
Die Gläser haben hell geklungen,
Man trank die Freude bis zum Rest.
Mag wild auch draußen Nordwind wüthen,
Der Winter giebt uns höchste Lust,
Er schmückt ja selbst das Eis mit Blüthen,
Mit Blumen auch der Menschen Brust.

Welch Fest! Welch längst ersehnte Tage!
Du schöner Weihnachtstannenbaum!
Ja, deine Kinderjahre frage
Nach diesem immergrünen Traum!
Es reicht von Fest zu Fest der Reigen,
Dreikönigsfest und Faschingstag,
Und nimmer will der Jubel schweigen,
Ob auch der Pfaffe zürnen mag.

Concerte hier, dort Maskenbälle,
Champagner hier und Rheinwein dort.
Es glänzt der Saal in Tageshelle
Und die Musik tönt lustig fort;
Die Freundschaft klingt in tausend Zungen,
Und auch die Liebe schleicht sich ein,
Und wenn der letzte Ton verklungen,
Bleibt die Erinnerung lang noch dein.

Fern in des Urwalds stiller Hütte
Da herrschet auch des Winters Glück,
Die Mutter, in der Kinder Mitte
Schickt froh entgegen Gruß und Blick
Dem Vater, der mit schnellem Schritte
Kommt von der reichen Jagd zurück,
Und bei des Sturmwinds wildem Sange
Ist bald das Fest im vollem Gange.

So feiert Winter seine Feste,
Dort im Palast, im Blockhaus hier,
Er ladet viele muntere Gäste,
Doch niemals naht sein Jubel mir.

Mein Winterfest, es ist gar stille,
Es nimmt auch Niemand Theil daran;
Es ist nur eine schwarze Grille,
Die ich nicht mehr verbannen kann.

Laßt nur den Nordwind um mich sausen,
Das ist mein einzig Winterlied;
Laßt nur den Schneesturm mich umbrausen
Vor dem der wilde Bär selbst flieht.
Zu keinen andern Tönen passen
Die Lieder, die durch's Herz mir ziehn;
Erinnerungen, die nur hassen,
Und Hoffnungen, die nicht mehr blühn.

XI.

Auf dem Auswandererschiffe.

Prächtig liegt dort des Ozeans Spiegel vor unseren Augen,
Wie geschmolzenes Silber; es baden sich drinnen die Strahlen
Glühender Sommersonne und bilden Tausend von Funken,
Die auf den steigenden, sinkenden Wellen erscheinen, verschwinden.
Frisch weht der Morgenwind über die Fluth und kräuselt die Wellen,
Bläht die lustigen Segel, die in die Ferne verschwinden,
Treibt den Nebel hinweg, den die dunkle Nacht hat geboren,
Treibt auch den Gram hinweg von unsrer bekümmerten Stirne,
Gram ob verlorener Heimath und ungewiß ängstlichen Zukunft.
Ja, dort liegt schon das Schiff und harrt der armen Verbannten;
Alles ist schon am Platz und es herrscht ein geschäftiges Treiben;
Ballen und Fässer werden gewälzt, die Taue befestigt
Und die Matrosenlieder ertönen im munteren Chor.
Kopf an Kopf gedrängt, stehn dort die Schaaren der Wandrer
Auf dem Verdecke, und schauen zum letzten Mal noch herüber,
Ob nicht ein Gruß noch ertönt aus dem Munde der Freunde vom Ufer.
Jetzt geht es fort; ein Hurrah ertönt aus den Reihen der Matrosen,
Tücher werden geschwenkt und die letzten Grüße gerufen;
Manche verstohlene heimliche Thräne auch fällt in die Fluthen.
Sieh doch den Greis mit silbernem Haar, was treibt ihn herüber,
Sich in der neuen Welt ein ruhiges Grab noch zu suchen?
Konnt' er nicht sterben daheim? — Ihm blüht' eine liebliche Tochter
Fern in dem Urwald des Westens, ein kleiner, munterer Enkel,

Dort auf der einsamen Farm; ihn will er küssen und herzen;
Dann ist's genug gelebt und der Tod kann seine Opfer empfangen.
Dort die muntere Maid mit dem derben, blühenden Antlitz,
Fröhlich blickt sie über das Meer, nicht fürchtend die Tiefe; —
Ihre Heimath ist dort, wo der Geliebte verweilet,
Der den Soldatenrock mit Amerika's Freiheit vertauschte.
Liebt er mich noch, so fragt sie sich oft; ja, er muß mich noch lieben,
Fügt sie vertrauend hinzu und ein Lächeln umspielt ihre Lippen!
Ernsteren Sinnes lehnt sich ein Mann auf die Brustwehr des Schiffes,
Schaut in die Tiefe hinab, als ob er dort irgend was suchte,
Schaut zum Himmel hinauf, und begleitet die fliegenden Wolken
Sehnsuchtsvoll, die den Weg in die westliche Heimath ihm zeigen
Was er dort sucht, gewiß, ein köstliches Gut ist's, die Freiheit,
Goldene, glückliche Freiheit, die er im Kerker der Heimath
Lange vergeblich ersehnt, ach! ob er drüben sie findet?
Wie viel Wünsche schlummern hier im Bauche des Schiffes,
Welch ein Gemisch von Hoffnung und Furcht, von Vertrauen u. Zagen!
Ja, eine Welt ist hier, wie in Noahs Arche, versammelt,
Eine Welt verschiedener Gedanken, verschiedenen Strebens.
Einer nur blickt ohne Thränen nach Ost, ohne Jubel nach Westen,
Nichts bleibt ihm hüben zurück und nichts kann er drüben noch hoffen.
Wehe dem Schiffe, es ist dem Sturme und Abgrund verfallen,
Nichts in der Welt kann den retten, der nicht mehr die Hoffnung
gerettet.

———— 000 ————

Verfehltes Leben.
(Eine Erzählung.)

Felix war ein Mann, der in seiner ganzen Anlage und allen seinen Eigenschaften seinem Namen entsprach. Mit einem gesunden Körper und gesunden Geiste, mit einem Sinn für das Schöne und der Fähigkeit, es zu genießen, begabt, war er in seinen äußeren Verhältnissen unabhängig genug, um ohne Besorgniß in die Zukunft sehen zu können. Mit einem ernsten, aufrichtigen Streben verband er eine frische jugendliche Heiterkeit, welche ihn zum Liebling seiner Umgebung machte. Seine gute Laune, sein treuherziges Wesen, sein offenes, ehrliches Gesicht nahm Jedermann für ihn ein, besonders aber die Frauen. So konnte es denn nicht fehlen, daß er schon im frühesten Mannesalter Leidenschaften empfand und einflößte. Es war schon damals, als er in Heidelberg studirte, daß er eine

der schönsten Blumen des lieblichen Neckarthales kennen lernte, und mit ihr die schönen Sommerabende zwischen den Lauben und Weinbergen verträumte. Die Liebe zu Marien theilte er nur mit der Liebe zu den Wissenschaften, und von diesen beiden Leidenschaften bewegt, konnte es nicht fehlen, daß er einer der glücklichsten und edelsten Menschen wurde. Doch grade das reinste Glück wird am leichtesten durch die Ungunst der Zeit getrübt. Felix war ein zu strebsamer, empfänglicher und beweglicher Mensch, als daß er den Bewegungen seiner Zeit gleichgültig hätte zusehen können. Die politischen Bewegungen der dreißiger Jahre, welche mehr aus einem gesteigerten Nationalgefühl, wie aus einer deutlichen Erkenntniß der Freiheit herrührten, waren ganz dazu geeignet, auch Felix in den Strudel hereinzuziehen, und da in jener Zeit der Demagogenuntersuchungen grade die reinsten und edelsten Charaktere am ersten die Beute der Denunzianten und Verräther wurden, so sah sich auch Felix bald von der Anklage des Hochverrathes verfolgt. Abgesehen von der niederträchtigen Furcht, die damals der deutsche Philister vor einem „Demagogen" hatte, beurtheilten selbst einsichtsvolle und unabhängige Leute diese leidenschaftlichen Bewegungen sehr strenge, weil allerdings das Kindische und Unreife, was in diesen Bewegungen lag, und das Mißverhältniß zwischen Mitteln und Zwecken ein gewisses Bedauern und Mitleiden hervorrufen mußte. So kam es, daß Felix nicht nur seine Freiheit verlor, sondern auch an seinem guten Namen einbüßte. Es ist ja in Deutschland noch immer so gewesen, daß man einer gescheiterten Freiheitsbestrebung statt des Lorbeerkranzes die Lüge und Verläumdung in das Grab nachwirft.

Felix hatte noch kaum das Unglück gekannt, als er sich im Kerker allein sah, und über den ganzen Umfang seines Unglückes nachzudenken Zeit hatte. Die Einsamkeit des Kerkers ist nicht gerade geeignet, um Illusionen zu nähren und zu erhalten. Felix mußte sich bald gestehen, daß es mit seiner Martyrerkrone nicht viel auf sich habe, und daß er mehr eine traurige Rolle in einem Lustspiele, als eine Heldenrolle in einer Tragödie spiele. Das Unbesonnene, Unbedachte des gewagten Unternehmens kam ihm zum Bewußtsein, und er verwünschte sich oft, daß er sich in dasselbe eingelassen hatte. Es ging ihm so, wie den meisten Demagogen der damaligen Zeit; die Einsamkeit des Kerkers stumpfte den revolutionären Stachel ab.

So kam es, daß Felix nach einigen Jahren genügende Zeichen seiner Reue gegeben hatte, und seiner Haft entlassen wurde. Für einen Moment blühten alle seine alten Hoffnungen wieder mit neuer Kraft hervor. Sein erster Schritt war, daß er die traurigen Kasematten mit den lachenden Hügeln und Thälern Süddeutschlands vertauschte. Er kam nach Heidelberg, und jubelte, wie ein Kind, als er das alte Schloß zwischen den grünen Bäumen, als er alle die Plätze seines alten Glückes und seiner ersten Liebe wiedersah.

Der Jubel sollte bald enden. Marie war seit Kurzem verheirathet. Was hätte sie auch warten sollen? Felix war im Gefängniß, seine Zukunft verscherzt; sein Vermögen ruinirt. Die deutschen Mädchen sind treu, sehr treu, aber man kann ihnen doch nicht zumuthen, daß sie wegen einer Jugendliebe die Gelegenheit zu einer anständigen Heirath vorübergehen lassen.

Das war ein harter Schlag für Felix, und erschütterte noch mehr, wie sein Mißgeschick in der Politik, sein Selbstvertrauen. Er suchte, um sich zu betäuben, die Genüsse der Geselligkeit auf. Aber die fröhlichen Zeiten der Becher und Lieder war für ihn verloren. Er konnte sich in das alte Treiben nicht wieder finden; er war älter geworden; die Gefängnißjahre hatten seinen Humor und seine gute Laune zerstört.

Er suchte nach einer angemessenen Thätigkeit. Die amtliche Laufbahn war ihm verschlossen, und Niemand sonst wollte den „Demagogen" anstellen. Die Presse war unter Censur und gewährte seiner Thätigkeit keinen Spielraum. Felix blieb müßig.

Wenn er von seinen alten Freunden Manche wieder sah, so konnte er es sich nicht verhehlen, daß die Freundschaft, wenn und wo man ihm noch welche erwies, eine erzwungene war. Man fürchtete, verdächtig zu werden, wenn man sich mit ihm einließ. Nichts in der Welt ist überhaupt so leicht vergessen, als die ewige Freundschaft, die man auf Universitäten schließt.

Unterdessen wurden die politischen Verhältniße immer trüber und drückender; protestantische und katholische Hierarchie vereinigten sich mit der Militär- und Beamtenherrschaft, um den letzten Rest einer öffentlichen Meinung und des gesunden Volkscharakters zu unterdrücken.

Felix beschloß, auszuwandern. Freilich trieb ihn, wie so viele Andere, nicht so sehr die Hoffnung auf die neue Welt, wie Verzweiflung an der alten hinüber. Er schiffte sich ein; kein Lebewohl tönte ihm von der alten Heimath nach; kein Willkommen begrüßte ihn in der neuen.

Konnte man es ihm verdenken, daß er menschenscheu wurde? Das Leben und Treiben, das er in New York sah, widerte ihn an; niemals hatte er Gelegenheit, die Massen des Volkes so genau und in der Nähe zu beobachten, wie hier, und die letzten Illusionen, welche er sich über die Majestät eines souveränen republikanischen Volkes gemacht hatte, verschwanden. Man muß überhaupt viel Vertrauen zur Menschheit haben, wenn man hier in Amerika noch an eine freie und glückliche Zukunft derselben glaubt.

Es ging Felix, wie so manchem andern europamüden Schwärmer; er beschloß, in den Urwald zu gehen, um dort an dem Busen der Natur die Menschen und ihre Welt zu vergessen.

Es ist aber gewiß das schwierigste Experiment, das ein unzufriedener

und unglücklicher Mensch mit sich machen kann, sich in die Einsamkeit zu begeben. Die Mühen und Sorgen des Lebens heben uns über manche Schwierigkeiten des eigenen Herzens und der eigenen Ueberzeugung hinweg; aber um mit sich allein auskommen zu können, dazu muß man entweder einen hohen Grad geistiger Stumpfheit, oder eine große Klarheit des Selbstbewußtseins und Herrschaft über sich selbst und seine Leidenschaften besitzen.

Felix hatte Beides nicht, und sah in der Einsamkeit des Urwaldes sich selbst mit denselben Mängeln und Fehlern behaftet, welche er an der übrigen Menschheit so verachtete.

Umgang mit der Natur, sagt man, lindert alle Leiden. Dies mag sein, wenn man die Natur als Erholung genießt, als ein Desert nach dem überbesetzten Gastmahle der Welt, als eine Pause in den Zerstreuungen des Lebens. Aber der ausschließliche Umgang mit der Natur stumpft uns ab gegen die Reize derselben, und macht uns gegen sie gleichgültig. Der Bauer, der sich immer auf dem Felde und im Walde bewegt, dichtet keine Lieder zum Preise der aufgehenden Morgensonne und des dämmerhaften, rosigen Abends. Ja, die Natur ist für den, der ausschließlich auf sie angewiesen ist, hart, brutal, tyrannisch; sie hat mehr Mittel, ihn zu quälen, wie ihn zu entzücken. Welcher Ansiedler im Urwald hat dies nicht schon eingesehen! Die glühende Hitze im Sommer mit den Fiebern und Muskitos, der bittere Frost im Winter, die Wirkungen der Nässe, des umbrochenen Landes u. s. w.: alle diese Strapazen, die der erste Ansiedler durchmachen muß, passen wenig zu der Idylle, die man sich von dem Leben im Urwalde macht. Auch Felix mußte dies erfahren, um so mehr, da er der harten Arbeit und der vielfachen Entbehrungen des Waldlebens nicht gewöhnt war. Im Sommer und Herbst ging es noch; die wechselnde Arbeit machte ihm Zerstreuung, aber im Winter wurde ihm der Aufenthalt in der Blockhütte unerträglich, und die langen Abende, die schlaflosen Nächte gaben ihm eine unwillkommene Veranlassung, das Trostlose seiner Lage recht zu überdenken.

Wenn er nun in dem Uebermaaß mißmuthiger Stimmung seine Nachbarn, die einfachen, biederen Landleute aus dem Schwarzwalde und Würtemberg, so fröhlich und zufrieden in ihren Blockhütten sitzen sah; wenn er Abends den Choral der Frauen und Mädchen durch den Wald tönen hörte; wenn er die vollen, gesunden Gestalten dieser Naturkinder mit seinen bleichen, eingefallenen Wangen verglich: dann machte er sich selbst Vorwürfe, und tadelte sich deshalb, daß er nicht die Munterkeit und Zufriedenheit dieser Landleute theilen konnte. Er glaubte, daß eine Frau ihm die einsame Blockhütte geselliger und anmuthiger machen würde, und sprach deßhalb bei einem seiner Nachbarn vor, der mehrere erwachsene Töchter hatte. Die Sache wurde bald ins Reine gebracht;

im Urwald ist das Heirathen nicht so sehr Sache der Leidenschaft, wie der Nothwendigkeit, und macht sich bald.

Die junge Bäuerin, die er heirathete, wäre gewiß im Stande gewesen, irgend einen Bauernsohn in ihrem schwäbischen Dorfe glücklich zu machen; sie war gesund, arbeitsam und geduldig; aber Felix begriff binnen kurzer Zeit, daß man nicht ungestraft alle Erinnerungen und alle Gewohnheiten seines Lebens vergessen und verleugnen darf, daß man sich nicht auf einmal aus der Sphäre, in die man durch frühere Lebensverhältnisse und Erziehung versetzt ist, hinausstürzen kann. Er sah bald ein, daß kein Ton seiner Seele ein Echo fände in der Brust seiner Frau; sie war nicht fähig, irgend nur auf eine seiner Ideen einzugehen oder ein Gespräch mit ihm zu unterhalten. Als die langen Winterabende kamen, wurde ihm das Blockhaus erst recht unerträglich; es waren eben aus diesem gutmüthigen einfachen Wesen keine tiefen Empfindungen, keine Gedanken herauszulocken; der Umfang ihres Geistes war von der Bibel und dem Gesangbuch auf der einen Seite, und von der Küche und dem Vieh auf der andern Seite begrenzt. Und Felix durfte nicht einmal darüber klagen und murren, denn sie war so fleißig, brav und bescheiden in ihren Ansprüchen gegen Felix, daß er sich wirklich Vorwürfe machte, daß er ihr nicht mehr Liebe und Aufmerksamkeit schenken konnte.

Indessen sollte diese langweilige Episode des Urwaldes nicht lange dauern. Die junge Bäuerin starb im ersten Wochenbette, weil kein ordentlicher Arzt in der Nähe war. Zur selben Zeit endeckte Felix, daß er sich bei'm Ankauf seiner Farm hatte betrügen lassen; sein Besitztitel war nicht in Ordnung, und er konnte froh sein, daß er wenigstens einen Theil seiner Kaufsumme vergleichsweise zurückerhielt.

So zog Felix wieder weg von der Farm, durch nichts Anderes bereichert, als durch die Lehre, daß wenn die Unzufriedenheit mit der Welt in der Unzufriedenheit mit sich selbst beruht, daß es dann nichts Gefährlicheres gibt, als die Welt zu meiden und sich auf sich selbst zurückzuziehen.

Felix brachte jetzt einige Zeit auf Reisen zu, ohne eine Stadt und einen Freundschaftskreis zu finden, in dem er längere Zeit zu verweilen gewünscht hätte. Die Menschen waren kalt und Felix auch. Ueberhaupt ist das Reisen in Amerika monoton und einförmig und nicht von den angenehmen Ueberraschungen und Abwechselungen, von den anmuthigen Zwischenfällen begleitet, die das Reisen in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und andern europäischen Ländern so angenehm machen.

Ein heller Stern sollte übrigens noch dem Lebens unseres Freundes aufgehen. Die Kunde der Februarrevolution und der gewaltsamen Erschütterungen, welche dieselbe überall in Europa hervorrief, wurde mit Jubel auch in Amerika vernommen; Niemand aber war darüber wohl so erfreut, wie Felix, der den Kelch der amerikanischen Mühseligkeiten gerade

bis zur Neige getrunken hatte. Ueberall rüsteten sich die Flüchtlinge der dreißiger Jahre, wieder zurückzukehren in die befreite Heimath; auch Felix stand bald an Bord eines Schiffes, welches nach kurzer und glücklicher Fahrt die Heimath erreichte.

Das Leben und Treiben, welches Felix hier vorfand, war freilich weit von den Vorstellungen entfernt, die er sich davon gemacht hatte. Zu seiner Zeit waren die revolutionären Ideen blos auf den Universitäten und in den zunächst liegenden Kreisen vertreten; jetzt war aber die ganze Masse des Volkes davon ergriffen; Arbeiterversammlungen, Bauernzusammenrottungen 2c. 2c. waren an der Tagesordnung. Sein und seiner Zeit ganzes revolutionäres Streben ging in nationalen Sympathieen auf, die in der letzten Revolution überall in der Presse und in den Volksversammlungen verhöhnt und verspottet, und von socialen Bestrebungen und kommunistischen Doktrinen verdrängt wurden. Die vielen Volksaufstände, Barrikaden, Gefechte, welche in fast allen deutschen Städten stattfanden, beunruhigten ihn, und er stimmte heimlich in die Klagen der Philister über Anarchie ein. So kam es, daß er sich von der entschiedenen Partei der Revolution abwendete und sich den nationalen Bestrebungen, die damals hauptsächlich im Frankfurter Parlamente vertreten waren, anschloß.

Solche Leute, wie Felix, wurden übrigens zu jener Zeit sehr gesucht. Man hatte ihre in den früheren revolutionären Bewegungen und durch ihr politisches Märtyrerthum gewonnene Popularität nothwendig, um die Revolution von ihrem eigentlichen Ziele abzulenken, und sie in nationalen Sympathieen und doktrinären Systemen aufgehen zu lassen. So konnte es auch nicht fehlen, daß man Felix' zweifelhafte Lorbeeren aus der Demagogenzeit wieder hervorsuchte, und ihn in's Frankfurter Parlament wählte, wo man eben solche Reliquien aus der Vergangenheit brauchte.

Eine Zeitlang schien es, als wenn dem Vielgeprüften wieder ein Strahl des Glückes aufgehen sollte. Man erinnert sich noch wohl daran, wie damals die Parlamentsmitglieder von der Aristokratie gehätschelt und ihnen vom Volke geschmeichelt wurde. Auch Felix nahm an diesen Triumphen Theil. Er, der so lange vergessen und verachtet war, empfand die öffentliche Gunst in doppeltem Maaße, und berauschte sich fast an derselben. Ja, fast wäre Felix wieder jung geworden; fast hätten seine Leidenschaften wieder ihre jugendliche Frische und Elastizität gewonnen. Ruhm und Ehre wurden ihm zu Theil, und auch die Liebe sollte nicht ausbleiben. Unsere deutschen Damen waren damals besonders für das deutsche Parlament eingenommen, und eine begeisterte Freiheitsrede fand auf der Damentribüne einen besondern Applaus. Auch für Felix schien sich eine jener schwärmerischen Damen speziell zu interessiren; man sah ihn oft in ihrer Gesellschaft, und es schien sich ein inniges Verhältniß zwischen beiden anzubahnen.

Freilich, Felix war nicht mehr der leidenschaftliche, feurige Jüngling, der die Herzen der Frauen im Sturm nehmen konnte. Er war alt geworden, nicht nur den Jahren nach. Dies mußte er selbst auf eine äußerst empfindliche Weise fühlen, als er sich mit einem Male wieder in die Zeiten seiner Vergangenheit zurückversetzt sah. Man wird sich erinnern, daß am Pfingstfest 1848 auf den Ruinen des Heidelberger Schlosses eine große Volksversammlung abgehalten wurde. Felix nahm Theil an diesem Ausflug. Welch ein Gefühl ergriff ihn, als er die wohlbekannten Stellen wieder sah! Wald und Feld und Wiese waren so grün, wie damals; der Himmel so blau, wie früher; die ganze Gegend zeigte ihre unsterbliche Schönheit. Aber Felix empfand diesen Zauber nicht mehr, wie früher; er fragte sich, und wußte nicht, warum.

Da sah er auch seine frühere Braut wieder. Sie war eine glückliche Mutter von blühenden Kindern, und wenn auch die Frische der Jugend von ihren Wangen gewichen war, so zeigte sie doch immer die Spuren der früheren Schönheit. Als die beiden sich begegneten, betrachteten sie sich mit einem stummen Blicke, der mehr sagte, wie alle Worte. Darauf war sie freundlich und gütig gegen ihn, aber Felix wußte kaum diese Güte zu erwiedern; er begriff den Unterschied zwischen früher und jetzt.

Am Abende sehen wir ihn oben auf seinem früheren Lieblingsplatze sitzen, auf der Engelswiese; Thränen rollen ihm reichlich über die Wangen; er hat mit einem Male begriffen, was es heißt: ein verfehltes Leben!

Nun, die Revolution ging immer rückwärts und rückwärts. Ein Schlag nach dem andern traf die aufkeimende Freiheit, und Niemand war da, ihn abzulenken. Felix, der, wie er meinte, der Freiheit eine ganze Jugend geopfert, wollte ihr nicht die Hoffnungen seines Alters opfern; doch dafür opferte er der Reaktion Alles. Der Wunsch, eine Heirath zu ermöglichen und zu beschleunigen, verleitete ihn dazu, eine einträgliche Stelle im Reichsministerium anzunehmen.

Nachdem dieser Schritt geschehen war, suchte er seine Freundin auf. „Was ich an ihnen liebte,“ sagte sie zu ihm, „das waren ihre Leiden für die Freiheit. Was wollen sie jetzt noch von mir?“

Die politischen Ereignisse gingen, wie sie gehen mußten. Die Revolution wurde besiegt, und während ihre Führer auf dem Schaffot, im Kerker oder Exil die Ehre ihrer Sache vertraten, erhielten gerade die Halben und Unentschiedenen die verdoppelten Schläge von Rechts und Links, von Oben und Unten. Die Farce mit der Centralgewalt fand ein Ende, und Alles kehrte wieder zu vormärzlichen Verhältnissen zurück. Auch Felix verlor seine Stelle, und fand sich wieder in der zweideutigen, ruhmlosen Stellung, wie vor Jahren. Was aus ihm in den letzten Jahren seines Lebens geworden ist, haben wir leider nicht in Erfahrung bringen können.

Der Leser verzeihe uns die Unzulänglichkeit und Oberflächlichkeit dieser Skizze. Es galt nur ein Beispiel aus Tausenden herauszunehmen, um zu zeigen, wie Viele in dieser Zeit ein verfehltes Leben zu beklagen haben. Bei dem Einen mögen die Verhältnisse und Veränderungen so, bei dem Andern anders sein. Das Schicksal ist im Allgemeinen dasselbe. Und bei der Allgemeinheit dieses Schicksals haben wir denjenigen kaum zu beklagen, der ein verfehltes Leben hinter sich sieht, sondern nur denjenigen, der nicht nur das Glück und den Gewinn, sondern auch die Grundsätze und Ueberzeugungen seines Lebens verfehlt hat.

Preßangelegenheiten.

Der „Michigan Demokrat" hat seinen bisherigen Redakteur Hrn. Emil Annecke, durch dessen freiwilligen Austritt verloren. Dieses Ereigniß konnte uns, die wir persönlich die hiesigen Personen und Zustände kennen zu lernen Gelegenheit hatten, nicht überraschen. Hr. Annecke, dem wir hiermit ein herzliches Lebewohl zurufen, war in keiner Weise der Mann, welcher zu der Redaktion eines demokratischen Parteiblattes paßte, wenn er sich auch sonst als ein gewandter, fleißiger und kenntnißreicher Journalist zeigte. Wenn er, der sich früher nicht speziell mit der Politik und der Tagespresse beschäftigt hatte, und der die Stellung der einzelnen Blätter nicht speziell kannte, von Anfang an gewußt hätte, welch ein Blatt und welch einen Beruf er übernehmen sollte, er würde nicht die Sysiphusarbeit auf sich genommen haben, unter der Controle eines demokratischen Parteicomite's, das größtentheils aus notorischen Aemterjägern besteht, ein unabhängiges, freisinniges, ehrliches Blatt zu redigiren. Der „Mich. Demokrat", welcher der Partei schon über viertausend Dollars gekostet hat, war nicht dazu bestimmt, sein Publikum aufzuklären und es durch eine unabhängige Kritik der politischen Fragen in den wirklichen Besitz seiner Souveränität und seines Stimmrechtes zu setzen, sondern bloß dazu, das deutsche Publikum unter der Diktatur einzelner demokratischer Aemterjäger zu halten. Bei den letzten Stadtwahlen konnte man dies deutlich sehen. Obgleich Hr. Annecke das demokratische Ticket aufgestellt hatte, und den demokratischen Mayorskandidaten Buel vertheidigte, bediente er sich jedoch einer mäßigen, anständigen Sprache und ließ es an den üblichen Wahlempfehlungen und Puffs für die eigene, und an namenlosen Schimpfwörtern für die gegnerische Partei fehlen. Seit dieser Zeit war der Bruch zwischen dem Verwaltungsrathe und der Redaktion eine Thatsache, und Hr. Annecke konnte sich keinen Augenblick verhehlen, daß er sich einen

andern Wirkungskreis aufsuchen müßte. Allerdings hatte er die Majorität der Aktionäre auf seiner Seite, was sich in einer neulich abgehaltenen Generalversammlung derselben zeigte, und wir glauben gerade unter den jetzigen Umständen besonders dies hervorheben und zur Anerkennung bringen zu müssen. Aber diese Majorität genügte nicht, um das Blatt frei von den Einflüssen der Aemterjäger zu halten. Namentlich durch den Ankauf des Volksblattes — die schamloseste Affaire, welche vielleicht jemals in der deutschen Presse vorgekommen ist, — wurde der hiesige „Michigan Demokrat" an die demokratische Partei unwiderruflich festgebunden, indem die hiesige Postoffice der Aktiengesellschaft des "Demokraten" das „Volksblatt" unter der Bedingung überließ, daß der „Demokrat" immer ein national-demokratisches Blatt sein müsse. Wollte man überhaupt die Geschichte dieses Blattes in allen Details erzählen, so würde man einsehen, daß sich der ganze Charakter der Nebraska- und Sklavenfängerpartei in den einzelnen Handlungen ihrer Repräsentanten darstellt. Noch bei'm Schlusse der Redaktion Annecke's haben wir gesehen, daß diese Leute eine Censur ausüben, die wirklich an Rußland und an die schönsten Zeiten ehemaliger preußischer Censur erinnert. Sie nahmen nämlich den Artikel, welcher Annecke's Abschied enthält, heraus, und ließen dafür eine leere Stelle. Nun, mit solchen Mitteln zu kämpfen, ist der ganzen Sache und Partei angemessen.

Wir entnehmen dem von der Censur gestrichenen „Abschiede" Annecke's folgende Stelle:

„Ich halte es für unnöthig, auf Einzelnheiten einzugehen; ich bemerke nur im Allgemeinen, daß es mich von Tag zu Tag mehr anwiderte, in meiner Stellung als Redakteur dieses Blatts mit Leuten verkehren zu müssen, deren einziges Streben dahin ging, die guten alten Zeiten zurückzuführen, in denen dies Blatt nichts Anderes war, als ein gehorsamer demokratischer Parteischlepper, ein Miniatur-Abklatsch von voluminöseren Organen dieser Couleur; mit Leuten, die da erklären, e i n D e m o k r a t d ü r f e n i c h t d e n k e n, er dürfe sich nur um die demokratische Plattform kümmern, er müsse stets für die „von der Partei" nominirten Personen gehen, selbst wenn die größten Schurken darunter seien — mit solchen Leuten länger zu verkehren, und ihnen, als Hauptmitglieder der Aktien-Gesellschaft, am Ende gar tagtäglich Rede und Antwort zu stehen, dazu verlor ich nach gerade die Lust, und obschon es mir Anfangs nicht an gutem Willen fehlte, das Blatt von solchen Vormündern erlösen zu helfen, so wurde doch endlich mein guter Wille durch einen gewissen Grad von Egoismus, den ich, wie fast jeder Mensch besitze, in den Hintergrund gedrängt. — Der Egoismus siegte, und dieser Sieg ist der Grund meines beschleunigten Austritts . . . Ich bitte diejenigen Herren, die innerhalb der Aktiengesellschaft des „Michigan Demokrat" die menschen-

liche Vernunft, den freien Willen und das Recht repräsentiren, mir meinen Schritt nicht zu verübeln; fast jeder Mensch würde an meiner Stelle so und nicht anders gehandelt haben, und, wenn es, (was ich hoffe und wünsche) dem freisinnigen Theile der Aktionäre ferner darum zu thun ist, das Blatt aus der erschlaffenden und endlich ertödtenden Bevormundung des Humkerthums zu befreien, so wird man das auch ohne mich fertig bringen können. Etwas Energie aber dürfte dazu erforderlich sein. Ohne sie erreicht man Nichts, und selbst um die lächerlichsten Vorurtheile, um den größten Blödsinn zu besiegen, bedarf es einiger Mühe.

Möge es der freisinnigen und vernünftigen Fraktion in der Aktiengesellschaft gelingen, die Repräsentanten des menschlichen Rückschrittes, die antediluvianischen Gebilde aus einer Zeit, in welcher das hiesige Deutschthum nichts Anderes war, als ein willenloser Apendix der Amerikanischen Aemterjäger, recht bald aus ihrer leitenden Stellung zu verdrängen und in die Sphäre zurückzuweisen, die ihnen nach Maaßgabe ihrer Intelligenz und ihres Standpunktes gebührt. Mit diesem innigen Wunsche scheide ich von den v e r n ü n f t i g e n Männern, die der Aktien-Gesellschaft dieses Blatts angehören.

Das deutsche Publikum im Allgemeinen wird mir, wie ich glaube, die Anerkennung nicht versagen, daß ich während des Zeitraumes, in welchem ich dies Blatt redigirte, nach Kräften thätig gewesen bin, Vorurtheile jeder Art zu bekämpfen, und Schlechtigkeiten, mochten sie sich zeigen, in welcher Partei oder in welchen Schichten sie wollten, als solche zu bezeichnen; daß ich mich niemals durch persönliche oder Partei-Rücksichten habe bewegen lassen, Ereignisse in der Politik oder Thatsachen überhaupt anders darzustellen als der strengsten Wahrheit gemäß. Unähnlich der Mehrzahl der demokratischen Blätter, die die Schlechtigkeiten innerhalb i h r e r Partei zu beschönigen und andere Parteien durch verdrehte Mittheilungen oder reine Erfindungen Schlechtigkeiten aufzubürden suchen, darf ich behaupten, daß ich stets der Wahrheit die Ehre gegeben habe. Ich mache kein Geheimniß daraus, daß ich unter günstigeren Verhältnissen mehr für die Sache des Fortschrittes hätte wirken können; — allein, wer die Verhältnisse, unter denen ich arbeitete, kennt und richtig würdigt, der wird mir gewiß die Anerkennung nicht versagen, daß ich unter mancherlei mißlichen und widrigen Umständen D a s geleistet habe, was überhaupt geleistet werden konnte.

Meinen Collegen vom früheren „Volksblatte" (dem Redakteur der „Atlantis,") so wie den Redakteuren der „Illinois Staatszeitung", des „Anzeigers des Westens", der „Turnzeitung", des „Canadischen Bauernfreundes" und mehrerer anderer Blätter, die meiner stets in wahrhaft kollegialischer Weise gedacht haben, sage ich nebst freundlichem Lebewohl meinen Dank und gebe ihnen die Versicherung, daß ich für die

Folge, falls ich jemals wieder in diesem Lande in die Reihen der Vertreter der Presse eintreten sollte, kein anderes Blatt redigiren werde, als ein durchaus unabhängiges, in jeder Hinsicht radikales. Ich bin während der sechs bis sieben Monate meines Wirkens hier zu der Ueberzeugung gekommen, daß diese Stellung die einzig richtige für einen deutschen Journalisten in Amerika ist. Emil Anneke."

Was es nun weiter mit dem Blatte geben wird, wollen wir sehen. Wahrscheinlich wird die Partei dasselbe bis zur nächsten Präsidentenwahl fortführen, und dann wird dasselbe den Weg alles Fleisches gehen. Man hat bisher schon von Seiten einzelner Mitglieder des Verwaltungsrathes versucht, das ganze Blatt an die republikanische Partei zu verkaufen; namentlich nach der letzten Stadtwahl wurden solche Anerbietungen gemacht. Wahrscheinlich wird man auch später wieder einen solchen Handel versuchen. — Ueberhaupt sieht es mit der Presse, wie mit allen andern geselligen Bestrebungen in Detroit ziemlich trostlos aus. Es scheint, als sollte hier keine Zeitung ohne Parteiunterstützung bestehen können. Da der „Demokrat" einstweilen, laut Beschluß der Aktiengesellschaft aufhört, so bleibt als politisches Blatt das „Mich. Journal" allein zurück; wir wünschen, daß dieses Blatt, das sich durch eine feste, entschiedene Richtung in der Politik auszeichnet, nach jeder Ansicht sich verbessere. Ueber die materiellen Verhältnisse der „Atlantis", die sich allein auf das Publikum stützt, haben wir auch nicht viel Erfreuliches zu berichten, und kommen darauf am Schlusse dieses Heftes zurück.

Das tägliche „Milwaukee Journal" hat nach „zehn Wochen Elend", wie der Herausgeber sich ausdrückte, eingehen müssen, und einem Wochenblatte, „Atlas", Platz gemacht. Dies macht dem freisinnigen Theile des Milwaukee Publikums keine große Ehre. Das „Journal" war, wie auch der „Corsar", mit Talent und Fähigkeit geschrieben, und vertrat eine liberale Auffassung der amerikanischen Politik. Aber gerade an letzterem Punkte scheiterte es. Die frühere gewohnheitsmäßige Anhänglichkeit an die demokratische Partei, welche wir selbst während unseres Aufenthaltes in Milwaukee bemerkten, scheint in letzterer Zeit zu einem wahren Fanatismus geworden zu sein. Wir bedauern, daß gerade durch solche Verfälle, wie das Eingehen des Journals, der in vielen Beziehungen wohlerworbene gute Ruf Milwaukee's beeinträchtigt wird. Dies verräth keine Toleranz. Selbst diejenigen Deutschen, welche sich zur demokratischen Partei bekennen, sollten doch neben ihren zwei demokratischen Blättern wenigstens ein einziges Oppositionsblatt halten, um dem alten Grundsatz: Audiatur et altera pars! getreu zu bleiben. Die beiden täglichen demokratischen Blätter „Seebote" und „Banner" existiren ganz gut

[illegible]

warum sollte nicht auch ein Oppositionsblatt seine mäßigen Ansprüche an das Publikum erfüllt sehen? Dies erscheint uns um so auffallender, weil gerade Domschke und seine Zeitung dem Milwaukee Publikum noch in mancher anderen Beziehung nützlich ist, als in politischer. Seine Kritiken über die Leistungen des Theaters und des Musikvereines, — zwei Anstalten, auf welche Milwaukee mit Recht stolz sein kann, — sollten allein im Stande sein, ihm die Theilnahme des Publikum's zu erhalten; diese beiden Kunstanstalten sind soweit vorgeschritten, daß sie ein gebildetes, ästhetisches Urtheil, wie man es von Hrn. Domschke erwarten kann, nicht zu scheuen haben. Nun, wir wollen wünschen, daß Ausdauer auch hier zum Ziele führt, und der „Atlas" in Milwaukee so fest stehen möge, wie jener Berg in Hellas, von dem er seinen Namen entlehnt hat.

* * *

Herr Wenzel hat in Belleville, wo er früher eine tägliche Zeitung herausgab, eine neue Zeitung „Belleviller Volksblatt" begründet. Wir haben das Recht, von diesem Blatte tüchtige Leistungen zu erwarten, und bemerken bei dieser Gelegenheit nur, daß wir bis jetzt noch kein Wechselblatt erhalten haben.

* * *

Herr Dietsch hat die Louisviller „Reform" niedergelegt und die Redaktion des Cincinnati Volksblattes übernommen. Mit seltener Ausdauer und Standhaftigkeit hat er auf dem entlegenen Posten ausgeharrt, bis daß auch endlich dieses Blatt der Ungunst der Zeit und der trüben Stimmung in Bezug auf Politik, welche unter der deutschen Bevölkerung Indiana's zu herrschen scheint, erliegen mußte. Die Uebersiedelung dieses tüchtigen Kämpfers für politische Reform nach Cincinnati ist von der ganzen freisinnigen Presse mit Freuden begrüßt worden, und auch wir schließen uns mit dem allgemeinen Glückwunsche an.

* * *

Kein Blatt hat wohl in der letzten Zeit so viele Anfeindungen erlitten, wie die „Turnzeitung". Die „New-Yorker Staatszeitung" und ihre gesinnungsverwandten Blätter haben sie besonders zum Stichblatt ihrer Schmähungen und Verläumdungen genommen. Der Grund davon liegt nahe. Die Organisation des Turnerbundes ist bis jetzt die beste und verbreitetste unter allen geselligen Bestrebungen der Deutschen Amerika's, und wenn diese Organisation sich nicht zum Werkzeug der Reaktion, der Pro-Sklavereipartei und ihren Handlanger hergeben will, so ist dies ein Zeichen von dem voranstrebenden, liberalen Geiste der Deutschen, namentlich der

jüngern deutschen Bevölkerung im Allgemeinen. Daß die „Criminalzeitung“ das Objekt fortwährender Angriffe ist, beweist den Einfluß, welchen sie ausübt, und wir wollen hoffen, daß der Bund und die Zeitung auf dem betretenen Wege fortfahren und eine feste Phalanx bilden, an die sich die gesammte freisinnige deutsche Bevölkerung zur Vertheidigung der Reformideen und zur Opposition gegen die Proslavereipartei anschließen kann.

Die „New-Yorker Abendzeitung“ hat endlich ihr Wochenblatt ausgegeben, eine Verbesserung, welche wir schon seit Jahren für wünschenswerth, ja für nothwendig gehalten haben. Es ist einmal an der Zeit, daß von New-York aus andere Wechselblätter in den Westen geschickt werden, als Staatszeitung, Demokrat und Neue Zeit, die in den verschiedensten Tonarten das alte Hunkerlied herunter leiern. Die Abendzeitung ist mit Umsicht, Mäßigung und Vorsicht geschrieben, und hält sich, obwohl sie die republikanischen Ideen vertritt, doch unabhängig von den Parteien, so daß sie mit Recht ein Rathgeber und Leitfaden in der Politik genannt zu werden verdient. Die tägliche Abendzeitung ist im Westen schon bekannt genug, so daß wir erwarten dürfen, daß das Wochenblatt in demselben einen großen Leserkreis finden wird.

In der neuesten Zeit ist bei mehreren Blättern, von denen man erwarten mußte, daß sie fest und treu zur republikanischen Partei stehen, ein gewisses Schwanken und Zaudern eingetreten, welches zu der Entschiedenheit, mit welcher die demokratischen Blätter ihre reaktionären Tendenzen vertreten, wenig paßt. Wir haben uns an einem andern Orte darüber ausgesprochen, welche Ansichten wir von der republikanischen Partei, der Einseitigkeit ihrer Bestrebungen und der Stellung, welche die Deutschen ihr gegenüber einzunehmen haben, hegen. Wir sind gewiß nicht der Ansicht, daß diejenigen Deutschen und ihre Organe, welche den republikanischen Prinzipien huldigen, innerhalb ihrer Partei dieselbe Dienstbarkeit und Abhängigkeit zeigen sollen, welche die demokratischen Blätter gegen ihre Partei beweisen; wir empfehlen keine Hunkerei, weder hier, wie dort, keine Abgötterei, keinen Dogmatismus. Aber wir denken, daß in der bevorstehenden Katastrophe zu große Fragen und Prinzipien auf dem Spiele stehen, als daß wir zaudern und zweifeln dürften, wohin wir uns zu wenden haben; daß die einseitige Wendung, welche die amerikanische Politik genommen hat, durchaus in der Geschichte der letzten Zeit und in den großen Fortschritten, welche die Sklavokratie gemacht hat, begründet ist, und daß wir den Grundsätzen und Ansichten, welche wir seit Jahren

in der Theorie vertreten haben, jetzt im entscheidenden Momente auch in der Praxis folgen müssen. Es läßt sich in dieser Beziehung wohl Entschiedenheit und Unabhängigkeit vereinigen.

Ueber den geschäftlichen Fortgang der „Atlantis" haben wir nur einige kurze Bemerkungen zu machen. Den Leser wird wohl weiter nichts interessiren, als daß wir versprechen, das Blatt unter allen Umständen aufrecht zu halten. Dies ist ein Versprechen, das uns in der gegenwärtigen Zeit wirklich schwer wird, denn niemals vorher haben wir eine solch systematische Zahlungsverweigerung gesehen, wie in den ersten Monaten dieses Jahres. Es scheinen wirklich neun Zehntel unserer Abonnenten eine stillschweigende Verabredung getroffen zu sein, uns den Abonnementsbetrag vorzuenthalten; wir haben in einzelnen Städten 40—50 Abonnenten, von denen kaum ein Einziger beim Jahreswechsel an uns gedacht hat. Es ist nicht möglich, überall reisende Agenten hinzuschicken, um die paar schuldigen Abonnements zu kollektiren; wer darauf wartet, möge sich erinnern, daß er durch die nöthig werdenden Reisekosten uns den letzten Verdienst hinwegnimmt. Wir machen noch einmal besonders darauf aufmerksam

1) daß derjenige, welcher keine Fortsetzung wünscht, nach Bezahlung etwaiger Rückstände dieses Heft sofort auf der Post refüsirt.

2) daß diejenigen, welche Abonnenten bleiben wollen, auf keine weiteren Fortsetzungen rechnen können, falls sie nicht den Betrag einsenden.

3) Die Agenten und Abonnenten, welche brieflich gemahnt sind, und nicht zahlen, werden das nächste Mal auf der schwarzen Liste erscheinen.

4) Wem einzelne Hefte fehlen, der kann auf Anfrage dieselben nachgeliefert bekommen.

Hiermit erlassen wir den letzten Appell an die Ehrenhaftigkeit unseres Publikums. Wir wissen, daß derartige Klagen in den Zeitungen stereotyp werden, und das Publikum nur darüber lacht. Uns scheint es übrigens nicht lächerlich zu sein, wenn man nach dreijähriger Arbeit in Gefahr kommt, die Früchte derselben verlieren zu müssen.

Atlantis.

Neue Folge, Band 4. Heft 4.	April, 1856.	Alte Folge, Bd. 6., Nr. 134—137.

Allgemeine Bemerkungen über die Entwickelungsgeschichte der Menschheit.

Die großen und scheinbar zufälligen Veränderungen, welche in rascher Reihenfolge mit den Völkern vorgenommen werden, die vielen Widersprüche in der Geschichte der Nationen und Individuen, die entgegengesetzten Elemente, die sich nacheinander darin geltend machen; überhaupt der unregelmäßige Gang der Geschichte dieses Jahrhunderts könnte uns wohl zu der Annahme verleiten, als sei überhaupt keine Stetigkeit und Gesetzmäßigkeit in der Entwickelung des Menschengeschlechtes vorhanden, als sei in der sittlichen Welt nicht die Regelmäßigkeit, Consequenz und Harmonie, mit einem Worte der „Kosmos" zu finden, den wir überall in der Natur bemerken, und dessen Darstellung das letzte Ziel der Naturwissenschaften ist. Betrachtet man z. B. die unregelmäßigen Bahnen, welche die französische Geschichte in den letzten Jahren durchlaufen, oder die Widersprüche, in denen die amerikanische Republik sich verwickelt hat, wer möchte in diesen Wirrwarr Nothwendigkeit, Ordnung und Gesetzmäßigkeit hineindenken! Launenhaft und willkührlich, wie die Geschichte der Nationen, scheint auch die Entwickelung der Individuen zu sein; wir haben fast keine historische Figur auf dem Schauplatze der Geschichte oder in dem Heiligthume der Wissenschaft und Kunst, die consequent die einmal betretene Bahn fortgeschritten, die keine Widersprüche und Gegensätze in ihrem Leben aufgezeigt hätte. Wenn wir die Geschichte der vorigen Jahrhunderte und Jahrtausende betrachten, so bemerken wir eine gewisse logische Nothwendigkeit der Entwickelung; die Thatsachen stehen nicht nur der Zeit, sondern auch dem Grunde nach miteinander in Verbindung, und wir sehen mit größerer oder geringerer Klarheit den ursächlichen Zusammenhang zwischen den Ereignissen. In diesem Jahrhundert aber scheint eine solche Klarheit ganz zu verschwinden; wie in einem Kalaidoscop verändern sich die Ereignisse nach Belieben, und zeigen uns heute diese, morgen jene Zusammenstellung. Die Folgen dieser allgemeinen Unklarheit und dieses Mangels an Uebersicht bestehen in einer allgemeinen Gewissenlosigkeit; der Strom der Ereignisse wirft die Menschen hierhin und dorthin, und giebt ihren Ansichten heute diese, morgen jene Form; Apo-

stasie und Inconsequenz ist Tagesordnung geworden, und selten sieht man einen Menschen, der consequent und unbeugsam, wie der alte Römer, seinen Weg verfolgte und sein Ziel im Auge behielte. Diese allgemeine Charakterlosigkeit und Wankelmüthigkeit der Menschen und Ereignisse ist besonders in einer Zeit zu beklagen, welche in einer großen Umwälzung begriffen ist, deren Entscheidung vielleicht für eine lange Periode maaßgebend sein wird.

Unter diesen Umständen ist es wohl eine der ersten Fragen, welche man an die Wissenschaft stellen muß: Welches sind die Bedingungen und Gesetze menschlicher Entwickelung, und wie lassen sich dieselben auf natürliche Gesetze zurückführen und mit denselben in Uebereinstimmung setzen? Wir finden in der Natur trotz aller Launen des Klima's, trotz mancher metereologischer Zufälligkeiten, welche kein Mensch berechnen und erklären kann, doch eine vollständige und systematische Regelmäßigkeit; sollte sich nicht auch im menschlichen Leben und in der Weltgeschichte eine solche Regelmäßigkeit nachweisen lassen?

Hierüber Untersuchungen anzustellen, dies wäre wohl eine der dankbarsten Aufgaben, deren Lösung den vereinigten Kräften des Geschichtsforschers und Psychologen annäherungsweise gelingen könnte.

Wir glauben, daß wir den allgemeinen Gang der menschlichen Entwickelung mit dem Worte: „Verallgemeinerung" bezeichnen können. Das Individuum will sich zur Gattung verallgemeinern, dies ist die allgemeinste Tendenz menschlicher Civilisation. Es ist die allgemeinste Bestimmung des einzelnen Menschen, in die Menschheit hineinzuragen, und die Bestrebungen und Zwecke der Menschheit zu den seinigen zu machen. In wie weit irgend ein Mensch oder irgend ein Volk dieser Bestimmung genügt, nimmt er oder es seinen Platz auf der Stufenleiter der Kultur ein.

Jeder Mensch ist an sich die Menschheit, die Gattung, indem er alle Eigenschaften, Kräfte und Fähigkeiten derselben in sich vereinigt. Sein Organismus ist ein Mikrokosmos, eine Welt im Kleinen, die Totalität aller Kräfte, die in der Natur und im menschlichen Leben zur Erscheinung kommen. Der Mensch ist also an sich universeller Natur, und die Aufgabe seines Lebens ist, diese universelle Natur zur Erscheinung zu bringen. Die Entwickelung des Menschen geht also von Innen nach Außen, vom Besondern zum Allgemeinen, von der Individualität zur Gattung. Diese Entwickelung von Innen heraus steht durchaus im Widerspruche mit den religiösen Ansichten, nach welchen die Entwickelung von Außen nach Innen, vom Allgemeinen zum Besonderen, von der Gattung zum Individuum, von der Gottheit zum Menschen kommt. Nach der religiösen Ansicht wird Gott Mensch; nach der entgegenstehenden Ansicht soll der Mensch Gott werden. Die religiöse Ansicht **offenbart** dem Menschen das Göttliche, die andere Ansicht aber **entwickelt** aus dem Menschen

das Göttliche, d. h. das absolut Allgemeine, Universelle. Die religiöse Ansicht, die vom Allgemeinen zum Besondern kommt, ist rücklaufend, retrograde, reaktionär; die entgegenstehende Ansicht, nach welcher sich das Allgemeine aus dem Einzelnen erweitert und entwickelt, ist fortschreitend, progressiv, und läuft in die Lehre von der ewigen Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes aus.

Aus diesem Unterschiede zwischen der religiösen und natürlichen Weltanschauung ergiebt sich ein anderer, der die größten Verwirrungen des menschlichen Denkens erzeugt, und selbst die Wissenschaft mit den sonderbarsten Vorstellungen und Hypothesen verunreinigt hat. Nach der religiösen Ansicht liegt die Blüthezeit des Menschengeschlechtes in einer Vorzeit, von welcher das jetzt lebende Geschlecht und die heutige Zeit nur ein schwacher Nachklang und eine entartete Wiederholung ist. Nach dieser Ansicht ist das Menschengeschlecht von seiner idealen Höhe herabgestiegen, und nicht in der Entwickelung, sondern in der Entartung begriffen. So traurig und verzweiflungsvoll diese Ansicht auch ist, so griff sie doch in allen Gebieten des menschlichen Denkens Platz. Die Religionen aller Völker haben an der Schwelle ihrer Sagen und Ueberlieferungen ein Paradies stehen, in welchem die Menschen in Uebereinstimmung und Harmonie mit der Gottheit ein glückliches, himmlisches Leben lebten, von dem in unser jetziges Leben nur einzelne dunkele und verwirrte Erinnerungen hineinfallen. In Uebereinstimmung mit dieser überall verbreiteten Sage vom Paradiese hat das Christenthum die Theorie der Erbsünde aufgestellt, nach welcher der Mensch, durch den ersten Sündenfall seiner ursprünglichen Reinheit und Unschuld und seines Glückes beraubt, nicht im Stande ist, durch eigene Kraft sich wieder emporzuarbeiten und zu veredeln. Wir finden den Glauben an eine vollkommene, ideale Vorzeit des Menschengeschlechtes nicht nur in der Religion, sondern auch in der Philosophie. Nicht nur, daß Platon die angeborenen Ideen als Erinnerungen aus einer früheren seligen Zeit, die man im Umgang mit den Göttern verlebt hätte, betrachtete; selbst die Philosophen der modernen Schulen, selbst Hegel, der die Idee als das Prius, als das Erste betrachtet, aus dem durch Sonderung alle einzelnen Dinge hervorgehen, steht wesentlich auf diesem religiösen Standpunkte. In allen Wissenschaften nahm man diesen Standpunkt an. Die Politiker sagten, mit Aristoteles, der Staat sei älter, als wie die einzelnen Staaten, und bildeten sich den Urstaat, einen vollkommen organisirten Staat der Urzeit, von welchem nur einzelne Erinnerungen und Reliquien in dem heutigen Staatsleben vorzufinden waren. Wo und wann dieser Staat existirt haben soll, darüber wurden die bodenlosesten Hypothesen aufgestellt; genug, der Urstaat war in der Politik dasselbe, wie das Paradies in der Religion. Die Philologen,

verführt durch gewisse Aehnlichkeiten, welche alle Sprachen mit einander haben, gingen von der Hypothese einer Ursprache aus, eine Hypothese, die heute noch viele Anhänger besitzt, und zu den interessantesten Sprachvergleichungen Anlaß gegeben hat. So sehen wir überall, wie der Mensch das Vollkommene hinter sich, nicht vor sich, in der Vergangenheit, nicht in der Zukunft sucht, und diese Ansicht ist so allgemein, daß wir uns wohl nach dem Grunde derselben erkundigen müssen. Wir finden eine ähnliche Ansicht überall im täglichen Leben; jeder alte Mann wird die Zeit seiner Jugend loben, und klagen, daß die gute, alte Zeit verschwunden sei. Die Klagen über das Schlechterwerden der Zeiten finden wir schon bei den ältesten Schriftstellern; schon im Homer klagt der alte Nestor darüber, und es ist die Rede von einem Felsblock, den die Menschen der vorigen Generation hätten wegwälzen können, den aber damals schon kein Sterblicher mehr bewegen konnte. Ueberall finden wir in den alten Schriften eine wehmüthige rückblickende Stimmung, gleichsam als wenn die Patriarchen des Menschengeschlechtes jenen paradiesischen Zeiten noch näher gestanden hätten, als die Menschen heutiger Zeit, und sich noch mehr davon hätten erinnern können. Und wir werden wohl über diese Illusionen nicht spotten, wenn wir daran denken, daß wir selbst geneigt sind, unsere eigene Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu schmücken und zu preisen, sie mit poetischem Zauber zu umgeben, und eine dankbare Erinnerung daran zu bewahren. Ereignisse und Umstände, die uns damals, als wir sie erlebten, fast gleichgültig waren, schmiegen sich in der Erinnerung tief und tiefer in unser Herz, und nehmen einen poetischen Reiz an, welchen wir früher kaum geahnt hatten. Diese Romantik der Erinnerungen finden wir überall; jeder Mensch hat sein verlorenes Paradies, aus dem der Engel mit flammenden Schwert ihn hinausgetrieben hat; es ist diese retrospektive, melancholische Stimmung ein tiefer psychologischer Zug, der eine allgemeine Wahrheit verbirgt. Diese Wahrheit ist das halb instinktartige, halb begriffene Bewußtsein von der Großartigkeit und Vortrefflichkeit der menschlichen Natur und Organisation, die in ihrer Weise vollkommen und der größten Leistungen fähig, uns immer an den Unterschied zwischen dem, was wir sein könnten, und dem, was wir sind, erinnert. Die Erinnerung an die Vorzeit, die Reminiszenzen an ein verlorenes Paradies beruhen auf einer unbestimmten Empfindung von der guten, edlen, idealen Natur des Menschen; es ist das Gattungsgefühl, das Gefühl der allgemeinen Menschenliebe und Humanität, welches in das individuelle Leben voll selbstischer Interessen und Bestrebungen hineinscheint. Wir empfinden dabei, wie gut, wie glücklich, wie edel wir sein könnten; aber wir verlegen die ideale Seite unserer eigenen Natur in ein fernes Paradies, weil wir wohl wissen, daß das rauhe Leben um uns her nicht dazu paßt.

In ähnlicher Weise sind auch die Hypothesen über den Urstaat, die Ursprache ꝛc. in der Gemeinsamkeit und Uebereinstimmung unserer Organisation begründet. Diese Gemeinsamkeit und Uebereinstimmung des menschlichen Organismus bedingt die Gemeinsamkeit und Uebereinstimmung der menschlichen Vernunft und der daraus entspringenden Institute, wie der Sprachen, der Staaten, der Religionen, der Sitten und Gebräuche. Die Einheit des Menschengeschlechtes ist heutzutage kein religiöses Dogma mehr, sondern eine naturwissenschaftliche Thatsache. Trotz der verschiedensten Bildungen und Varietäten finden wir die wesentlichste, allgemeinste Gestaltung und Einrichtung des Organismus bei allen Menschen als übereinstimmend, und da dieselben Kräfte unter denselben Umständen dieselben Wirkungen erzielen, so müssen sich auch natürlich in den Sprachen, Sitten, Gebräuchen ꝛc. ähnlich gebildeter Menschen Analogien zeigen, ohne daß wir nothwendig hätten, auf die Hypothese einer Abstammung von e i n e m Elternpaare und den Mythos der Wanderungen zurückzukommen. Die Entstehung des Menschengeschlechtes und seiner Varietäten ist wohl nach keinen andern Gesetzen vor sich gegangen, als nach denen auch die Pflanzen und Thiere entstanden sind. Ebenso wie man die verschiedenen nacheinander folgenden Bildungsperioden unseres Erdballes in der geologischen Bildung nebeneinander gelagert sieht, ebenso findet man auch die verschiedenen Entwickelungsperioden der Menschheit nebeneinander, wenn man die menschlichen Racen betrachtet. Hier sehen wir auf das Deutlichste, wie sich die Menschheit von thierähnlicher Bildung an bis zu den schönsten und edelsten Formen der kaukasischen Race, vom wilden Nomadenthum an bis zu den gesitteten, freien Staatseinrichtungen entwickelt hat. Das Studium der Racen und ihrer Unterschiede lehrt uns die Urgeschichte der Menschheit kennen. In dieser Beziehung können wir sagen, daß die einzelnen Racen, die Aethiopier, Mongolen, Malaien, Amerikaner, Kaukasier die verschiedenen Entwickelungsperioden der Menschheit bezeichnen, jene graue Vorzeit, an welche die einzelnen wilden Stämme noch jetzt durch ihre Sitten, Gebräuche, Religionen ꝛc. erinnern. Ebenso können wir, auf diesem Wege fortschreitend, die einzelnen Nationen Europa's als die einzelnen Typen der Entwickelung der Menschheit betrachten; so sprechen wir von einem griechischen, römischen, germanischen Zeitalter. Die Geschichte der Menschheit lagert sich in ihren einzelnen Formationen ebenso deutlich ab, wie die Geschichte des Erdballes, und wir können den Unterschied zwischen der kaukasischen und den andern Racen vielleicht nicht besser bezeichnen, als indem wir sagen, daß wir viele tausend Jahre jünger sind, als jene, die wir als unsere Vorgänger und Voreltern ansehen müssen.

Um also den Entwickelungsgang, die Methode, nach welcher die Menschheit von Stufe zu Stufe fortschreitet, zu erkennen, ist es nur nothwendig, die

einzelnen Racen und Völker mit einander zu vergleichen. Wir haben Gelegenheit genug, bei den Südsee-Insulanern und den Negern Afrika's den Kindheitszustand, bei den Indianern Amerika's eine weitere fortgeschrittene Periode der Bildung, bei den Chinesen, Indiern 2c. eine neue Stufe, und bei den kaukasischen Völkern den Höhepunkt der bisherigen menschlichen Entwickelung zu beobachten. Wir finden bei den Naturvölkern die Sitten und Gebräuche, welche uns als eine Eigenthümlichkeit der grauesten Vorzeit geschildert werden, und können uns für jede Stufe und Epoche der Vergangenheit den entsprechenden Typus in der Gegenwart aufsuchen. Solche Vergleichungen aber beweisen uns, daß die ganze Entwickelung und der ganze Fortschritt der Menschheit in einer Verallgemeinerung, in einem Aufgehen des Individuums in die Gattung, in einer Entwickelung der socialen Verhältnisse beruht. Je tiefer ein Mensch, eine Nation oder ein Zeitalter steht, desto geringer ist der Gemeinsinn, desto größer die Besonderheit, desto abgeschlossener das Leben, desto weniger entwickelt die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen. Und ferner, aller Fortschritt des Menschengeschlechtes ist bedingt durch eine Erhöhung des Gemeinsinnes, eine Steigerung des öffentlichen Lebens, eine Zunahme der Humanität, durch eine Gemeinsamkeit der Interessen und Ueberzeugungen. So bei den Völkern, wie bei den einzelnen Menschen. Je mehr ein Mensch sich mit dem Ganzen identifizirt, sich als Mitglied der menschlichen Gesellschaft fühlt und ein allgemein menschliches Streben verfolgt, je mehr er seine Individualität allgemeinen Zwecken unterordnet, — auf einer desto höheren Stufe geistiger Entwickelung und Cultur steht derselbe.

Zwei Mittel sind es vornehmlich, wodurch der Einzelmensch den Prozeß seiner Verallgemeinerung, seiner Verschmelzung mit der Gattung vollzieht, die S p r a ch e und der S t a a t. Beides sind deßhalb die größten Culturmittel, und an den Veränderungen und Entwickelungen, welche damit vorgehen, kann man die Fortschritte der Cultur und des Menschengeschlechtes überhaupt erkennen.

Schon in der Thierwelt finden wir Anfänge der Sprache; wenn wir dem ersten geschichtlichen Ursprung derselben nachforschen wollen, so dürfen wir nur die unartikulirten Laute der Thierwelt belauschen, in denen wir die graue Vorzeit unserer herrlichen Sprachen wieder erkennen. Allerdings der Weg von diesen ersten rohen Naturlauten bis zu dem kunstvollen Bau einer modernen Sprache ist sehr weit, und man sollte sich wohl versucht halten, der menschlichen Sprache eine höhere, übernatürliche Entstehung zuzuschreiben. Doch finden wir zwischen den Thierlauten und der menschlichen Sprache zu viele Mittelglieder und Zwischenstufen, als daß uns der Zusammenhang beider entgehen könnte. Der Südsee-Insulaner oder der Neger in Mittelafrika drückt seine Empfindungen nicht viel kunstvoller aus, als der zornige Löwe der Wüste, oder die sanfte, klagende Nachtigall.

Der einzige, qualitative Unterschied zwischen der Thiersprache und der menschlichen Sprache scheint das Lautzeichen zu sein. „Da es", sagt der Verfasser der "vestiges of creation", „da es lange vor dem Menschen Thiere auf der Erde gab, so gab es auch lange vor der Geschichte unserer Race eine Sprache auf Erden. Das einzig neue Faktum in der Geschichte der Sprache, welches durch unsere Erschaffung veranlaßt wurde, war die Entstehung einer neuen Ausdrucksweise vermittelst neuer, durch die Stimmorgane hervorgebrachter Lautzeichen. Mit andern Worten, die Sprache war die einzige, die Schöpfung der menschlichen Race begleitende Neuerung. Freilich, dies war eine Bereicherung von großer Wichtigkeit, denn im Vergleich damit sind die andern natürlichen Mittel des Gedankenaustausches unbedeutend. Immerhin war das Haupt- und Grundphänomenon, die Sprache, als Ideenmittheilung kein neues Geschenk, das der Schöpfer dem Menschen machte, und in der Sprache selbst, wenn wir dieselbe nur als ein natürliches Faktum ansehen, erkennen wir nur ein Resultat einiger von jenen höheren Begabungen, die uns in Folge einer höheren Organisation zugefallen sind."

Es mag indessen noch wohl ein anderer qualitativer Unterschied zwischen der Thiersprache und menschlichen Sprache existiren, der darin besteht, daß jene nur ein gewisses Bedürfniß, ein instinktives Gefühl durch ihre Sprache kund geben können, das eben in der Thierwelt nur da verstanden wird, wo ein ähnliches Bedürfniß oder ein ähnliches Gefühl ihm correspondirt. Die menschliche Sprache ist aber allgemein verständlich; sie ist ein Medium, welches alle Sprachgenossen mit einander verbindet, ein Verbreitungsmittel der Gedanken, so allgemein, wie die Vernunft und der menschliche Geist selbst. Darin liegt die große civilisirende Bedeutung der Sprache, daß sie den individuellen Geist des Menschen zu einem allgemeinen, universellen macht, daß sie dem menschlichen Gedanken ein allgemeines Gepräge gibt, daß sie das Medium ist, vermittelst dessen der Mensch sich mit der Menschheit in Uebereinstimmung setzt. Die Sprache nimmt den Menschen aus seiner natürlichen Isolirung hinweg, und gibt ihm den allgemein menschlichen Charakter. Vermittelst der Sprache ist der Mensch erst Mensch, Mitglied der Gattung, Träger der Humanität.

Wir sehen, daß je höher die Cultur steht, desto ausgedehnter die Sprachgrenzen sind. Bei den niedern Völkern, den sogenannten Wilden, ist die Sprache noch in sehr engen Grenzen eingeschlossen; jeder Stamm hat seine besondere Sprache. Wie viele Indianersprachen z. B. gibt es in den Urwäldern Amerika's? Wie viele Sprachen in den Grenzen des großen Barbarenreiches des Zcaaren? Im indischen Archipel gibt es Inseln, die kaum von einer Million Menschen bewohnt sind, welche mehrere Hunderte von Sprachen reden. Solche Sprachen, ohne festen Bau, ohne

verführt durch gewisse Aehnlichkeiten, welche alle Sprachen mit einander haben, gingen von der Hypothese einer Ursprache aus, eine Hypothese, die heute noch viele Anhänger besitzt, und zu den interessantesten Sprachvergleichungen Anlaß gegeben hat. So sehen wir überall, wie der Mensch das Vollkommene hinter sich, nicht vor sich, in der Vergangenheit, nicht in der Zukunft sucht, und diese Ansicht ist so allgemein, daß wir uns wohl nach dem Grunde derselben erkundigen müssen. Wir finden eine ähnliche Ansicht überall im täglichen Leben; jeder alte Mann wird die Zeit seiner Jugend loben, und klagen, daß die gute, alte Zeit verschwunden sei. Die Klagen über das Schlechterwerden der Zeiten finden wir schon bei den ältesten Schriftstellern; schon im Homer klagt der alte Nestor darüber, und es ist die Rede von einem Felsblock, den die Menschen der vorigen Generation hätten wegwälzen können, den aber damals schon kein Sterblicher mehr bewegen konnte. Ueberall finden wir in den alten Schriften eine wehmüthige rückblickende Stimmung, gleichsam als wenn die Patriarchen des Menschengeschlechtes jenen paradiesischen Zeiten noch näher gestanden hätten, als die Menschen heutiger Zeit, und sich noch mehr davon hätten erinnern können. Und wir werden wohl über diese Illusionen nicht spotten, wenn wir daran denken, daß wir selbst geneigt sind, unsere eigene Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu schmücken und zu preisen, sie mit poetischem Zauber zu umgeben, und eine dankbare Erinnerung daran zu bewahren. Ereignisse und Umstände, die uns damals, als wir sie erlebten, fast gleichgültig waren, schmiegen sich in der Erinnerung tief und tiefer in unser Herz, und nehmen einen poetischen Reiz an, welchen wir früher kaum geahnt hatten. Diese Romantik der Erinnerungen finden wir überall; jeder Mensch hat sein verlorenes Paradies, aus dem der Engel mit flammenden Schwert ihn hinausgetrieben hat; es ist diese retrospektive, melancholische Stimmung ein tiefer psychologischer Zug, der eine allgemeine Wahrheit verbirgt. Diese Wahrheit ist das halb instinktartige, halb begriffene Bewußtsein von der Großartigkeit und Vortrefflichkeit der menschlichen Natur und Organisation, die in ihrer Weise vollkommen und der größten Leistungen fähig, uns immer an den Unterschied zwischen dem, was wir sein könnten, und dem, was wir sind, erinnert. Die Erinnerung an die Vorzeit, die Reminiszenzen an ein verlorenes Paradies beruhen auf einer unbestimmten Empfindung von der guten, edlen, idealen Natur des Menschen; es ist das Gattungsgefühl, das Gefühl der allgemeinen Menschenliebe und Humanität, welches in das individuelle Leben voll selbstischer Interessen und Bestrebungen hineinscheint. Wir empfinden dabei, wie gut, wie glücklich, wie edel wir sein könnten, aber wir verlegen die ideale Seite unserer eigenen Natur in ein fernes Paradies, weil wir wohl wissen, daß das rauhe Leben um uns her nicht dazu paßt.

In ähnlicher Weise sind auch die Hypothesen über den Urstaat, die Ursprache rc. in der Gemeinsamkeit und Uebereinstimmung unserer Organisation begründet. Diese Gemeinsamkeit und Uebereinstimmung des menschlichen Organismus bedingt die Gemeinsamkeit und Uebereinstimmung der menschlichen Vernunft und der daraus entspringenden Institute, wie der Sprachen, der Staaten, der Religionen, der Sitten und Gebräuche. Die Einheit des Menschengeschlechtes ist heutzutage kein religiöses Dogma mehr, sondern eine naturwissenschaftliche Thatsache. Trotz der verschiedensten Bildungen und Varietäten finden wir die wesentlichste, allgemeinste Gestaltung und Einrichtung des Organismus bei allen Menschen als übereinstimmend, und da dieselben Kräfte unter denselben Umständen dieselben Wirkungen erzielen, so müssen sich auch natürlich in den Sprachen, Sitten, Gebräuchen rc. ähnlich gebildeter Menschen Analogien zeigen, ohne daß wir nothwendig hätten, auf die Hypothese einer Abstammung von e i n e m Elternpaare und den Mythos der Wanderungen zurückzukommen. Die Entstehung des Menschengeschlechtes und seiner Varietäten ist wohl nach keinen andern Gesetzen vor sich gegangen, als nach denen auch die Pflanzen und Thiere entstanden sind. Ebenso wie man die verschiedenen nacheinander folgenden Bildungsperioden unseres Erdballes in der geologischen Bildung nebeneinander gelagert sieht, ebenso findet man auch die verschiedenen Entwickelungsperioden der Menschheit nebeneinander, wenn man die menschlichen Racen betrachtet. Hier sehen wir auf das Deutlichste, wie sich die Menschheit von thierähnlicher Bildung an bis zu den schönsten und edelsten Formen der kaukasischen Race, vom wilden Nomadenthum an bis zu den gesitteten, freien Staatseinrichtungen entwickelt hat. Das Studium der Racen und ihrer Unterschiede lehrt uns die Urgeschichte der Menschheit kennen. In dieser Beziehung können wir sagen, daß die einzelnen Racen, die Aethiopier, Mongolen, Malaien, Amerikaner, Kaukasier die verschiedenen Entwickelungsperioden der Menschheit bezeichnen, jene graue Vorzeit, an welche die einzelnen wilden Stämme noch jetzt durch ihre Sitten, Gebräuche, Religionen rc. erinnern. Ebenso können wir, auf diesem Wege fortschreitend, die einzelnen Nationen Europa's als die einzelnen Typen der Entwickelung der Menschheit betrachten; so sprechen wir von einem griechischen, römischen, germanischen Zeitalter. Die Geschichte der Menschheit lagert sich in ihren einzelnen Formationen ebenso deutlich ab, wie die Geschichte des Erdballes, und wir können den Unterschied zwischen der kaukasischen und den andern Racen vielleicht nicht besser bezeichnen, als indem wir sagen, daß wir viele tausend Jahre jünger sind, als jene, die wir als unsere Vorgänger und Voreltern ansehen müssen.

Um also den Entwickelungsgang, die Methode, nach welcher die Menschheit von Stufe zu Stufe fortschreitet, zu erkennen, ist es nur nothwendig, die

Der Höhepunkt der Staatenbildung wird dann erreicht sein, wenn die ganze Menschheit sich als eine große Gemeinschaft betrachtet, mit gemeinschaftlichen Pflichten und Rechten; wenn die einzelnen selbstständigen Staaten sich zu einer gemeinsamen Organisation vereinigen, welche sich mit den allgemeinsten Zwecken der Cultur und Humanität beschäftigt. Die Idee eines solchen allgemeinen Völkerbundes ist schon längst ausgesprochen; sie ist das Losungswort der europäischen Revolution und wird das nächste Ziel derselben bilden. Dann wird es wahr sein, was jener Dichter sagt, „daß der Mensch keinem kleineren Vereine, als der Menschheit angehören solle". Schon jetzt bahnt sich diese Idee der Solidarität der Völker trotz der fehlerhaften und unvollkommenen Staatenbildung den Weg; wir sehen, daß keine der großen Nationen der Erde von einem Mißgeschick betroffen, in einen Krieg verwickelt werden kann, ohne daß alle anderen Nationen dies mitfühlen, und dadurch in ihren Interessen und in ihrer Entwickelung beeinträchtigt werden. Trotz der sogenannten Neutralität, welche wir noch bei großen und mächtigen Nationen finden, ist doch schon eine universelle Mitleidenschaft zwischen allen civilisirten Völkern vorhanden; dies haben wir auf das Deutlichste während des letzten orientalischen Krieges gesehen. Unter den Völkern gibt es keine andere Neutralität, als die vollständige Neutralität gegen Cultur und Menschlichkeit.

So bei den Völkern, wie bei den einzelnen Individuen. Jeder Mensch bestimmt seinen menschlichen Werth und die Stufe seiner Entwickelung durch sein Verhältniß zur Menschheit und den allgemeinen Zwecken derselben. Der rohe, wilde Mensch ist isolirt, auf seine nächste Umgebung beschränkt; er kennt nichts von der Welt und der Weltgeschichte, und hat keinen Zusammenhang mit ihr. Jeder Strahl der Bildung, welcher den Menschen veredelt, gibt ihm Aufschluß über das Verhältniß zur Menschheit, reißt ihn aus seiner natürlichen Isolirung heraus, und erweitert seinen geistigen Horizont. Jedes Culturmittel, welches an den Menschen herangebracht wird, ist ein Mittel zur Verallgemeinerung und Vergesellschaftung. Zuerst lernt der jugendliche Mensch die Sprache, die Wort- und Schriftsprache, um ein Mittel der Verständigung mit der Menschheit zu haben; dann lernt er die allgemeinsten Umrisse der Weltgeschichte kennen, und so geht es durch alle Stufen der Erziehung hindurch, bis daß der Mensch endlich in dem Berufe sich der Menschheit und ihren allgemeinen Zwecken widmet. Die Bildung ist das theoretische Band, welches den Menschen mit der Menschheit verknüpft; der Beruf ist das praktische Verhältniß zwischen beiden. Denn jeder Beruf, wenn man ihn nur richtig auffaßt, hat eine allgemeine, universelle Seite, und jede Arbeit, die der Beruf mit sich bringt, kommt der Gesammtheit zu Statten. So lebt der Mensch sich aus seiner Einzelheit in die Allgemeinheit herein, gleichwie der

Baum aus der Dunkelheit der Erde hinausstrebt in das Licht und die Luft. Der auf der Höhe der Cultur und Wissenschaft stehende Mensch ist der „allgemeine“ Mensch, wie Hegel ihn nennt, ein Mensch, an dem die persönlichen Launen und Sonderbarkeiten verschwunden sind, und der den allgemeinen Typus der Menschlichkeit darstellt. Ein solcher Mensch war Göthe, als er im Vollbesitz seines Genius war, ein Mensch, den Gott am Schöpfungstage sich hätte zum Modell nehmen müssen, wenn er die Menschen noch nicht vorher erschaffen hätte. Darin liegt gerade das Geheimniß des Genies, der Zauber der Dichtkunst, die Macht der Philosophie, daß wir in dem Munde des Dichters oder Philosophen unsere eigenen Gedanken wieder finden, daß der Dichter uns das Geheimniß unserer eigenen Brust löst, daß wir die allgemein menschliche Bedeutung seiner Worte verstehen. Solche allgemeine Gedanken klingen in unser Ohr, als wären sie uns längst bekannt und vertraut, u. als hätten wir sie schon tausendmal gehört. Deßhalb nannte auch Platon die allgemeinen Ideen: Erinnerungen aus einer früheren Welt. Aber diese Ideen sind nichts anderes, als die Aeußerungen der menschlichen Natur selbst, die sich überall wieder finden müssen, wo die menschliche Natur selbst rein und unverfälscht ist; sie sind die Resultate eines gutgearteten Organismus, aus dessen gleichmäßiger Bildung auch gleichmäßige Aeußerungen hervorgehen müssen. Der Mensch ist dann am besten, am größten, wenn er seiner eigenen Natur treu ist, denn die Natur des Menschen selbst ist Menschlichkeit und Humanität.

Wir haben also als die zwei hauptsächlichsten Grundsätze der menschlichen Entwickelung folgende erkannt: erstens Treue gegen die menschliche Natur, Treue gegen sich selbst, und zweitens Verallgemeinerung der Individualitäten bis zum Begriffe der Gattung. Zwischen diesen beiden Punkten bewegt sich das Leben der Menschen. Die Berührungspunkte zwischen dem Ich und der Gattung sind unendlich zahlreich; das ganze Leben der Menschen besteht aus der Wechselwirkung beider, bis daß am Ende die Gattung die Individualität verschlingt — durch den Tod.

Wenn wir das menschliche Leben von diesem Standpunkte aus als ein Streben zum Allgemeinen, als eine Entwickelung zur Menschlichkeit betrachten, — und die Geschichte zeigt uns in großen Zügen, daß diese Erklärung vom menschlichen Leben die richtige ist, — dann haben wir einen geraden, sicheren Weg durch den Wirrwarr des Lebens gefunden, und werden uns durch vorübergehende Verstimmungen und Widersprüche nicht verleiten lassen, an dem unaufhaltsamen Fortschritte des Menschengeschlechtes zu verzweifeln. Unserer Ansicht nach liegt das Paradies der Menschheit vor uns, nicht hinter uns; wir sind keine Epigonen, kein gesunkenes Geschlecht, das auf dem Grabe einer großen Vergangenheit trauert, sondern ein voranstrebendes Geschlecht, in dem eine große Zukunft verborgen liegt. Denn man mag noch so viel Egoismus, niedrigen, ge-

meinen Egoismus dem jetzt lebenden Geschlechte nachsagen, es läßt sich doch nicht leugnen, daß die Bande, welche die ganze Menschheit zu einer großen Familie vereinigen, immer stärker werden; daß die Interessen der Individuen und der Gattung sich immer mehr identifiziren, daß jeder Mensch durch seine Umstände und Interessen immer mehr und mehr auf das Allgemeine hingewiesen wird. Dieser wachsende Gemeingeist mag sich nun kund geben in großen politischen Ereignissen, in bedeutenden industriellen Unternehmungen oder in einzelnen kleinen geselligen Vereinen, — man kann ihn nicht hinwegleugnen; er wird durch die moderne Industrie ebenso, wie durch die moderne Wissenschaft, er wird durch alle Verhältnisse des Jahrhunderts begünstigt. Wir sehen überall ein positives Zunehmen der Cultur, ein Zusammentreffen der Interessen, eine Association der Ideen, wodurch das Zeitalter des Socialismus eingeleitet wird. Mögen wir auch gerade erst an dem Grabe eines beendigten grausamen Krieges stehen, mögen auch die europäischen Verhältnisse, wie die amerikanischen, durchaus nicht geeignet sein, Vertrauen auf eine friedliche, organische Entwickelung einzuflößen: wir kommen dem Ziele einer Weltsprache und Weltrepublik doch immer näher, und es ist kein Mensch so klein und arm, daß er sich nicht an den allgemeinen Ereignissen der Geschichte betheiligen müßte. Die Zeiten, wo die Politik einzelnen privilegirten Kasten und Personen vorbehalten war, sind trotz aller diplomatischen Bemühungen und aller Heimlichkeiten des Friedenscongresses vorüber; das Volk wird in die Speichen der Geschichte eingreifen, und die Maschine vorantreiben, die jetzt stille zu stehen scheint.

Dies müssen wir aber fest und unverwandt ins Auge fassen, daß wir nur in so fern Anspruch auf Civilisation und Kultur machen können, als wir allgemeine Interessen und Zwecke verfolgen, und uns bewußt sind, Glieder im großen Bunde der Menschheit zu sein. Hierin liegt der Unterschied zwischen dem geistigen Adel und dem geistigen Plebs. Wer seine persönlichen Interessen von den Interessen der Gesammtheit sondert, der ist heute noch so roh, wie der Wilde in den Urwäldern Amerika's; er ist ein Bettler auf geistigem Gebiete, und wenn er auch in seinen Goldhaufen erstickte. Was unserem Leben Würde, Schönheit und Adel giebt, das ist der allgemein menschliche Gehalt, die Humanität, das Gemeingefühl, vermittelst dessen wir uns fühlen als „Menschen, denen nichts Menschliches fremd ist".

———oOo———

Ist der Geschäftsberuf mit einer idealen Richtung unverträglich?

(Für die „Atlantis", von H. Goll in Burlington, Iowa.)

Getheilt und getrennt, wie wir Deutschen auch hier zu Lande es leider schon sind, durch Provinzialabstammung, Kastenthum, politische Parteien und religiöse Bekenntnisse, während nationale und und ihr zufolge kosmopolitische Einheit ein Hauptzweck unserer Culturbestrebungen ist, — muß nun gerade noch durch den Culturfortschritt selbst ein neues Zersetzungselement in die Gährung geworfen werden, und wir scheiden uns abermals in Materialisten und Idealisten. Nicht von der Doktrin des philosophischen Materialismus als Gegensatz des Spiritualismus ist, selbstverständlich, hier die Rede; sondern von dem praktischen Materialismus als Lebensrichtung, welche dem Bestehenden sich akkomodirt, um daraus augenblicklichen materiellen Gewinn zu ziehen, im Gegensatz zum praktischen Idealismus, welcher das Bestehende nach seiner natürlichen Berechtigung und Zweckmäßigkeit prüft, kritisirt, und dasselbe, wenn es nicht Probe hält, zu verändern resp. zu zerstören, und nach vernünftigen Idealen umzugestalten sucht. — Ist nun dieser Gegensatz an und für sich freilich ein nothwendiger und wahrer, und bedarf die Wahl zwischen beiden Richtungen nur einer einfachen Appellation an Vernunft und Moral, um sich sofort für die zweite zu entscheiden: so erscheint uns dagegen als verkehrt und der Entwickelung gefährlich jene Gewohnheitsansicht, wonach Materialismus und andererseits Idealismus als vorherrschend, sogar als ausschließlich mit gewissen Richtungen des individuellen Berufes verbunden werden. Freilich sind, vermöge ihres Berufsgeschäftes, die Arbeiter in Industrie und Handel vorzugsweise auf materiellen und augenblicklichen, die Arbeiter in Kunst und Wissenschaft, Unterricht und Politik vorzugsweise auf ideelle, für zukünftige Dauer berechnete Resultate angewiesen. Allein so oberflächlich und haltlos die Vorwürfe der ruchlosen Theoretik, der Ideologie und planlosen Veränderungssucht sind, welche man so häufig gegen die Männer der philosophischen Arbeit erhebt, — Vorwürfe, welche für die bildungsfähige Gesellschaft kaum noch der Widerlegung bedürfen —: ebenso ungerecht erscheint, den Männern der industriellen und commerziellen Arbeit gegenüber, der nicht minder oft erhobene Vorwurf des ausschließlichen Materialismus, der vorherrschenden Kleinlichkeit und absichtlichen Kurzsichtigkeit, der alleinigen Empfänglichkeit für solche Leistungen, die sich sofort in Dollar und Cent umsetzen lassen.

Nicht der Stand, sondern die individuelle Natur, nicht die oft von äußeren Umständen aufgezwungene Erwerbsbeschäftigung, sondern die angeborne, innerlich freie Disposition, der Grad der Intelligenz, der Charakter

und Geschmack sind es, welche die freie, selbstgewählte Richtung des Individuums bestimmen. Die prosaische, materielle Tagesarbeit ist, in einer Menge von Fällen, nur ein Tribut an die materielle Nothwendigkeit, und erst sobald dieser Genüge geleistet ist, dann erst tritt der entscheidene Standpunkt der freien Wahl ein. Allerdings mag auch dieser für viele „Businessleute" nichts Anderes, als nur Ausgangspunkt zur Fortsetzung materieller Spekulation, des „Geldmachens" werden, allein bei Weitem nicht für Alle. So wie es sein sollte, ist es theilweise schon wirklich. Allenthalben giebt es unter unsern industriellen und kommerziellen Mitbürgern Leute, welche zwar dem Dollar geben, was des Dollars, aber darum nicht weniger auch dem Geiste, was des Geistes ist. Es bestehen hier zu Lande literarische, gesellschaftliche, artistische Anstalten, deren materielle Lebensfähigkeit sich wesentlich auf die thätigen Sympathien dieses Standes stützt, unter welchem in manchen gegebenen Verhältnissen ebensoviel, ja noch mehr aufrichtiger und anspruchsloser Bildungsdrang gefunden wird, als unter unseren literarischen oder überhaupt wissenschaftlichen „Standesgenossen". Und wenn wir überhaupt mit Rücksicht auf unsere Gesammtentwickelung die Masse in die Partei der Bildung und andererseits die Partei der Unbildung eintheilen, so müssen wir ja der ersten nicht nur die durch ihre Vergangenheit, durch ihre äußerlich begünstigte Erziehung schon wirklich Gebildeten, sondern auch Jene zurechnen, welche, einer solchen günstigen Vergangenheit entbehrend, aus eigner Wahl den Werth der Bildung anerkennen, dafür empfänglich sind, und vermöge der Früchte ihrer eigenen Arbeit sich selbst Bildung anzueignen und deren allgemeine Verbreitung zu befördern suchen.

Wie steht es nun aber mit Jenen, welche, auf eine zufällig erlangte — zudem oft lückenhafte — Erziehung gestützt, den Alleinbesitz der Bildung als Standesmonopol ansprechen, welche einen literarischen oder überhaupt „studirten" esprit de corps zur Schau tragen, und dagegen die Geschäftsleute als Classe geradezu mit den Prädikaten: „Nützlichkeitsmenschen" (utilitarians) oder „Krämerseelen" (épiciers) belegen. Es ist freilich sehr bequem, vermittelst eines Standesprivilegiums den Bildungsnimbus auch auf das eigene Individuum zu übertragen, und dasselbe somit vor individueller Kritik sicher zu stellen. Es ist — vom Standpunkte der Selbstgefälligkeit — sehr natürlich, durch das Herabsetzen eines andern Standes, wie durch wohlfeile Witze über „Groceristen", „Kleiderjuden" u. s. w. den eigenen Stand und somit wieder das geschätzte Individuum in den Augen der Menge um ein paar Stufen höher zu poussiren. Aber ein sehr unbequemes Stück Arbeit möchte es für die Herren mitunter sein, die Berechtigung ihrer Ansprüche, ihre Berufung zu beweisen; und dann wäre es auch ganz unnatürlich, wenn das Publikum, und wenn namentlich die „Standesgenossen" oder „Collegen"

dieselben ad pari acceptiren wollten. — „Gott behüte uns vor unseren Freunden, mit unseren Feinden wollen wir schon fertig werden". Dem wahrhaft Gebildeten, welcher Kunst und Wissenschaft als die Aufgabe wie als das Resultat gewissenhaften Studiums für die Hebung des Volksgeistes praktisch zu machen sucht, namentlich dem Literaten von Beruf, kann Nichts peinlicher und widerlicher sein, als die fatale „Collegialität" der Stümper von Metier, mit ihrer Geistlosigkeit, Ignoranz, und ihren anmaßlichen Standesprärogativen. Untersuchen wir beispielsweise ein bischen den Zustand unserer deutsch-amerikanischen Presse, namentlich die Wochen- und Tageblätter. Neben einigem Gediegenen und Zweckmäßigen, dennoch welche Masse öffentlicher Makulatur, worin Sprache und Styl und Idee und Prinzip, oder auch alle zusammen auf die stiefmütterlichste Weise maltraitirt werden. Für jene „Organe", welche parteigemäß dem Unverstand und der Demoralisation offen das Wort reden, bedarf es keiner weitern Erwähnung. Aber beinahe sind wir um die Wahl verlegen, ob nicht jenen Anderen ein noch höherer Grad der Misere zuzuerkennen sei, welche absolut partei- und charakterlos der jedesmaligen Modestimmung in loco huldigen, und dieselbe, ob Muckerthum oder Naturalismus, ob Hunkerthum oder Republikanismus, pèle-mêle für die materiellen Interessen der Presse ausbeuten. Und wenn hin und wieder eine solche materielle Spekulation mißglückt, und die literarischen Geschäftsleute durch einen Seitensprung links ein paar Abonnenten rechts, oder umgekehrt, verlieren, so proklamiren sie noch obendrein possierlich-kläglicher Weise ihr „Märtyrthum für die gute Sache", um auch hieraus wieder neues Kapital nebst Zinsen zu machen. In Deutschland hatte man sich über theilweise Charakterlosigkeit nur bei der ästhetisch-kritischen Presse zu beklagen. Aber hier zu Lande — miserabile dictu! — während, dem kleinen Häuflein der literarischen Garde gegenüber, eine beträchtliche Anzahl der „hochgeehrten Redakteure" den Rezensionsstandpunkt des „Freitickets" einnimmt, ist auch ihr politischer und sozialer Standpunkt der des „Puffs", i. e. der Ordres einer Clique, welche „spendet", und ihr wissenschaftlicher der des Plagiats. Derartige Zeitungsschreiber oder Zeitungsdrucker aber können unmöglich Beförderer und Freunde der Bildung sein, denn sie sind die natürlichen geschworenen Feinde jedes Bildungsgrades, welcher ihrer eigenen überragt, stets ängstlich fürchtend, den eigenen, mühsam erschlichenen Redaktionsnimbus erbleichen zu sehen, im Vergleiche mit anderen Leistungen, deren Standpunkt ihnen nicht gestattet, ihren editoriellen „Senf" darüber zu breiten. Um Ignoranz zu verdecken, flüchtet man sich hinter vornehmes Ignoriren oder gar man nimmt zu Entstellung und Begeiferung seine Zuflucht. Die Pfuscher, Halbgebildeten und Afterliteraten also, im Bunde mit dem allerdings eri-

stirenden „reichgewordenen Hausknechtismus", welcher „in seinem dunklen Drange" alle Bildung haßt und verhöhnt: diese sind die schlimmsten Feinde der Allgemeinheit philosophischer und idealer Richtung.

Wer mit dem industriellen Gegenstande und Resultate seiner Arbeit, also mit seiner Waare, zu deren Verbreitung und Nutzbarmachung auf commerziellen Absatz angewiesen ist, somit zunächst das Equivalent an Geld im Auge hat, der ist darum keine „Krämerseele", sondern er folgt dem natürlichen, organischen Gange seines Geschäftes. Wer aber mit dem ideellen Gegenstande und Resultate seiner Arbeit, mit künstlerischen und wissenschaftlichen, namentlich literarischen Ideen und Produkten, zur Nutzbarmachung und Verbreitung derselben auf die unparteiische und grundsatztreue Bearbeitung der öffentlichen Meinung angewiesen ist: dem soll eben der öffentliche Fortschritt nächster und Hauptzweck, also das Hauptequivalent seiner Leistung sein. Die Geldfrage ist dabei sekundär, eigentlich nur ein freilich sehr nothwendiges Uebel. Wer aber die Geld- und Abonnentenfrage, die Aemter- und Besoldungsfrage, die Servilität gegen die amerikanische Masse, ebenso gut wie die Servilität gegen europäische Fürsten, wer dies zur Hauptsache macht, der ist die eigentliche „Krämerseele". Der ist es, welcher Idee und Tendenz um den Judaspreis von Geld und Gunst verräth.

Dieser Mißstand ist eine Hauptursache der unter uns Deutsch-Amerikanern bestehenden unnatürlichen Spaltung. Die Afterpropheten der Bildung selbst sind es, welche die Bildung in Mißcredit bringen. Freilich begeht die Masse des Publikums einen colossalen Irrthum, indem sie dem Literatenthum als Corporation die Fehler seiner Parasiten aufbürdet; indem sie von der theilweisen Werthlosigkeit der Presse auf deren Aufgabe, die Verbreitung der Bildung, und somit am Ende gar auf die Werthlosigkeit der Bildung selbst zurückschließt, und sich somit wieder und wieder zu materiellen Interessen zurückwendet. Allein man nehme ihr diesen untrügbaren Grund des Vorurtheils, und dieses selbst wird schwinden; es wird jeder brauchbaren Richtung menschlicher Thätigkeit ihr Recht wiederfahren, und aus dieser gegenseitigen Anerkennung wird sich die allgemeine und einheitliche Förderung unserer Culturzwecke entwickeln.

Wann und wo immer der Standpunkt der Gesellschaft, dem öffentlichen Bildungszwecke gegenüber, ein unreifer, beschränkter und tiefstehender ist, so liegt darin, weit entfernt den niedrigen Standpunkt auch der Bildungsorgane und Institute zu entschuldigen, vielmehr eine um so dringendere Aufforderung zur Hebung des Publikums. Allerdings mehr oder weniger vorsichtig, je nach dem Gebote der Zweckmäßigkeit. Allein die so oft vorgeschützte Accomodation an den Standpunkt des Publikums gilt nur in soweit, als dasselbe der Vorbereitung bedarf. Dieser erste Schritt gethan, und consequentes Fortschreiten wird gebieterische

Pflicht, deren Unterlassung aber nichts Anderes als absichtliche Erhaltung der Beschränktheit. Freilich, unter den Blinden ist der Einäugige König! Nicht nur von Redakteuren, auch von Musikdirektoren und Theaterregisseuren, kurzum von Vertretern öffentlicher Bildungsanstalten jeder Richtung ist uns, auf Forderungen des Geschmacks, dieser stets bereite Vorwand entgegen gehalten worden. Das Publikum, mit seiner Unreifheit, seinen Vorurtheilen, seiner Unwissenheit, seinem Ungeschmack, das gute Publikum muß immer noch, hier wie drüben das „Volk", als universeller Sündenbock für die Unfähigkeit und Unehrlichkeit seiner Leiter, resp. seiner Ausbeuter, herhalten. Freilich finden sich diese Mängel im Volke, aber dieses hegt sie *nicht mit Bewußtsein*. Das Volk *will* unterrichtet, die „Käsekrämer" und „Kleiderjuden" wollen gebildet sein, und schon in dieser deutlich ausgesprochenen Ansicht liegt die Garantie der Vereinbarkeit der Philosophie und geschäftlichen Praxis. Es kommt nur darauf an, und dies scheint uns namentlich hierzulande eine Hauptaufgabe der Volksbildung zu sein, den organischen Zusammenhang klar zu machen, der zwischen den Resultaten philosophischer Cultur und dem Lebensziele jedes Einzelnen besteht. Es ist nicht nur die Freiheit und Wohlfahrt der Gesammtheit, welche durch die Fortschritte der Philosophie bedingt sind, es ist auch der geschäftliche Fortschritt, der Wohlstand und der Lebensgenuß der Individuen.

———oOo———

Beruf und Besitz.

Wir haben im Vorstehenden den Artikel des Herrn Goll mitgetheilt, und lassen demselben eine allgemeine Besprechung der Begriffe „Beruf" und „Besitz" folgen, Begriffe, die im praktischen Leben mehr wiegen, wie in der Philosophie, und die das Fundament aller socialen Verhältnisse bilden. Wir haben vorne schon allgemeine Andeutungen gegeben, was wir unter Beruf verstehen. In dem Verhältniß der Wechselwirkung, in welchem das Individuum zur menschlichen Gesellschaft steht, ist der Beruf diejenige Seite, auf welcher das Individuum activ und handelnd, die menschliche Gesellschaft passiv und empfangend ist. Der Beruf ist das Aequivalent für die Erziehung; durch die Erziehung wirkt die menschliche Gesellschaft auf das Individuum ein, und giebt demselben einen allgemein menschlichen, socialen und humanen Charakter; durch den Beruf giebt das Individuum die von der Menschheit empfangenen Wohlthaten wieder zurück, und leistet seinen Beitrag zum Fortschritte und zur Ent-

ziehung der Gemeinschaft. Damit ein normales Verhältniß zwischen em Individuum und der Gemeinschaft stattfinde, ist sowohl Erziehung, wie Beruf nothwendig; ein Mensch ohne einen bestimmten nützlichen Beruf ist ebenso unvollkommen und eine ebenso große Abnormität, wie ein Mensch ohne Erziehung. Die Erziehung ist ihrem Wesen nach allgemein, wie die Gattung, aber der Beruf ist wesentlich etwas Besonderes, Bestimmtes, Abgegränztes, Individuelles, ein spezieller Zweig der Beschäftigung, in welchem das Individuum etwas Selbstständiges leisten kann. Wenn die Erziehung des Menschen so weit vollendet ist, daß derselbe fähig ist ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein, dann muß er sich einen speziellen Beruf aussuchen, durch dessen Ausübung er sein Leben zum Nutzen seiner Mitmenschen verwerthet. Die Erziehung verfolgt keinen außerhalb liegenden Zweck; sie ist sich selbst Zweck; der Beruf dagegen verfolgt die Zwecke der Nützlichkeit; die Erziehung hat nur für das Individium selbst Werth, der Beruf aber soll andern Leuten nützen. Zwischen Erziehung und Beruf herrscht ein constantes Verhältniß; je allgemeiner und umfassender die Erziehung, desto nützlicher und wirksamer der Beruf. Der Beruf fuhrt den Menschen aus allgemeinen Ideen wieder auf die speziellen Zwecke des praktischen Lebens zurück; er lehrt den Menschen, sich beschränken, sich in die Umstände und Verhältnisse fügen. In dieser Beziehung sagt Göthe: „Nur in der Beschränkung ist der Mensch groß." Wollte sich Jemand immer in dem allgemeinen Reiche der Ideen aufhalten, er würde nicht nur an praktischem, sondern auch an wissenschaftlichem, an allgemein menschlichem Werthe einbüßen; die praktische Seite des Berufes ist für Jederman nothwendig, der sich eine anerkannte und feste Stellung in der menschlichen Gesellschaft erwerben will. Wir sehen jeden Tag im menschlichen Leben, daß, wer sich bloß allgemeinen Ideen und Bestrebungen widmet, von der harten Nothwendigkeit des Lebens zertreten wird; er ist eine ebenso große Einseitigkeit und Abnormität, wie jener Mensch, der, ausschließlich den Nützlichkeitsrücksichten ergeben, sich gegen alle allgemeinen Ideen und Bestrebungen gleichgültig oder gar feindselig verhält.

Damit wäre also die allgemeine Berechtigung und Nothwendigkeit eines speziellen Berufes und eines nützlichen Strebens anerkannt. Wir können sagen, daß je spezieller der Beruf ist, daß er desto höher steht und desto nützlicher ist. Nennt man doch einen Gelehrten, der in seinem Fache von keinem Andern übertroffen wird, eine „Spezialität". Je kleiner und eingeschränkter der Kreis der Berufsthätigkeit ist, desto mehr geistige Kraft kann in demselben gezeigt, desto größere Resultate können hervorgebracht werden. Dies sieht man überall im praktischen und wissenschaftlichen Leben. Der gewöhnliche Arzt, Jurist z. B. findet, wenn er seine Studien genügend beendet hat, sich auf dem ganzen Gebiete sei-

ner Wissenschaft ziemlich zurecht; wegegen der ausgezeichnete hervorragende Arzt oder Jurist sich gewiß eine Spezialität auf seinem Gebiete aussucht, die seinen exklusiven Beruf ausmacht. Die Berufsarten, welche für alle, oder für den größten Theil der Menschen zugänglich sind, haben am wenigsten Werth und Bedeutung; dahin gehören z. B. diejenigen, welche bloß mechanische Geschicklichkeit oder körperliche Kraft erfordern.

Der Beruf ist so verschieden, wie die Menschheit und das menschliche Leben selbst, und erstreckt sich von den niedrigsten Dienstleistungen an bis zu den höchsten Bestrebungen auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften. Aber diese Verschiedenheit hält uns nicht ab, den Beruf und die Erfüllung desselben überall nach einem und demselben Maaße zu messen. Der Holzhauer, der nichts Anderes gelernt hat, als diesem nützlichen Geschäfte vorzustehen, erfüllt einen ebenso ehrenhaften Beruf, wie der Staatsmann, den Erziehung und Verhältnisse zur Leitung der Nationen berufen haben. Man kann von keinem Menschen mehr verlangen, als daß er dasjenige an die Menschheit zurückgiebt, was er von ihr empfangen hat, daß er in den Leistungen seines Berufes ein Aequivalent für die Wohlthaten seiner Erziehung zurückgiebt. Auch hier gilt der biblische Spruch: „Wem Viel gegeben ist, von dem wird man Viel fordern.“ Daher kann ein Volk und ein Staat, der nicht für eine gleichmäßige Erziehung seiner Angehörigen sorgt, auch keine reguläre Berufsthätigkeit und keinen allgemeinen Nützlichkeitssinn erwarten.

Der Beruf ist die Sphäre der Nützlichkeit, und dies in doppelter Weise. Indem der Mensch der Menschheit nützt, ist er auch sich selbst von Nutzen; er schafft sich eine feste Stellung unter seinen Mitmenschen, indem er seine Pflichten gegen die Gesammtheit erfüllt; er wird ein freier, unabhängiger selbstständiger Mann. Diese Selbstständigkeit wird erreicht durch den Erwerb, der sich dann später zu Besitz und Eigenthum consolidirt.

Man hat in diesem Jahrhundert, und hauptsächlich in den Jahren vor der letzten Revolution, von gewissen Seiten her die heftigsten Declamationen gegen Besitz und Eigenthum erlassen, und das berühmte Wort des französischen „Philosophen des Elends“: „Eigenthum ist Diebstahl“ ist noch wohl im allgemeinen Gedächtnisse. Man schilderte den Kampf der Besitzlosen gegen den Besitzenden als das Motiv aller der großen Erschütterungen dieses Jahrhunderts; die ganze Weltgeschichte erschien Manchem nur als eine Eigenthumsfrage; aus den bestehenden Eigenthumsverhältnissen leitete man alles Unglück und alle Knechtschaft der Nationen ab. Wir dürfen und wollen auch nicht leugnen, daß diese Anschauung in vieler Beziehung gerechtfertigt ist; wir sehen, wie die Männer der Börse die Ehre und die Wohlfahrt der Nationen ihrer egoisti-

hen Speculationswuth opfern, und wie durch den zusammengehäuften Reichthum und die zusammengehäufte Armuth das größte Unglück und die größte Demoralisation entsteht. Aber es fragt sich, ob all dies massenhafte Unglück aus dem Begriffe und Institute des Eigenthums selbst entsteht, oder aus einem Mißbrauche desselben und einer historischen Ungerechtigkeit. Wenn man das sociale Elend des alten Europa auf seinen wahren Grund zurückführen will, so ist nicht das Eigenthum, sondern die Eigenthumslosigkeit daran Schuld. Hinreichender Besitz und genügendes Eigenthum erweisen sich immer als nothwendige Bedingungen und Voraussetzungen der persönlichen Sicherheit und Unabhängigkeit; der Mensch kann sich dadurch gegen alle oder doch viele Zufälle im Leben vertheidigen; er hat eine gewisse Garantie gegen die Wechselfälle des Lebens, welche die menschliche Gesellschaft durch ihre socialen Organe bis jetzt nur ungenügend zu geben im Stande ist. Diejenigen, welche in socialer Beziehung reformiren wollen, sollten daher nicht die Abschaffung des Eigenthums auf ihre Fahne schreiben, sondern die Garantie des Eigenthums für Alle und Jeden nach Maaßgabe seiner Bedürfnisse und seines Berufes. Unserer Ansicht nach sollte Jeder Eigenthum haben, der es nützen, der es zu seinem und seiner Mitmenschen Nutzen bearbeiten kann; in dieser Beziehung ist das Eigenthum und der Besitz eine Voraussetzung und Vorbedingung des Berufes und der Arbeit. Wir glauben, daß dadurch eine wesentliche Reform unserer socialen Zustände und der öffentlichen Moral herbeigeführt würde, wenn man das Eigenthum nicht als den Zweck, sondern als das Mittel und die Vorbedingung zur Arbeit und zum Berufe betrachtet; der Beruf muß einen allgemeineren und höheren Zweck haben, als die Erwerbung des persönlichen Eigenthums, aber das Eigenthum ist nothwendig, um den Beruf erfüllen zu können. Erwerb, Besitz, Eigenthum sind für jeden vernünftigen Menschen daher nur Bedingungen, nicht Zwecke, und in dieser untergeordneten Stellung ist Besitz und Eigenthum vollständig berechtigt.

Wenn man von dieser Ansicht ausgeht, so fällt der Unterschied zwischen den verschiedenen Berufsarten, auf welchen Herr Goll sich im vorhergehenden Aufsatz bezieht, hinweg. Jeder Mensch, vom Heros der Kunst und Wissenschaft an bis zum Tagelöhner, ist genöthigt, sich die Bedingung und Voraussetzung seiner Thätigkeit, hinreichenden Besitz, zu sichern. Aber die Arbeit ist nicht des Erwerbes und des Eigenthums wegen, sondern das Eigenthum der Arbeit wegen. Die Arbeit und der Beruf selbst hat höhere und allgemeinere Zwecke, die sich nicht auf das Individuum, sondern auf die Menschheit beziehen. Dies ist nicht nur von denjenigen Berufsarten gesagt, welche der Aufklärung der Menschheit, dem Fortschritte der Wissenschaften, dem Kultus der Kunst und dergleichen universellen Thätigkeiten gewidmet sind, sondern auch von den

sogenannten mechanischen Berufsarten, den Handarbeiten u. s. w. Der Schuster, der Schneider, der Landmann, der Krämer ist in seiner Branche gerade so nothwendig, wie der Dichter, Politiker, Philosoph in der seinigen, und der einzige Unterschied zwischen beiden liegt vielleicht darin, daß der Eine nicht wie der Andere das Bewußtsein seiner universellen Bedeutung hat.

Allerdings ist dies natürliche und rationelle Verhältniß zwischen Erwerb und Arbeit, zwischen Eigenthum und Beruf noch nicht überall im praktischen Leben herrschend; man betrachtet vielfach noch den Erwerb als das Ziel der Arbeit, nicht nur in den niederen, mechanischen Berufskreisen, sondern auch in den höchsten Sphären der Kunst und Wissenschaft. Aber wo dies geschieht, werden wir immer den reinen Charakter der Kunst und Wissenschaft getrübt sehen. Die Millionen, welche eine Sängerin durch ihre Triller verdient, kommen nicht im Betracht gegen die einsame und bescheidene Arbeit eines Mozart oder Beethoven, der in der Armuth und in der Hütte starb. Je allgemeiner und humaner der Beruf seiner Natur nach ist, desto mehr werden die Eigenthumsverhältnisse in den Hintergrund treten; deßhalb sagt man, das Genie ist arm. In den niederen mechanischen Berufskreisen läßt man es sich schon eher gefallen, wenn die Absicht des Erwerbes vorleuchtet; aber die humanen Berufskreise gönnen dem Erwerb und dem Eigenthum nur eine sehr untergeordnete Rolle. Daher kommt es auch, daß in allen Ländern der Welt, unter den verschiedensten politischen und socialen Zuständen der Stand der Lehrer und Erzieher des Volkes arm und mittellos ist, in Oesterreich sowohl unter dem Zwange des Conkordates, wie in Amerika unter der Herrschaft eines erleuchteten und zweckmäßigen Freischulsystemes. Daher auch die Armuth der freien Presse und aller ähnlichen Kulturanstalten.

Dies ist der Standpunkt jedes humanen, unabhängigen Mannes, daß er für seine Arbeit in materieller Beziehung kein anderes Aequivalent verlangt, als die Mittel, dieselbe ohne Störung, ohne Sorgen und Unterbrechungen fortführen zu können. Wo diese Arbeit wirklich allgemeinen Nutzen und allgemeine Bedeutung hat, da werden diese nothwendigsten Mittel auch wohl nicht fehlen. Und selbst da, wo diese Mittel wegen einer zu großen Verschiedenheit zwischen dem Werthe der Arbeit und dem Verständniß des Publikums fehlen sollten, wird sich der Mann, dem es mit der Arbeit Ernst ist, schon zu helfen wissen. Spinoza ernährte sich durch Brillenschleifen, während er seine unsterbliche Ethik schrieb. Freiligrath ist Buchhalter in einem kaufmännischen Geschäfte und erhält dadurch der deutschen Nation ihren Lieblingsdichter. Je mehr freilich ein solches Beispiel von aufopferndem Gemeinsinn den Philosophen und Dichter ehrt, je mehr beschimpft es ein Volk und Zeitalter, welches

den Vorkämpfern der Intelligenz und Kultur nicht einmal die nothwendigen Subsistenzmittel gewährt.

Alle diese Rücksichten des Erwerbes und des Geldes sollten in den Kreisen aufgeklärter und humaner Menschen möglichst in den Hintergrund treten, und den allgemeinen Kulturbestrebungen keinen Zoll von Aufmerksamkeit wegnehmen. Leider aber nimmt die Herbeischaffung der Mittel oft mehr Zeit und Kraft hinweg, wie die Erreichung der Zwecke, so daß man oft Zweck und Mittel zugleich verfehlt.

Carnot.

(Bearbeitet nach der Gedächtnißrede von François Arago.)

(Schluß)

Carnot mit der Organisation und Leitung unserer Heere beauftragt.

In Frankreich, sowie in andern Ländern, hat man zu verschiedenen Zeiten einfache Verwaltungsbeamte, die hervorragenden Stellen eines Kriegs- oder Marineministers mit Erfolg einnehmen sehen. Der commandirende General, der Admiral erhielten dann bei ihren Unternehmungen Befehle mit uneingeschränkter Vollmacht, und den Ministern blieb nur die Sorge für zeitige und regelmäßige Zusendung der Lebensmittel und der Verstärkungen. In diesen Kreis nun — sollte man es glauben, meine Herren? — haben Unwahrheit und Neid den entscheidenden Einfluß einschließen wollen, den Carnot damals auf unsere Geschicke ausgeübt hat. Es wird uns aber leicht werden, mit wenigen Worten diese Behauptung eines widerlichen Undanks zu vernichten.

Als Carnot im Jahre 1793 Mitglied des Wohlfahrtsausschusses wurde, litt Frankreich unter einer furchtbaren Krisis. Die Trümmer von Dumouriez's Armee wurden von Stellung zu Stellung zurückgedrängt; Valenciennes und Condé öffneten dem Feinde die Thore. Mainz, von Hunger bedrängt und ohne Hoffnung auf Hülfe, capitulirte; zwei spanische Armeen drangen ins Land ein; zwanzigtausend Piemontesen stiegen über die Alpen; die vierzigtausend Vendéer unter Cathelineau nahmen Bressuire, Thouars, Saumur, Angers, bedrohten Tours, Le Mans, und griffen Nantes an auf dem rechten Ufer der Loire, während Charette auf dem andern Ufer thätig war; der Hafen von Toulon nahm ein englisches Geschwader auf; unsere wichtigsten Städte endlich, Marseille, Caen, Lyon, sagten sich gewaltsam von der Centralregierung los.

Ich habe Ihnen, meine Herren, nur ein schwaches Bild der Gefahren vor Augen geführt, die das Vaterland bedrohten: dennoch wagt man die Behauptung, der Convent, der schreckliche Convent habe gehofft, der drohenden Katastrophe, die fast ganz Europa für unausbleiblich hielt, auszuweichen, ohne nur eine gewisse Einheit in die Operationen seiner zahlreichen Generale zu bringen; und dennoch hat man sich einbilden können, der Convent habe, indem er einem seiner Mitglieder die fast unumschränkte Leitung der Kriegsangelegenheiten auftrug, von diesem nur vorschriftsmäßige, methodische Maßregeln erwartet, nach Art eines Lieferanten oder Intendanten des Heeres! Nein gewiß; aus aufrichtiger Ueberzeugung hat sich Niemand solcher Meinung anschließen können.

Glauben Sie indessen nicht, ich schlüge Carnot's Verdienste um die Verwaltung gering an: ich bewundere daran im Gegentheil die edle Einfachheit. In seinem Ministerium gab es damals in der That weder diese unentwirrbare lange Reihe von Actenstößen, welche gegenwärtig die allergeringste Angelegenheit erfordert; noch dies so künstlich gewobene Netz, in welchem sich Alles so gedrängt, so eng aneinander knüpft, vom Bureaudiener bis zum Vorstand, daß die sicherste und kühnste Hand nicht hoffen dürfte, die Maschen zu trennen und aufzulösen. Damals nahm der verantwortliche Vorstand des Ministeriums selbst, unmittelbar, persönlich, Kenntniß von den ihm eingesandten Depeschen; damals standen die Entwürfe eines begabten Mannes nicht in Gefahr, den Angriffen einer Menge neidischer Mittelmäßigkeiten zu erliegen; damals arbeitete ein junger Infanterie-Sergeant [der jugendliche Hoche] nicht für die staubigen Archivmappen, als er eine Abhandlung verfaßte über die Mittel in Belgien einzufallen. Beim Lesen dieser Abhandlung rief Carnot prophetisch aus: „Das ist ein Sergeant, der emporkommen wird." Seitdem nicht aus den Augen verloren, ward der Sergeant bald, im Verlaufe weniger Monate, Capitän, Oberst, Brigade-General, Divisions-General, commandirender General; denn zu jener Zeit war nicht eine wenig zahlreiche Klasse der Gesellschaft ausschließlich berechtigt, unseren Heeren Führer zu geben; jeder Soldat trug, dem Recht und der That nach, seine Befehlshaberschaft in der Patrontasche, aus welcher sie durch irgend eine glanzvolle That hervorgezogen wurde; zu jener Zeit neigte die Kriegsmacht ihre Fasces vor der Civilbehörde der Bevollmächtigten der Nation, trotz der unermeßlichen Wichtigkeit des Heeres, trotz seiner glänzenden Dienste für das Vaterland, trotz aller Uneinig[keiten,] die damals herrschten.

Wenden wir uns einer andern Seite der Kriegsverwaltung zu, und Carnot wird uns ebenso groß und ebenso glücklich erscheinen.

Es fehlt an reinem Kupfer, und auf den Ruf des klagenden Vaterlandes entdeckt die Wissenschaft in den Glocken der Klöster, der Kirchen

der öffentlichen Uhren, eine unerschöpfliche Mine, aus welcher sie ohne Weiteres das Metall hervorzieht, welches England, Schweden und Rußland verweigern. Es fehlt an Salpeter; sogleich zieht man aus Landstrichen, denen man diese Substanz bis dahin nur entnommen hatte, um die Feinheit eines chemischen Lösungsmittels zu erproben, so viel Salpeter, als das Bedürfniß der Heere und der Flotten erheischt. Monatlange Arbeit hatte die Bereitung des Leders zum Schuhwerk erfordert; so langes Zögern gestattet das Bedürfniß unserer Soldaten fernerhin nicht: sogleich vervollkommt sich wider Erwarten die Kunst des Gerbens, und Tage vertreten von nun an ganze Monate. Die Fabrikation der Waffen erfordert so große Genauigkeit, daß der langsamste Gang unvermeidlich erscheint; sogleich verstärken, leiten, ersetzen mechanische Mittel die Hand des Arbeiters; Alles wird erzeugt je nach Bedürfniß. Bis zum Jahre 1794 hatten die Luftballons nur zum Gegenstande der Neugier gedient; in der Schlacht bei Fleurus trägt ein Aerostat den General Morlot in Wolkenhöhe; von dort aus beobachtet man die Bewegungen des Feindes, theilt sie mit, und eine ächt französische Erfindung verschafft unseren Waffen einen glanzvollen Sieg. Die Bleistifte aus Graphit [Bleierz] dienen dem Officier im Felde statt Feder und Tinte; ein paar Züge des Bleistifts, auf dem Knopf vom Sattel des Pferdes, stürzen Tausende vom Fußvolk, von der Reiterei, der Artillerie, mitten in den heißen Kampf; — aber Graphit ist eine der Substanzen, welche die Natur unserem Boden verweigert zu haben schien; der Wohlfahrtsausschuß gibt Befehl, Graphit zu erzeugen; dieser Befehl, eine Entdeckung zu machen, wird ohne Zögern erfüllt, und das Land ist um eine neue Industrie reicher. Zum Schluß noch [denn ich kann unmöglich an Alles erinnern] zieht man aus Foliobänden, in denen sie Jahrhunderte hindurch unbenutzt vergraben lagen, die Grundideen des Telegraphirens hervor; sie werden verbessert, erweitert, finden Anwendung, und von dem Augenblicke an treffen die Befehle beim Heere in wenigen Minuten ein; von Paris aus beobachtet der Wohlfahrtsausschuß alle Wechselfälle des Krieges im Ost, im Nord, im West, als befände er sich selbst mitten unter den Kämpfenden.

In der Geschichte des Wohlfahrtsausschusses und in der Lebensbeschreibung unseres akademischen Collegen werden jederzeit diese gewissermaßen selbst auferlegten Schöpfungen eine hohe Stelle einnehmen, sowie die Hinleitung so vieler Verstandeskräfte auf ein patriotisches Ziel, und endlich die heut verloren gegangene Kunst, das Genie zu wecken und es in ungewohnte Thätigkeit zu setzen. Aber wir hätten — ohne über den Gegenstand, der uns beschäftigt, hinauszugehen — noch zahlreiche andere Verdienste Carnot's zu verzeichnen.

Er gehörte zu der sehr kleinen Zahl von Männern, die im Jahre 1793 von dem früheren oder späteren Siege der Republik über zahllose

Feinde überzeugt waren. Weil Carnot das Auge auf die Zukunft richtete, und zugleich der Gegenwart d e ganze Aufmerksamkeit schenkte, welche die Umstände forderten, hat Frankreich unter seiner Verwaltung mehrere große Einrichtungen erhalten, deren glückliche Folgen sich nur langsam entwickeln konnten.

Gestattete es die Zeit, so müßte ich hier unter diesen großen Einrichtungen, zu deren Gründung Carnot beitrug, die erste Normalschule nennen, die polytechnische Schule, das naturhistorische Museum, das Conservatorium der Künste und Handwerke; und unter den Arbeiten, welche er durch seinen Beifall ermuthigte, müßte ich anführen die Gradmessung, die Einf hrung des neuen Maaß- und Gewichtsystems, die großen und unvergleichlichen Catastertabellen.

Diese alle, meine Herren, sind ruhmvolle Schöpfungen für ein Zeitalter der Vernichtung.

Der Convent überlieferte an Carnot die zwar ungeheure aber unzusammenhängende Menge, welche die Rekrutirung einbrachte. Diese Menge mußte organisirt werden, disciplinirt und unterrichtet: Carnot bildete daraus vierzehn Armeen. Man mußte ferner geschickte Führer auffinden: Carnot wußte w hl, wie jener atheniensische Feldherr, daß eine Armee von Hirschen unter dem Befehl eines Löwen mehr werth ist, als eine Armee von Löwen befehligt von einem Hirsch.

Wie ein reiches und unerschöpfliches Bergwerk durchforschte Carnot unermüdlich die Reihen der Unteroffiziere; sein durchdringender Blick suchte, wie ich schon bemerkt habe, in den unscheinbarsten Kreisen das Talent vereinigt mit Muth, mit Uneigennützigkeit, und dies erhob er schnell zu den höchsten Stellen. Unglaublich groß war die Zahl der verschiedenen Bewegungen, die in Uebereinstimmung gebracht werden mußten! Wie Atlas in der Mythologie, trug Carnot allein, mehrere Jahre hindurch, das Gewicht aller Kriegsereignisse in Europa; er selbst schrieb eigenhändig an die Generale; er schickte ihnen bis ins Einzelne Befehle, in denen alle möglichen Ereignisse aufs Genaueste vorhergesehen waren; in seinen Plänen, z. B. in dem, welchen er am 21. Ventôse des Jahres II an Pichegru sandte, zeigte sich fast eine Gabe, in die Zukunft zu sehen. In so hohem Grade geschah Alles, wie es Carnot vorhergesehen hatte, daß man bei der Darstellung des denkwürdigen Feldzuges von 1794 kaum einige Ortsnamen in den Instruktionen zu ändern hätte, die er dem commandirenden General gesandt hatte. Mit staunenswerther Genauigkeit bezeichnet er die Punkte, an denen es zur Schlacht kommen muß, und diejenigen, wo man mit Scheingefechten, mit Scharmützeln sich begnügen muß; er bestimmt die Stärke jeder Besatzung und jedes Postens. Auf Carnot's Befehl verläßt eines Tages Hoche plötzlich und unbemerkt seine

Stellung der preußischen Armee gegenüber, überschreitet die Vogesen und sich der Rheinarmee anschließend, führt er gegen Wurmser einen entscheidenden Schlag, der die Befreiung des Elsaß zur Folge hat. Während der Feind im Jahre 1793, den classischen, strategischen Vorschriften zufolge, erwartete, unsere Armeen wurden sich an der Mosel und am Rhein aufstellen; während er an letzterem fürchterliche Vertheidigungsmittel aufhäufte: sandte Carnot unerwartet, und ohne sich um alte Theorien zu kümmern, vierzigtausend Mann, die er von der Moselarmee trennte, in Geschwindmärschen an die Maas. Diese geschickte Bewegung entschied über den Erfolg des Feldzugs von 179[illegible], in welchem die österreichischen und holländischen Generale den doppelten Kummer empfanden, unabläßig geschlagen zu werden, und zwar gegen alle Vorschriften der Kriegskunst. In der That, meine Herren, die Rednertribüne übte nur Gerechtigkeit an dem Tage, an welchem von ihr herab diese schönen, heute historisch gewordenen Worte ertönten: „Carnot hat den Sieg organisirt."

Carnot auf dem Schlachtfelde von Wattignies.

Von den französischen Heeren könnte man sagen, wie von gewissen Malern, daß sie mehrere Manieren gehabt haben. Am Tage der Schlacht freilich stürzten die kaiserlichen und republikanischen Armeen mit derselben Unerschrockenheit auf den Feind; aber in allem Andern zeigte sich die Verschiedenheit. Der Soldat des Kaiserreiches sah das Vaterland nur in der Armee; für die Ehre und den Ruhm der Armee vergoß er sein Blut bei Wagram, auf dem Sommo-Sierra, an der Moskwa. Der Soldat der Republik kämpfte für das Vaterland: der Gedanke an die nationale Unabhängigkeit belebte ihn während des Gefechtes; der Gedanke an Belohnung aber kam nicht in seine Seele.

Begleiten wir nun diese Soldaten in ihr häusliches Leben zurück, so sehen wir diese Unterschiede fortbestehen. Der kaiserliche Soldat bleibt Soldat durch Gefühle und Sitten; der republikanische dagegen, einmal unter die Masse der Bevölkerung gemischt, unterscheidet sich bald nicht mehr von einem Handwerker, von einem Landmanne, der nie die Werkstätte, nie den Pflug verlassen hat.

Diese feinen Unterschiede, geschickt aufgefaßt und künstlerisch wiedergegeben, haben von Anfang an die Beschauer des herrlichen Gemälde[s] des unseres David entzückt.

„Ich kann mich nicht entschließen, in einem Manne mit kurzen Hosen und blauen Strümpfen den General Carnot wieder zu erkennen," sagte,

eines Tages zu mir, in der Bibliothek des Instituts, ein kaiserlicher durch glänzende Tapferkeit ausgezeichneter Offizier. Als ich darauf bestehe, fährt er fort: „Nun gut, blaue Strümpfe mögen einem General stehen, der nie die Feuertaufe empfing!“ Und noch am gestrigen Tage, wenn auch weniger hart im Ausdruck, hörte ich denselben Gedanken von einem Akademiker aussprechen. Es ist also meine Pflicht, den Beweis zu führen, daß der Mann in blauen Strümpfen, bei Gelegenheit auch sein Leben tapfer einzusetzen im Stande war.

Prinz Koburg besetzte mit sechzigtausend Mann alle Ausgänge des Waldes von Mormale und schloß die Stadt Maubeuge ein. War diese letztere einmal genommen, so fanden die Oesterreicher kein ernstliches Hinderniß, um bis Paris vorzudringen. Carnot erkennt die Gefahr; er überzeugt seine Collegen im Wohlfahrtsausschusse von der Möglichkeit, trotz der beträchtlich geringeren Anzahl unserer Truppen, eine Schlacht zu liefern: er bestimmt, man solle den Feind in Stellungen angreifen, die unnehmbar schienen. Es war jetzt einer von den Augenblicken eingetreten, welche über Schicksal und Fortbestehen der Völker entscheiden. Der General Jourdan zögert einer so furchtbaren Verantwortlichkeit gegenüber, Carnot begiebt sich zum Heere: in wenigen Stunden ist Alles beschlossen und verabredet; die Truppen setzen sich in Bewegung; sie stürzen sich auf die Feinde; doch diese sind so außerordentlich zahlreich, sie sind in so vortheilhaft gewählter Stellung, haben so viele Schanzen aufgeworfen und diese aufs Furchtbarste mit Geschütz versehen, daß der Erfolg ungewiß bleibt. Gegen Abend hat unser rechter Flügel etwas Terrain gewonnen; aber desto mehr vielleicht hat der linke eingebüßt; dieser hat überdies einige Kanonen an die Oesterreicher verloren. Den linken Flugel verstärken! rufen die Taktiker alten Schlages. Nein! erwiederte ihnen Carnot; auf welchem Flugel wir den Sieg erringen, ist gleichgültig. Der unbegränzten Machtvollkommenheit des Volksvertreters muß man sich gern oder ungern fügen. In der Nacht entblößt man den linken Flügel, der schon gewichen ist; seine meisten Truppen begeben sich auf den rechten, und bei Sonnenaufgang erblickt Prinz Koburg gewissermaßen ein neues Heer vor sich. Mit erneuter Wuth wird die Schlacht wieder aufgenommen. Hinter ihren Schanzen, oder gedeckt durch Wald, durch Buschholz oder lebendige Hecken, leisten die Oesterreicher tapferen Widerstand; eine der Angriffscolonnen wird geworfen und fängt an sich aufzulösen. Wer vermöchte da Carnots grausame Pein zu schildern! In der Einbildung sieht er gewiß schon den Feind in die Hauptstadt eindringen, sieht ihn auf den Boulevards vorbeiziehen und jenen Vandalismus ausüben, den zahlreiche Proclamationen, zahlreiche und unverschämte Manifeste angedroht hatten. Solche Gedanken durchwühlen zwar sein

Inneres, vermögen aber nicht seinen Muth niederzudrücken. Er stellt den Truppenkörper wieder her, ordnet ihn auf einer Anhöhe, und setzt feierlich und vor dem ganzen Heere den Generalstab ab, der, seinem bestimmten Befehle entgegen, sich hatte besiegen lassen; er selbst ergreift das Gewehr eines Grenadiers und stellt sich, in seiner Kleidung als Volksvertreter, an die Spitze der Colonne. Nichts widersteht nunmehr dem heftigen Anlaufe unserer Soldaten; die Angriffe der österreichischen Reiterei weist man mit dem Baionnet zurück, und die Feinde, welche in die Hohlwege um Wattignies gerathen, erwartet darin ein sicherer Tod. Ueber Haufen von Leichen dringt Carnot endlich in das Dorf ein, diesen Schlüssel der feindlichen Stellung, und von dem Augenblicke an ist Maubeuge entsetzt.

Man wird vielleicht fragen, woher Carnot diese Entschlossenheit nahm, wo er die Stärke, den militärischen Blick und die Kenntniß des Heeres schöpfte? Die Quelle darf man allein in seiner glühenden Vaterlandsliebe suchen. Bei Wattignies hörte er zum ersten Male das Gewehrfeuer und den Kanonendonner des Feindes. Doch nein, meine Herren, ich irre — es war das zweite Mal, nicht das erste: denn schon einmal stellte sich Carnot, die Muskete im Arm, wie bei Wattignies an die Spitze, als er im Sturm mit neuausgehobenen Soldaten die Stadt Furnes einnahm, welche die Engländer besetzt hielten.

Die Schlacht bei Wattignies, in ihren Folgen betrachtet, wird stets in den Geschichtsbüchern der französischen Revolution eine der ersten Stellen einnehmen. Wahrscheinlich würde ich mit weniger Bestimmtheit von den Schwierigkeiten jenes Tages, im Vergleich mit so vielen andern, gesprochen haben, könnte ich mich nicht auf die Meinung des Prinzen Koburg selbst stützen. Als dieser die französischen Bataillone wanken sah, sprach er vor seinem Generalstabe in den allerbestimmtesten Worten das Vertrauen aus, welches ihm Zahl und Muth seiner Truppen einflößten; er wies auf die Hindernisse aller Art, natürliche und künstliche, welche das unebene Terrain, das die Oesterreicher einnahmen, den stürmenden Franzosen entgegenstellte. „Die Republikaner, sagte er, sind zwar gute Soldaten; aber wenn sie mich aus dieser Stellung werfen, will ich selbst zum Republikaner werden.“ Eine kräftigere, bedeutsamere Aeußerung konnte nicht wohl aus Koburgs Munde kommen. Ein ruhmvolleres Siegesbulletin, als das der Schlacht bei Wattignies, kann ich mir nicht denken!

Der deutsche Schriftsteller, dem ich diese Anekdote entlehne, sagt nicht, ob die Franzosen, nachdem sie den Prinzen aus seiner Stellung geworfen hatten, ihn Wort zu halten aufforderten. Ich habe Grund zu vermuthen, daß sie, trotz des Bestrebens Propaganda zu machen, einen

solchen [illegible] nicht machen, der sich vielleicht ergeben hätte, dessen Beruf zum Republikaner aber doch sehr zweifelhaft war.

Berichte über die Operationen des Heeres.

Carnot fand es schicklich, und es war ihm selbst ein Bedürfniß, den Volksheeren gegenüber eine achtungsvolle Rücksicht zu zeigen, welcher sich ehemals die absoluten Regierungen überheben durften, als ihre Soldaten für Geld eingereiht wurden: alljährlich mußte er vor dem Lande das detaillirte Gemälde der von unseren Legionen gelieferten Schlachten aufstellen und die Erfolge nachweisen, welche sie errungen hatten. Man höre nun den Schluß von der Erzählung des siebzehnmonatlichen Feldzuges, während dessen die republikanischen Truppen ihre Waffen nicht ein einziges Mal abgelegt hatten:

27 Siege, acht davon in regelmäßiger Schlacht;
120 Gefechte von geringerer Bedeutung;
80000 getödtete Feinde;
91000 Gefangene;
116 feste Plätze oder bedeutende Städte erobert, darunter sechsunddreißig durch Belagerung oder Einschließung;
230 Forts oder Redouten genommen;
3800 Geschütze;
70000 Gewehre;
1900000 Pfund Pulver;
90 Fahnen.

Nach Ansicht eines solchen Verzeichnisses wird man nicht mehr zu behaupten wagen, daß die Statistik niemals beredt sei.

Carnot, von vierzehn Departements gewählt, tritt in den Rath der Alten; darnach in das Direktorium. — Hoche wird in die Vendé gesandt, Moreau und Jourdan gehen an den Rhein und Bonaparte nach Italien.

Carnot trat aus dem Wohlfahrtsausschuß, kurze Zeit bevor sich die pariser Sectionen gegen den Convent erhoben. Wenn wir uns an die Kriegsereignisse erinnern, welche dem gesetzlichen nothgedrungenen Aus-

tritte unseres Collegen nachfolgten, so sehen wir, wie fast überall der Sieg den republikanischen Fahnen untreu wird; so wie vorher die Siege, folgen sich jetzt die Niederlagen; alle Federn sehen wir die Spannung verlieren, Mißtrauen, Entmuthigung sich der Geister bemächtigen, und besser vielleicht, als durch eine ununterbrochene Reihe glänzender Erfolge, erkennt man, von welchem Einflusse ein einziges Genie auf das Schicksal der Völker sein kann.

Carnot wurde durch vierzehn Departements in den gesetzgebenden Körper gewählt, der an die Stelle des Nationalconvents trat. Durfte ich mir an diesem Orte gestatten, einem persönlichen Gefühle Ausdruck zu geben, so würde ich sagen, wie sehr es mich beglückt hat, auch das Departement der östlichen Pyrenäen unter denen zu finden, welche den Versuch machten, den großen Bürger für die Beschimpfungen zu entschädigen, mit denen ihn eine Handvoll Deputirter, aufgestachelt durch den Schlächter Legendre, mehrfach überhäuft hatte. Bald nachdem er in den Rath der Alten getreten war, wurde Carnot, in Folge von Sieyès' Ablehnung, eines der fünf Mitglieder des Directoriums.

Als Carnot auf diese Weise zum zweiten Mal berufen wurde, die Leitung unserer Armeen zu übernehmen, befand sich die Republik am Rande eines Abgrundes. Der öffentliche Schatz war leer. Nur mit Mühe verschaffte sich das Direktorium Bureaudiener und die übrigen Diener, die es, wie man glaubte, zu bezahlen nicht im Stande war. Nicht selten mußte der Abgang eines außerordentlichen Couriers aufgeschoben werden, weil man die Kosten der Reise nicht bestreiten konnte; die Generale erhielten sogar nicht mehr die acht Franken (ich berichte genau), die acht Franken monatlich in baarem Gelde, welche man ihnen als Zulage zum Solde in Assignaten gewährt hatte. Die Landleute brachten keine Lebensmittel auf die Märkte; die Fabrikanten weigerten sich ihre Erzeugnisse zu verkaufen, weil man das Recht gehabt hätte, sie in Papiergeld zu bezahlen, während die Papiere damals ohne Werth waren. In ganz Frankreich hatte die Hungersnoth das Volk aufs Aeußerste gereizt, so daß jeder Tag blutige Unruhen hervorrief. Kaum weniger kläglich war der Anblick, den die Armee bot: es fehlte an Transportmitteln, an Kleidern und an Schuhen, sowie an Munition. Das Elend hatte bereits die Disciplin zerstört. Pichegru knüpfte verbrecherische Verbindungen an mit dem Prinzen Condé, ließ sich bei Heidelberg schlagen; Jourdan's Armee wurde von ihm bloßgestellt, Manheim geräumt, die Belagerung von Mainz aufgehoben, und die Rheingrenze den Oesterreichern überliefert. In der Vendée entbrannte der Krieg von Neuem: England bedrohte uns mit einer Landung in den Niederlanden und an unseren eigenen Gestaden, an der Alpengrenze endlich führten Scherer und Kellermann mit Verlust einen Vertheidigungskrieg gegen die

vereinten Kräfte des Kaisers von Oesterreich, des Königs von Sardinien und der verbündeten italienischen Fürsten.

Es bedurfte wahrlich, meine Herren, einer großen Seelenstärke und eines glühenden Patriotismus, um unter so peinlichen Umständen die Last der öffentlichen Angelegenheiten auf sich zu nehmen. Ich muß hinzufügen, daß sich Carnot so wenig über die Fehler der Verfassung des Jahres III täuschte, und insbesondere über das Schädliche einer aus Mehreren zusammengesetzten Vollziehungsbehörde, daß er diese Mängel öffentlich im Convente, bei Gelegenheit der Discussion über die Verfassung, ausgesprochen hatte. „Das Schicksal des Staates, sagte er damals, wird allein noch vom Charakter der fünf Männer abhängen. Jemehr diese verschiedenen Charakters, um so unähnlicher werden ihre Absichten sein, und um so mehr wird der Staat leiden unter ihrem wechselnen Einflusse." Aber die Majorität hört nicht auf diese gerechten Bedenken; treu der Vorschrift, nach welcher Carnot allzeit sein Benehmen regelte, fugte er sich ohne Widerspruch und sobald die neue Regierung gesetzlich bestätigt war, diente er ihr mit derselben Kraft und Aufopferung, mit demselben Eifer, welcher er einst als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses bewiesen hatte.

Die Vendée stand in Flammen; mit dem Auftrage, sie zu beruhigen, empfängt Hoche aus Carnot's Händen den Entwurf zu einem neuen Operationssysteme. Der republikanische General befolgt diesen Entwurf, überwindet Charette, bemächtigt sich Stofflet's, befreit das Departement Morbihan von den zahlreichen Chouansbanden, die es verwüsteten. Nach weniger als acht Monaten hörte der Burgerkrieg auf das Land zu verheeren, dieser unheilige Krieg, in welchem man dennoch auf beiden Seiten so viel Muth entfaltet hatte.

Am Rhein wurden unsere Armeen unter den Befehl von Jourdan und Moreau gestellt. Ein kluger, tiefdurchdachter Feldzugsplan hält die Bewegungen beider Generale in Uebereinstimmung, und fuhrt bald ihre Heere ins Innere von Deutschland.

In der Vendée, in Deutschland, am Rhein hatte Carnot, wie wir soeben gesehen haben, mit seinem Vertrauen Offiziere bekleidet, die durch zahlreiche Siege berühmt waren. Die Führung der italienischen Armee gab er dagegen einem General von fünfundzwanzig Jahren, dessen bekannte Verdienste sich damals auf einige weniger bedeutende Leistungen während der Belagerung von Toulon beschränkten, und auf die leicht errungene Niederlage der pariser Sectionen, am 13. Vendemiaire des Jahres III, auf den bescheidenen Schlachtfeldern des Pont-Royal, der Straße Saint-Honoré und der Kirchentreppe von Saint-Roch. Ich nehme hier für Carnot die Ehre in Anspruch, den jungen General Bonaparte persönlich gewählt und zum Befehlshaber unserer dritten Armee ernannt zu haben, weil ihm diese Ehre rechtlich zukommt, und weil man diese

Wahl lange Zeit mit Unrecht, als das Ergebniß einer Boudoir-Intrigue angesehen hat; weil endlich Jedermann glücklich sein wird — wie ich glaube — die Geschichte des unvergleichlichen italienischen Feldzuges von einem solchen Schmutzflecken gereinigt zu sehen. Ich durfte auch, meiner Meinung nach, nicht versäumen, Ihnen unsern akademischen Collegen zu zeigen, wie er mit unendlichem Scharfsinne den Helden von Rivoli, Arcole und Castiglione erkannte unter der äußeren Rinde von Schüchternheit und Zurückhaltung, oder kurzweg von wenigen wohlgefälligem Wesen, welches Allen damals an dem Schützlinge von Barras auffallend bemerklich war.

Ich sehe voraus, daß ich wenig Glauben finden würde, wenn ich versuchte, die Grenzen des Einflusses weiter auszudehnen, den Carnot auf den italienischen Feldzug geübt hat; und dennoch würde ich, selbst unter der kleinen Zahl bis heute bekannt gemachter Documente, z. B. eine Depesche vom 10. Floréal des Jahres IV aus dem Hauptquartier Cherasko finden, in welcher Bonaparte an Carnot Folgendes schrieb: „Der zwischen dem König von Sardinien und uns abgeschlossene Waffenstillstand erlaubt über Turin zu schreiben, d. h. den halben Weg zu ersparen; ich werde also schnell Ihre Befehle erhalten können, und Ihre Absichten über die von der Armee einzuschlagende Richtung erfahren." Ein Brief an den Finanzminister gerichtet, vom 2. Prairial des Jahres IV, aus dem Hauptquartier Mailand, würde mir folgende Stelle da bieten: „Das vollziehende Directorium, welches mir den Oberbefehl über diese Armee gab, hat einen Angriffsplan entworfen, der schnelle Maßregeln fordert und außerordentliche Hülfsquellen.

Am 2. Prairial (21. Mai 1796) schrieb Carnot dem jungen General: „Greifen Sie Beaulieu an, bevor er noch Verstärkungen an sich ziehen kann; unterlassen Sie nichts, um seine Vereinigung mit diesen Verstärkungen zu verhindern; zersplittern Sie, ihm gegenüber, nicht Ihre Kräfte, und besonders geben Sie ihm nicht durch eine solche unglückliche Zersplitterung Gelegenheit, uns einzeln zu schlagen, und den Landstrich, den er verloren hat, wiederzugewinnen. Nach Beaulieu's Niederlage, wenden Sie sich auf Livorno . . . Das Directorium beabsichtigt, daß die Armee erst nach der süditalienischen Expedition über Tyrol hinausgehe."

Allerdings machen solche allgemeine Vorschriften noch nicht den Feldzug in Italien. Kein menschlicher Verstand konnte den Weg vorherwissen, welchen Beaulieu, von der piemontesischen Armee abgeschnitten, einschlagen würde; noch konnte man Wurmsers Unternehmen kennen, oder den langen Widerstand, den dieser alte General in Mantua leistete, oder die Märsche Alvinzi's, oder so viele glorreiche Zwischenfälle, an die ich nicht erinnere; allerdings bedurfte es der Kühnheit und des Genies von Bonaparte, und der Mitwirkung unerschrockener Offiziere, wie Massena

Augerau, Lannes, Murat, Rampon, um in wenigen Monaten drei große österreichische Armeen zu vernichten. Ich habe überhaupt nur sagen wollen, daß es ungerecht wäre, in diesen unsterblichen Feldzügen den Namen von Carnot ganz ausschließen zu wollen.

Mehr noch darf ich indessen fordern, wenn wir eine andere Seite dieser Kriege betrachten: die Seite der Moral und der Civilisation. Wer erinnert sich nicht jener Friedensschlüsse, in welchem die Meisterwerke der Malerei und der Bildhauerkunst den Feinden als Mittel dienten, Verzeihung für Treulosigkeit und Verrath zu erlangen; wer hat die feierlichen Besuche des siegreichen Generals vergessen, bei bescheidenen Gelehrten, die durch wichtige Entdeckungen berühmt waren? Dies Alles, meine Herren, — was man auch sagen mag — war von Carnot vorgeschrieben. Wird es noch erlaubt sein, daran zu zweifeln, wenn ich folgenden Brief unsers Mitgliedes hersetze, vom 24. Prairial des Jahres IV: „Als wir Ihnen, Herr General, durch unsern Brief vom 26. Floréal empfahlen, die berühmten Künstler in den Ländern, in denen Sie sich befinden, zu besuchen, haben wir Ihnen besonders den berühmten Mailänder Astronomen Oriani bezeichnet, der von den republikanischen Truppen beschützt und geehrt werden soll. Das Direktorium wird es gern hören, wenn Sie seine Absichten diesem ausgezeichneten Gelehrten gegenüber ausgeführt haben, und ersucht Sie deswegen, über das zu berichten, was Sie gethan haben, um dem Bürger Oriani das Interesse und die Achtung zu bezeugen, welche die Franzosen stets für ihn gehabt haben, und um ihm zu beweisen, daß sie mit der Liebe des Ruhms und der Freiheit die Liebe der Künste und Talente verbinden.“

———oOo———

Heinrich Heine.

Verlor'ner Posten in dem Freiheitskriege
Hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus;
Ich kämpfte ohne Hoffnung, daß ich siege
Ich wußte nie, komm' ich gesund nach Haus.

„Ein Posten ist vakant, die Wunden klaffen,
Der Eine fällt, die Andern rücken nach.
Doch fall' ich unbesiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen; nur mein Herze brach..
(Enfant perdu. H. Heine.)

Fast alle deutschen Zeitungen Amerika's haben auf das Grab des berühmten Dichters den Lorbeerkranz der Erinnerung niedergelegt, und

auch wir wollen ein bescheidenes Blatt hinzufügen, in dankbarem Andenken an die großen Genüsse, welche wir aus den Werken des Dichters geschöpft haben. Die große Popularität, der Heine sich erfreut, zeigt uns, daß er ein rechtes Kind der modernen Zeit ist, ein Produkt der großen Umwälzungen und Gegensätze, welche in diesem Jahrhundert durcheinander gähren, ein getreuer Typus des jetzt lebenden Geschlechtes, des frivolen, leichtsinnigen Geschlechtes, das seinen Göttern Valet gesagt hat und seinem frommen Jugendträume spottet. Wie der Dichter überhaupt der Repräsentant seiner Zeit und der Genius seines Volkes ist, so besonders Heine; in seinen Gedichten leuchtet der göttliche Humor der materialistischen Weltanschauung hervor, welche immer mehr und mehr unsere Zeit durchdringt. Es ist eine große Ironie, wenn man Heine einen Romantiker nennt; Heine ist selbst die Ironie der Romantik, die er so lustig und fröhlich ins Grab gesungen hat. Die Frivolität Heine's, die man überall tadelt, und die uns überall entzückt, ist gerade die einzige Arznei, die uns über die Gebrechen dieser Zeit hinwegheben kann; das Geschlecht dieses Jahrhunderts ist in der That nichts anders werth, als verspottet und verlacht zu werden, und es wäre wirklich göttlich, wenn die ganze Menschheit sich mit Heine'schen Humor über die Dummheiten der Vergangenheit und die Verlegenheiten der Gegenwart hinwegsetzen könnte. Heine sah von der Höhe seines Genius herab auf das erbärmliche Treiben, wie Jupiter vom Olymp, und Homerisches Gelächter erscholl hier, wie vor alten Zeiten. Aber unten im dunkeln Thale, mitten unter den Schmerzen und Leiden der Zeit, da saß der Märtyrer der heutigen Menschheit, der Christus des modernen Liberalismus, der zürnende, klagende Jeremias des neunzehnten Jahrhunderts. Kein Wunder, daß Börne und Heine sich nicht lieben und verstehen konnten; der Eine war der Heraclit, der Andere war der Democritos des Jahrhunderts; Dieser konnte die Thränen, Jener das Gelächter seines Nebenbuhlers nicht ertragen. Börne hatte ein weites, offenes Herz für die Leiden der Menschheit, und jede Wunde, die den Völkern und der Freiheit zugefügt wurde, blutete in seinem Herzen; er hatte ein religiöses, schwärmerisches Gemüth, und hing mit Inbrunst, aber auch mit Eifersucht an der werdenden Freiheit. Er jubelte und klagte, liebte und haßte, wie ein verliebter Jüngling, und als die Juli-Revolution die ersehnte Freiheit nicht bringen wollte, da starb er. Aber Heine war ein allgemeinerer Geist; er hoffte nichts von seiner Zeit und seinem Geschlechte, aber Alles von der Zukunft und der Menschheit, und daher konnte er sich so leicht über die Dummheiten des Jahrhunders trösten. Ihm war die Freiheit kein Wunsch, sondern Gewißheit; sie war die Luft und das Licht, in dem er lebte; er genoß sie in vollen Zügen; er bewahrte sie in dem elenden Kerker seines leidenden, gebrechlichen Körpers bis zum Tode.

Obgleich Heine viel im Olymp und mit den Göttern verkehrte, und der

Liebling Apoll's, der Günstling der Frau Venus war, so hatte er doch keine Spur von Religiösität und Jenseitigkeit an sich; er lebte nicht in der Zukunft, sondern in der Gegenwart, und liebte den Genuß mehr, wie den Wunsch, die Hoffnung und die Sehnsucht. Er lebte praktisch den Materialismus, den unsere naturwissenschaftlichen Philosophen heutzutage theoretisch mühsam beweisen; er nahm mit keinen Anweisungen auf die Zukunft verlieb, mit denen sich die anderen minder glücklichen Sterblichen behelfen müssen. So war er ein moderner Mensch im vollen Sinne des Wortes, ein Mann, der durch den vollständigsten Genuß und Gebrauch seines Lebens bewies, daß er den Glauben an Unsterblichkeit nicht nur nicht theile, sondern auch nicht nothwendig habe. Das Leben dieses Mannes und sein standhaftes Ausharren auf einem sechs Jahre langen Sterbebette, über welches noch die Funken seines göttlichen Humors schwebten, ist ein wichtiger Beitrag zur Phychologie, und lernt uns die menschliche Natur von einer fast ganz neuen Seite kennen.

Ja, man kann soweit gehen, zu sagen, daß man an den Urtheilen über Heine die Menschen überhaupt kennen lernen kann. Während der religiöse Mensch sich mit Abscheu von ihm wegwendet, ist es auch das rechte, echte Kennzeichen eines Philisters, mit Geringschätzung und Abneigung über diesen Mann hinweg zu blicken; es ist das Zeichen eines Heuchlers, eines moralisch verkommenen Menschen, den Dichter des Tannhäuser als einen Wollüsting u. s. w. zu brandmarken. Jeder Tadler tadelt an dem Dichter das, was seine eigenen Fehler und Schwächen ausmacht, er tadelt an ihm die Lüge seines eigenen Daseins.

Gervinus, der impotente Kaisermacher in Frankfurt, hat den Dichter der Nordseebilder, der Reisebilder, des Alta Troll in seiner Literaturgeschichte nicht der Erwähnung werth gefunden. Ist dies Factum allein nicht genügend, um einen deutschen Gelehrten zu charakterisiren, welcher dreißig tausend Bücher und Manuscripte durchgelesen hat?

Wir persönlich sind allerdings auch kein unbedingter Verehrer von Heine. Wenn wir ihn im Zusammenhang mit seiner Zeit und seiner Umgebung betrachten, so müssen wir ihm mehr Anerkennung und Gerechtigkeit widerfahren lassen, als wenn wir uns eine objektive Kritik seiner Werke erlauben. Heine hält in mancher Beziehung keine Vergleichung mit unsern klassischen Dichtern und besonders mit dem Repräsentanten unserer klassischen Literatur, dem Altmeister Göthe, mit dem man ihn oft verglichen hat, aus. Es ist in seinen Werken nicht die erhabene Ruhe und Klarheit vorhanden, welche die Werke eines Herder, Göthe, und auch die reiferen Werke Schillers auszeichnet; er besitzt nicht die scharfe Logik und Kritik Lessings, noch die anmuthige Darstellungsgabe Wieland's, noch die gewaltige, revolutionäre Kraft unseres Freiligrath. Heine's Poesie ist launenhaft, aphoristisch, sein Genie ist keine regelmäßig brennende und

leuchtende Flamme, sondern ein Sprühen von tausend und tausend einzelnen Funken, ein künstliches Feuerwerk, dem man leider nur zu sehr die Absicht, Effekt zu machen, ansieht. Es bildet sich in seinen Gedichten das leichtsinnige, frivole Leben in Paris ab, und es ist bezeichnet für ihn, wenn er sagt, daß die Sterne sich nirgend so schön spiegeln, wie im Pariser Straßenkothe. Ja, man kann auf ihn umgekehrt das Wort anwenden, welches Gervinus über Jean Paul sagt, als ihn mit einer Schnecke vergleicht, die in der tiefen Furche der Erde sitzend, mit ihren Fühlhörnern bis in den Himmel ragt. Heine's Genius stammte vom Himmel und wohnte im Reiche der Seligen, aber oft reichte er herab in die dunkelsten Tiefen der Leidenschaft, und fand sich behaglich in den tiefsten Schichten der menschlichen Gesellschaft. Daß er von dort nicht rein und fleckenlos zurückkehrte, daß manche Erinnerungen an diese Unterwelt in seinem Herzen lebendig blieben und den hohen Adel seines Geistes trübten, wer möchte dies leugnen? Aber der schwärzeste Flecken, der an ihm haftete, war doch immer die Verleumdung, die ja alles Große und Ungewöhnliche verfolgt, und besonders unseren Dichter auf Schritt und Tritt mit unerbittlicher Hartnäckigkeit begleitete. Wenn man den Werth eines Mannes nach der Anzahl seiner Feinde und Verläumder schätzen darf, dann war Heine ein Mensch von großer Bedeutung. Unter vielen andern Verläumdungen erzählte man sich auch, daß Heine sich an die Julidynastie verkauft habe, und auf den geheimen Listen Louis Philipp's gestanden habe. Dies Factum, an und für sich bestritten und zweifelhaft, steht mit der Treue und Consequenz, mit welcher Heine immer ein Dichter der Freiheit blieb, in Widerspruch. Wenn Louis Philipp wirklich dem Dichter eine Pension gegeben, so war dies weggeworfenes Geld, denn der Genius Heine's hat ebenso wenig, wie der Genius Beranger's, das Julikönigthum gefeiert. Auch erzählte man sich von seiner Frömmigkeit während der letzten Periode seines Lebens. Abgesehen, daß es nichts bedeutet, wenn ein Mensch auf dem Siech- und Sterbebette, wo Geist und Körper in den letzten Zügen liegen, den Grundsätzen seines früheren Lebens untreu wird, sind die Aeußerungen Heine's, welche man als Beweise seiner Bekehrung anführt, gerade das Gegentheil von dem, was man aus ihnen macht; sie enthalten einen beißenden Spott auf die religiöse Heuchelei, und eine humoristische Betrachtung seiner großen körperlichen Leiden, zwischen denen noch immer die Funken seines Genies hervorleuchteten. Vielleicht hat niemals ein Mensch mehr gelitten und mehr genossen, als Heinrich Heine.

Man spricht soviel von Heine's Charakterlosigkeit. Aber ist es nicht gerade die Charakterlosigkeit selbst, welche ihm diesen Vorwurf macht, jene Sippschaft, die Heine im Atta Troll schildert,

„Kein Talent, doch ein Charakter"?

Nichts Erbärmlicheres kann es geben, als dies ewige Pochen auf

Charakter. Die modernen Pharisäer, die sich am meisten auf den Charakter berufen, sind gewöhnlich die charakterlosesten Menschen. Sieht man sich in den Reihen der modernen deutschen Dichter drüben um, wo finden wir, wenn wir vielleicht Uhland und Freiligrath ausnehmen, einen Menschen, der, was Consequenz und Unbeugsamkeit der Grundsätze anbetrifft, sich Heine an die Seite stellen kann? Herwegh, Dingelstädt, Geibel, Hackländer, Laube und wie diese verkommenen Menschen alle heißen mögen, sie können sich ebenso wenig mit dem Charakter, wie mit dem Genie Heine's messen. Aber Heine war nicht der doktrinäre Pfaffe der Freiheit, sondern ihr lustiger, fröhlicher Sänger, der mit einem witzigen Worte und einem spöttischen Reim mehr nützte, als alle Declamationen der offiziellen Freiheitspropheten.

Wenn einmal die Saat der Freiheit aufgeht, die so lange mit dem Blute und den Thränen des Volkes gedüngt ist, dann wird auch Heine seine Auferstehung feiern, und das „verlorene Kind der Revolution" mit seinen Liedern und Scherzen den Triumphzug der Freiheit begleiten.



Der Gebrauch der politischen Conventionen.

Wir stehen wieder vor einer Präsidentenwahl, und da ist es eine Aufgabe der Presse, alle mit derselben zusammenhängenden Gebräuche und Institutionen zu besprechen. Der Punkt, welcher der schärfsten Kritik ausgesetzt ist, und dies seiner Bedeutung und Gefährlichkeit nach verdient, ist der Gebrauch politischer Conventionen. Nicht ohne Grund hat man von diesem Gebrauche behauptet, daß er eine Verfälschung und Verstümmelung des allgemeinen Wahlrechtes, eine Confiskation der öffentlichen Meinung und des souveränen Volkswillens zu Gunsten einer im Dunkeln schleichenden und intriguenvollen Clique sei. Wenn die Conventionen gehalten und die Nominationen gemacht sind, ist die eigentliche Wahl mehr oder weniger nur eine Farce, eine Komödie, bei welcher das Volk den längst ausgesprochenen Willen der politischen Drahtzieher vollziehen muß. Jeden Tag haben wir im politischen Leben Amerika's Gelegenheit, dies zu bemerken. Wir haben uns schon oft darüber ausgesprochen, daß unter diesen Umständen das allgemeine Stimmrecht nichts, wie eine große öffentliche Lüge sei. Man hat deßhalb von Seiten der Reformpartei vielfach den Gebrauch der Conventionen angegriffen, und es ist namentlich ein stehendes Thema der deutschen freisinnigen Presse, gegen den Unfug der Conventionen zu eifern, und eine Wiederherstellung des allgemeinen

Stimmrechts vermittelst direkter Abstimmung des Volkes zu erzielen. Das Volk soll selbst seine Nominationen machen, heißt es da; wir brauchen die Drathzieher und ihr Ticket nicht. Dies Alles klingt recht schön und gut, aber es ist auf den Sack geklopft, während man den Esel meint. Die Intrigue der politischen Drathzieher wird getadelt, während man das unentwickelte Bewußtsein der Massen tadeln sollte. Die Mangelhaftigkeit der Conventionen wird eingesehen, während man die Mangelhaftigkeit des allgemeinen Stimmrechts, wenn dasselbe nicht von einer allgemeinen Volksbildung begleitet ist, ins Auge fassen sollte. Die Schlechtigkeit der Führer ist ein Gegenstand der Klage, von der Schlechtigkeit der Massen spricht man nicht. Mit einem Worte, das Deklamiren über das Conventionsystem ist nur ein Vorwand, um die politische Unfähigkeit des Volkes und die Gefährlichkeit des allgemeinen Stimmrechtes zu verschweigen.

Der Gebrauch der Conventionen ist tief in der politischen Nothwendigkeit begründet, so tief, daß man sich durchaus kein öffentliches politisches Leben, keine scharf gesonderte Parteien, keine entscheidende prinzipielle Haltung der Politik denken kann, ohne solche Conventionen. Man kann einfach sagen, ohne Conventionen keine Parteien, ohne Parteien kein politisches Leben. In den Conventionen ist der erste Anfang der politischen Organisation zu suchen. Es ist ganz natürlich, daß, wenn eine große Menge Menschen irgend einen Zweck erreichen wollen, dem eine andere große Menge Menschen entgegenstrebt, daß man dann auf beiden Seiten sich unter einander verständigt, was man will, wie man es will und mit welchen Mitteln man es will. Ohne eine solche Verständigung wäre gar keine öffentliche Meinung denkbar. Abgesehen von allen speziellen politischen, historischen und lokalen Verhältnissen finden wir in jedem Staate, in welchem überhaupt politisches Leben und eine Volksmeinung existirt, zwei große Parteien, von denen die eine eine conservative und retrograde, die andere eine progressive und reformirende Tendenz hat. Diese Grundstellung finden wir bei allen Parteien und in jeder politischen Bewegung. Jede dieser beiden Parteien ist zu einer Conzentration ihrer Kräfte, zu einer Verständigung über ein gemeinsames Verfahren, zu einer Annahme eines bestimmten Feldzuges verpflichtet, will sie nur einigermaßen auf Erfolg rechnen. Eine kleine organisirte Partei wird immer eine große unorganisirte Masse besiegen. Man mag noch so viel von der Verderblichkeit der Conventionen reden, der Selbsterhaltungstrieb zwingt jede Partei dazu, und so lange es Politik und Parteien giebt, wird auch das Conventionsystem gelten. Wenn wir also Mißbräuche im Conventionssysteme finden, so werden wir dieselben wohl nicht diesem Systeme selbst zurechnen können, sondern dieselben tiefer suchen müssen, in der Partei selbst, ihren Motiven und Tendenzen. Eben

so wie das Conventionssystem, könnte man auch die Wirksamkeit der Presse, der politischen Klubbs u. s. w. tadeln, denn auch durch die Presse und die politischen Vereine wird die öffentliche Meinung präoccupirt und der Stimmkasten beeinflußt. Ebenso wie man über die Anmaßung der Conventionen, den freien Bürgern ihr Ticket vorzuschreiben, räsonnirt, könnte man über die Anmaßung der Presse räsonniren, die ja auch mit Wahlempfehlungen u. dgl. auf die Masse des Volkes einzuwirken sucht.

Gewiß, es ist wohlfeil und oberflächlich, über das Conventionssystem zu räsonniren; es beweist, daß man eben nur an das Erste und Greifbarste denkt, und über den äußern Erscheinungen in der Politik das innere Wesen derselben vergißt. Wenn wir die Geschichte der letzten Präsidentenwahlen verfolgen, und sehen, wie durch die Anstrengung der Drathzieher auf den Conventionen die hervorragendsten Männer der Partei, ein Caß, ein Henry Clay, ein Webster, durch obscure Menschen oder Statisten, durch einen Pierce oder Scott verdrängt wurden, so können wir daraus den ganzen Charakter der amerikanischen Politik und Parteien erkennen. Nicht nur die Conventionen, sondern die Parteien selbst waren in der letzten Zeit schlecht und corrupt. Der unbekannte Namen des Herrn Pierce wurde deßhalb aus der Dunkelheit hervorgezogen, weil es galt, das Volk des Nordens zu täuschen. Die Politik, welche die demokratische Partei in Bezug auf die Sklaverei verfolgte, war der Art betrügerisch und verrätherisch, daß man einen unbekannten Mann an die Spitze stellen mußte, um nicht vor der Wahl schon das Volk über die Intentionen der nächsten Verwaltung aufzuklären. Wenn man 1852 einen Mann mit stark ausgeprägten und allgemein bekannten Prosclaverei-Ansichten nominirt hätte, so würde die Wahl der demokratischen Partei ebenso gescheitert sein, wie wenn man schon damals die Nebraskabill und ihre Resultate gekannt hätte. Es galt einen Mann zu wählen, von dem Jeder das Beste dachte, weil Keiner Etwas von ihm wußte; es galt, nicht einen Führer, sondern ein Werkzeug der Partei zu finden. Dies lag nicht an der Convention; dies lag in den Grundsätzen und dem ganzen Wesen der Partei selbst. Die demokratische Partei ist nichts besser und nichts schlechter, wie ihre Maßregeln und Männer, ihre Plattformen, Conventionen und Nominationen. Daß uns gerade auf den Conventionen dieser Partei alle Demoralisation, Corruption und Rohheit, daß uns der Jesuitismus und die Aemterjägerei in der schamlosesten Weise entgegentritt: dies ist nicht die Schuld des Conventions-Systemes, sondern der Partei selbst. Es ist ein verfehltes Unternehmen, eine Convention für die Fehler und Verbrechen einer Partei verantwortlich machen zu wollen; nicht die Conventionen verderben die Parteien, sondern die Parteien die Conventionen.

Freilich sagt man, an den vorbereitenden Versammlungen, in den

Caucus-Meetings, den Delegaten-Sitzungen und Conventionen betheiligt sich nicht das ganze Volk, sondern nur die Aemterjäger von Profession, und diese verderben die ganze Geschichte durch ihren schmutzigen Eigennutz. Aber warum betheiligt sich nicht das ganze Volk an diesen vorbereitenden Versammlungen? Weil die praktische Politik, namentlich die Lokalpolitik, hier in Amerika so schmutzig und gemein ist, daß jeder anständige Mann gern seine Hände davon läßt. Der Grund liegt also viel tiefer, als in dem Conventionssysteme selbst; er liegt in dem ganzen Charakter der amerikanischen Politik, deren oberster Grundsatz ist: „Eine Hand wäscht die andere." Der Grund liegt darin, daß kein wirklicher Gemeinsinn im amerikanischen Volke ist, der die Bürger aufforderte, sich an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu betheiligen, daß man die Politik nicht aus Rechtsbewußtsein und Humanität treibt, sondern nur aus persönlichem Egoismus, so daß nicht die Masse des Volkes, sondern nur diejenigen, welche ein persönliches Interesse an der Politik haben, sich damit befassen. Wenn der Amerikaner mit der Politik kein Geld verdienen kann, bekümmert er sich gewiß nicht darum; dies ist ein Charakterzug des Volkes, für den man die unschuldigen Conventionen gewiß nicht verantwortlich machen kann.

Die Vorwürfe, welche man gegen das Conventionssystem richtet, treffen das allgemeine Stimmrecht selbst, und sind nur deßhalb von der Hauptsache abgelenkt, weil man nicht wagt, das allgemeine Stimmrecht selbst anzugreifen. Wir kommen hier auf unsere alte Ansicht zurück, daß das allgemeine Stimmrecht kein politisches Prinzip, sondern nur ein Experiment sei, das bei einem edlen, gesitteten, freien Volke eben so gut ausfällt, als schlecht bei einem rohen und ungebildeten Volke. Es kommt auf das Material an, welches der Form zu Grunde liegt; die Freiheit und das Recht geht immer nur mit der Sittlichkeit und Kultur Hand in Hand.

Die Kritik des Conventionssystemes ist eine Kritik der Repräsentativ-Verfassung überhaupt, und es fragt sich, ob die Politik jemals uber dieselbe herauskommen wird. Das „gouvernement direct du peuple par le peuple" ist bis auf den heutigen Tag noch eine Chimäre, und wird es auch noch wohl einstweilen bleiben. Das Repräsentativ-System, vermittelst die Massen sich durch Einzelne an der Leitung des Allgemeinen betheiligen, hat auch nicht die Gefahren, welche man ihm nachsagt, wenn nur in den Massen selbst ein lebhaftes Gemeingefühl, eine aufgeklärte öffentliche Meinung und ein ausgeprägtes Rechtsbewußtsein vorhanden ist. Denn die Massen haben ein großes, gewaltiges Veto gegen etwaige Mißbräuche ihrer Regenten und Repräsentanten; wenn sie von diesem Veto keinen Gebrauch machen, sind sie für die Folgen selbst verantwortlich.

Dieses Veto besteht in Amerika im allgemeinen Wahlrecht, in Europa in der Revolution. Möge man hier, wie drüben, bald von diesem Veto Gebrauch machen!

Bei einem gebildeten Volke ist es unmöglich, die Volksstimme und das Volksbewußtsein auf die Dauer zu verfälschen. Mag auch der Volkswille in Meetings, Kaukussen, Staats und National-Conventionen, Legislaturen u. s. w. noch so sehr verdünnt werden: das Volk behält seinen ursprünglichen Willen neben dem repräsentirten Willen immer bei, und kann daher, sollte der zweite sich vom ersten allzusehr entfernen, immer wieder in sein früheres Recht eintreten, und diesen durch jenen rectifiziren. Der Unterschied zwischen dem repräsentirten Willen u. dem ursprünglichen Willen des Volkes wird daher nie sehr groß sein, und wir können in den meisten Fällen von dem ersten auf den zweiten zurückschließen. Man muß von einem Volke oder einer Partei nie etwas Besseres vermuthen, als wofür sie sich öffentlich und offiziell ausgiebt.

* * *

Schließlich fügen wir noch eine historische Notiz über die Conventionen aus dem „New York Herald" hinzu:

„Die erste s. g. National-Convention wurde bekanntlich unter der Präsidentschaft Jacksons im September 1831 in Baltimore gehalten. Es war dieses die s. g. Anti-Masonic-Convention, welche in Folge des plötzlichen Verschwindens eines gewissen Morgan, der ein Buch über die Freimaurer geschrieben hatte und dann plötzlich verschwunden war, so daß man glaubte, derselbe sei von den Freimauren ermordet worden, berufen worden war, um alle Mitglieder geheimer Orden von der Präsidentschaft auszuschließen. Bei dieser Convention figurirte Herr Fillmore, der gegenwärtige Präsidentschaftscandidat, zu allererst im öffentlichen Leben, und zwar als ein wüthender Feind aller geheimen Orden. Auch Richter McLean von Ohio kam damals zuerst zum Vorschein.

Die Whigs gingen zu jener Zeit damit um, ihren berühmten Führer H. Clay von Kentucky auf den Präsidentenstuhl zu erheben, da derselbe aber ein Freimaurer war, so war wenig Hoffnung, daß er mit Erfolg gegen General Jackson ins Feld geführt werden könne. Da aber hatten die Demokraten von New Hampshire die unglückliche Idee, eine demokratische National-Convention auf den 21. Mai 1832 nach Baltimore auszuschreiben. Auf dieser Convention, welche von den meisten Staaten durch eine beliebige Anzahl von Delegaten beschickt wurde, wurde zuerst der Zweidrittel-Wahlmodus angenommen und die Maschine erfunden, durch welche später alle ausgezeichneten Männer der Partei geköpft worden sind, um statt ihrer unbedeutende Subjekte auf den Stuhl erheben zu können. Die dort versammelten Delegaten hatten über 288 Stimmen zu verfügen, von welchen van Buren, der die Geschichte hauptsächlich betrieben hatte, 203 erhielt.

Am 2. März 1835 war abermals die demokratische National-Convention aus 22 Staaten und mehr als 600 Mann stark in Baltimore versammelt, welche der Partei und dem Lande abermals den van Buren, der beim Volk längst seinen Credit verloren hatte, aufoctroyrten.

In 1840 wurden ebenfalls Conventionen gehalten, denn die Whigs hatten längst die Unsitte nachgemacht. Die Demokraten waren in Mißkredit gefallen und das Volk wünschte Clay oder Scott auf den Stuhl zu erheben. Aber nein! Die Drahtzieher octroyrten ihm einen alten Soldaten, den General Harrison — und so willig fügte sich das Volk in die neue Knechtschaft, daß Harrison und Taylor mit ungeheurer Majorität gewählt wurde.

Bei der nächsten demokratischen National-Convention in 1844, ging, nachdem van Buren durch die von ihm erfundene Maschine selbst getödtet worden war, und es auch General Caß zu keiner Zweidrittel-Majorität hatte bringen können, nach dem neunten Scrutinium der Name James K. Polk aus der Nominationsurne hervor. „Wer ist James K. Polk?" fragte das Volk überall in den Ver. Staaten, denn es kannte den Namen gar nicht — es wählte ihn aber dennoch; denn das Volk will behumbugt und an der Nase geführt sein.

Un so ging es weiter bis zu der denkwürdigen demokratischen Convention von 1852, welche nach fünftägigen Geburtsschmerzen endlich den unsterblichen Franklin Pierce zur Welt gebar.

Der „Herald" schließt seinen Artikel mit den Worten: „Wir haben es versucht, dem Volk der Ver. Staaten zu zeigen, wie wenig es mit der Wahl des obersten Beamten dieser Republik zu schaffen hat. Wie lange wollen die drei oder vier Millionen Wähler sich noch zu den willenlosen Werkzeugen einer kleinen Clique verschmitzter Politiker gebrauchen lassen? Wir hoffen diesen Conventions-Humbug bald verduften zu sehen. Mögen die Wähler eines jeden Staates ihren Mann wählen. Es wird keine Schwierigkeit haben, den besten Mann auszufinden, wenn das Volk die Sache in die Hand nimmt. Gegenwärtig suchen sich die Politiker immer den schlechtesten aus.



Politische Bündnisse.

In der Zeit der politischen Gährung, während die Neubildung der Parteien, die sich vor unsern Augen vollzieht, und bei der in Amerika so beliebten Politik der gegenseitigen Zugeständnisse und Kompromisse, ist es

wohl nicht zu verwundern, wenn man die verschiedensten Bündnisse auftauchen sieht, eine Fusion und Confusion der widersprechensten Elemente, die heute sich vereinigen, um sich morgen wieder zu trennen, und die niemals sich in der richtigen, normalen Lage zu befinden scheinen. In Europa ist ein solches Schwanken und Zaudern, ein solcher Handel und Schacher in der Politik nicht möglich, weil hier sich die politischen Katastrophen mit großer Gewaltsamkeit und Raschheit vollziehen, und jedes Element in der Politik mit Entschiedenheit auf die eine oder andere Seite gedrängt wird. Aber in Amerika vollziehen sich die Katastrophen in der Politik langsam und unmerklich; trotz alles Geschreies auf der Rednertribüne und in der Presse merkt man doch erst an den Folgen und Resultaten die Größe und den Umfang der stattgehabten Bewegung. Tritt in Europa eine Katastrophe ein, so entsteht ein heftiger, gewaltsamer Bruch zwischen dem Neuen und Alten, und es ist keine Vermittelung möglich; in Amerika aber schlingen sich die alten und neuen Fäden der Politik durcheinander; alte Verbindungen und Erinnerungen verwischen sich mit neuen Bestrebungen, und die zerstreuten Reste der zertrümmerten Parteien suchen sich in das Lager der neuen Partei einzuschleichen, um dort Schutz und Obdach zu finden, und das alte Spiel der politischen Intriguen wieder fortzusetzen. Es giebt in Europa, wie in Amerika Politiker, die nichts gelernt und nichts vergessen haben, und denen eine neue politische Bewegung oder eine neue Partei nur ein neuer Mantel ist, unter dem sie das alte Herz, den alten Ehrgeiz und die alten Intriguen verstecken. Es gibt Lanzknechte und Freibeuter in der Politik, die unter jeder Fahne kämpfen, welche ihnen Beute verspricht; heute kämpfen sie in Tilly's, morgen in Gustav Adolphs Heere; heute sind sie Whigs, morgen Republikaner, heute Know Nothings, morgen Demokraten. Dies ist eine Sache, die so alt, wie die Welt ist; jede politische Bewegung wühlt den Schlamm auf, der sich auf dem Boden der alten Verhältnisse festgesetzt hat. Auch heute sehen wir dieses an den eklatantesten und auffälligsten Beispielen; wir sehen trotz des neuen Prinzipes und der neuen Partei eine Menge alter Erinnerungen und Bestrebungen wieder auftauchen, und beklagen, daß sich an die Lokomotive des Fortschrittes eine Menge verbrauchter und überflüssiger Ballast anhängt.

So sehr wir nun aber auch zugeben, daß eine politische Partei sich in ihren einzelnen Mitgliedern charakterisirt und man auch im politischen Leben den im geselligen Leben gebräuchlichen Grundsatz anwenden kann: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist“: so glauben wir doch, daß man kaum fehlerhafter urtheilen kann, als wenn man nach einzelnen schlechten Elementen, welche sich der neuen gegenwärtig erst in der Bildung begriffenen Partei angeschlossen haben, ganze Partei und deren Charakter beurtheilen, als wenn man einen vo-

übergehenden, natürlichen und sich überall vorfindenden Fehler und Nachtheil als die hauptsächlichste Tendenz und das Prinzip der Partei betrachten wollte. Eine solche Beurtheilung ist zunächst bei den Anhängern der alten Partei zu tadeln, welche durch die Anhäufung vielfacher schlechter Elemente in der eigenen Partei ganz gewiß nicht in den Stand gesetzt sind, der andern Partei ihre schlechten Elemente vorzuwerfen. Nichts in der That kann widerlicher sein, als wenn eine demokratische Zeitung, die in ihrer freiwilligen oder unfreiwilligen „Dienstbarkeit" genöthigt ist, alle Handlungen ihrer Partei, und wären es die schimpflichsten und schändlichsten, zu vertheidigen, alle Elemente ihrer Partei zu billigen und nichts wie das Ticket, zu empfehlen: wenn eine solche Zeitung einzelne verfehlte Maaßregeln oder reaktionäre Versuche innerhalb der republikanischen Partei zum Stichblatte ihrer fortwährenden Angriffe macht. Wir geben zu, daß sich auch in der republikanischen Partei manche Schlechtigkeiten und Dummheiten befinden, aber mit der demokratischen Partei verglichen, steht jene doch noch rein und erhaben da. Man wirft der republikanischen Partei vor, daß sie mit den nördlichen Know Nothings und Temperenzlern liebäugele. Abgesehen davon, daß die republikanische Partei noch nirgend und niemals einen Know Nothingtest in ihre Plattform aufgenommen hat; abgesehen davon, daß die demokratische Partei in ihren Hauptaktenstücken, wie z. B. in der letzten Präsidentenbotschaft, ebenso stillschweigend, wie die Pittsburger Convention, über die Naturalisationsfrage hinweggegangen ist; abgesehen, von der inneren Wahlverwandtschaft a l l e r Gegner der freien Arbeit, der Proßklavereileute sowohl, wie der Know Nothings, die sich täglich deutlicher zeigt; abgesehen von allen den mühsam zusammen gesuchten Beweisen, um eine Indentität der Know Nothings mit den Republikanern zu beweisen: — wir brauchen nur an die notorischen, öffentlichen und nicht mehr abgeleugneten Bündnisse der Demokraten zu erinnern, um ihnen jeden Rest von Vorwurf gegen die republikanische Partei zu nehmen. **Wir brauchen bloß an die einzige Thatsache zu erinnern, daß die demokratische Partei mit dem ärgsten Feinde aller Freiheit, Aufklärung und Civilisation, mit dem treuesten Verbündeten jeglicher Art der Unterdrückung und Knechtschaft, mit dem Katholizismus ein Bündniß geschlossen hat, um den schwarzen, niederträchtigen Charakter der demokratischen Partei ins hellste Licht zu setzen.** Unserer Ansicht nach ist kein Wort weiter nothwendig, um diese Partei zu kennzeichnen. Die schamlose Offenheit, mit welcher dies Bündniß mit dem Katholizismus von allen Organen der demokratischen Partei eingestanden wird, ist genügend, um unser Urtheil über diese Par-

tei festzustellen. Dieser Katholizismus, der so viele Freiheitsmorde auf dem Gewissen hat, der namentlich in den letzten Jahren sich an die Sohlen des Despotismus, der Staatsstreiche und des Völkermordes geheftet hat, der treue Verbündete Napoleons und des österreichischen Kaisers: dieser Katholizismus, dem jeder Gedanke an Volksbildung, öffentliches Schulsystem, an politische Freiheit, republikanische Verfassung, allgemeines Stimmrecht u. s w. ein Greuel ist: diese finstere verrätherische Gewalt hat eine Alliance mit der Demokratie gemacht und einen großen Theil der Leitung derselben übernommen. Dies ist eine Thatsache, welche Niemand in der demokratischen Partei selbst leugnen wird. Ja, die Demokraten triumphiren über diese Alliance und denken, durch die Hülfe der rohen, ungebildeten Massen, welche die katholischen Kirchen füllen, noch weiterhin den Norden unter dem Banner der sklavenhaltenden Aristokraten des Südens zu halten. Und die katholische Kirche, die ja überall bereit ist, wenn es gilt, die aufkeimende Freiheit niederzutreten, welche die Bartholomäusnacht und den französischen Staatsstreich segnete, die noch heute nach der Tortur und dem Scheithaufen riecht, — diese katholische Kirche hat willig ein Bündniß mit der demokratischen Partei angenommen, durch welches sie in der neuen Welt dieselben politischen Schandthaten durchzusetzen hofft, wie in der alten. Arm in Arm mit dieser Kirche, besudelt von ihren Küssen, beredt durch ihre Lügen, ausgestattet mit ihren Verführungen, tritt die demokratische Partei auf den politischen Schauplatz, — und wirft den Republikanern Koquetterie mit den Know Nothings vor. Ist das nicht mehr wie schändlich; ist das nicht lächerlich?

Wenn wirklich sich die Republikaner mit den Know Nothings vereinigten, — eine Thatsache, die wir entschieden in Abrede stellen und die von den Demokraten selbst nur zögernd und zweifelnd hingestellt wird, — wem anders würde die Schuld dieser unpolitischen und verderblichen Alliance zuzuschreiben sein, als gerade dem Bündniß zwischen der Demokratie und Hierarchie? Ist nicht das Eine die direkte Herausforderung des Andern? Aber die republikanische Partei hat sich nicht zu einer solchen Alliance zwingen lassen. Ihre Verbindung mit den Anti Sklaverei Konw Nothings ist, wo sie noch besteht, lose, zweifelhaft, vorübergehend, während die Verbindung der Demokratie mit dem Katholizismus allgemein, öffentlich zugegeben und fest abgeschlossen ist. Wer von Beiden hat hier das Recht, Vorwürfe zu erheben?

Der psychische Unterschied des Menschen vom Thiere.

Auszug aus „Leib und Seele". Zur Aufklärung über Köhlerglauben und Wissenschaft von Julius Schaller.

Persönlichkeit und freier Wille ist es, wodurch der Mensch sich spezifisch vom Thiere unterscheidet, wodurch er ein ebenso anderes Wesen ist als das Thier, wie dieses ein anderes Wesen ist, als die Pflanze. Mag das thierische Individuum auch noch so klug, listig, gelehrig sein, als Person werden wir dasselbe nie betrachten. Denn es kommt weder theoretisch noch praktisch von sich selbst los, erhebt sich in allen seinen Empfindungen und Bildern nicht zum Bewußtsein seines Wesens. Eben darum, weil der Mensch dies vermag, weil er den Keim, die Anlage dazu von seiner Geburt an in sich trägt, wird das ganze Leben des menschlichen Geistes von Anfang an und durch alle Stationen seiner Entwickelung hindurch, in allen seinen Gestaltungen und verschiedenen Formen ein radical und von Grund aus anderes, als das Leben der thierischen Seele. Natürlich muß uns der Unterschied zwischen Thier und Mensch am frappantesten entgegentreten, wenn wir den concreten Erscheinungen des thierischen Lebens die concreten objektiven Gestaltungen des menschlichen Geistes gegenüberstellen. Also dem instinctartigen Thun des Thieres in seinen mannigfaltigen, aber durch Menschengedenken hindurch constant bleibenden Formen — die historische Entwickelung des menschlichen Geistes in dem unendlichen Reichthum seiner Gestaltungen, den Produktionen der Kunst, Wissenschaft, Religion, dem fortschreitenden Wechsel seiner sittlichen Lebensformen. Die Seele dieses geistigen Organismus aber, das Prinzip, welches alle diese mannichfachen Erscheinungen zu einem Ganzen zusammenfaßt, ist der freie, selbstbewußte, sein Wesen erkennende Wille.

Person ist das menschliche Individuum durch das Selbstbewußtsein. In diesem liegt — wenn auch zunächst in abstrakter, theoretischer Weise — die Trennung des Individuums von sich selbst, ohne welche kein specifisch geistiger Prozeß denkbar ist. Als einzelnes Individuum ist der Mensch ein schlechthin eigenthümliches, von allen andern unterschiedenes Wesen; durch den Prozeß des Selbstbewußtseins tritt er dieser individuellen Bestimmtheit gegenüber, er macht sich dieselbe objektiv, geht in keine einzelne Bewegung, die in ihm vorgeht, in keine momentane Empfindung, in keine Vorstellung, keinen Trieb, keinen Affect schlechthin auf, sondern löst sich von diesem individuellen Leben als Allgemeines, Unbestimmtes los. Die selbstbewußten Individuen gehören also nicht bloß ein und derselben Gattung an, sind in dieser Unterordnung unter die Gattung trotz ihres individuellen Unterschiedes nicht bloß an sich iden-

tisch, sondern jedes vermag sich eben durch diese Energie des Selbstbewußtseins in diese allgemeine identische Sphäre zu erheben, vermag die Abstraction von allen individuellen Unterschieden, welche in dem Begriffe der Gattung enthalten ist, durch eigne innere Thätigkeit zu vollbringen, sich mit allen andern selbstbewußten Individuen als wesentlich identisch zu wissen. Eben darin besteht das Eigenthümliche in dem Prozesse des Selbstbewußtseins, wodurch derselbe vor Allem als die räthselhafteste, wunderbarste Erscheinung von jeher das Nachdenken in Bewegung gesetzt hat: daß das selbstbewußte Individuum in seiner atomen Bestimmtheit zugleich unbestimmt, in seiner individuellen Einzelnheit zugleich schlechthin allgemein in sich ist. Eben hierdurch aber wird das menschliche Individuum zur Person. Es ist Person durch die Fähigkeit, sich seiner besondern, beschränkten Individualität selbst entgegensetzen zu können, also durch diese in ihm gegenwärtige Unbeschränktheit, Allgemeinheit, Unendlichkeit. Das einzelne thierische Individuum hat ebenfalls das Allgemeine seiner besondern Art und Gattung an sich; es ist eine Erscheinung, ein Exemplar dieser Gattung. Allein es stellt nicht alle Elemente, die zu dieser Gattung gehören, in vollständiger, schlechthin adäquater Weise dar. Ganz dasselbe gilt nun zunächst auch von dem Menschen. Kein einzelner Mensch ist eine absolute Darstellung der Gattung Mensch. Allein diese Endlichkeit, Beschränktheit seiner Individualität bringt er sich zugleich auch zum Bewußtsein. Offenbar wäre dies schlechthin unmöglich, wenn er mit dieser Beschränktheit zusammenfiele, wenn er darin ohne Rest aufginge, wenn er nicht mitten in seiner Endlichkeit, nach welcher er nur ein einzelnes Exemplar seiner Gattung ist, zugleich über jene Differenz des Einzelnen und der Gattung hinaus wäre. Er stellt das Allgemeine seiner Gattung nicht bloß so dar, daß diese als sein Wesen, als die ihn beherrschende Substanz an ihm in inadäquater Weise zur Erscheinung kommt, sondern er ist für sich zugleich die Abstraction von dieser Endlichkeit, ein unbestimmtes, allgemeines Individuum, Ich. Das Individuum, welches zugleich Ich ist, ist Person. Das Thier hat keinen andern Werth als eben den, ein einzelnes Exemplar seiner Art zu sein. Der Mensch erhält durch seine geistige Innerlichkeit, durch die Fähigkeit, seine Idee zu erfassen, sein Wesen sich zum Bewußtsein zu bringen, als Einzelner einen allgemeinen selbstständigen Werth.

Das persönliche Selbstbewußtsein hat seine weitere concrete Erfüllung am Erkennen und Wollen. Selbstbewußtsein, Erkennen und Wollen sind unzertrennliche geistige Prozesse. Sie weisen aufeinander hin, bedingen sich gegenseitig, und entwickeln und verwirklichen sich nur, indem sie ununterbrochen in einander greifen. Ohne Selbstbewußtsein giebt es kein Erkennen und kein Wollen; aber mit dem Selbstbewußtsein

sind auch Erkennen und Wollen nothwendig gegeben. Mit Recht giebt man nur dem Menschen und nicht dem Thiere einen Wissenstrieb. Nur wer aus seinen individuellen Empfindungen und Trieben heraustreten kann, kann sich für die Dinge im Allgemeinen, für den Gegenstand als solchen interessiren, und nur dies ist wirkliches Wissen. Je mehr sich das Selbstbewußtsein entwickelt, je schärfer es hervortritt, desto entschiedener wird dem Menschen die Natur wie sein eigenes natürliches Leben zu einer entgegengesetzten, objektiven Welt, desto intensiver macht sich aber auch das Bedürfniß geltend, diesen Gegensatz theoretisch und praktisch aufzuheben. Jede Erscheinung, die mir in dieser Weise als Gegenstand gegenübertritt, reizt mich auch zum Nachdenken; denn sie stört als eine fremde, mir entgegengesetzte die Einheit mit mir selbst, läßt mein Selbstbewußtsein als ein endliches, beschränktes erscheinen. Im Erkennen und Wollen hebe ich diese Schranke auf. Ich verwandle die objektive Welt in Vorstellungen, Gedanken, Begriffe, und führe eben diesen Inhalt meines Selbstbewußtseins, meiner subjektiven Innerlichkeit in die objektive Welt ein. Jetzt weiß ich nicht bloß mich selbst, sondern die Dinge, stelle nicht bloß meine eigene Innerlichkeit der Welt gegenüber, sondern ordne diese meinen subjectiven Zwecken unter, bekämpfe, bearbeite sie, gestalte sie um durch die Macht meines Willens. Diese Umgestaltung bezieht sich aber vor Allem auf das menschliche Leben selbst. Der Inhalt des Selbstbewußtseins, der Selbsterkenntniß hat allgemeine Bedeutung. Die Anschauung also, die der Mensch von seinem Wesen erlangt hat, so dürftig, so unklar sie auch zunächst sein mag, wird zur Basis, zum Prinzip eines gemeinschaftlichen Lebens. An die Stelle des natürlichen Zusammenlebens tritt ein geistiges, sittliches, welches an jeden Einzelnen moralische Forderungen stellt, gutes und böses Handeln unterscheidet, und welches mit jedem Schritte, den der Mensch in der Erkenntniß seines Wesens vorwärts thut, sich erweitert, immer mehr die Macht erhält, alle natürlich gegebenen Verhältnisse und Beziehungen des menschlichen Lebens, den ganzen natürlichen Menschen, zu vergeistigen, zur freien Persönlichkeit umzugestalten. Erst als Glied im gemeinsamen sittlichen Leben wird das menschliche Individuum wirklich zur Person. Denn erst hier kommt der Einzelne thatsächlich von seinen individuellen Interessen los. Sein Selbstbewußtsein erfüllt sie mit einem bestimmten, concreten Inhalt von allgemeinem objektiven Werth, und indem er eben diesen zu seinem Eigenthum macht, seinen individuellen Willen, seine Neigung, sein Gemüth in ihn hineinlegt, wird ihm die Freiheit zum Charakter, zur individuellen Selbstbefriedigung.

Ist denn nun aber nicht genau genommen bei allen diesen geistigen Processen der einzelne Mensch von seiner Gattung und den Gesetzen derselben ganz eben so abhängig, wie das einzelne Thier von den allgemei-

nen Gesetzen der Art, zu der es gehört? Jedenfalls ist das Treiben der Menschen ein spezifisch anders, als das Treiben der Thiere. Aber ist es damit ein gesetzloses, zufälliges? Oder nicht vielmehr nur andern, jedoch ebenso strengen Gesetzen unterworfen? Welches Recht haben wir also dazu, das thierische Thun als ein instinctartiges zu bezeichen, das menschliche als ein freies? Natürlich hat der Mensch einen andern Instinkt als das Thier; aber aus seiner Gattung kann er doch unmöglich heraustreten, ohne aufzuhören, Mensch zu sein.

Offenbar schließt sich diese Reflexion einfach an die Stellung an, welche die Zoologie dem Menschen gibt, indem sie ihn als eine besondere Klasse der Säugethiere betrachtet. Mit der besondern Organisation hat der Mensch auch besondere geistige Fähigkeiten. In den einzelnen Individuen treten diese in verschiedenen Combinationen auf; bald überwiegt die eine, bald die andere; denn die eigenthümliche menschliche Natur hat Jeder an sich, und eben diese beherrscht den Einzelnen mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit, mag auch immerhin der Mensch, in vieler Beziehung klüger als das Thier, sein Thun den verschiedenen Situationen auch geschickter und mit einem größern Schein von Freiheit anzupassen verstehen.

So lange wir den Menschen, und zwar den ganzen ungetheilten Menschen, den leiblichen wie den geistigen, für eine besondere Klasse der Säugethiere ansehen, so ist es ohne Zweifel ganz consequent, wenn wir ihm die Freiheit absprechen, und sein Handeln für ein ebenso instinctartiges halten als das thierische. Wir müßten aber nothwendig noch weiter gehen. Das Selbstbewußtsein, das Denken und Erkennen stehen mit jener zoologischen Stellung des Menschen in demselben Widerspruch, wie das Wollen. Unmöglich können wir einer b e s o n d e r n Thierklasse die Fähigkeit zugestehen, sich diese Besonderheit objekt v zu machen. Wir können nicht sagen: diese letzte Klasse der Säugethiere hat eben das Eigenthümliche, daß die einzelnen zu ihr gehörigen Individuen zum Bewußtsein ihres Wesens fortgehen; denn eben hierdurch ist die feste Beschränktheit, die in dem Begriffe einer besondern Klasse liegt, die Bornirtheit innerhalb bestimmter Schranken, aufgehoben. Einer besondern Thierklasse angehören, heißt gar nichts anderes, als in seiner ganzen organischen und psychischen Thätigkeit einer beschränkten Richtung hingegeben zu sein; eben dies ist Instinct. Selbstbewußtsein ist aber eben der Prozeß, dieser bestimmten Richtung die Unbestimmtheit entgegenzusetzen; damit hört der Instinkt seiner wesentlichen Bedeutung nach auf.

Noch entschiedener tritt dies hervor, wenn wir dem Menschen die Fähigkeit der w i r k l i c h e n Erkenntniß zugestehen. Kann der Mensch das Wesen der Dinge erkennen, so ist die menschliche Natur eben darum

keine besondere, beschränkte, bornirte, sondern allgemeine Natur. Im Denken des Wesens tritt eben dasjenige in das Bewußtsein des Menschen ein, was nicht bloß ihm angehört, sondern schlechthin objektive, allgemeine Bedeutung hat. Denken, Erkennen ist nichts anderes, als das Erfassen des Gegenstandes an und für sich. Damit durchbreche ich die Bornirtheit meines besondern wesentlichen Wesens, so daß ich nicht mehr sagen kann, ich erkenne das Wesen der Dinge, allein doch nur in spezifisch menschlicher Weise. Die menschliche Weise erhält hier eben die Bedeutung: sich zum Wesen selbst, zum objektiven Gesetz der Wirklichkeit erhoben, gereinigt zu haben.

Indem der Mensch im Willen und Wollen sich mit Bewußtsein zum Wesen, zur Idee erhebt, so stützt die Philosophie auf diese geistigen Prozesse die Nothwendigkeit des religiösen Glaubens. Sie betrachtet das menschliche Wissen und Wollen als die Offenbarung des göttlichen Wissens, des göttlichen Wollens. Sie drückt durch diesen Fortgang eben dies aus, daß im Wissen und Wollen das Unbedingte als solches in den Menschen eintritt. Die religiöse Anschauung verfährt im Grunde ebenso. Was den Menschen zum religiösen Glauben treibt, ist das Bewußtsein seiner Endlichkeit und das unmittelbar hierin liegende Hinausgehen über diese Endlichkeit. Die Religion ist in ihrem Fundamente der Proceß des Geistes, sich von seiner natürlichen Bedingtheit zu befreien, sein individuelles Leben von seinem allgemeinen ewigen Wesen durchdringen zu lassen. Eben diese innere Erfahrung, diese Freiheit, diese Unbedingtheit des einzelnen endlichen Individuums tritt in der religiösen Anschauung ins Bewußtsein.

Wollte die Zoologie die Handlungsweise und die geistigen Thaten des Menschen in ähnlicher Weise in Betracht ziehen, wie sie das Leben und Treiben der Thiere beschreibt, so würde dies Unternehmen besonders dadurch ein sehr weitschichtiges werden, daß das Thun der Menschen nach allen Beziehungen hin ein ununterbrochen wechselndes, ein in der Zeit sich änderndes, historisch sich entwickelndes ist. Die Lebensweise der Thiere ist noch gerade ebenso beschaffen, als wie sie Aristoteles uns beschrieben. Von einer Geschichte der Thiere kann man nur reden, wenn man auf die ausgestorbenen Arten zurückgeht. Nur neue Schöpfungen begründen in der Thierwelt einen Fortschritt. Daß ein fest begränztes instinctartiges Thun nicht fortschreiten kann, liegt auf der Hand.

Das einzelne Thier erreicht sehr schnell die organische und psychische Vollendung, die zu seiner Art gehört; darüber hinaus wird es durch den Instinkt sicherlich nicht geführt. Vielmehr müßte es diesen durchbrechen, wollte es auch nur einen Schritt weiter, als es seine Vorfahren gebracht haben.

Dagegen gehören menschliche Freiheit und die Möglichkeit eines continuirlichen Fortschritts unzertrennlich zusammen. Schon in den untergeordnetsten Seiten des menschlichen Lebens kommt die Allgemeinheit der menschlichen Natur, seine Freiheit vom Instinct zum Vorschein. Das Essen und Trinken, das Kleiden, das Bauen von Wohnungen erscheint zunächst als ein natürliches Bedürfniß. Der Mensch bleibt aber nie bei dem Nothwendigen stehen. Seine Bedürfnisse, Triebe, Neigungen erweitern sich immer mehr, und dehnen sich in das Unendliche aus. Eben in diesem Luxus zeigt der Mensch in dieser Sphäre die Freiheit von dem Instinkt. In der Art und Weise, wie er diese natürlichen Bedürfnisse befriedigt, macht sich seine ganze anderweitige Bildung geltend, die Weite seines geselligen Verkehrs, seine sittliche, religiöse, ästhetische Anschauung, die Resultate der wissenschaftlichen Beobachtung — alles dies tritt hinzu, und hilft das natürliche Leben menschlich und geistig gestalten. Mitten in der Befriedigung seiner natürlichen Triebe verlangt der Mensch den geistigen Genuß; er will seine eigene Fertigkeit, seine Macht über die Natur, seine Freiheit mit genießen. Durch diesen Zusammenhang mit den höheren geistigen Interessen ist selbst das menschliche Essen und Trinken nicht ohne Fortschritt, ohne Entwickelung. Natürlich wird aber diese Entwickelung nur in den geistigen Sphären, in welchen es sich ausdrücklich um die Verwirklichung der freien Persönlichkeit handelt, in ihrer ganzen prägnanten Bestimmtheit hervortreten.

Daß in der Geschichte das zufällige Zusammentreffen von äußern Verhältnissen und ebenso die menschliche Willkühr einen sehr weiten Spielraum haben, ist nicht in Frage zu stellen. Der Versuch, alle Begebenheiten der Geschichte als gleich nothwendige Produkte der sich entwickelnden Freiheit zu betrachten, beruht auf einer durchaus einseitigen Anschauung. Eben so einseitig aber ist es sicherlich, die innere Nothwendigkeit der Entwickelung überhaupt zu leugnen, und die ganze Geschichte in einen bunten Wechsel von willkührlichen und äußerlich bedingten Erscheinungen aufzulösen. Wie weit die innere Nothwendigkeit in der Geschichte reicht, dies kann unmöglich in einer allgemeinen Formel ausgesprochen werden. Nur die in das Detail eingehende wissenschaftliche Untersuchung kann darüber entscheiden. Suchen wir aber nach dem höchsten Gesetz der menschlichen Gattung, so ist es entschieden kein anderes als diese Nothwendigkeit der historischen Entwickelung. Wie jedes Gesetz, so verwirklicht sich auch dieses in einem Complex von äußern Bedingungen. Die endliche Erscheinung hüllt dasselbe in eine Menge von Nebenumständen ein, läßt es nicht in seiner reinen, allgemeinen Gestalt hervortreten. Und doch wirkt es mit unwiderstehlicher Gewalt fort, und der religiöse Glauben hat vollkommen Recht, wenn er eben in ihm die Offenbarung des göttlichen Willens, die göttliche Weltregierung erblickt.

Offenbar ist durch das Gesetz der historischen Entwickelung die Freiheit des Individuums beschränkt. Von der bestimmten Bildung der Zeit und seines Volks, von den Produkten der Vergangenheit, bleiben die Thaten jedes Einzelnen nach allen Seiten hin abhängig. Allein gerade dadurch, daß diese Entwickelung eine fortschreitende ist, wird die individuelle Thätigkeit durch sie nur beschränkt, aber durchaus nicht vernichtet. Eben der Fortschritt geht zunächst immer vom Individuum aus, und sicherlich hat nur das Individuum in der Geschichte eine wahrhaft freie Stellung, welches in irgend einer Sphäre die ihm überlieferten Resultate der Vergangenheit fortentwickelt. Das Individuum producirt durch seine besondere Energie, was noch nicht da ist, und zwar hat diese Produktion einen allgemeinen objektiven Werth. Sie ist nicht bloß eine individuelle Absonderlichkeit, sondern kommt allen Andern zu Gute, ist ein Moment, ein Beitrag zu dem geistigen Leben der Gattung. Eben in dieser produktiven Theilnahme an der Geschichte zeigt sich in der höchsten Weise die Freiheit des Menschen von dem Instinkt. Nicht bloß in einzelnen zufälligen Situationen und Verhältnissen vermag der Mensch seine individuelle Selbstständigkeit, seine eigenthümliche geistige Begabung geltend zu machen, sondern in dem gesetzmäßigen Verlauf der allgemeinen Entwickelung. Er producirt das Nothwendige.

Indem die produktive Thätigkeit des Einzelnen an die bereits gewonnenen Resultate anknüpft, an den Fond der geistigen Bildung, welcher Gemeingut geworden ist, so könnte man die Bewegung in dieser für ihn gegebenen Bildungsstufe mit dem instinktartigen Thun parallel stellen. Der Einzelne wird in eine bestimmte sittliche Gemeinschaft hineingesetzt. Dem Einfluß der in dieser herrschenden Anschauungsweise kann er sich unmöglich entziehen. Schon mit der Muttermilch — sagt man — saugt der Mensch die Interessen seiner Zeit und seiner Umgebung ein. Diese Behauptung ist mehr als ein bloßes Bild, insofern unleugbar der Fortschritt der geistigen Bildung dem Einzelnen bestimmte angeborene Anlagen mittheilt, die ihn leicht und schnell auf die Stufe der herrschenden Anschauungsweise fortführen. Denken wir uns jede Möglichkeit eines weitern Fortschritts abgeschnitten, die Entwickelung schlechthin sistirt, so wäre die geistige Bildung des Einzelnen von vorn herein in fest bestimmte Grenzen eingeschlossen. Eine solche Sistirung ist aber auch schlechthin unmöglich. Die Resultate der geistigen Entwickelung, wie sie die innere Allgemeinheit des Geistes zu ihrer nothwendigen Basis haben, können auch nur diejenigen sich aneignen, welche die Fähigkeit haben, sie zu produciren. Damit ist aber immer auch das Streben nach einer weitern Entwickelung gegeben. Gerade dann, wenn das sittliche Leben in der frischesten, kräftigsten Weise von höheren idealen Interessen durchdrungen wird, ist daher auch diese Unruhe, dies Streben nach einem Fort-

schritt in der intensivsten Weise vorhanden. Was ist es, was hier den Einzelnen nicht ausruhen ließ in den erlangten Resultaten? Warum begnügt er sich nicht damit, die Produkte der Freiheit sich anzueignen; warum sucht er ein Anderes, warum strebt er hinaus über eine Stufe der geistigen Bildung, in welcher so Viele ihre vollkommene Befriedigung gefunden? Aus keinem andern Grunde, als weil der Einzelne seiner individuellen Freiheit nur in der freien Produktion, nur in dem Fortschritt gewiß ist. Ist eine weitere Entwickelung innerhalb desselben geistigen Princips nicht möglich, ist dies nach allen Seiten hin ausgebeutet, so verliert es auch seine Macht, die Individuen geistig zusammenzuhalten. So groß und herrlich auch das Leben war, das es hervorgerufen, dies Leben verwelkt und zerfällt, um anderen geistigen Gestaltungen Raum zu machen. Am stationärsten sind diejenigen sittlichen Gemeinschaften, in denen überhaupt ein geringer Fond geistiger Anlagen sich darstellt, und welche zugleich bei dieser inneren Armuth gegen äußere Einflüsse abzuschließen verstehen. Hier sind die Individuen am genügsamsten. Die Kinder thun, was die Eltern gethan; sie glauben, verehren, verachten dasselbe, halten die Sitte in allen Beziehungen bis zur Kleidung und dem Essen und Trinken herab streng fest. Jeder Entwickelung Trotz bieten kann aber kein geistiges Leben. Dieselbe verläuft nur träger, kleinlicher, verdeckter. Würde sie vollständig, in ihrem Keime, ihrer Möglichkeit nach unterdrückt, so wäre das menschliche Handeln zum thierischen, instinctartigen Thun geworden.

Den Menschen als eine besondere Klasse der Thiere zu betrachten, widerspricht seinem geistigen Wesen — welche Bedeutung werden wir aber den allgemeinsten Unterschieden in der Menschengattung selbst, den Menschenracen, zu geben haben?

Die Frage, ob die Menschenracen sämmtlich aus Einem Menschenpaare, oder ursprünglich getrennt entstanden, so mannichfaches Interesse sie sonst auch bieten mag, ist doch für das geistige Wesen des Menschen ohne weitere Wichtigkeit. Die Schwierigkeiten, welcher der ersten Ansicht entgegenstehen, sind bekanntlich so unabweisbar, und drängen sich von allen Seiten so sehr von selbst auf, daß der Versuch, sie durch die gewagtesten Hypothesen und Analogien wegzuräumen, nur fest gehalten werden wird, wenn man sich auf einen andern, als rein historischen und naturwissenschaftlichen Boden stellt. Vor Allem fordert man die Abstammung aller Menschen von einem Paare, weil nur hierdurch die wesentliche Einheit aller Menschenracen gesichert sei. Es ist dies der bedeutendste Grund, welcher überhaupt für diese Ansicht geltend gemacht werden kann. Allein man irrt, wenn man die Identität der Menschennatur an jene Bedingung der gemeinschaftlichen Abstammung aus Einem Paare unzertrennlich knüpft. Mögen wir uns die erste Entstehung denken, wie wir

wollen — durch die ursprüngliche Getrenntheit der Menschenracen werden diese noch durchaus nicht zu verschiedenen, sich gegen einander abschließenden Arten. Von der andern Seite giebt uns auch die Annahme einer gemeinsamen Abstammung noch durchaus kein Recht, a priori über den Werth und die geistige Beschaffenheit der gegenwärtig bestehenden Menschenracen ein Urtheil zu fällen. Auch aus der Einen Quelle können Menschen hervorgehen, bei denen sich das freie menschliche Wesen bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Die Menschen erzeugen auch unheilbare Cretins. Freilich können wir die Hoffnung haben, daß der Unterschied der Menschenracen ebenso, wie er mit der Zeit durch den Einfluß mannichfacher Verhältnisse sich gebildet, auch mit der Zeit wieder verschwinden könne. Und hieran kann sich denn auch die Ueberzeugung anknüpfen, daß auch die niedrigsten Menschenracen der höchsten geistigen Kultur fähig sind. Wir können aber auch bei derselben Hypothese die entgegengesetzte Ueberzeugung haben. Wir können ebenso gut sagen: zur Rückbildung der Menschenracen müßten so absonderliche Verhältnisse eintreten, daß schwer eine Hypothese auszudenken ist, welche jenen Proceß einigermaßen als einen wahrscheinlichen erscheinen lassen würde; so lange aber diese Rückbildung nicht erfolgt ist, wird es auch eine vergebliche Mühe sein, aus den einmal depravirten Menschenstämmen mehr als brauchbare Sklaven zu machen.

Für eine ursprüngliche Getrenntheit der verschiedenen Menschenracen spricht, wenn wir die Frage besonders vom naturwissenschaftlichen Standpunkte ansehen, vor Allem die Hartnäckigkeit, mit welcher dieselben, so weit unsre Beobachtung reicht, unter den verschiedensten Verhältnissen und äußern Einflüssen ihre spezifische Form unverändert festhalten. Eine solche ursprüngliche Verschiedenheit der Menschenracen kann man aber immer gelten lassen, ohne dadurch gezwungen zu sein, dieselben in naturhistorischem Sinne als verschiedene Spezies zu betrachten. Um zu beweisen, daß die Menschenracen dies nicht sind, sondern eben nur Racen, Spielarten, beruft man sich vor Allem auf ihre fruchtbare Begattung, aus auf die Thatsache, durch welche die Artidentität unzweifelhaft constatirt werde.

Erst in der jüngsten Zeit ist man noch einen Schritt weiter gegangen, und hat dem Unterschiede der Menschenracen die Bedeutung eines Artunterschiedes geben wollen. Es liegt auf der Hand, daß, soll nicht die ganze Debatte vollkommen resultatlos sein, man sich zunächst über den Begriff der Art verständigen muß. Behauptet man, daß nur diejenigen Thierracen — diese aber auch ohne Ausnahme — ein und derselben Art angehören, zwischen denen eine fruchtbare Begattung möglich ist — und zwar in dem ausgedehnten Sinne, daß die Bastarde selbst sich, fruchtbar

begatten — so hätten wir hieran, wie es scheint, ein sicheres objektives Kriterium, durch welches die Natur selbst über die Artidentität der Individuen entscheidet. Für jetzt hat nun die Zoologie diesen Begriff der Art durchaus nicht in der Systematik durchgeführt; dies ist schon wegen der Unvollständigkeit der Beobachtungen ganz unmöglich. Man hat vielmehr nach andern Merkmalen die Artunterschiede festgestellt. Um nun die Menschenracen trotz ihrer unleugbar fruchtbaren Begattung doch als verschiedene Arten betrachten zu können, sucht man eine fruchtbare Begattung auch zwischen solchen Thieren aufzufinden, welche die Zoologie bisher verschiedenen Arten untergeordnet hat. Angenommen, solche Beispiele wären hinlänglich constatirt, so bliebe offenbar immer noch übrig, jene Thiere eben darum, weil zwischen ihnen eine fruchtbare Begattung möglich ist, zu Einer Art zu rechnen, möchte auch anderweitig ihre organische Structur sehr auffallende Unterschiede zeigen. Warum sollte auch die Zoologie so großes Bedenken tragen, ihre frühere Annahme eines Artunterschiedes, sobald eine fruchtbare Begattung zwischen den Individuen erwiesen ist, sogleich zurückzunehmen, da sie besonders an einer Thierart, nämlich am Haushunde, nur Raceunterschiede, keine Artunterschiede annimmt, obwohl die Hunderaren so durchgreifende Unterschiede in ihrer organischen Structur darbieten, daß man, fände nicht hier ebenfalls eine furchtbare Begattung Statt, gar nicht anstehen würde, die Hunde in verschiedene Arten zu trennen.

Oder sollen wir etwa die Erscheinung der fruchtbaren Begattung überhaupt nicht für das entscheidende Kriterium der Artidentität ansehen? Ist es nicht wenigstens eine höchst bedenkliche Sache, Thiere bloß darum, weil sie sich fruchtbar begatten können, derselben Art zuzuzählen, während sie in ihrer Organisation doch so weit auseinander gehen, daß wir auf weniger durchgreifende Unterschiede schon Gattungstrennungen vornehmen? Verstehen wir uns hierzu, lassen wir die fruchtbare Begattung als den entscheidenden Beweis für die Artidentität fallen, so ist damit eine wesentliche Schwierigkeit, die Menschen in verschiedene Spezies zu trennen, weggeräumt. Allerdings ist der Unterschied zwischen den verschiedenen Menschenformen nicht so durchgreifend, daß wir, sobald wir von der fruchtbaren Begattung absehen, auf ihn ohne weitres Bedenken einen Artunterschied gründen könnten. Sehen wir jedoch auf die Praxis der zoologischen Systematik, so können wir nicht leugnen, daß oft weniger bedeutende Differenzen schon zur Trennung in verschiedene Spezies ausreichend erachtet werden.

Dies ist gegenwärtig der Stand der Sache. Wir müssen es den Zoologen überlassen, die ebenso verwickelte als wichtige Untersuchung uber den Begriff der Art, welche durch die Debatte über die Menschenracen von Neuem angeregt ist, weiter fortzuführen. Uns interessirt hier vor

Allem die Frage: welche Bedeutung hat es für das geistige Wesen des Menschen, wenn die Racenunterschiede als Artunterschiede betrachtet werden?

Daß es überhaupt psychologisch bedeutungslos sei, wie wir die Racenunterschiede des Menschen auffassen, werden wir wieder als eine durchaus einseitige Ansicht verwerfen. Zunächst geht freilich die Betrachtung von der leiblichen Seite des Menschen aus. Zuletzt drängt sich aber doch das geistige Wesen des Menschen auch hier in den Vordergrund. Ebenso, wie man nur dann den Menschen seinem Leibe nach unter die Thiere rechnen, seinem Geiste nach dem ganzen Thierreich gegenüberstellen kann, wenn man Geist und Leib dualistisch von einander trennt, so wird man auch die leiblichen Unterschiede der Menschengattung nur bei dieser einseitigen dualistischen Ansicht für geistig bedeutungslos ansehen. Schwerlich wird aber Jemand in diesem Dualismus so weit gehen, daß er dem leiblichen Neger alle geistigen Fähigkeiten des kaukasischen Menschen zuertheilt. Mit vollkommenem Rechte sehen wir vielmehr in den allgemeinsten Unterschieden der menschlichen Organisation auch die allgemeinsten Unterschiede der geistigen Anlagen. Die Racenunterschiede sind eben diese allgemeinsten Unterschiede. Weiter, schroffer können die Individuen durch die Natur nicht von einander getrennt werden, als es durch den Unterschied der Race geschieht. Ohne Zweifel werden wir daher auch die ganze Untersuchung über die Menschenracen erst dann zu Ende geführt haben, wenn wir den organischen Unterschieden nicht bloß die geistigen Unterschiede zur Seite zu stellen, sondern wenn wir zugleich die innere nothwendige Beziehung der leiblichen und der geistigen Constitution zu durchschauen vermögen.

Auch wenn wir die Menschenracen als verschiedene Arten fassen, so hebt doch dies die G a t t u n g s i d e n t i t ä t aller Menschen nicht auf. Es wird also für die geistige Beschaffenheit dieser Menschenarten zunächst darauf ankommen, worin wir das Spezifische des Menschen im Allgemeinen in geistiger Beziehung setzen. Wir haben die Persönlichkeit, den freien Willen als den specifischen Unterschied des Menschen vom Thiere bezeichnet. Sprechen wir den Individuen irgend einer Menschenrace Persönlichkeit und freien Willen schlechthin ab, behaupten wir also, daß diese Art Menschen nie, auch nicht durch den Einfluß anderer Menschenstämme, zum Bewußtsein ihrer persönlichen Würde und zum Handeln nach diesem Bewußtsein gelangen können: so mögen wir solche Individuen immerhin noch Menschen nennen; sie sind dies im Grunde in keinem andern Sinne, als die unheilbaren Cretins auch Menschen sind. Daß wir einzelnen Menschenstämme begegnen können, die aus solchen cretinartigen Wesen zu bestehen scheinen, ja im Moment auch wirklich daraus bestehen: — davon kann ja die Möglichkeit im Allgemeinen gar nicht

bestritten werden. Nimmermehr aber haben wir ein Recht, den Complex solcher Wesen ohne Weiteres zu einer besonderen Menschenart zu machen, und ihnen zu Liebe die ganze menschliche Natur bis zum Affen herabzudrücken. So weit ist man nun aber auch im Grunde nie gegangen. Man hat nie eine Menschen**art** angenommen, deren besondere Natur eben darin bestehen soll, daß die zu ihr gehörenden Individuen den natürlichen Trieben schlechthin hingegeben, zu jeder geistigen Kultur absolut unfähig wären. Damit würde man auch mit den Thatsachen in zu offenbaren Widerspruch treten. Eine Menschenart ohne alle Religion, ohne alles sittliche Leben, ohne alle Vorstellung von Recht und Unrecht giebt es factisch nicht, d. h. es giebt keine Menschenart, deren Individuen nicht Personen oder werdende Personen wären.

Sogleich an diese allgemeine menschliche Natur knüpft sich nun aber auch eine allgemeine geistige Beziehung an. Wie weit es möglich ist, daß Individuen verschiedener Racen zu einem gemeinschaftlichen sittlichen Leben zusammen treten, also Eine Familie, Einen Staat bilden können, lassen wir dahin gestellt sein. Ohne Zweifel aber können Individuen, welche bestimmte Zwecke mit Bewußtsein festzuhalten und den zufälligen Wechsel ihrer Empfindungen und Triebe diesen Zwecken unterzuordnen vermögen, eben vermöge dieser Freiheit sich als Personen anerkennen, und auf der Basis dieser Anerkennung sich gegenseitig über ein gemeinschaftliches Handeln verständigen. Jeder Tausch ist schon eine solche Verständigung, in welcher die Individuen sich ein Gesetz geben und diesem Gesetze als ihrem gemeinschaftlichen Willen folgen. Hat dieser freien geistigen Beziehung gegenüber der Artunterschied der Menschen von einander noch eine Bedeutung?

Wir werden uns immer schwer dazu verstehen, die fruchtbare Begattung nicht für den Beweis der Artidentität anzusehen, und zwar darum, weil in dem erzeugten Individuum sich nicht bloß die leibliche, sondern auch die psychische Bestimmtheit der Zeugenden neutralisirt. Müssen wir hieraus nicht schließen, daß die Individuen in der fruchtbaren Begattung nicht bloß nach einzelnen, untergeordneten Seiten ihrer organischen Structur, sondern ihrer Totalität nach betheiligt sind? In jener **geistigen** Beziehung gehen nun aber die Individuen so weit, daß sie sich ihrer **Gattungsidentität bewußt werden**. Die Gattung beherrscht sie nicht bloß als ihre Substanz, sondern sie geben ihr die Form des gemeinschaftlichen Willens. Betrachten wir die Individuen trotzdem noch als getrennten Arten angehörig, so dürfen wir wenigstens nicht das Moment übersehen, welches hier hinzutritt, und welches bei den verschiedenen Thierarten nie Statt finden kann, daß nämlich die Individuen nicht bloß auf natürliche Weise, nämlich im Gattungsproceß, von ihrem Unterschiede abstrahiren, sondern durch den Proceß des Selbstbewußtseins

Die Bedeutung hat also der Artunterschied hier sicherlich nicht, daß das ganze Individuum dadurch beherrscht, auf eine bestimmte Lebensweise dadurch schlechthin beschränkt wird. Vielmehr machen sich die Individuen selbst durch ihre Persönlichkeit von ihrem Artunterschiede los. Dürfen wir hier noch von Artunterschieden reden? Ist nicht wenigstens die geistige Einheit der Beweis der Artidentität? Oder müssen wir nicht noch weiter gehen, und sagen: die menschlichen Individuen bilden auch nicht bloß Eine Art, sondern dieser ganze Begriff der Art erhält hier eine so durchaus andere Bedeutung, als er im Thierreich hat, daß wir viel besser thun, das Wort Art überhaupt als bedeutungslos zu vermeiden? Dann hätten wir freilich auch das Wort Race fortzuwerfen, denn Racen, Abarten giebt es nur, wo Arten sind.

Den geistigen Unterschied der Menschenracen oder Menschenstämme zu bestimmen, ist naturlich eine sehr complicirte Aufgabe. Bekanntlich betrachtet man das Haar, die Hautfarbe und die Schädelform bei der organischen Unterscheidung der Menschenformen für die wesentlichen Merkmale. Offenbar würde man auch hier, um die Aufgabe vollständig zu lösen, den ganzen Organismus in Betracht zu ziehen haben. So lange dies nicht möglich ist, bleibt die ganze Untersuchung eine lückenhafte, unabgeschlossene. Ebenso haben wir auch, um die geistige Natur der verschiedenen Menschenstämme zu charakterisiren, auf ihr ganzes geistiges Leben einzugehen, auf alle ihre geistigen Produktionen – denn eben in diesen wird ihre geistige Anlage und Bestimmtheit offenbar. Daß die niedrigsten Menschenstämme ohne alle geistige Entwickelung sind, wäre eine sehr übereilte Behauptung, so unleugbar sich diese auch in einem engen, beschränkten Kreise bewegt. In der Weltgeschichte spielen ganze Menschenracen für jetzt keine Rolle. Und daß sie dieses nicht thuen, ist sicherlich nicht bloß durch zufällige, äußere Verhältnisse hervorgerufen, sondern zugleich die Folge ihrer innern geistigen Beschränktheit. Wie weit aber diese aus der Weltgeschichte ausgeschlossenen, sogenannten „wilden" Menschen der weitern Kultur fähig sind, wenn nicht durch eigne innere Energie, so doch unter dem Einfluß einer höhern geistigen Bildung? — diese Frage mit Sicherheit zu entscheiden, ist für jetzt ein vergebliches Bemühen. Wollen wir nicht warten, bis die Geschichte darüber entscheidet, so haben wir doch wenigstens zu bedenken, wie unendlich lückenhaft, wie durchaus unzureichend unsere Kenntniß der Thatsachen für jetzt zu einer solchen Entscheidung ist.

Urwald und Ruinen.
(Aus einem Cyklus von Gedichten.)

(Fortsetzung.)

XII.

Am Bosporus.

Prächtig strahlt die Abendsonne auf des Meeres stillem Spiegel,
Säumt mit ihren gold'nen Strahlen dort den Palmwald auf dem Hügel;
Blitzt dort auf den Minaretten, auf den Kuppeln, auf den Zinnen,
Ladet ein zu stillen Träumen, zu dem süßen Spiel der Minnen.

Zum Gebete ruft der Iman; doch wo bleibt die fromme Menge?
Auf den Gassen ist ein lautes, wildverworrenes Gedränge,
Trommeln und Trompeten tönen, und es tönen fremde Zungen,
Daß der Ruf des Priesters längst schon von dem wilden Lärm verschlungen.

Sieh den Franken, wie verwegen er dort durch die Gassen schreitet!
Welch ein Rendezvous er heute wohl sich wiederum erbeutet?
Und der Pfaff in schwarzer Kutte schleicht sich lüstern um die Ecken;
Und der trunk'ne Britte flucht laut, daß die Weiber rings erschrecken.

Still verschwiegen liegt der Garten zwischen Palmen, zwischen Rosen,
Heiligthum der Liebe, wo die Blumen und die Vögel kosen,
Wo die Wellen und die Winde leise nur vorüber rauschen,
Das verliebte Spiel der Hourie's ganz verstohlen zu belauschen.

Das verborgne Spiel der Liebe, wie in alten Griechentagen,
Wo in Aphroditen's Hainen man das Kühnste konnte wagen;
Wo die Liebe ein Mysterium, göttliches Geheimniß war,
Nicht der großen Menge, nur dem Eingeweihten offenbar.

In der Palmen dichtem Schatten, in der Laube dunkelem Raum
Feiert Liebe dort den alten, aber nie vergeßnen Traum.
Von dem wir nur selten hören halbvergess'ne Kindersagen,
Mährchen von Scheherezaden und Lord Byron's Liebesklagen.

Letzte Heimath der Romantik, letzter Traum der Weltgeschichte,
Wo das Leben wird zum Mährchen und die Liebe zum Gedichte;
Auch du bist zerstört; es wandelt sich dein stilles Paradies
In profane Weltgeschichte, ein frivoles Stück Paris.

XIII.

Abschied des Indianers.

Vorwärts, vorwärts! Nimmer rasten, nimmer ruhen! fort und fort,
Bis zum letzten Saum des Waldes, zu des Berges finstern Ort.
Lang wohl sind die Sommertage, doch des Wilden Weg ist länger,
Weit wohl ist die Welt, jedoch des Wilden Welt wird immer enger.

Könnten wir auch fliehen, wandern, wie die Büffel, blitzesschnelle,
Segeln, wie die Wolken segeln, strömen, wie des Meeres Welle:
Vor uns schritte doch des weißen Mannes Fuß zu Raub und Mord,
Nähme uns die letzte Hoffnung und den letzten Zufluchtsort.

Weinet nur! Es weint der Hirsch auch, wenn er, von dem Pfeil getroffen
Sterbend auf den Jäger wartet. Wollt ihr etwas Besseres hoffen?
Netzt mit Thränen eure Heimath; besser wär' es wohl mit Blut,
Doch gebrochen und zertrümmert ist des rothen Mannes Muth.

Ja, der große Geist, der unsern Vätern helfend stand zur Seite
Ist gestorben; wir sind fremder Menschen, fremder Götter Beute,
Fremder Menschen, die vom Hauche unsres Gottes keine Spur,
Die die Habsucht trieb zu unsrer friedlich stillen Waldesflur.

Weinet nur! Es weint der Himmel auch im Herbste bitterlich,
Wenn der schöne warme Sommer aus dem grünen Wald entwich.
Also schwindet auch der Sommer uns und unserm ganzen Volke,
Und dem Herbst folgt böser Winter, und dem Sonnenschein die Wolke.

Feuerwasser, Feuerwaffen, wie das tief im Herzen brennt,
Bibel, Kreuz und Pfaff und Kirche, — was auch nur die Hölle kennt:
Das war rothen Mannes Unglück, rothen Mannes Tod und Fluch!
Nun, das Ende liegt vor Augen und des Jammers ist genug.

Bald dann stehen stolze Städte auf den längstvergeßnen Grüften
Unsrer Väter. Brausend fliegt das Dampfroß über diese Triften.
Und es streben die Gedanken, und es regen sich die Hände;
Und die Habsucht und der Hochmuth schürt und wühlt u. scharrt das Ende.

Vorwärts, vorwärts, nimmer rasten, nimmer ruhen, fort und fort!
Bis zum letztem Saum des Waldes, zu des Berges fernstem Ort.
Lang' wohl sind die Sommertage, doch des Wilden Weg ist länger,
Weit wohl ist die Welt, jedoch des Wilden Welt wird immer enger.

XIV.

Ich sah und hörte nichts, als Dich.

Stolz wälzt der Rhein sich durch das breite Thal,
Froh blickt herab der Sommersonne Strahl;
Die Burg, der Fels, das stille Kloster dort
Vertraute Lauben an des Stromes Bord: —
Weißt du es noch, es war ein köstlich Leben,
O, daß es nur zu schnell, zu schnell entwich!
Das Leben schäumte, wie der Saft der Reben,
Die schönste Zukunft sahn wir vor uns schweben,
Die Jugend zitterte vor stolzem Streben,
Ich sah und hörte nichts, als Dich.

Es kam die Zeit, die große Freiheitszeit,
Vom Volk gehofft, vom Dichter profezeit.
Die Welt schien trunknen Augen neugeboren,
Zum Größten auch die Menschheit auserkoren.
Denkst du noch d'ran, dort auf den Barrikaden?
Da ging es Schlag auf Schlag und Hieb auf Stich;
Vorwärts, vorwärts, ihr tapfern Kameraden,
Jetzt ist die Erndtezeit der großen Thaten,
Die Zukunft reift auch uns in vollen Saaten:
Ich sah und hörte nichts, als Dich.

Dort in der Alpen fernem Berggetümmel,
Hoch auf dem Rigi, welch ein köstlich Bild.
Klar spiegelt sich im See der blaue Himmel;
Der Gletscher blitzt, von rosiger Gluth umhüllt.
An grünen Matten steigt das Auge nieder
Zum See und badet in den Wellen sich:
Und uns umtönen tausend Wunderlieder,
Das Heerdeläuten klinget auf und nieder,
Das Alphorn tönt im fernen Echo wieder:
Ich sah und hörte nichts, als Dich.

Ich stand am Meer, horchte dem Lied der Wogen,
Und blickte weithin über die silberne Fluth;
Sah, wie die Segel in die Ferne zogen,
Sah, wie in's Meer sank Sommersonnengluth.
Ich merkte, das war traurig Abschied nehmen,
Als eine Thräne aus dem Aug' sich schlich.
Doch, Freund! Was hilft das Sehnen und das Grämen,

Jetzt gilts, zu neuem Leben sich bequemen,
Das Herz zu neuem Streben auszudehnen:
Ich sah und hörte nichts, als Dich.

Fern in des Westens Urwald steht die Hütte,
Dort lenke endlich hin die müden Schritte;
Dort findest Ruhe du im wilden Treiben,
Und gerne wirst du Gast der Wildniß bleiben.
Ob draußen auch die Welt noch stürmt und streitet,
Der letzte Stern der Hoffnung hier erblich;
Hier ist dem Wand'rer ein Asyl bereitet,
In dem das Leben sanft zu Ende gleitet;
Wenn Tod dann seinen Schatten um mich breitet,
Dann ist der letzte Blick für Dich.

———o0o———

Das Publikum.

So vage und unbestimmt auch der Begriff „Publikum" scheint, so verknüpfen sich doch immer bestimmte Anschauungen und Interessen damit; es gibt kein Publikum im Allgemeinen, sondern nur in Bezug auf einen speziellen Gegenstand von allgemeinem Interesse, und so verschieden, wie die Interessen sind, so verschieden ist auch das Publikum. Der Schriftsteller, der Komödiant, der Politiker, der Künstler hat sein Publikum, d.h. er sucht sich aus der großen Masse der Menschen einen Kreis heraus, der sich speziell für ihn und seinen Beruf interessirt. Wie wenn man in einen Teich von verschiedenen Punkten her Steine hineinwirft, welche Kreise bilden, die sich immer mehr vergrößern, bis daß sie zuletzt aneinander stoßen und sich gegenseitig aufheben: so bilden sich auch im Volke einzelne Kreise mit bestimmten Ausgangs- und Mittelpunkten, die sich immer weiter ausdehnen, bis daß sie mit andern Kreisen zusammen treffen, und sich endlich in der allgemeinen Gleichgültigkeit und Passivität des Lebens verlieren. Die häufigen und abgedroschenen Vorwürfe, welche man über die Gleichgültigkeit, Veränderlichkeit und Undankbarkeit des Publikums hört, rühren wohl hauptsächlich daher, daß man das Publikum im Großen und Ganzen, und nicht in seinen eigentlichen Grenzen und besonderen Beziehungen betrachtet; daß man die verschiedenen Arten des Publikums zusammenwirft, und dieselben nicht ihrer verschiedenen Entstehungsart nach in verschiedene Gruppen sondert. Das Publikum

besteht nur durch ein bestimmtes Interesse und ist dadurch hervorgerufen; es ist von diesem Interesse abhängig und bedingt; es paßt zu diesem Interesse, wie die Wirkung zur Ursache. Beträgt also das Publikum sich lau, indifferent, wankelmüthig, so wird die nächste Schuld wohl daran liegen, daß kein genügendes Interesse, kein hinreichendes Motiv vorhanden war, um ein Publikum zu fesseln; die Klagen über Undankbarkeit des Publikums müssen sich in den meisten Fällen in Klagen über verfehlte Bestrebungen und unzweckmäßige Interessen umwandeln. Wenn Jemand, der durch einen öffentlichen Beruf auf die Theilnahme des Publikums angewiesen ist, Ursache hat, mit seinem Publikum unzufrieden zu sein, so wird jedenfalls ein Mißverhältniß zwischen seinen Bestrebungen und den Wünschen und Interessen seines Publikums vorhanden sein, ein Mißverhältniß, für das man sowohl die eine, wie die andere Seite verantwortlich machen kann. Das Publikum ist seiner Natur nach, als der empfangende, aufnehmende Theil, passiv, indolent, veränderlich; ein Eindruck nach dem andern geht an ihn vorüber, und der nächste verwischt den vorhergehenden; die Masse des Publikums ist wie Thon und Lehm, dem man mit leichter Mühe eine bestimmte Form geben kann, der aber bald wieder in eine formlose, ungestaltete Masse zusammen fließt. Je leichtere Eindrücke auf das Publikum hervorzubringen sind, desto schneller verschwinden diese Eindrücke, desto oberflächlicher ist das Publikum. Aber auf der andern Seite, desto oberflächlicher sind auch die Eindrücke, welche man dem Publikum mittheilt, desto leichter und nichtiger sind die Interessen, für welche man seine Theilnahme in Anspruch nimmt. Es ist ein Wechselverhältniß zwischen dem Publikum und dem Gegenstande seines Interesses, bei dessen Beurtheilung man sowohl das Eine, wie das Andere ins Auge fassen muß. Wie überall in der Natur die Wirkungen den Kräften, die Folgen den Ursachen angemessen sind, so auch in der moralischen Welt und auch in Bezug auf unsern Gegenstand; das Publikum richtet sich nach dem, was ihm geboten wird, und der Geschmack desselben ist nur eine Copie, ein Abdruck der ihm dargebotenen Leistungen.

Das Publikum ist also etwas Unselbstständiges, Passives, ein energieloses, schlaffes und geduldiges Wesen, das hinnimmt, was man ihm hingiebt, das mit dem Guten zufrieden ist, aber sich auch mit dem Mittelmäßigen und Schlechten begnügt. Wo in der Welt wäre Etwas so gemein und niederträchtig, daß man nicht ein Publikum dafür finden könnte? Dies wissen unsere Buchhändler auch wohl, und darauf basiren sie ihre Operationen. Aber auf der andern Seite können auch die edelsten und höchsten Bestrebungen des Menschengeschlechtes auf ein dankbares und empfängliches Publikum rechnen, wenn auch nicht gleich für den ersten Moment, so doch bei längerer Ausdauer und Standhaftigkeit. Es ist noch

niemals eine große Idee in der Welt gewesen, die nicht ihr Publikum gefunden hätte, und wäre es auch auf dem Schaffote und dem Scheiterhaufen gewesen.

„Im Schooß der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe", sagt der Dichter; eine Stufe der Bildung, ein Kreis der Civilisation, ein Publikum liegt neben dem andern, und man hat nur zu wählen, welcher Bildungsstufe und welchem Publikum man sich anschließen will. Je höher man natürlich seine Ansprüche an das Publikum stellt, desto höhere Ansprüche muß man an sich selbst machen; Jeder ist in dieser, wie in allen andern Beziehungen sein eigenes Maaß, und hat nicht mit den Andern, sondern mit sich selbst über seine Stellung zum Publikum zu richten.

Daraus geht eine nützliche und gewichtige Lehre hervor, nemlich, sich zuerst nach seinen eigenen Fähigkeiten zu erkundigen, ehe man sich Urtheile über das Publikum erlaubt. Die Urtheile des Publikums haben für jeden gewissenhaften Menschen nur einen relativen Werth, indem sie ihn nemlich aufmerksam machen, seine eigenen Leistungen einer unabhängigen, vergleichenden Beurtheilung zu unterwerfen. Das Urtheil des Publikums darf nichts weiter sein, als eine Aufforderung zur Selbstprüfung. Diese Selbstprüfung ist die Apellation von dem Urtheile der Menge. Wer das Urtheil des Publikums als die oberste Instanz betrachtet, ist diesem Urtheil verfallen, und wird bei der wechselnden Laune des Publikums bald von demselben erdrückt werden; wer aber seine Urtheile unabhängig vom Publikum bildet, der wird auch auf die Dauer ein unabhängiges und gebildetes Publikum finden. Wir müssen immer daran denken, daß nicht vom Publikum, sondern von uns selbst das Maaß und die Methode der Beurtheilung ausgeht, und daß wir selbst persönlich nicht nur für die Urtheile unseres Publikums, sondern für dieses Publikum selbst, seine Bildung und sein ganzes Benehmen, verantwortlich sind. Wenn wir Ursache haben, uns über ein ungerechtes Publikum zu beklagen, — warum suchen wir uns nicht ein besseres Publikum aus? Nach dem alten Sprichworte; „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich sage Dir, wer Du bist," können wir jeden öffentlichen Menschen und jede öffentliche Leistung nach dem Publikum, der er oder sie sich ausgesetzt hat, beurtheilen. Wer sich darin gefällt, den Vorurtheilen des großen Haufens zu schmeicheln, wird gewiß den Vorurtheilen desselben zum Opfer fallen: dies sehen wir jeden Tag.

Wir haben das Publikum ein indifferentes, energieloses, passives Wesen genannt, und dies sind diejenigen Eigenschaften, welche zu den meisten Klagen gegen das Publikum Veranlassung geben. Aber gerade diese Passivität ist die beste, ja die einzige Bürgschaft unserer Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Wo das Publikum auf den Schriftsteller, den Künstler oder irgend einen andern öffenlichen Mann einwirkt, und

denselben influenzirt, da sehen wir ein Abweichen von der geraden Bahn, ein Nachgeben und Schwanken, mit dem am Ende das Publikum, welches die Ursache davon ist, am allerwenigsten zufrieden sein kann. Der Schriftsteller, Künstler u. s. w. muß das Publikum machen, nicht das Publikum den Schriftsteller. Der Mann im öffentlichen Berufe muß immer und immer wieder sein Publikum von Neuem bilden, neue Anregungen geben, es mit neuen Mitteln zusammen halten; er muß eine ununterbrochene Aktivität zeigen: sonst wird ihm bald das Publikum, das für die Leistungen der Vergangenheit kein Gedächtniß mehr hat, den Rücken kehren. Jeder, der einigermaßen mit dem vielköpfigen Ungethüm, Publikum genannt, zu thun gehabt hat, wird uns darin beistimmen, daß man es jeden Tag von Neuem erobern und gewinnen muß; gerade diese Unbeständigkeit und Wankelmüthigkeit des Publikums muß eine Quelle gesteigerter Activität und Ausdauer sein.

Allerdings, es giebt eine Sphäre, welche höher und allgemeiner, als dieser enge Kreis des Publikums ist, wo das Publikum sich zu dem weiten und großen Begriffe der Menschheit erweitert, wo eine harmonische Wechselwirkung zwischen dem Individuum und der Gattung stattfindet, und wo die Bestrebungen des Individuums mit den großen Zwecken der Menschheit correspondiren. Aber hier ist es nicht mehr das Publikum, sondern die Weltgeschichte, welche uns entgegentritt; hier sind die Bedingungen und Verhältnisse anders. Der Mensch lebt in und mit der Weltgeschichte, und entwickelt sich an ihr und mit ihr. Aber der Mensch darf sich mit und an seinem Publikum entwickeln; dieser Kreis ist zu klein, als daß er sich darin beschränken und begrenzen dürfte.

Man klagt so viel über das Publikum, gerade weil man sich darin begrenzt. Allerdings, wer das Bewußtsein seines Publikums als die Grenze seines eigenen Bewußtseins gelten läßt, muß sich überall beengt und unfrei fühlen. Jenseits dieser Grenze erst genießen wir unsere Freiheit und den besten Theil unserer Wirksamkeit. Dasjenige Publikum ist allein unseres Strebens und unserer Aufmerksamkeit in vollem Grade werth, das uns keine Vorschriften macht, und uns unserem eigenen Gewissen und Urtheile überläßt. Wir müssen dann allerdings auch auf der andern Seite nicht das freie Urtheil des Publikums beeinträchtigen und beeinflussen, wir müssen nicht überreden, sondern überzeugen wollen: dann ist das Gleichmaaß auf beiden Seiten wieder hergestellt. Publikum und Schriftsteller müssen wie zwei Freunde mit einander verkehren, die unabhängig gegen einander sind, und ihre gegenseitigen Leistungen so austauschen, daß man nicht nothwendig hat, ängstlich zu fragen, wer am meisten giebt oder nimmt. Am Ende ist auch hier, wie überall, das Geben seliger, als das Nehmen.

Westliche Briefe.

I.

Ihr beantwortet meine unzufriedenen und unmuthigen Briefe über Amerika mit dem alten Troste, daß die Zeit Alles lindern und heilen, daß die „süße Macht der Gewohnheit" auch mich mit meiner neuen Heimath aussöhnen werde. Aber so große Veränderungen in diesem Lande die Zeit auch hervorbringt, und so leicht wir an den raschen und durchgreifenden Umgestaltungen ihren Schritt verfolgen können, so scheint sie doch in dieser Beziehung ihres Einflusses beraubt zu sein: ich sehe es nicht nur an mir selbst, sondern auch an manchen Gefährten, daß wir hier fremd bleiben, ja, fast möchte ich sagen, täglich fremder werden. Ich gebe zu, daß dies nicht so sehr ein Vorwurf gegen das Land, wie gegen uns selbst ist, aber es ist eine Thatsache, die wir nicht leugnen können, vielleicht nicht einmal wollen. Es liegt einmal in den hiesigen Verhältnissen Etwas, das uns absolut und prinzipiell zuwider ist, für das wir entweder gar kein Auge und Verständniß haben, oder das zu unserm ganzen Charakter und zu unserer Bildungsstufe nicht paßt. Wenn man Anfangs herüber kommt, wenn wir um uns her die fremde Sprache hören und die fremden Menschen und Zustände sehen, dann halten wir es für ganz natürlich und selbstverständlich, daß uns Dieses unerklärlich, Jenes ungewöhnlich und das Meiste unerträglich erscheint; wir sind gewohnt, Vergleiche zwischen hier und drüben zu machen, die von unserm einseitigen Standpunkte aus natürlich einseitig ausfallen müssen, und corrigiren diese Einseitigkeit durch die Hoffnung, daß eine nähere Bekanntschaft mit den hiesigen Zuständen und der Einfluß der Zeit unser Urtheil läutern und auf die richtige Bahn lenken werde. Die ungewohnten Eindrücke, welche wir während unseres ersten Aufenthaltes in diesem Lande erhalten, das Neue, welches wir sehen, die Rast- und Ruhelosigkeit des hiesigen Lebens, läßt uns in der ersten Zeit kaum zum ruhigen Nachdenken kommen über die Frage, ob wir in unserem persönlichen Werthe durch die Uebersiedelung nach Amerika gewonnen oder verloren haben. Ist aber die Reihe der ersten Eindrücke vorüber, dann sehen wir mit Schrecken, daß die Kluft zwischen dem neuen und alten Leben nicht verwischt, sondern nur noch erweitert ist, und daß wir nicht nur keine Vermittelung zwischen hier und drüben gefunden haben, sondern sogar uns zu der Einsicht bequemen müssen, daß diese Vermittelung gar nicht gefunden werden kann.

Worin nun eigentlich dieser Gegensatz zwischen hier und drüben, dieses Fremdsein, das wir hier bei großen, wie bei kleinen Anlässen überall empfinden, u. welches uns überall im gesellschaftlichen Leben begleitet; worin diese Unbehaglichkeit des Daseins besteht, dies läßt sich gerade nicht mit einem Worte deutlich und bestimmt sagen. Eine Menge Kleinigkeiten wi-

dern uns an, von denen jede am Ende allein für sich nicht im Stande ist, unseren Gleichmuth und unsere Behaglichkeit zu stören, die aber in ihrer ermüdenden, unaufhörlichen Aufeinanderfolge uns auf das Aeußerste erbittern. Jede Abneigung aber, welche wir gegen hiesige Menschen und Verhältnisse empfinden, quält uns in doppelter Weise, weil sie eine Abneigung unserer Umgebung gegen uns selbst wiederum hervorruft; fühlen wir uns selbst fremd, so zeigen sich die Andern gegen uns gewiß noch viel fremder, und überlassen es uns dann gerade am bereitwilligsten, allein mit uns selbst fertig zu werden, wenn wir dazu am wenigsten im Stande sind.

Wir sind offenbar in den socialen Verhältnissen in Europa weiter vorgeschritten, als in Amerika. Der große Grundsatz der Selbstregierung, von dem die Politiker so viel Aufhebens machen, und der in der That auch das Fundament aller modernen Staatsweisheit zu sein scheint, zeigt sich im socialen Leben auf eine minder vortheilhafte Weise, wie in der Politik; es liegt eine Inhumanität darin, die uns auf Schritt und Tritt verfolgt, und uns in allen Verhältnissen unbequem wird. Es scheint die Menschheit hier in lauter einzelne Atome zu zerbröckeln, so daß man kaum noch von einer menschlichen Gesellschaft noch sprechen kann. Wenn schon in Europa der Engländer wegen seiner Unzugänglichkeit und Abgeschlossenheit bekannt ist, so zeigt der Amerikaner, dieser Superlativ des stolzen eigensinnigen Britten, diese Eigenschaften noch in einem viel größeren Maaße; die politische Verfassung, die spärliche Besiedelung des Landes unterstützen diese Stammeseigenthümlichkeit der anglosächsischen Race, so daß wir das unbequeme, unerfreuliche Resultat uns wohl erklären können.

Es mag wohl sein, daß dieses System oder vielmehr diese Systemlosigkeit des Egoismus und der Selbstregierung, welches in seinen letzten Consequenzen in eine reine Anarchie auslaufen muß, einen nothwendigen Uebergang aus dem mittelalterlichen Feudalismus zu den modernen republikanischen Staatsverfassungen bildet, aber das eigentliche Wesen der Freiheit, das Ziel unseres Strebens, ist darin nicht ausgedrückt. Wir können uns wenigstens nicht von dem Gedanken und der Hoffnung lossagen, daß die ganze menschliche Gesellschaft von ihren höchsten bis zu ihren niedrigsten Individuen sich zu einem harmonisch gestalteten Organismus bilden müsse, in welchem alle Elemente mit einander in Wechselwirkung stehen und alle Kräfte zu Einem Ziele hinwirken. Auch die Menschheit muß, wie die Natur, ein „Kosmos" sein, eine Harmonie von Thätigkeiten und Bestrebungen, die alle in einander greifen und sich gegenseitig in der Erreichung eines gemeinsamen Zieles unterstützen. Dieser Socialismus liegt in der Natur des Menschen, und muß zur Erscheinung kommen wo die Natur des Menschen sich frei und ungehindert entwickelt. Aber

in Amerika scheint die Freiheit nicht das vereinigende und organisirende, sondern trennende und destruktive Element zu sein.

In diesem Socialismus des menschlichen Lebens liegt aller Reiz, alle Schönheit und Poesie desselben. Von dem traulichen Zusammenleben im Dorfe und in der Hütte an bis zu den großartigsten Vereinigungen zu wissenschaftlichen, künstlerischen oder politischen Zwecken findet man hier Ermunterung zum Vorwärtsstreben, Trost in Leiden und jene behagliche Zufriedenheit, die uns die ganze Welt als unsere Heimath erkennen läßt. Der Mensch ist nirgend fremd, wo er Menschen findet, Menschen im vollen, wahren Sinne des Wortes; Heimath ist überall da, wo Humanität und Menschenliebe ist. Wo wir uns aber fremd fühlen, ist da die Humanität nicht selbst fremd?

Wir wollen nicht sentimental werden, und uns jener köstlichen Herbste am Rhein, jener muntern französischen Dörfer, jener stillen, schweizerischen Thäler erinnern, die schon im ersten Augenblicke, wenn man sie betritt, uns als längst bekannt und vertraut erscheinen, und die selbst nach einem kurzen Aufenthalte eine bleibende Erinnerung zurücklassen. Wie köstlich ist das Reisen dort, wo jeder Tag neue Bekanntschaften, Eindrücke und Genüsse bietet! Aber wenn man in Amerika reist, begleitet uns die langweiligste Einförmigkeit der Menschen und Landschaften Tausende von Meilen; in jedem Eisenbahnwagen, jeder Stadt, jeder Taverne begegnen uns dieselben kalten, gläsernen Gesichter, dieselbe Unempfindlichkeit, dieselbe Gleichgültigkeit, während die Landschaft, der Wald oder die Prairie uns tagelang nur eine einzige langweilige Scene zeigt. Von all den kleinen romantischen Zufälligkeiten, welche uns auf Reisen in Deutschland, der Schweiz oder Frankreich begegnen, und denen wir im Vorbeifliegen ihren Reiz abgewinnen, finden wir in Amerika nichts; höchstens bricht einmal eine Lokomotive oder zerspringt ein Dampfschiffkessel, um die Reise zu unterbrechen. Die Städte, wie die Menschen, sind nach Einem Muster gebaut; nichts Neues, Originelles; keine Denkmale der Geschichte, keine Schöpfungen der Kunst; die Städte haben, wie die Menschen, ein ordinäres, bürgerliches Ansehen, und man sucht vergebens in ihnen eine Spur des Genius, eine Falte der Leidenschaft, oder irgend ein Zeichen geistiger Selbstständigkeit und Originalität.

Ich könnte noch lange so fortfahren, aber ihr werdet mir sagen, daß eine hartnäckige Erinnerung an frühere Tage, und eine systematische Abneigung gegen Amerika mich unfähig macht, die Schönheiten und Vorzüge dieses großen Landes zu genießen. Es mag sein, daß die Poesie der Jugend meine Anschauungen verlassen hat, aber soviel ist gewiß, daß ich mir alle Mühe gab und gebe, ein Land zu lieben und zu bewundern, das sich für die Heimath der Freiheit ausgiebt, dem einzig und allein unter allen Ländern der Erde seine glorreiche Revolution gelungen ist. Dies

ist eine Aufforderung an unsere Bewunderung und Achtung, die um so stärker wird, je größer die Vorurtheile gegen ein fremdes Land, ein fremdes Volk und eine fremde Sprache sind.

II.

Ich war vor einigen Tagen in der republikanischen Convention des Staates Michigan in Ann Arbor, und hatte als unbeschäftigter Zuschauer vielfache Gelegenheit zu Beobachtungen über amerikanische Politik und zu Vergleichungen mit ähnlichen Scenen drüben zu machen. Als wir am frühen Morgen in die mit Hunderten von Menschen gefüllten Eisenbahnwagen, die uns zu dem freundlichen Ann Arbor hinbrachten, stiegen, und die große Geschäftigkeit und den Ernst derer, welche die Bewegung leiteten, sahen; da konnten wir uns nicht enthalten, an die großen Volksversammlungen des Jahres 1848 zurück zu denken, an jenes lustige, geräuschvolle Leben, in dem eine halbe und unentschiedene Revolution explodirte. Welch ein launiges, fröhliches, fast möchte ich sagen, gutmüthiges Treiben war in jenen revolutionären Pfingsttagen, in denen das deutsche Volk sich, wie ein junger, leichtsinniger Student, seiner ersten Freiheit freute. Auch damals fuhren lange, lange Eisenbahnzüge zu den Rendezvous der Volksversammlungen; Musik war auf dem Zuge, und die weibliche Bevölkerung der Städte und Dörfer begleitete die fröhlichen Schaaren der Turner und Arbeiter, die sich aus der Volksversammlung gleich ein Volksfest zu machen wußten. Fässer voll Bier, Wein und Cider waren die unzertrennlichen Gefährten der wandernden Menge, Freiheitslieder tönten zum Becherklang; man improvisirte eine wahre Komödie, und die heitersten Scherze cirkulirten, als wenn man gar nicht gewußt hätte, um welch ernste Dinge es sich handelte. Und wenn man dann an Ort und Stelle war, dann lagerte man sich im grünen Grase unter dem Schatten der breiten Buchen und Eichen; die Rednertribune wurde aus einer Tonne improvisirt, und bald jauchzten die dichtgedrängten Schaaren zu den Worten ihrer Lieblingsredner. Da sah man denn das ernste, aber immer freundliche Gesicht Robert Blum's; man hörte die sarkastischen Reden Vogts oder die weichen, elegischen Worte Franz Raveau's. Das Volk jauchzte und jubelte den Freiheitsreden zu; es zeigte in manchen Momenten sogar Spuren von Begeisterung, aber wenn der Abend kam, und die Leute das Lärmen und Jubeln satt hatten, dann war noch kein Thron und kein Altar gefallen; das Pulver der Begeisterung, mit dem man hätte das Bollwerk der Tyrannei zersprengen sollen, war in einem lustigen Feuerwerke verschwendet.

Wie ganz anders nehmen sich solche Sachen in Amerika aus. Das war kein siegender, lachender, trinkender Haufen in Ann Arbor, sondern eine schweigsame, bedächtige Versammlung, Leute mit ernsten, grübeln-

ten Mienen, wie man sie am Zahltische oder an der Gerichtsbar sieht. Man sah den meisten Leuten an, daß die Politik ein ihnen gewohntes Geschäft war; wer in Amerika die Politik nicht als Geschäft betrachtet, kümmert sich gar nicht darum. Dollar und Cent schienen den Leuten um die Lippen zu schweben und auf der Stirn geschrieben zu sein. Doch zeigte die Haltung der Versammlung einen Ernst und eine Entschlossenheit, die unwillkürlich imponirte. Wie die ganze republikanische Partei, so bestand auch diese Versammlung aus den verschiedensten Elementen; neben dem jungen, ehrgeizigen Advokaten, der sich heute auf der politischen Bühne seine ersten Sporen verdienen wollte, sah man den grauen hagern Temperenzmann, der dem alten, lahmen Temperenzgaul noch einmal vergeblich zu reiten beabsichtigte; den Methodistenprediger mit der unleidlichen weißen Kravatte neben dem wohlbehäbigen, stattlichen Bürger; den Farmer neben dem Handelsmann: so war die Versammlung eine Musterkarte der verschiedensten Berufe und Gestalten, eine Anzahl von Leuten, deren Motive und Tendenzen vielleicht in allen andern Punkten verschieden waren, nur nicht in dem Bestreben, einen persönlichen Vortheil zu erringen.

Wir wollen damit nicht sagen, daß die Haltung der Versammlung keine anständige und würdige gewesen wäre. Aber es ist natürlich, daß sich bei solchen Gelegenheiten die professionellen Politiker, denen die Politik nicht Philosophie, sondern Geschäft und Beruf ist, vordrängen und die ganzen Dräthe der Versammlung ziehen. Einem Amerikaner fällt es nicht auf, wenn er bei solchen Gelegenheiten gerade diejenigen, welche im Besitze der Aemter sind und ein persönliches Interesse an der Politik haben, in den Vordergrund treten sieht; er findet dies ganz natürlich. Uns Deutschen indessen, denen die Politik von allgemeinem Interesse und von humanem Inhalte ist, mißfällt das Vordringen der Professionspolitiker, und wir können uns nicht verhehlen, daß es sich hier mehr um Aemter, als um Prinzipien handelt.

Das Nutzlichkeitsprinzip zeigte sich überhaupt nicht nur in der Zusammensetzung der Versammlung, sondern auch in den Reden und den Beweisen, welche die einzelnen Redner für ihre Sache und ihre Partei vorbrachten. Das einzige Thema, welches den Gegenstand der Debatte bildete, war, nach der überall angenommenen Taktik der republikanischen Partei, die Sklavenfrage, und wir brauchen hier wohl nicht mehr zu bemerken, daß wir dieses Thema für bedeutend genug halten, um alle andern politischen Fragen in den Hintergrund zu drängen. Dieses Thema ist so umfassend, daß es nicht nur die wichtigsten Interessen der Union, sondern der ganzen Menschheit in sich schließt. Aber es charakterisirt die Amerikaner, daß sie gerade mit Vorliebe auf die ökonomische Seite dieser Frage zurückkommen, und die Seite des Rechtes und der Humanität we-

niger, wie die des Profitirens und der pekuniären Interessen berücksichtigen. Früher kämpften die Abolitionisten der alten Schule und der Neu-England Staaten gegen die Sklaverei mit der Bibel in der Hand; heutzutage braucht man die Nationalökonomie und Statistik dazu, und dies ist doch gewiß ein Fortschritt. So bewies der Hauptredner des Tages, Herr Vaughan, — ein Mann von universeller Bildung und kosmopolitischer Weltanschauung, dessen großer Einfluß in der republikanischen Partei des Westens ein gutes Licht auf diese wirft, — durch eine Parallele zwischen der Entwickelung der freien und Sklavenstaaten das Verderbliche der Sklaverei in nationalökonomischer Beziehung, und erregte durch die Gewalt seiner Zahlenkolonnen und seine statistischen Parallelen allgemeinen Jubel. Für den Amerikaner scheinen überhaupt Zahlen das Verständlichste zu sein, und in der That, es ist auch nirgend die Wissenschaft der Statistik so befriedigend und ermuthigend, wie in Amerika. In Europa zeigt uns die Statistik eine kolossale Armuth, eine steigende Massenverarmung, aber in Amerika ist jedes Blatt derselben ein Beweis eines rasch zunehmenden Wohlstandes. Besonders die westlichen Staaten zeigen eine so schnelle Entwickelung, wie sie noch niemals in der Welt vorgekommen ist, und mit Recht schreiben die Gegner der Sklaverei diese Prosperität dem Prinzip der freien Arbeit zu, und weisen auf den Stillstand und Rückgang der Sklavenstaaten hin, um die Verderblichkeit der Sklaverei auch in national-ökonomischer Beziehung zu beweisen. An andern Beweisen, die auf dem historischen, juridischen, constitutionellen und sogar religiösen Gebieten herbeigesucht sind, fehlt es denn auch nicht. Das Institut der Sklaverei, die Partei, welche es beschützt, die Maaßregeln, welche dasselbe hervorgerufen hat, sind überhaupt in den nördlichen Staaten sehr unpopulär geworden, und es ist vorauszusehen, daß, wenn auch nicht schon bei der nächsten Präsidentenwahl, so doch jedenfalls 1860 ein Wechsel der Bundespolitik in Bezug auf diese entscheidende Frage statt finden wird. Mit dieser Frage hängt denn auch die ganze Zukunft von Amerika zusammen; das Stück Weltgeschichte, welches auf diesem Kontinente gemacht wird, ist durch die Entscheidung dieser Frage bedingt, und die Kämpfe der Sklaverei und Antisklaverei werden in den Büchern der Weltgeschichte eine ebenso wichtige Stelle einnehmen, wie die Kämpfe zwischen den Plebejern und Patriziern in Rom, oder die Kämpfe der Reformation mit dem Katholizismus in Deutschland. Die Frage der Negersklaverei ist offenbar, — selbst fur den Europäer, — das wichtigste Thema der Politik, denn in demselben conzentriren sich die höchsten Interessen der Humanität, Kultur und Gerechtigkeit; die Racenaufgabe zu lösen, ist offenbar die schwierigste Aufgabe der gesammten Politik, und daher auch die Verlegenheit und Unentschiedenheit, mit welcher man bisher im Norden sowohl, wie im Süden, diese Frage behan-

delte. In der letzten Zeit freilich ist eine größere Entschiedenheit eingetreten, nachdem der Süden vermittelst der Nebraskabill die Sklaverei aus einem lokalen zu einem allgemein nationalen und rechtlichen Institute machen wollte. Der Widerstand, welchen er in diesem Bemühen von Seiten der freien Staaten gefunden hat, wird hoffentlich eine vollständige Aenderung der Bundespolitik und eine Neubelebung des politischen Lebens der Union zur Folge haben.

Drüben in Deutschland beschäftigt man sich mehr mit der naturwissenschaftlichen und kulturhistorischen Seite der Racenfrage, aber hier in Amerika liegt das Uebel zu nahe, als daß man sich mit einer streng wissenschaftlichen Behandlung begnügen sollte; hier ist die Racenfrage eine praktische Frage der Politik, der Constitution, der Nationalökonomie; der Angelpunkt, um dem sich das ganze öffentliche Leben und der Streit der Parteien dreht. Daher hört man auf der Rednertribüne und in der Presse, in den Legislaturen und Volksversammlungen, fast nichts, als wiederholte und ermüdende Diatriben über diesen Gegenstand. Aber trotz des Humbugs, den man mit dieser Sache, wie mit allen andern Dingen hier verbindet, ist die Frage der Sklaverei von so allgemein menschlichem Interesse, daß man weder auf der einen, noch auf der andern Seite einen indifferenten Standpunkt ihr gegenüber einnehmen kann.

III.

Der reaktionäre Siegestaumel, der drüben herrscht, findet auch in Amerika sein Echo; schon merkt man an manchen Anzeichen den erneuerten Triumph der Sklavokratie, welche rücksichtslos, wie Louis Napoleon, zu allen Mitteln greift, die ihren egoistischen Zwecken dienen können. So verschieden auch die Objekte der Politik hier und drüben sind, so schroff sich die politischen Systeme gegenüber stehen: es ist doch ein lebhafter, inniger Zusammenhang zwischen der Entwickelung Europa's und Amerika's vorhanden, und die Gestade der neuen Welt werden von der Ebbe und Fluth der europäischen Verhältnisse bespült. Alle die stereotypen Redensarten von Neutralität, Unabhängigkeit, Selbstregierung, von denen man in Amerika so viel Redens macht, verdecken nur den wahren Hintergrund der Sache. Wo in irgend einem Theile der Welt die Freiheit einen Schlag und eine Niederlage erleidet, da leiden alle anderen Theile mit; jeder Sieg der Freiheit aber ist universell und ein Triumph der gesammten Menschheit. Diese Solidarität der Völker und ihrer Interessen tritt täglich deutlicher an den Tag; man kann die Niederlage der europäischen Völker bis tief in den fernen Urwald des amerikanischen Westens in ihren Resultaten verfolgen.

Die Bedeutung des europäischen Friedens, welcher gegenwärtig grade im Begriffe ist, abgeschlossen zu werden, ist klar und verständlich.

Man organisirt den Despotismus, die Monarchie und die Militärherrschaft nach einem allgemeinen einheitlichen Plane über ganz Europa, und rottet die letzten Reste constitutioneller Freiheiten aus. Man vervollständigt das System der Theilung Polens, der heiligen Alliance, der Wiener Verträge, der Carlsbader Beschlüsse, und dehnt den französischen Staatsstreich, das österreichische Conkordat und andere reaktionäre Maaßregeln auf ganz Europa aus. Die Coalition Englands, Preußens, Oesterreichs, Rußlands gegen das Frankreich der ersten Revolution ist durch das Frankreich des zweiten Kaiserreiches verstärkt worden; es ist eine Coalition aller europäischen Despoten gegen die Freiheit und die Revolution abgeschlossen. Somit hätten wir den Völkerbund, dieses höchste Ziel der Revolution, schon in seiner Kehrseite, dem Bunde der Despoten, angedeutet. Wenn dieser Gang der Ereignisse nicht durch eine gewaltsame aber nicht vorher zu berechnende Katastrophe unterbrochen wird, so wird ein Zeitalter der Reaktion und despotischen Barbarei erfolgen, das in den finsternsten Zeiten des Mittelalters kaum seines Gleichen findet. Die modernen Erfindungen, die Fortschritte der Industrie und die industriellen Resultate der Naturwissenschaften, die ausgedehnte Benutzung des Dampfes und der Elektrizität: alle diese Mittel, die man als im Dienste der Aufklärung, Civilisation und Freiheit stehend betrachtet, sind auch ebenso gute Mittel zur Unterdrückung der Völker, zur Centralisation des Despotismus; sie machen die Heere, die Polizei, die Spionage allgegenwärtig, und schlingen ein eisernes Netz über das ganze Land von den größten Städten bis zu den kleinsten Dörfern. Wie lange ein solcher, mit allen Mitteln, die dem Menschengeschlechte auf seiner jetzigen Stufe der Bildung zu Gebote stehen, geschützter Zustand dauern wird, dies wagen wir nicht vorherzusagen. Aber so viel ist sicher, wir haben eine schwarze düstere Zeit vor uns liegen, und die traurigen Ereignisse, die wir seit 1848 erlebt haben, bilden nur eine schwache Introduktion in eine finstere Zukunft.

Gewiß, ihr werdet drüben denken, glücklich, wer in Amerika lebt, und nicht auf der in den Abgrund rollenden Lawine Europa's sitzt. Aber leider, leider haben wir genug Andeutungen, daß auch Amerika mit von dem Strudel fortgerissen werden wird, der das jetzige Europa verschlingt. In Amerika steht die Sache noch viel schlimmer, wie drüben: hier herrscht die Brutalität der Gewalt innerhalb gesetzlichen, republikanischen Formen im ausgedehntesten Grade. Wenn man es als die Hauptaufgabe eines freien und vernünftigen Staates betrachtet, daß Jeder in demselben gleiches Recht habe, und daß der durch seine Verhältnisse, Bildung u. s. w. Schwächere vom Staate den nöthigen Schutz gegen den Stärkeren erhalte: so läßt sich diese Aufgabe viel leichter in

Europa durchführen, als in Amerika, wo zu allen Ungleichheiten in Bezug auf Vermögen, Geburt, Bildung u. s. w. auch noch die Racenunterschiede hinzutreten, um die republikanische Gleichheit und die ewigen Menschenrechte zu vernichten. In der Sklaverei liegt der faule Fleck der amerikanischen Zustände; hier liegt eine Fülle von Ungerechtigkeit, Rohheit, Gewaltthätigkeit auf der einen, und Armuth, Unwissenheit und Elend auf der anderen Seite. Die Art und Weise, mit welcher die Sklaverei und die Unionspolitik gemischt wurde, namentlich in den letzten Jahren, übertrifft an Gewaltthätigkeit und Ruchlosigkeit alle Gewaltthaten der europäischen Geschichte vom Staatsstreiche bis zum Conkordate. Die Position, welche die Prosklavereipartei in Bezug auf die nächste Präsidentenwahl eingenommen hat, läßt Alles befürchten, wenn die Verhältnisse ihr den Sieg verstatten. Und in dieser allgemein reaktionären Strömung der Weltgeschichte, — könnte man das Gegentheil erwarten? Ein Sieg der Prosklavereipartei im nächsten Herbste, und die Folge davon, eine weitere Ausbreitung und Nationalisirung der Sklaverei, wäre ein würdiges Gegenstück zu den Friedensconferenzen in Paris, und würde den Charakter des gegenwärtigen Zeitalters ins hellste Licht stellen.

Sehen wir, wie in den letzten Jahren jeder Sieg der Despotie in Europa einen Sieg der Prosklavereipartei in Amerika zur Folge hatte, so können wir von dem neuesten und vollständigsten Siege der europäischen Reaktion, von dem Friedensschlusse, auch wieder einen neuen Sieg der südlichen Aristokratie und ihrer Anmaßungen erwarten. Nachdem im Jahre 1849 und '50 Rom, Ungarn, Deutschland in ihren revolutionären Versuchen zu Boden geschmettert waren, machte man in Amerika das Sklavenauslieferungsgesetz; nach dem Staatsstreiche vom 2. Dez. 1851 folgte im nächsten Herbste die Wahl des edlen Herrn Pierce; nachdem in Frankreich das Kaiserreich etablirt war und überall in Europa die schnödeste Reaktion losbrach, wagte Herr Douglas, mit seiner Nebraskabill das ganze Bundesrecht der Ver. Staaten zu Gunsten der Sklaverei umzuändern. Was wird die Folge der Pariser Conferenzen für Amerika sein?

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ging die amerikanische Freiheit mit der europäischen Hand in Hand; die freisinnigen Ideen und ihre Vertreter kreuzten den Ozean, und die Flamme des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges zündete die helle Gluth der französischen Revolution an. In Amerika, wie in Frankreich ging die Sonne der menschlichen Vernunft auf, indem man die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte proklamirte. Aber jetzt wandert nicht mehr die werdende Freiheit von einem Gestade zum andern, sondern die Diplomatie und Corruption, die Reaktion und der Völkerbetrug.

IV.

Der Frühling kommt, und auch hier rufen die warmen Strahlen der Sonne eine Menge von Hoffnungen und Illusionen hervor, die einer immer wiederkehrenden Täuschung Trotz bieten. Drüben in Deutschland könnt ihr es kaum begreifen, welch eine Aenderung der Frühling und die mit ihm beginnende Schiffahrt auf den Binnenseen und Flussen hier mit sich bringt, welch neues Leben in Handel und Gewerben an die Stelle einer traurigen Geschäftsstockung tritt. Der Winter ist in dem Westen Amerika's eine harte, schwere Zeit, und die Leute werden durch mehr noch, wie durch strenge Kälte und einen schneidenden Wind gequält. Kaum liegen die Flüsse und Seen unter den Fesseln des Eises, so scheinen alle Geschäfte festgefroren zu sein; das baare Geld zieht sich aus dem Verkehre zurück; die Fabriken entlassen einen Theil ihrer Arbeiter; die Verkaufsläden stehen vom Morgen b s zum Abend leer, und der gewöhnliche Gruß, mit dem die Geschäftsleute sich anzureden pflegen, heißt: „hard times!" Ich will hier nicht untersuchen, woher die regelmäßig wiedeekehrende Geschäftsstockung im Winter herrührt; in Europa kennt man sie wenigstens in dieser regelmäß g wiederkehrenden Weise und als eine normale periodische Erscheinung nicht; dort ist die Ebbe und Fluth des Geschäftes von anderen, allgemeineren Bedingungen abhängig, als von der momentanen Stockung der Binnenschiffahrt. Die Stockung der Schifffahrt kann hier auch nicht die alleinige Ursache sein, denn die vielen Eisenbahnen machen die Flüsse doch wenigstens für einen Theil des Jahres entbehrlich. Der Grund der regelmäßigen Geschäftsstockungen im Winter scheint uns mehr an der Art und Weise, wie man hier die Geschäfte betreibt, als an klimatischen Einflüssen, zu liegen. Die amerikan schen Geschäftsleute sind durchweg Sanguiniker, die immer auf den möglichst glücklichen Erfolg und die möglichst günstigen Verhältnisse spekuliren. Treten nun diese Erfolge und Verhältnisse ein, drängen sich die Schiffe im Hafen und die Leute im Laden, ist das Geld flüssig, der Kredit gut, der Verdienst günstig: dann erfüllen sich die Erwartungen der Geschäftsleute, nach denen die ganze Ausdehnung und Einrichtung des Geschäftes bemessen wurde. Treten aber einigermaaßen ungünstige Conjunkturen ein, so läßt man überall die Köpfe hängen, sucht das Geld im Beutel zu behalten, welches sich zufällig darin vorfindet, und entschuldigt sich den Creditoren gegenuber mit dem gewöhnlichen „hard times". So groß und übertrieben aber auch die Niedergeschlagenheit und Geschäftsstockung im Winter ist, desto unternehmender und zuversichtsvoller ist man im Frühling, wenn die Dämpfer ihre regelmäßigen Fahrten wieder antreten und sich die weißen Segel auf den von Eis befreiten Wogen schaukeln. Während man in Deutschland

an jenen ersten Tagen des wiederkehrenden Frühlings von Liebe und Poesi träumt, und man in Frankreich um den Maienbaum die fröhlichsten Tänze schlingt, ergeht sich die Phantasie des Amerikaners in kaufmännischen Spekulationen und kühnen Unternehmungen; neue Waarenhäuser, Dampfschiffe, Eisenbahnen werden gebaut, und von allen Seiten hört man das Rasseln der Maschine, das Schnauben der Dämpfer und den schrillen Pfiff der Lokomotive.

Ja, Frühling, Frühling, — es ist ein liebes Wort, und selbst in dem harten Amerika schmeichelt es sich in des Menschen Brust. Besonders dies Jahr war der Winter lang genug, so daß wir den Frühling von Herzen willkommen heißen können. Die trauliche Geselligkeit, welche uns den Winter in Deutschland verschönt, macht hier selbst in den Städten einer trostlosen Einsamkeit Platz; hier ist nichts, wie die Sorge, die uns im Winter zerstreut, die nimmer rastende Sorge um tausend Kleinigkeiten und Lumpereien, die unsere Aufmerksamkeit fesselt und von ernsteren Betrachtungen abhält. Gewiß, wenn man sich hier nicht so viel mit dem Detail des Lebens, mit den kleinen Sorgen und Mühen desselben befassen müßte, man könnte oft nicht über langsam hinschwindende Zeit hinwegkommen; man würde der Trostlosigkeit des Lebens ohne Vermittelung gegenüber stehen und dieselbe nicht ertragen.

Doch das sind keine Frühlingsbetrachtungen; das sind noch langweilige Reminiscenzen aus dem bösen Winter, die der Frühlingswind, der jetzt gerade wie ein Orkan stürmt, hinwegwehen muß. Freilich, wir dachten noch vor wenigen Wochen einen andern Frühling zu erleben. Wir dachten, daß große Ereignisse in Europa und ein frisches politisches Leben in Amerika beginnen würde. Wir hofften von der Fortentwickelung des orientalischen Krieges, von einem Rheinfeldzug, von Polenkriegen und dergleichen zu hören. Wir sehnten uns darnach, einmal wieder die grollende, zürnende Stimme der unterdrückten Völker zu vernehmen. Wir glaubten schon an Bord des Schiffes zu stehen, das uns in die Heimath zurückträgt. Aber schon vor dem Frühling sind diese Hoffnung verwelkt. Ein fauler Frieden, dem die Völker sich willenlos unterwerfen, beschimpft Europa, und der erste Strahl der Frühlingssonne scheint auf die Wiege einer neuen Dynastie von Despoten.

Auch in Amerika scheint kein frisches republikanisches Leben aufkommen zu können, obgleich der Veranlassungen dazu, der dringenden, zwingenden Veranlassungen so viele sind. Es scheint, daß der große Kampf dieses Jahres mehr mit der Wage des Merkur, statt mit dem Schwerte der Minerva ausgekämpft werden wird. Ueberall Transaktionen, Vergleiche, Zugeständnisse, die einem ehrlichen Kämpfer es kaum

möglich machen, an dem Kampfe Theil zu nehmen. Und doch steht die Civilisation des Jahrhunderts auf dem Spiele.

Nun, wir sind manchmal mit größeren Hoffnungen in den Frühling gegangen, und haben doch die traurigsten Scenen und Ereignisse durchlebt. Vielleicht ist jetzt gerade der trübe Blick in die Zukunft und der Mangel an Hoffnungen ein besserer Prophet, als frühere Illusionen. Jedenfalls aber wollen wir auch für uns einige Veilchen und Rosen des Frühlings pflücken, und uns bemühen, so wenig wie möglich das allgemeine Misere der Zeit durch die eigene Verdrießlichkeit zu vermehren.

(Fortſ. folgt.)

In Betreff der „Atlantis“.

Der Redakteur der „Atlantis“ muß schon wieder seinen Lesern die Mittheilung machen, daß er seinen Wohnort verändert. Diesmal wird er die „Atlantis“ nach Buffalo verlegen, wo dieselbe regelmäßig forterscheint. Er hat dort ein Engagement an dem Buffalo „Telegraph“ angenommen, welches zur Sicherstellung und Förderung der „Atlantis“ selbst nothwendig war. Der „Atlantis“ wird kein Theil der Aufmerksamkeit entzogen werden; vielmehr soll sie dem Inhalte, wie der Ausstattung nach verbessert werden.

Wir wissen, daß die Mittheilnng dieses Umzuges wieder mit Spott und Hohn von den Einen, mit Mißtrauen von den Andern entgegen genommen wird; von früheren Gelegenheiten ist uns dies zur Genüge bekannt, und wir werden darüber auch nicht ungehalten sein. Wären wir nicht durch innere und äußere Verhältnisse dazu gezwungen worden, wir würden auch diesen Schritt unterlassen haben. Aber bei dem Zustande der buchhändlerischen Verbindungen und der Beschaffenheit des Publikums hierselbst ist es nothwendig, daß ein mäßiges Kapital einem solchen Blatte, wie der „Atlantis“ zu Gebote stehe, und wenn man dasselbe nicht besitzt, muß man es eben durch anderweitige Arbeit ersetzen.

Wir haben in diesem Winter wieder gesehen, daß wir uns auf einen großen Theil unseres Publikums nicht verlassen können. Manche Leute scheinen sich der kleinen Verbindlichkeiten, welche sie gegen ihre Presse haben, nicht erinnern zu wollen, und wenn sie daran erinnert werden, hilft es eben auch nichts. Diese kleinen Nachlässigkeiten häufen sich übrigens im dem Schuldbuche eines Herausgebers zu einer verhältnißmäßig bedeutenden Summe zusammen, die hier ein Blatt ganz ruinirt, dort es mit Schwierigkeiten beladet, immer aber den Herausgeber um die Früchte seiner

Anstrengungen beraubt. Es geht den meisten Herausz
aus; wir wollen uns auch über die oft systematische Zahlungsverweigerung, die wir ertragen mußten, nicht weiter beklagen, und uns nur bemühen, die Abonnentenliste gründlich zu reinigen, damit wir nicht wieder an dem Anblick der Nachlässigkeiten uns ärgern.

Den Abonnenten der „Atlantis" wird es wohl gleichgültig sein, von welchem Orte sie dieselben bekommen. Sie werden sich erinnern, daß ich immer und unter schwierigeren Verhältnissen, als den gegenwärtigen, dem Unternehmen treu geblieben bin, und mir deßhalb auch das Vertrauen bewahren. Der Umzug wird keine Unterbrechung, wenigstens keine längere, wie eine einwöchentliche, erleiden. Der Druck und Satz der Atlantis wird einer alten, bewährten Office übergeben, und ich bin durch einen Wegfall eines Theiles der Kosten in den Stand gesetzt, schweres Papier anzuwenden, wie auch hauptsächlich, mir die Hülfe von tüchtigen Mitarbeitern und die nöthigen literarischen Hülfsmittel zu sichern.

In Bezug auf Mitarbeiter habe ich schon die nöthigen Einleitungen getroffen, um Namen, welche man mit Recht in der deutsch-amerikanischen Presse hochschätzt, den bisherigen Mitarbeitern zuzugesellen. Das Bedürfniß nach Mitarbeitern und andern literarischen Hulfsmitteln war nicht mir allein, sondern auch wohl dem Publikum, längst schon fühlbar, und ich bin sehr erfreut, demselben jetzt wenigstens einigermaaßen abhelfen zu können.

Der „tägliche Telegraph," dessen politischen Theil ich zu redigiren übernommen habe, ist ein Blatt von ehrenwerther, freisinniger Tendenz, und wird die Redaktion in Uebereinstimmung mit den immer in der Atlantis und andern von mir redigirten Blättern niedergelegten Ansichten geführt werden.

Die wichtigen Kämpfe dieses Jahres machen die politische Debatte sehr interessant und fordern alle Kräfte auf den Kampfplatz.

Wir glauben, mit dieser Veränderung einen großen Schritt zur Sicherstellung und Verbesserung der Atlantis gethan zu haben, und scheuen deshalb nicht die vermehrte Arbeit, die wir uns aufgeladen haben. Bei der allgemeinen Dienstbarkeit und Partei-Abhängigkeit, in welcher sich die hiesige Presse und auch die deutsche, befindet, ist es sehr schwer, ein Blatt in die Höhe zu bringen, das sich einzig und allein auf sein Publikum verlassen muß. Man muß zu diesem Zwecke sich zu allen Anstrengungen bequemen; wir haben wenigstens den festen Willen dazu. Wir wußten von vorne herein, als wir diesen Beruf ergriffen, daß derselbe mit Anstrengungen und Entbehrungen verbunden sei, und verlangen auch noch heute nichts anders von demselben, als daß er uns die Mittel liefern,

um ruhig und ungestört fortarbeiten zu können. Dies wird doch am Ende wohl durchgesetzt werden können.

Die Atlantis war bisher noch lange nicht das, was wir damit wollten, und was das Publikum davon verlangen mußte. Aber wir können offen versichern, daß unter den Umständen, in denen wir oft die Hefte in die Welt senden mußten, es nicht besser möglich war. Nicht nur, daß wir hier im amerikanischen Westen wenig Anregung zu geistigen Bestrebungen haben, sind der Mißhelligkeiten und Verdrießlichkeiten so viele, daß wir oft ganz aus unseren Sphäre herausgeworfen wurden. Aber wir haben die Atlantis nicht angefangen, um einen schnellen und vorübergehenden Erfolg zu haben, sondern um das Blatt nach und nach zu dem zu machen, was es sein soll, und dieses Ziel haben wir noch immer im Auge. Man möge sich erinnern, daß es allen andern literarischen Bestrebungen ähnlicher Art auch nicht besser erging, wie der Atlantis, dann wird man gewiß uns die nöthige Rücksicht widerfahren lassen.

Wir hoffen, daß die Theilnahme und das Wohlwollen unseres Publikums uns an unsern neuen Wohnort begleite.

Unsern Freunden in Detroit sagen wir ein freundliches Lebewohl, und versichern Sie, daß das Andenken an sie niemals getrübt und verdunkelt werden soll durch die Erinnerung an manche Täuschung und manches Ungemach, das wir hier erfahren mußten. Wir werden nur die Erinnerung an unsere Freunde und die frohen Stunden, die wir hier verlebten, bewahren; „der Rest ist Schweigen."

* * *

Den Freunden, Abonnenten und Agenten, die uns bisher so treu zur Seite gestanden haben, und von denen Manche so außerordentlich thätig für die Atlantis waren, sagen wir unsern herzlichen Dank.



Literarische Bemerkungen.

Die „Turnzeitung" und der Vorort des Turnerbundes in Cincinnati haben eine Reihe von heftigen Verfolgungen und Beschuldigungen zu erleiden gehabt, denen eine gemeine Absicht und ein systematischer Plan zu Grunde zu liegen scheint. Man wird sich erinnern, daß einzelne Turnvereine im Süden in Folge des Beschlusses der letzten Tagsatzung in Buffalo in Betreff der Sklaverei ihren Austritt erklärten, weil ihnen Sklaverei lieber war, als Turnerei. Die allgemeine Verachtung, mit welcher dieser Schritt nicht nur von den Turnern selbst, sondern auch von dem größeren Publikum aufgenommen wurde, ließ

vermuthen, daß diese Angelegenheit mit den Erklärungen des Vorortes beendigt sei. Die New Yorker Staatszeitung ließ begreiflicher Weise in ihren Angriffen gegen die Turnzeitung nicht nach; es ist ja ihre Aufgabe, jedes freisinnige Blatt und jedes freisinnige Bestreben unter den Deutschen zu verfolgen. Aber damit war es nicht genug. Die Turner in New York und Umgegend wurden in einer Generalversammlung zu einer Erklärung bewogen, deren Quelle man leicht errathen kann, und die eine Erwiderung des Vorortes zur Folge hatte, nach welcher sich der Turnverein von New York förmlich vom Bunde trennte, und der Turnzeitung als Bundesorgan aufkündigte. Die New Yorker Turner erklären zwar, daß sie nicht wegen der Staatszeitung und der Sklavereifrage sich vom Vorort u. der Zeitung trennen, aber da kein anderes genügendes Motiv zu dieser Trennung vorliegt, so muß man diese Erklärung einstweilen stillschweigend hinnehmen, bis sich Weiteres in dieser Sache verlauten läßt. Es ist wahr, die Turnzeitung geht etwas derb heraus, aber der Kampf, den sie führt, verlangt derbes Geschütz; die gegnerischen Zeitungen sind auch nicht mit Rosenwasser geschrieben, und Turner sollten sich am allerwenigsten über eine derbe, aber offene und ehrliche Sprache beklagen. Hoffentlich sind es nur vorübergehende Einflüsterungen gewesen, welche die New Yorker Turner zu diesem beklagenswerthen Schritte bewogen haben; sie werden sich eines Besseren bedenken, und der Turnerbund, von dessen Organisation und Tendenz man endlich einmal etwas Ordentliches hoffen konnte, wird nicht durch diesen bedeutungsvollen Austritt in seiner weitern Entwickelung beeinträchtigt werden. Die westlichen Vereine werden übrigens der Zeitung und dem Vorort bereitwillig ein Vertrauensvotum geben, und wir hören, daß vom socialen Turnverein in Detroit das deßfallsige Schreiben schon nach Cincinnati abgegangen ist.

* * *

Ein alter Bekannter, das „Vorwärts" von Galena ist uns wieder zugekommen. Wir heißen ihn herzlich willkommen, und wünschen, daß die freisinnige Nachbarschaft von Galena ein Blatt unterstütze, das in dieser yankeerischen Stadt so sehr nothwendig ist.

* * *

Hin und wieder tauchte früher der Plan einer deutschen medizinischen Monatsschrift auf. Wenn es auch noch vor einigen Jahren unmöglich war, ein derartiges Unternehmen durchzusetzen, so könnte man jetzt doch wohl bessere Erfolge hoffen, da der deutsche Buchhandel in naturwissenschaftlichen und medizinischen Sachen in den letzten Jahren eine ziemliche Ausdehnung erhalten hat. Wenn ein Verein von deutschen Aerzten in irgend eine der größeren Städte der Union ein solches Unternehmen anfangen wollte, würde heute wohl der Succeß nicht ausbleiben. Wir werden die Sache weiter besprechen.

Atlantis.

Neue Folge, Band 4. Heft 5.	Mai, 1856.	Alte Folge, Bd. 6., Nr. 138–141.

Mai-Betrachtungen.

„Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen" u. s. w.
(Altes Lied von H. Heine.)

Die vorliegende Nummer der Atlantis ist dem Frühlingsmonate gewidmet, und es wäre wohl passend, wenn eine warme Frühlingsluft darin wehte, eine helle Sonne darin schiene und Blumen und Blüthen darin wüchsen. Blumen und Blüthen, wenn auch nur die der Wildniß. Drüben in der alten Heimath bekommt Jeder, auch der Aermste und Unbedeutendste, seinen Antheil an der Poesie des Frühlings; das arme Bauernmädchen schmückt sich das Haar mit Rosen, und mit den Rosen der Hoffnung schmückt sich das ärmste Herz. Auch in Amerika schmückt sich der Wald und die Steppe mit tausend Blumen und Blüthen, aber ihre Kronen und Kelche schauen uns fremd und kalt an, und wir vermissen den wohlbekannten Duft der heimathlichen Veilchen und Rosen. Und doch sind wir hier der Poesie bedürftiger, als drüben; je mehr wir ihrer aber bedürfen, desto weniger wird sie uns zu Theil. Die Musen sind nicht gerecht; sie vertheilen parteiisch, launenhaft und willkürlich ihre Gaben; Diesen überhäufen sie mit ihren Schätzen während sie dem Andern auch die geringste Gunstbezeugung verweigern. Die Poesie ist aristokratisch geworden. In den Lärm und das Gewühl des gewöhnlichen Lebens, wo es gilt, der harten, eisernen Nothwendigkeit jede Spanne Zeit abzukämpfen, wo man jeden Tag seine Freiheit und sein Leben von Neuem erobern muß; in dieses Leben voll Zerstreuung, Oberflächlichkeit und Inconsequenz mag die Poesie nicht hinabsteigen; sie ist vornehm geworden, und ihr Lorbeer theurer und seltener, als Diamanten und Perlen. Selten befindet sich der Mensch in jener ruhigen, in sich blickenden Stimmung, wo er sich mit dem Schicksal versöhnt, das er begreift; wo er im Angesichte einer ewigen, unwandelbaren Nothwendigkeit und Gerechtigkeit mit heiterem Blicke über die Schwächen der Zeit und des eigenen Herzens hinwegsieht. Es gibt eine Welt der Gedanken, in welcher kein Unrecht und kein Unglück mehr ist. Aber kaum daß ein leiser Ton aus dieser Welt an unser Ohr und in unser Herz dringt, ruft uns der Lärm und die Unruhe des täglichen Lebens, ruft uns der Beruf und die Sorge wieder zurück, und wir empfinden es doppelt, daß wir ein „verlorenes Paradies" hinter uns haben.

Freilich Göthe sagt:

„Und wollt ihr einmal sein Poeten,
So kommandirt die Poesie;“

aber das Wort paßt mehr auf Göthe, wie auf die Poesie. Göthe war in der glücklichen Mittelstellung, daß er den Sorgen und Mühen des gewöhnlichen Lebens entrückt war, ohne demselben ganz fern zu stehen. Er theilte nur die Empfindungen, Leidenschaften und Genüsse des Volkes, aber nicht seine Mühen und Sorgen. So entstand in ihm jene Ruhe des Gewissens, jenes „urkräftige Behagen“, das seiner Dichtung den erhabenen objektiven Charakter gibt. Man sieht an ihm, daß unter Umständen selbst unsere socialen und bürgerlichen Verhältnisse so geartet sein können, daß sie einen solch normalen, harmonischen Menschen, wie Göthe, hervorbringen; und dies ist gewiß ein Zeichen, daß es noch nicht so schlimm mit der Menschheit und der Gesellschaft aussieht, wie wir von unserem befangenen Standpunkt oft denken. Auch die Poesie ist ein Produkt der gesellschaftlichen Verhältnisse, und jeder Dichter ist ein Lobspruch für seine Umgebung und sein Zeitalter.

Freilich, wenn Göthe in unserem Zeitalter, in der heutigen Gesellschaft und namentlich in Amerika gelebt hätte, er wäre vielleicht niemals im Stande gewesen, eine Iphigenie, einen Egmont zu schreiben. Wir wüßten wenigstens nicht, woher aus seiner Umgebung er das Material zu seinen edlen Schöpfungen hätte nehmen sollen. Das allgemein Menschliche, welches ausschließlich den Inhalt aller Poesie bildet, ist in Amerika so dünn und spärlich vertreten, hat noch so wenig feste Form und Gestalt gewonnen, daß dem Dichter hier jede Brücke von der Wirklichkeit zum Ideale fehlt. Es scheint, als wenn der Mensch in Amerika seiner eigenen menschlichen Natur untreu würde.

Und es liegt nicht nur an den eigenthümlichen Verhältnissen Amerika's, sondern an dem ganzen Charakter der Zeit, daß die Poesie und die Poeten fehlen. Wir leben in einem negativen Zeitalter, einem Zeitalter der Vernichtung und Zerstörung, während Göthe und seine glücklichen Zeitgenossen in einem aufstrebenden, aufbauenden Zeitalter lebten, das in allen Gebieten der Kunst, Wissenschaft und Politik reiche Früchte trug. Dem heutigen Geschlechte geht es, wie den alten Juden; es muß in der Wüste sterben, ehe es das gelobte Land der Verheißung erreicht. Wie Viele können mit uns das Wort Uriel Acosta's auf sich anwenden:

„Auch ich bin Einer von Denen, die am Wege sterben.“

Dieser Wandergeist, diese Unruhe und Unstätigkeit zeigt sich nicht nur in den großen, historischen Erscheinungen, in Völkerwanderungen nach Amerika, Californien, Australien, sondern auch in dem kleinen Leben der einzelnen Menschen. Auch die Wanderungen der Atlantis sind ein Beweis dafür. Wir sehen, daß wir keine Heimath haben; es liegt etwas in der Luft und im Klima, das uns unstät und unzufrieden macht, und indem wir den

andern Leuten fremd bleiben, werden wir uns am Ende selbst fremd. Dies ist ein Zustand, in dem sich Viele befinden, aber die Wenigsten geben sich Rechenschaft darüber.

Alle diese Reflexionen klingen nicht sehr ermuthigend und frühlingsfreudig. Aber man muß dieselben in vollem Maaße auf sich wirken lassen, um zu der Einsicht zu kommen, daß die einzige Quelle des Glückes in uns selbst, nicht in der Außenwelt liegt. Man muß den moralischen Muth gewinnen, mit sich selbst zufrieden zu sein. Darin liegt der Stolz und die Würde des Mannes. Es gibt im Leben jedes Menschen Momente, in denen man, niedergedrückt von äußeren Einflüssen, zerstreut, beunruhigt durch die Verdrießlichkeit des täglichen Lebens, eine unendliche trostlose Leere um sich und in sich verspürt; da gilt es, sich aufzuraffen, sich mit neuem Muth und Selbstvertrauen zu versehen, und durch verdoppelte Hoffnungen die alten Täuschungen in Vergessenheit zu bringen. Dies ist eine moralische Kur, die besser wirkt, als die Absolution des Priesters. Dies ist eine Frühlingsfeier, die gut zu der freundlichen Sonne, zu den blühenden Blumen und Bäumen, zu dem erneuten Leben der Natur paßt, ein Egoismus, welcher der harten Zeit doch ihren Reiz und ihre Poesie abpreßt. Wir wollen Egoisten sein, wie jene glücklichen Bewohner südlicher Länder, die am Rande des rauchenden Kraters Rosen pflücken und Wein keltern.

Wir können dies, wenn wir nur wollen. Wir finden überall Gelegenheit, Menschen zu sein, menschlich zu denken und zu fühlen. Wir finden überall, wohin uns das Geschick auch treibt, in der gleichgültigen, unentschiedenen Masse einzelne Menschen, die ebenso, wie der kleinste Sonnenstrahl uns das ganze Bild der Sonne zeigt, so auch in ihrem kleinen Leben das volle Bild menschlicher Vernunft und Humanität zeigen. Wir müssen nur das Auge haben, dies zu erkennen. Wir müssen achtsam auf jede Spur von Vernünftigkeit und Civilisation, von Fortschritt und Entwicklung sein, dann werden wir genug Gelegenheit zu erfreulichen Betrachtungen haben. Diogenes war ein Narr, daß er bei hellem Tage keinen Menschen finden konnte. Es gibt aller Orten Menschen, wenn auch vereinzelt und oft nicht verstanden. Aber gerade der Abstand zwischen ihnen und dem großen Haufen macht sie uns doppelt lieb und werth. Das alte Sprüchwort: ubi bene, ibi patria, muß dahin übersetzt werden: Wo Civilisation und Humanität ist, da ist die Heimath. Diese Heimath würden wir gewiß immer und überall finden, wenn wir selbst immer und überall Menschen im vollen und wahren Sinne des Wortes wären. Unser eigenes Herz ist doch am Ende der Stein des Weisen, der uns die verborgenen Schätze der Humanität entdeckt.

———o0o———

Philosophie und Naturwissenschaft

von

Dr. H. Durege in Milwaukie.

Es ist schon mehrmals in diesen Blättern von dem Verhältniß der Naturwissenschaft zur Philosophie die Rede gewesen. Sei es mir vergönnt, die Sache noch einmal von einem anderen Standpunkte zu beleuchten.

In gewissem Sinne könnte man sagen, daß alle Wissenschaften Naturwissenschaften seien; denn welche Wissenschaft wir auch treiben mögen, von der Natur und der Wirklichkeit können wir uns nicht trennen. Ob wir die Gesetze der Natur-Erscheinungen oder die des Denkens erforschen; ob wir die Begebenheiten früherer Jahrhunderte kennen zu lernen streben, oder untersuchen, was in Bezug auf Mein und Dein früher Rechtens war oder in der Gegenwart ist; ob wir die Gesetze der Größen-Verhältnisse aufsuchen, oder uns mit den auf der Erde lebenden Pflanzen und Thieren bekanntmachen: aus der Natur, aus der Wirklichkeit, kommen wir nimmer hinaus, wenn wir uns nicht in leere Träumereien verlieren wollen, die aufhören, den Namen Wissenschaft zu verdienen. Das kann man also nicht meinen, wenn man von den Naturwissenschaften im engeren Sinne, zum Unterschiede von der Philosophie und den historischen Wissenschaften spricht. Alle Wissenschaften entlehnen die Begriffe, wenigstens die ursprünglichen, mit denen sie es zu thun haben, der Wirklichkeit; wir können ja gar keine anderen ursprünglichen Begriffe haben, als die wir aus der Wirklichkeit abstrahiren. Der Unterschied zwischen den Naturwissenschaften und den übrigen Wissenschaften, namentlich der Philosophie, liegt also nicht in den Begriffen; er liegt vielmehr darin, daß die Naturwissenschaften nicht allein ihre Begriffe, sondern auch ihre Sätze, ihre Beweise, ihre Behauptungen, ihre Wahrheiten aus der Natur entnehmen, der Natur durch die Beobachtung, durch das Experiment abfragen. Freilich erfolgt sehr oft, ja in den allermeisten Fällen, die Antwort auf die an die Natur gestellte Frage nicht direkt, sondern man gelangt erst durch eine lange Reihe von Schlußfolgerungen, durch Verknüpfung einer Menge der verschiedenartigsten Beobachtungen dazu, daß das Experiment die Wahrheit einer aufgestellten Behauptung entweder bejaht oder verneint. Immer aber sind es Beobachtungen oder Erfahrungen, auf welche sich ein naturwissenschaftlicher Satz stützt. Man nennt darum die Naturwissenschaften auch sehr bezeichnend Erfahrungswissenschaften. Eine Erfahrung ist aber mehr als ein abstrahirter Begriff, sie schließt immer einen Satz, eine Behauptung in sich.

Die Sätze der Naturwissenschaft, namentlich ihre Fundamentalsätze, sind darum ihrem innersten Wesen nach Hypothesen. Dieses Wort wird bisweilen mit einer gewissen Verachtung angesehen, indem man sich darunter eine leere auf nichts basirte Vermuthung denkt. Man thut ihm

aber Unrecht. Es gibt vielleicht in keiner Wissenschaft einen Satz, der fester begründet ist, als der Satz der allgemeinen Gravitation oder der gegenseitigen Anziehung der Himmelskörper und überhaupt aller materiellen Theile gegen einander; und doch, was ist dieser Satz anders als eine Hypothese? Bis jetzt haben alle Beobachtungen, alle Erfahrungen ihn bestätigt; allein es darf nur eine einzige Thatsache entdeckt werden, welche ihm entschieden, nicht nur scheinbar, widerspricht, so ist er vernichtet. Ich will damit nicht sagen, daß man deßwegen Anlaß hätte, an seiner Wahrheit zu zweifeln; im Gegentheil, ich sagte so eben, daß vielleicht kein Satz in irgend einer Wissenschaft ihn an fester Begründung übertrifft; auch ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß iemals eine solche Thatsache entdeckt werden werde, welche ihn über den Haufen würfe, nachdem so viele scheinbare Widersprüche gegen ihn nur dazu gedient haben, ihn immer fester und fester zu begründen; ich will nur an diesem Beispiele zeigen, inwiefern die naturwissenschaftlichen Sätze Hypothesen sind, und wie jeder naturwissenschaftliche Satz nur dann wahr ist, wenn alle aus ihm gezogenen Folgerungen mit der Wirklichkeit übereinstimmen.

Die Natur- oder Erfahrungswissenschaften entlehnen also nicht allein ihre Begriffe, sondern auch ihre Sätze und Beweise aus der Natur. Nicht so die Philosophie. Auch sie kann natürlich nicht anders zu Begriffen gelangen, als indem sie zuerst die einfachsten aus der Wirklichkeit abstrahirt. Dann schafft sie sich allerdings im Fortgange der Untersuchung zusammengesetzte Begriffe, welche nicht mehr direkt der Wirklichkeit entnommen sind, die vielmehr von der Wissenschaft der Erleichterung des Denkens wegen eingeführt werden, indem man mehrere mit einander verbundene Begriffe in ein Wort zusammenfaßt, das man immer statt jener anwendet. Auf diese Weise sind die Begriffe Schluß, Grund, Folge, irrationale Größe, imaginäre Größe, Tugend, Sittlichkeit, Freiheit, u. s. w. u. s. w. entstanden. Dasselbe thun ubrigens alle andern Wissenschaften auch; und sie sind dazu gezwungen, wenn nicht jede Untersuchung durch die Masse der anzuwendenden Worte erstickt werden soll. Aber außer der Abstraktion einiger einfachen Begriffe entlehnt die Philosophie der Wirklichkeit nichts. Sie geht ihren eigenen Weg. Nur die Vernunft, das vernunftgemäße Denken liefert der Philosophie ihre Sätze und Beweise, nicht die Erfahrung. Darum nennt man die philosophischen Wissenschaften auch Vernunftwissenschaften, oder, da doch jede Wissenschaft im allgemeinen Sinne eine Vernunftwissenschaft sein muß, auch wohl reine Vernunftwissenschaften, um anzudeuten, daß die Vernunft allein die Quelle ihrer Sätze ist.

Es gibt bis jetzt nur zwei Vernunftwissenschaften, welche auf den Namen einer Wissenschaft Anspruch machen können, indem sie feststehende Principien haben, auf welche sie gebaut sind, und auf denen ruhend das

Gebäude fortgeführt und in allen einzelnen Theilen ausgebaut werden kann. Das sind die Logik und die Mathematik. Alle übrigen Vernunftwissenschaften sind noch in ihren Principien wankend. Aber! so hör ich schon den Ruf, die Mathamathik gehört ja gar nicht in die Philosophie, sie ist eine Erfahrungswissenschaft! — Dieser Behauptung liegt wahrscheinlich eine Verwechselung zwischen den Begriffen und Sätzen zum Grunde. Allerdings entlehnt die Mathematik den Begriff der Einheit der Wirklichkeit; aber ihre Sätze findet und beweist sie nur durch vernunftgemäßes Denken, und es möchte schwer sein, auch nur einen einzigen mathematischen Satz zu bezeichnen, der durch Beobachtung bewiesen wird.

Man muß zuerst wohl die reine Mathematik von der Geometrie und Mechanik, in welche drei Gebiete man gewöhnlich die Mathematik einzutheilen pflegt, unterscheiden. Die beiden letzteren sind nur Anwendungen der Mathematik auf die allereinfachsten, aber darum vielleicht vollkommensten Erfahrungswissenschaften. Beide entnehmen allerdings Sätze aus der Erfahrung, aber nur sehr wenige; alle übrigen Sätze werden unabhängig von der Erfahrung nur durch vernunftgemäßes, speziell mathematisches, Denken entwickelt und gefunden. Die reine Mathematik dagegen nimmt keine ihrer Sätze aus der Erfahrung.

Die Mathematik abstrahirt aus der Wirklichkeit nur einen einzigen Begriff, nämlich den Begriff der Einheit, und sie stellt sich die Aufgabe, diejenige Verbindung mehrerer Einheiten zu untersuchen, bei welcher erstlich die Ordnung, in welcher die Begriffe mit einander verbunden werden, für das Resultat gleichgültig ist, und bei welcher zweitens zwischen den verbundenen Begriffen und der Verbindung als solcher kein wesentlicher Unterschied gedacht wird, so daß unbeschadet der Wahrheit das eine für das andere gesetzt werden könne. Diese besondere Art der Verbindung von Begriffen, die der Mathematik eigenthümlich ist und in keiner andern Vernunftwissenschaft sich wiederfindet, nennt man Addition. Indem man nun mehrere Einheiten mittelst der Addition mit einander verbindet, gelangt man zu den Begriffen, welche wir Zahlen nennen; jedem auf diese Weise neu entstehendeu Begriffe gibt man einen Namen: Zwei, Drei, Vier u. s. w., der angibt, wie viele Einheiten in dem neuen Begriffe durch Addition mit einander verbunden sind. Die Aufgabe, Zahlen zu addiren, findet dann, nachdem die Reihe der Zahlen begriffsmäßig festgestellt worden ist, aus der Definition der Addition von selbst ihre Lösung. Sollen wir z. B. die Begriffe Sieben und Drei durch Addition mit einander verbinden, so wissen wir, daß der Begriff Drei die additive Verbindung von drei Einheiten ist. Verbinden wir nun diese drei Einheiten nach und nach mit dem Begriff Sieben, so gelangen wir sucсessive zu den uns schon bekannten Begriffen Acht, Neun und Zehn, und finden dadurch, daß Zehn die additive Verbindung der Begriffe Sieben und Drei ist. Wir werden naturlich in der

Praxis nicht so weitläufig verfahren, sondern wir lernen es in unserer Jugend in dem sogenannten Ein mal Eins auswendig, daß Sieben und Drei Zehn gibt, aber Mancher zählt es wohl auch an den Fingern ab; aber es ist doch wohl gut, wenn man sich klar macht, was man dabei denkt, und daß das Abzählen an den Fingern nichts Anderes zu bedeuten hat, als eine Wiederholung der begriffsmäßigen Verbindung der Zahlenreihe. Der Begriff Zehn ist nun nicht absolut identisch mit der additiven Verbindung der Begriffe Sieben und Drei; denn auch, indem man zwei andere Begriffe, z. B. Vier und Sechs mit einander durch Addition verbindet, gelangt man zu dem Begriffe Zehn. Richtet man nun sein Augenmerk auf den Unterschied zwischen beiden, so könnte daraus vielleicht eine neue Wissenschaft hervorgehen; die Mathematik aber sieht man diesem Unterschiede ab, und stellt sich die Aufgabe, zu untersuchen, was daraus hervorgehe, wenn man das eine für das andere setzt. Sie drückt dies mit dem Worte gleich aus und sagt z. B: die additive Verbindung von Vier und Sechs ist gleich der additiven Verbindung von Sieben und Drei. Die Gleichheit in diesem Sinne ist ein durchaus mathematischer Begriff und kann in keiner anderen Vernunftwissenschaft angewendet werden.

Aus der Addition ergeben sich ferner die Begriffe kleiner und größer. Man nennt nämlich eine Zahl, welche aus der Addition zweier anderen Zahlen entsteht, die größere, während jede der beiden addirten Zahlen die kleinere genannt wird. Wenn nur eine Zahl (oder eine additive Verbindung mehrerer Zahlen) weder größer, noch kleiner, als eine andere, ist, so kann weder zu der einen, noch zu der anderen eine dritte Zahl addirt werden, damit sie einander gleich werden. Wenn man daher die eine Zahl für die andere setzt, so wird in den Operationen der Addition nichts geändert werden, sondern das Resultat wird dasselbe sein. Jene beiden Zahlen sind daher gleich (im mathematischen Sinne), und wir erhalten den Satz: „Wenn eine Zahl nicht größer und nicht kleiner ist, als eine andere Zahl, so ist sie ihr gleich.“ Dieser Satz, so einfach er erscheint, ist sehr wichtig, weil auf ihm die sogenannten indirekten Beweise in der Mathematik beruhen, die nicht etwa eine Unvollkommenheit in der Wissenschaft, sondern durchaus nothwendig sind, indem sie gerade diejenigen Sätze liefern, welche etwas Neues enthalten, das nicht durch die bloße Entwicklung des Inhalts früherer Sätze sich ergiebt.

Stellt man sich nun die Aufgabe, eine gegebene Zahl wieder in zwei Zahlen zu zerlegen, durch deren Addition sie entstanden ist, so entsteht die Subtraction. Fünf von Sieben subtrahiren, heißt eine Zahl finden, welche zu Fünf addirt Sieben giebt. Von Fortnehmen ist hier also nicht im Geringsten die Rede. Wir haben hier gleich ein Beispiel eines indirekten Beweises, indem wir zu einer neuen Operation übergehen. Sollen wir z. B. beweisen, daß Zwei der Begriff ist, dessen Verbindung mit Fünf dem

Begriff Sieben gleich ist, so kann dies nur so geschehen, daß wir zeigen, daß die Verbindung der Begriffe Fünf und Zwei nicht größer und nicht kleiner ist, als Sieben; und daß ferner die Verbindung irgend einer der übrigen Zahlen mit dem Begriffe Fünf entweder größer oder kleiner als Sieben ist. Die Untersuchung zeigt hiebei zugleich, daß es nur einen einzigen Begriff giebt, welcher der Aufgabe genügt, was man von vorne herein nicht wissen kann. In den späteren indirekten Operationen z.B. bei der Radicirung, beim Integriren findet es sich in der That, daß mehrere Begriffe einer und derselben Aufgabe genügen können.

Es liegt nun sehr nahe, sich zu fragen, was für ein Begriff es ist, der z. B. zu Fünf addirt wiederum Fünf giebt? Eine Zahl ist es nicht, denn von jeder Zahl wissen wir, daß ihre Verbindung mit Fünf größer als Fünf ist. Wir werden also auf einen neuen Begriff geführt, dessen durch Addition mit einer Zahl entstehende Verbindung dieser Zahl selbst gleich ist. Diesen Begriff nennen wir Null. Ebenso giebt es eine Zahl, deren additive Verbindung mit einer anderen Zahl kleiner als die letztere ist. Begriffe, die diese Eigenschaft haben, nennen wir negative Zahlen. Wir sehen also, daß es außer den Zahlen noch andere mathematische Begriffe giebt. Faßt man das Gemeinsame derselben ins Auge, so nennt man überhaupt alle Begriffe, welche sich der besonderen Operation der Addition unterwerfen lassen, Größen.

Aus der Addition entsteht die Multiplication, wenn man lauter einander gleiche Größen addirt; und will man Größen, die durch Multiplikation verbunden sind, wiederum trennen, so entsteht die Division. Letztere führt, wie jede indirekte Operation, zu neuen Begriffen, nämlich zu den Brüchen. So entwickeln sich durch den Gedanken allein, ohne die Erfahrung, alle diejenigen Rechnungsvorschriften, die wir in unserer Kindheit unter dem Namen der vier Species erlernt haben, und die wir so mechanisch ausüben, daß wir ganz dabei vergessen, wie tiefe und folgenreiche Gedanken diesen mechanischen Verrichtungen zum Grunde liegen.

Ich glaube, ich brauche jetzt nicht weiter zu gehen; denn, wenn nachgewiesen ist, daß diese einfachen Sätze, die man sich zum Theil so leicht bildlich oder an wirklichen Gegenständen versinnlichen kann, sich unabhängig von der Erfahrung aus der Grundverbindung der Addition und dem Begriffe der Einheit entwickeln, so wird man nicht behaupten wollen, daß bei den verwickelteren Untersuchungen über Differentiale, Integrale, u. s. w., die man sich sinnlich nicht mehr verbildlichen kann, die Sätze durch die Erfahrung und Beobachtung bewiesen werden. Es mag sein, daß die Erfahrung zuerst Veranlassung gewesen ist, mathematische Untersuchungen anzustellen; aber dann hat die Erfahrung nichts anderes gethan, als zum mathematischen Denken anzuregen, dazu aufzufordern, daß man die Sätze und ihre Beweise suche. Sie selbst hat aber die letzteren nicht geliefert und

konnte sie nicht liefern. Noch jetzt liefert die Physik und Astronomie der Mathematik viele ihrer bedeutendsten Aufgaben; aber umgekehrt zwingen auch fortwährend die mathematischen Resultate die Naturforscher, ihre Instrumente zu vervollkommnen und ihre Beobachtungskunst zu verfeinern. Der Veranlassungen, eine wissenschaftliche Untersuchung vorzunehmen, kann es gar mancherlei geben; aber zwischen einer solchen Veranlassung und der Wissenschaft selbst ist doch ein himmelweiter Unterschied.

In dem zuletzt Gesagten ist nun schon angedeutet, daß zwischen den Vernunftwissenschaften und den Naturwissenschaften ein Zusammenhang besteht; so ist es auch in der That. Die Naturwissenschaft allein ist nicht hinreichend, zur vollständigen Erkenntniß der Dinge zu führen. Nur wenn Philosophie und Naturwissenschaft Hand in Hand gehen, kann dieses hohe Ziel erreicht werden. Was wären die physikalischen Wissenschaften, die Astronomie, die Optik, die Lehre von der Wärme, der Elektricität, u. s. w., wenn ihnen die Mathematik nicht zur Seite stände, überall da die Hand bietend, wo es darauf ankommt, die Brücke zwischen der Beobachtung und den naturwissenschaftlichen Principien zu bauen? Was würden die übrigen, die nicht physikalischen Naturwissenschaften sein, wenn ihnen nicht ähnliche philosophische Wissenschaften helfend und schützend zur Seite ständen, wie die Mathematik der Physik.

Es giebt allerdings zwei philosophische Wissenschaften, die direkt wenigstens, nichts zur Erkenntniß der Dinge beitragen, indem sie nur die allgemeinen Grundlagen der Erkenntniß überhaupt zum Gegenstande haben. Das sind die Logik, welche die allgemeinen Gesetze des Denkens aufstellt, und die Metaphysik. Aloys Mayr *) erklärt diese beiden Wissenschaften folgendermaßen: Die Logik beantwortet die Frage: Was muß verlangt werden, damit Erkenntniß und Wahrheit überhaupt möglich seien, das besondern Operationsgesetz des Gegenstandes möge sein wie immer?, und die Metaphysik (die reale Seite der Logik) beantwortet die Frage: Wie erkenne ich, daß die Vernunft so eingerichtet ist, daß sie erkennt, und die Welt, daß sie erkannt wird, abgesehen von allem Besondern! So wenig nun diese beiden Wissenschaften direkt zur Erkenntniß der Dinge beitragen, da sie es nur mit der Erkenntniß im Allgemeinen zu thun haben und auf die besondern Begriffsverbindungen, die sich in der Natur widerfinden lassen, gar nicht eingehen dürfen, so nothwendig und wesentlich sind sie nichts destoweniger. Kann denn ohne logisches Denken irgend welche Wissenschaft existiren? Und es ist nicht hinreichend, daß man in vielen Fällen praktisch richtig zu denken vermöge; um nie zu irren, muß man auch wissen, warum man so und nicht anders denkt, warum man diesen und keinen andern Schluß zu ziehen habe; und das ist's, was die Logik lehrt. Warum leiden ferner manche Wissenschaften, wie die Geometrie, die Mechanik und andre

*) Alois Mayr. Untersuchungen über die wissenschaftliche Methode. Würzburg 1845.

im Anfange ihrer Untersuchungen an Schwäche? Warum kann sich ihr Anfang in Bezug auf strenge Begründung mit der späteren Entwickelung, wo sie selbständig geworden sind, nicht im Geringsten messen? Weil die ihnen vorangehende Wissenschaft der Metaphysik noch nicht ihre Pflicht gethan hat; weil jene Wissenschaften, um diesem Mangel abzuhelfen, genöthigt sind, sich selbst mit metaphysischen Untersuchungen zu befassen, die eigentlich gar nicht in ihr Gebiet gehören.

Mit der Logik und Metaphysik ist die Philosophie nun aber keineswegs abgeschlossen. Im Gegentheil, diejenigen philosophischen Wissenschaften, welche über die Logik und Metaphysik hinausgehen, indem sie vom Allgemeinen zu den besonderen in der Natur sich wiederfindenden Begriffsverbindungen übergehen, sind es erst, welche mit den Naturwissenschaften Hand in Hand die vollständige Erkenntniß der Natur ermöglichen. Man theilt die Naturwissenschaften in vier Gebiete ein: 1) Die physikalischen Wissenschaften, welche alle diejenigen Naturerscheinungen zu untersuchen haben, die von keiner wesentlichen Veränderung der Gegenstände begleitet werden. 2) Die Chemie. Sie untersucht alle Erscheinungen, die in einer wesentlichen Veränderung der Gegenstände bestehen. 3) Die Physiologie, welche die Erscheinungen an der belebten Natur zum Gegenstande hat, und 4) die Psychologie, die Erfahrungslehre des Geistes, speciell des menschlichen Geistes. Alle die im ersten Gebiete, in den physikalischen Wissenschaften, vorkommenden Begriffe lassen sich auf den Begriff der Einheit, oder, was auf dasselbe hinauskommt, auch auf den Begriff der Größe zurückführen, und es kommt in ihnen keine andere Begriffsverbindung vor, als die der Addition. Alle Fragen über das Wie? lösen sich in diesen Wissenschaften in die Frage Wie viel? oder Wie groß? auf. Daher ist die Mathematik diejenige philosophische Wissenschaft, welche alle physikalischen Naturwissenschaften beherrscht. Indem sie unabhängig von der Erfahrung die Additionsverbindungen der Größen nach allen Seiten hin ausbeutet, alle daraus hervorgehenden Sätze aufsucht und beweist, liefert sie die Mittel, wenn nun die physikalischen Wissenschaften solche Verbindnngen in der Natur durch Beobachtung nachweisen, diese Beobachtungen zu verknüpfen und auf allgemeine große Principien zurückzuführen. Dies ist der Grund, warum die physikalischen Wissenschaften alle übrigen Naturwissenschaften so ungemein sowohl an innerer Vollkommenheit, wie an Höhe der Ausbildung übertreffen. Die Mathematik ist der Stab, welche dem Wanderer durch das Gebiet der physikalischen Wissenschaften über die Schwierigkeiten hinweghilft, und zwar ist dies in so hohem Grade der Fall, daß in den meisten Fällen die Physik da stehen bleiben muß, wo die mathematische Analyse den Problemen noch nicht gewachsen ist; sie ist der Wegweiser, welcher ihn überall auf den richtigen Weg leitet, indem er ihm diejenigen Punkte zeigt, auf welche er hauptsäch-

lich sein Augenmerk zu richten hat, und ihn von falschen Wegen abhält, die nur zu vergeblichen Untersuchungen führen würden. Die übrigen Naturwissenschaften entbehren bis jetzt einer solchen Stutze, und doch macht sich das Bedürfniß darnach in der Chemie und Physiologie sehr fühlbar. Diese Wissenschaften haben in den letzten Jahrzehnden so große Fortschritte gemacht, und es ist im Laufe der Jahre ein so großes Beobachtungsmaterial angehäuft worden, daß wohl nicht zu zweifeln ist, daß sie einen nie geahnten Aufschwung nehmen würden, wenn eine philosophische Wissenschaft sie in den Stand setzte, die Beobachtungen gehörig zu verknüpfen und auf allgemeine Principien zurückzuführen. Was man früher wohl Naturphilosophie nannte, verdient wohl kaum den Namen einer Philosophie, indem es wenig mehr war, als eine in bilderreicher Sprache gehaltene Darstellung naturwissenschaftlicher Resultate, die noch dazu häufig genug großen Mangel an Kenntniß der betreffenden Naturwissenschaften verrieth. Wo sich diese sogenannte Naturphilosophie von den Resultaten der Erfahrungswissenschaften entfernte, ist sie nur zu oft auf Irrthümer gerathen. Es ist sehr die Frage, ob die Naturphilosophie, als eine von der Mathematik verschiedene philosophische Wissenschaft überhaupt irgend welche Berechtigung hat. In dieser Beziehung scheint mir die Chemie von der vorzüglichsten Bedeutung zu sein, denn sie bildet den Uebergang vom physikalischen zum vitalen Gebiete der Natur. In der Chemie ist noch ein gut Theil Mathematik enthalten; ja, man könnte sagen, was sich in der Chemie wirklich Wissenschaftliches vorfindet, was nicht bloß eine Anhäufung von Beobachtungen ist, und lediglich praktischen Zwecken dient, ein Theil, der übrigens noch sehr jung ist, indem er sich erst von Lavoisier her datirt, der bekanntlich in der ersten französischen Revolution der Guillotine zum Opfer fiel, dieser Theil ist durchaus mathematischer Natur. Dem Wesentlichen nach ist dies die sogenannte Stöchiometrie, welche lehrt, in welchen bestimmten Verhältnissen die verschiedenen Körper sich untereinander chemisch verbinden. Ich halte es nur in der That für wahrscheinlich, daß das chemische und vitale Gebiet der Natur ebenso wie das physikalische Gebiet von keiner andern philosophischen Wissenschaft beherrscht wird, als der Mathematik.

Der Grund, warum ich dies für wahrscheinlich halte, wonach also Physik, Chemie und Physiologie und ein einziges großes Gebiet ausmachen würden, liegt in der Lehre von den Atomen. Diese Theorie sagt aus, daß alle Körper nicht aus einer continuirlichen Masse bestehen, sondern aus einzelnen kleinen Theilen, Atome genannt, welche durch Zwischenräume von einander getrennt sind, die größer sind, als die Atome selbst. Ferner behauptet diese Theorie, daß alle Eigenschaften eines Körpers, seien sie physikalischer oder chemischer Natur, allein von der Anzahl, der Form, der Größe und der gegenseitigen Lage der Atome abhängen. Da diese Theorie erst im Entstehen begriffen ist, so ist von ihr fast nichts sicher und

bestimmt, als die Existenz der Atome, alles übrige ist noch dunkel und ungewiß. Wenn sie aber richtig ist, und alle neueren physikalischen und chemischen Untersuchungeu drängen zu der Ueberzeugung hin, daß sie es ist, dann verwandeln sich alle Fragen über die Eigenschaften der Körper in Fragen über die Anzahl, die Form, die Größe und gegenseitige Lage der Atome, und werden somit vollständig mathematischer Natur. Die Atomtheorie hat große Widersacher gefunden, weniger bei den Naturforforschern, als bei den Philosophen, und doch gehört die Frage über die Existenz der Atome gar nicht in das Gebiet der Philosophie. Diese kann darüber nicht das Geringste entscheiden, sondern nur die Beobachtung. Wenn nun auch noch keines Menschen Auge ein Atom gesehen hat, so sprechen doch sehr gewichtige Gründe für ihre Annahme. Die Atomtheorie ist eine Hypothese, wie alle naturwissenschaftlichen Fundamentalsätze, und nur die Beobachtungen, die man mit den aus der Theorie gezogenen Folgerungen vergleichen kann, können und werden entscheiden, ob die Atomtheorie richtig ist oder nicht. Von den verschiedensten Seiten her wird aber der Naturforscher zur Annahme der Atome gezwungen; Stöchiometrie, Isomerie, die Undulationstheorie des Lichts und die Wärmelehre treiben ihn gleichzeitig dazu; namentlich aber sind es die beiden letzten Disciplinen, die gleichsam mit der Atomtheorie stehen und fallen. Du Bois Reymond spricht sich in der Vorrede zu seinem berühmten Buche: „Untersuchungen über die thierische Electricität" auch entschieden dafür aus, daß Physik, Chemie und Physiologie nur ein einziges Gebiet ausmachen, das der Mathematik als der es beherrschenden philosophischen Wissenschaft unterworfen ist. Er ist der Erste gewesen, der es unternommen hat, physiologische Fragen auf mathematische Weise zu behandeln, und wenn man die Wichtigkeit erwägt, welche die Mathematik der Physik gegenüber besitzt, so wird man nicht zweifeln, daß der von ihm eingeschlagene Weg der richtige ist, dem er vielleicht einen großen Theil seiner großartigen Resultate zu verdanken hat. Es erscheint daher als die vorzüglichste Aufgabe der heutigen Chemie und Physiologie, die Anknüpfungspunkte an die Mathematik zu suchen, und die gefundenen nach allen Seiten so weit als nur immer möglich auszubeuten. Freilich läßt sich dabei nicht verhehlen, daß es gerade die höchsten Disciplinen der Mathematik sind, die vorzüglich dabei in Anwendung kommen werden.

Das letzte Erfahrungsgebiet der Natur, das des Geistes, ist Gegenstand der Physiologie. Dieser Zweig der Naturwissenschaft ist noch am wenigsten ausgebildet. Einmal ist er unstreitig der schwierigste; dann aber ist es sehr zum Nachtheile dieser Wissenschaft gewesen, daß die Philosophie sich derselben früher unrechtmäßiger Weise bemächtigt hatte. Die Erkenntniß des menschlichen Geistes kann doch ohne die Beobachtung des Menschen nicht gewonnen werden, ebensowenig wie die Erkenntniß des Geistes der Thiere ohne die Beobachtung der Thiere erhalten werden

kann. Wie gering aber auch unsere Kenntnisse hievon sein mögen, so viel leuchtet schon ein, daß wir es hier mit ganz anderen Begriffen zu thun haben, als mit dem Begriffe der Einheit oder den davon abgeleiteten Begriffen, und daß diese Begriffe auf andere Weise verbunden sind, als durch Addition. Die Physiologie wird daher nicht der Mathematik unterworfen sein, sondern ihre besondere sie beherrschende Vernunftwissenschaft haben müssen. Diese der Erfahrungswissenschaft der Physiologie correspondirende Vernunftwissenschaft ist die Ethik, eine Wissenschaft, die allerdings noch nicht zu festen Principien gekommen ist, aber wahrscheinlich deshalb, weil die Physiologie noch nicht so weit fortgeschritten ist, daß man im Stande gewesen ist, die ursprünglichen Begriffe und die Grundverbindung derselben, die der Ethik zum Grunde liegen, zu entdecken. Die hier noch zu lösenden Probleme fallen also dem Naturforscher und dem Philosophen gemeinsam zur Last, und da die ersteren in neuester Zeit der Psychologie mehr Aufmerksamkeit als früher zu schenken anfangen, so erscheint die Begründung und Ausbildung der Ethik als die vorzüglichste Aufgabe der heutigen Philosophie.

Es fehlt freilich nicht an einer Ansicht, welche die Ethik als besondere von der Mathematik verschiedene Naturwissenschaft ganz hinwegleugnet. Es ist dies die neuerdings so vielfach besprochene Ansicht von der Unselbstständigkeit des menschlichen Geistes, die in Vogt, Moleschott und anderen ihre hauptsächlichsten Vertreter gefunden hat. Indem diese Ansicht behauptet, daß der menschliche Geist vom Körper nicht blos abhängig, sondern allein von ihm abhängig sei, indem sie daher dem menschlichen Geiste nicht die geringste Selbstständigkeit vindicirt, macht sie die Psychologie zu einem Theile der Physiologie, hebt somit die Existenz der Ethik als einer besonderen Wissenschaft auf, und unterwirft die Gesetze des Geistes ebenfalls der Mathematik. Es scheint mir hier nicht der Ort zu sein, auf eine Widerlegung der Vogt-Moleschottschen Ansichten einzugehen, nur eine Bemerkung möchte ich mir erlauben. Die Schriften Vogt's, Moleschott's u. s. w. haben das große Verdienst, daß sie bestimmt und unwiderleglich die Abhängigkeit des Geistes von der Materie nachweisen. Diese Abhängigkeit wurde vor nicht gar langer Zeit nicht genug gewürdigt, bisweilen sogar ganz außer Acht gelassen. Wie aber jede Reaktion gewöhnlich zu weit geht und in das entgegengesetzte Extrem umschlägt, so ist es auch hier geschehen. Nachdem nachgewiesen war, daß der Geist von der Materie abhängig ist, wurde nun auch sogleich behauptet, daß er von der Materie allein abhängig sei, daß er außer seiner Abhängigkeit von der Materie gar keine Selbstständigkeit mehr habe; den Beweis dafür wird man vergeblich suchen. Ich verweise hier auf einen im Septemberheft 1855 dieses Journals enthaltenen Aufsatz: „der Wille" (aus dem Kreislauf des Lebens) von Moleschott. Auf eine meisterhafte Weise ist die Abhängigkeit des Geistes von der Materie darin nachgewiesen; daß aber darum der Geist von der Materie allein, von nichts

Anderem als der Materie, bedingt und beeinflußt wäre, ist auf keine Weise bewiesen worden. Daß aber wohl noch Anderes als die Materie Einfluß auf den Geist haben könne, darauf deutet die Psychologie in mehr als einem Punkte hin. Freilich herrscht hierin bei der noch so großen Unvollkommenheit dieser Wissenschaft durchaus keine Klarheit. Es sind freilich nur Spuren, aber deutlich genug hervortretend, um die Behauptung, der Geist sei durch das Materielle vollständig bedingt und gegeben, als eine ungerechtfertigte erscheinen zu lassen.

Um nun die Ordnung der philosophischen und Naturwissenschaften noch einmal zu überblicken, so haben wir zuerst die beiden allgemeinen Vernunftwissenschaften, die die nothwendigen Bedingungen aller Wissenschaft sind und die Erkenntniß im Allgemeinen behandeln, die Logik in formaler und die Metaphysik in realer Beziehung. Geht man dann zu den besondern Erkenntnißgebieten über, so fanden wir deren zwei: das materielle und das geistige Gebiet. Das materielle Gebiet, die physikalischen Wissenschaften, die Chemie und die Physiologie enthaltend, wird von der philosophischen Wissenschaft der Mathematik beherrscht; und das geistige Gebiet, welchem die Psychologie angehört, ist der Ethik als der zugehörigen philosophischen Wissenschaft unterworfen.

Klima und Humanität.

Das gesellschaftliche Leben, die Politik, die Kultur, die Wissenschaft, alle die Erscheinungen der sittlichen Welt, durch welche das Menschengeschlecht sich vom Thierreich unterscheidet, sind von gewissen natürlichen Bedingungen und Voraussetzungen abhängig, deren Einfluß oft so bestimmt und entscheidend auftritt, daß man geneigt ist, die Erscheinungen der sittlichen Welt als bloße Natur-Erscheinungen zu betrachten und bei ihrer Beurtheilung lediglich die Naturgesetze anzuwenden. So gern wir indessen zugeben, daß gewisse Erscheinungen der Kultur ohne gewisse natürliche Vorbedingungen nicht entstehen können, so glauben wir doch, daß diese Kulturerscheinungen nicht lediglich ein Produkt der Naturgesetze seien, so weit wie nehmlich bis jetzt die Wissenschaft den Begriff der Naturgesetze gezogen hat. Man muß hier unterscheiden zwischen Bedingungen und Ursachen. Wir können uns aus den bisher bekannten Gesetzen der Chemie, Physik, Geologie, Philosophie, Metereologie u. s. w. allein nicht erklären, warum der Volkscharakter der alten Griechen z. B. so große Unterschiede von dem Volkscharakter der alten Römer zeigt, wenn wir auch zugeben, daß eine Menge natürlicher Einflüsse, wie Klima, geographische Lage, Abstammung u. s. w. bei der Bildung der verschiedenen Volkscharaktere thätig waren. Es ist vorauszusehen, daß die Fäden, welche von der natürlichen Welt in die sittliche

Welt hineinragen, von der Wissenschaft immer mehr und mehr bloßgelegt und aufgezeigt werden, und das beste Mittel dazu ist, eine aufmerksame Beobachtung und Vergleichung der Thatsachen der sittlichen Welt mit ihren natürlichen Umgebungen und Voraussetzungen. Die Physiologie und Psychologie hat sich denn auch schon vielfach mit den solarischen, planetarischen, lunarischen, terrestrischen Einflüssen auf die Entwickelung des Menschengechslechtes beschäftigt, und die moderne Philosophie hat ein besonderes Kapitel, die „Anthropologie", welche den Menschen in seiner Abhängigkeit von der Naturbestimmtheit betrachtet.

Unter den Naturbestimmtheiten, welche sich nicht auf einzelne Individuen, sondern auf ganze Völker und Völkerstämme beziehen, spielt das Klima eine große Rolle, und dessen Einflüsse auf die Humanität und Kultur lassen sich an vielen auffallenden Beispielen nachweisen. Wir sehen im Allgemeinen, daß das gemäßigte Klima der menschlichen Freiheit und Humanität am günstigsten ist, und daß die Extreme im Norden und Süden Inhumanität und Barbarei zur Folge haben. Aber auch innerhalb der beiden gemäßigten Zonen finden wir eine Menge der verschiedensten Volkscharaktere, deren Ursprung vorzugsweise in klimatischen Einflüssen zu suchen ist.

Die leuchtenden und warmen Strahlen der Sonne geben nicht nur der Natur Leben und Schönheit, sondern auch dem Menschengeschlechte Freiheit und Bildung. Nicht mit Unrecht hat man das Licht das Symbol der Freiheit genannt, und es liegt eine tiefe Wahrheit darin, daß sich die lichtscheuen Pfaffen in das schwarze Gewand der Nacht hüllen. Jeder Mensch fuhlt sich schon durch die Natur zum Lichte hingezogen.

Wir finden in allen den orientalischen Religionen den Sonnendienst, Feueranbeterei und dergleichen als die ersten Anfänger menschcher Kultur. Die ersten Strahlen menschlicher Kultur gingen, so weit die Sagen und geschichtlichen Forschungen reichen, von jenen heißen Ländern Indiens aus, die unter einer gluhenden Sonne schmachten. Aber die Kultur konnte sich in diesen Ländern nicht sehr weit entwickeln, weil das heiße Klima die menschliche Energie und Thätigkeit zu sehr lähmt. Die ganze Geschichte und Literatur Indiens zeigt uns die Wirkungen des Tropenklima's; es ist ein träumerisches, passives Leben darin; anstatt der Aktivität und Energie sehen wir eine stille Selbstbeschaulichkeit, und der höchste Wunsch des indischen Philosophen ist, sich in einem Lotoskelche zu wiegen, ohne Gedanken, ohne Beschäftigung, fast ohne Leben. Diese Passivität und Energielosigkeit, welche auch uns oft in heißen Sommern überfällt, zeigt sich in der ganzen indischen Geschichte, und gibt die heiße Zone den Völkern eines nördlicheren Klima's zur Beute. Fast alle Tropenländer zeigen uns den brutalen Uebermuth der Eroberer nnd die servile Dienstbarkeit der Eingeborenen; die barbarische Gluth der Sonne scheint auch die Menschen dort zu Brutalitäten und zur Barbarei hinzureißen; die Men-

schenrechte werden mit Füßen getreten, und in den Massen des Volkes ist kein Widerstand gegen fremde Unterdrückung. Freie Völker, die an der Civilisation dieses Jahrhunderts vollständig Theil nehmen, wie England, Holland, Völker, welche die Menschenrechte und die bürgerliche Freiheit in ihrer nördlichen Heimath achten, zeigen sich in Ostindien und Java als rücksichtelose Barbaren, und die hundertfach stärkere Bevölkerung der Eingeborenen weiß sich nicht dagegen zu wehren.

Am auffallendsten zeigt sich der Unterschied zwischen dem gemäßigten und tropischen Clima in Amerika. Dieses Land ist, — wenn auch manchmal nicht den Anschauungen und Sitten, so doch den Gesetzen nach, — das freieste Land der Welt; aber in den südlichen Staaten herrscht eine barbarische Macht, die alle Grundsätze des Rechtes und der Humanität mit Füßen tritt. Das Klima allein ist allerdings nicht Schuld an der Sklaverei; Racen-Unterschiede, historische und Cultur-Verhältnisse u. s. w. wirken mit. Aber das Klima ist doch die nächste Veranlassung dieses Institutes. Es ist der weißen Race kaum möglich, die Ackerbauarbeiten auf den Reis- und Baumwollenfeldern zu verrichten unter der tropischen Sonne, die aus den sumpfigen Gegenden des Südens giftige Dünste kocht. Damit ist freilich die Sklaverei nicht gerechtfertigt, wenn auch dort Negerarbeit der weißen Arbeit in vielen Fällen vorzuziehen ist. Ueberhaupt machen die klimatischen Verhältnisse des Südens die Arbeit, welche ja allein die Grundlage der Freiheit ist, zu einer Last, zu einer Plage, und daher das allgemeine Bestreben, Andere für sich arbeiten zu lassen, welches die Quelle aller Unterdrückung und Unfreiheit ist.

Ebenso und fast aus denselben Gründen, wie das tropische Klima, ist auch die kalte Zone der Entwickelung der menschlichen Freiheit und Humanität nicht günstig. Der menschliche Körper kann sich hier nicht vollständig ausbilden und mit ihm verkrüppeln und verkümmern auch alle menschlichen Verhältnisse. Der Körper der Grönländer, Lappländer, Samojeden, der sibirischen Völkerstämme ist unverhältnißmäßig klein; die harte Natur versagt diesen Völkern die hinreichenden Nahrungsmittel und den Spielraum, sich zu entwickeln; wie die Pflanzen, und Thiere verkrüppeln auch hier die Menschen, und es ist wohl eine vergebliche Hoffnung, von den Polarländern noch eine Zukunft menschlicher Freiheit und Civilisation zu erwarten.

Der harte, strenge Charakter des Nordens ist am deutlichsten in Rußland ausgedrückt, dessen ausdauernder, immer umsichgreifender und Alles vor sich niederwerfender Despotismus mit nichts Anderem verglichen werden kann, als mit der Herrschaft eines polarischen Winters. Aber auch hier sehen wir oft einzelne vorübergehende revolutionäre Bewegungen, die an die Ausbrüche der unter dem Eise begrabenen Vulkane des Nordens erinnern. Doch dem vulkanischen Ausbruch folgt bald wieder die Todtenstille des Grabes. In der That, der russische Despotismus hat den Winter nicht

nur gegen auswärtige Feinde, sondern auch gegen sein eigenes Volk zum Verbündeten, und unter einer wärmeren und freundlicheren Sonne würde der russische Koloß bald zerschmelzen. Nicht mit Unrecht sagt man daher, daß Rußland durch die Erwerbung des Orientes den ersten Schritt zu seinem sichern Untergange thun werde.

Gewiß die Freiheit ist eine universelle Eigenschaft, die alle Verhältnisse des Menschen betrifft, nicht allein sein Verhältniß zum Staate und der menschlichen Gesellschaft. Sie ist daher auch nicht allein von politischen Institutionen und historischen Errungenschaften, nicht allein vom Culturstandpunkte eines Volkes abhängig, sondern auch vom Klima und anderen Naturbestimmtheiten. Wir können am Ende die Freiheit nicht besser definiren, als indem wir sagen, daß sie das rechte Maaß für alle Dinge und Verhältnisse sei. Freiheit ist Mäßigung in Allem, was in und um uns ist; alle Extreme und Exzesse sind der Freiheit zuwider, auch die Extreme und Exzesse des Klima's. Das erste Bedingniß zur Freiheit sind solche natürliche Umstände, welche eine freie Entwickelung des Individuums erlauben; also neben persönlichen Fähigkeiten und Anlagen solche äußere Verhältnisse, in denen diese Anlagen sich entwickeln können, neben der Anreizung zum Streben und Arbeiten auch die Hülfsmittel dazu, neben dem Streben der Erfolg, neben dem Bedürfniß der Genuß. Wo nach irgend einer Seite sich in dieser Beziehnng Extreme zeigen, da ist Unfreiheit. Große, gewaltsame Leidenschaften, übertriebene Gewohnheiten und Neigungen, einseitige Bestrebungen stören ebenso sehr die persönliche Freiheit, wie körperliche oder geistige Unfähigkeiten, oder wie unfreie politische Verfassungen.

Um auf unser spezielles Thema wieder zurück zu kommen, so ist das gemäßigte Klima das eigentliche Terrain für die Entwickelung des Menschengeschlechtes und der menschlichen Freiheit. Was in den heißen und in den kalten Zonen sich von Kultur und Humanität findet, hat seinen Ursprung in den gemäßigten Zonen. So verschieden auch das Klima in den Ländern der gemäßigten Zonen sein mag, so ist es doch überall geeignet zum Leben und zur Arbeit; es fordert die Menschheit mit dringender Nothwendigkeit zur Arbeit auf, aber belohnt auch die Arbeit in richtigem Verhältniß. Die Natur ist hier gerade nicht wie in den Tropenländern verschwenderisch gegen den Menschen, aber in den meisten Fällen gerecht und gegen seine Mühen dankbar. In den gemäßigten Zonen herrscht fast überall und wenn es nicht durch die Menschen selbst verändert ist, das richtige Verhältniß zwischen dem Bedürfniß und den Mitteln, dasselbe zu befriedigen, und ein solches Verhältniß ist die erste Bedingung zur Freiheit.

So sehen wir denn auch, wie den Ländern der gemäßigten Zonen eine Blüthe der Civilisation nach der andern aufsprießt. Während das orientalische Tropenleben mehr ein unentschiedenes Gattungsleben war ohne individuelle Sonderungen und Bestimmtheiten, zeigt sich schon das Leben

der Hellenen als der Ausdruck persönlicher Freiheit und Selbstständigkeit, deren ersten Ursprung wir wohl nicht weiter verfolgen können, als bis zu den ersten Tagen griechischer Geschichte. Im alten Griechenland wurde die Menschheit zuerst frei von den Naturbestimmtheiten, indem dieselben als Gottheiten personifizirt mit den Menschen in Verkehr traten. Die ganze griechische Mythologie ist nichts weiter, — wie dies namentlich Ottfried Müller in seinen Prologomenen zur griechischen Mythologie gezeigt hat, — als eine Personifikation, eine Vermenschlichung der Naturgewalten, deren Thun und Handeln auf vollständig menschliche Weise begriffen und geschildert wurde, so daß ein ununterbrochener Zusammenhang zwischen Göttern und Sterblichen, oder mit andern Worten, mit der Natur, ihren Gesetzen und Erscheinungen und dem Menschengeschlechte hergestellt wurde. Mit ihrem Instinkt der Vernunft sahen die Griechen vor fast dreitausend Jahren die Wahrheit schon ein, die heute dämmerhaft im Hintergrunde der Naturwissenschaften auftaucht, daß nemlich die Naturgesetze und die Gesetze des menschlichen Lebens identisch sind, und daß ein und dasselbe Maaß, die unnahbare Nemesis der Alten, die natürliche, wie die sittliche Welt beherrscht. Die Einheit des Menschengeschlechtes und der Natur, welche heutzutage wissenschaftlich begründet wird, war damals freilich nur ein poetisches Bild, aber dieses Bild prägte sich im ganzen Charakter des Griechenvolkes ab. Wir finden im ganzen Leben der Griechen das Glück der Natur und die Heiterkeit des Klima's wieder; wir sehen in ihrer Philosophie, wie in ihrer Literatur die Klarheit des Himmels, der sich über der Akropolis wölbt, und hören in ihrer Politik das vielstimmige Rauschen des Meeres, das sich zwischen den Felsen und Eilanden hindurchzwängt. Dies war die erste Vermählung der Natur mit der Menschheit auf der Grundlage einer durchaus poetischen Weltanschauung.

Die Gestade des Mittelmeeres, welche vielleicht von dem schönsten Klima der Welt begünstigt sind, bildeten über ein Jahrtausend lang den eigentlichen Schauplatz der Weltgeschichte; Rom vereinigte dieses ganze Ländergebiet unter seinen Scepter, und die Barbaren von Osten und Norden strömten zu den gesegneten Ländern hin, und vermischten die südliche Gluth mit ihrem rauhen nordischen Wesen. Der Schauplatz der Weltgeschichte vergrößerte sich, und der Norden Europa's trat in den Vordergrund. Der Theil der Weltgeschichte, welcher sich hier, in Frankreich, Deutschland, England, Schweden entwickelt hat, unterscheidet sich sehr von den Blüthen der Cultur, die am Mittelmeer gewachsen sind; es ist ein ernsteres, rauheres, aber auch entschiedeneres, kräftigeres Wesen am Strande der Nordsee, als an den Gestaden des Mittelmeeres; die altdeutsche und niederländische Literatur und Kunst unterscheidet sich sehr von den weichen Formen der italienischen Poeten und Künstler; man merkt in Allem den nordischen Ernst, welcher der Weltgeschichte eine neue Periode anweist.

In neuester Zeit hat die Menschheit fast von dem ganzen Erdtheile Besitz genommen; Schiffe fahren in die äußersten Polarregionen, um wissenschaftlicher und Handelszwecke Willen, während der Kaufmann es nicht verschmäht, unter der glühenden Sonne des Aequators zu wohnen. Das Klima und die Zonen sind keine Schranken mehr für das Menschengeschlecht. Aber dennoch merkt man noch immer die klimatischen Einflüsse, und vielleicht jetzt mehr, wie früher. Wir können uns durch eine kleine Rundschau leicht davon überzeugen. Der Nebel, welcher einen großen Theil des Jahres Alt-England bedeckt, ist auch in der Literatur, der Politik, dem geselligen Leben Albions zu finden; fast jeder einzelne Engländer zeigt in seinem Benehmen einzelne Sonderbarkeiten und Idiosynkrasieen, die an den gemeinsamen Charakter der Nation erinnern. Wie sehr contrastirt der schwerfällige Holländer, dessen ganzes Leben still und mürrisch dahin schleicht, wie das Wasser in seinen Kanälen, mit seinem französischen Nachbar, der unter den Strahlen einer warmen Sonne und unter einem klaren Himmel den feurigen Wein pflanzt und trinkt. Welch ein Unterschied zwischen der ganzen historischen Entwickelung, dem Volkscharakter und den geselligen Zuständen zweier Länder, die nur durch einen schmalen Kanal getrennt sind, zwischen Frankreich und England! Und welch ein Unterschied selbst zwischen den Bewohnern des sudlichen und nördlichen Frankreichs! Bemerkt man nicht in der jüngsten Geschichte Italiens die heiße Sonnengluth des italienischen Klima's, gefolgt von der dadurch erzeugten Ermattung und Erschöpfung? Ist das Leben, die Entwickelung und Geschichte des schweizerischen Volkes nicht ein Spiegelbild seiner freien Berge mit den stillen, abgeschlossenen, unzugänglichen Thälern, zu welchen kaum ein Strahl der Sonne den Weg findet? Sehen wir nicht in Deutschland selbst im Norden und Süden den Unterschied des Klima's und der Bodenbildung wiederholt in einem Unterschiede des Volkscharakters, der geselligen Verhältnisse, der Sitten, ja selbst in besonderen Manieren und Nüancen der Kunst und Literatur? Können wir nicht in jedem Lande und jedem Volke den Bergbewohner, der die freie Gebirgsluft athmet, von seinem Nachbar in der sandigen Ebene oder am Strande des Meeres unterscheiden?

Alle diese Verschiedenheiten des Klima's, zu denen wir natürlich auch die Verschiedenheiten der Nahrungsmittel als abhängig von Klima und Bodenbildung rechnen, geben in Verbindung mit nationalen und kulturhistorischen Unterschieden dem Menschengeschlechte tausend verschiedene Formen und Typen, und erzeugen die größte Mannigfaltigkeit der körperlichen und geistigen Bildung. In diesem Reichthum der Varietäten besteht die Schönheit des Menschengeschlechtes. Die fernere Entwicklung des Menschengeschlechts wird diesen Reichthum der Varietäten noch vermehren, während sie zu gleicher Zeit die Uebereinstimmung des Menschen mit andern Menschen, das Gattungsbewußtsein, den wahren allgemein menschlichen Ty-

pus desselben noch mehr hervorheben wird. Das Ziel menschlicher Entwicklung geht dahin, daß auf der gemeinsamen Basis des Menschenthums lauter verschiedene Individualitäten existiren, von denen jede für sich eine bestimmte, von allen Andern unterschiedene und charakteristisch ausgeprägte Persönlichkeit bildet. Der Mensch ist nur dadurch Persönlichkeit, daß er sich von andern Menschen unterscheidet, und da auch die klimatischen Verhältnisse dazu beitragen, so sind auch sie ein Beitrag zur Bildung der Persönlichkeit, der individuellen Entwickelung, und damit zur Selbstständigkeit und Freiheit.

Ja, auch das Klima und die klimatischen Unterschiede sind ein Mittel zur Freiheit. Dies fühlt wohl Jeder in den ersten warmen Maitagen, wenn die freundliche Sonne tausend alte Hoffnungen in seiner Brust auf's Neue belebt. Der Frühling ist nicht nur die Zeit der Liebe, sondern auch der Freiheit, dies wissen auch die Despoten und deshalb zittern sie vor dem Frühling. Der kalte, schnöde Dezember ist der Monat der Staatsstreiche und des Völkermordes; doch Februar und März zählen glorreiche Tage der Freiheit, bis daß unter der glühenden Sonne des Juni und Juli die Revolution die Bluttaufe bekommt.

Lieder eines Heimischen.

Von Prof. Th. Hilgard.

I.

Die Jahreszeiten.

Verkündigung.

Auf feuchten Flügeln braust einher
Der laue Föhn, so trub, so schwer.
Die Nacht ist bleich, der Nebel rinnt,
Die Rebe feucht, es seufzt der Wind.
Sanft wallt am Schnee und weint am Eis
Die Nebelfee so weich, so weiß —
Der Liebe Weh'n, da neu erfullt
Ihr warmer Kuß den Schooß der Erden.
Der Brautgewande Schnee durchquillt
Ein Himmelsgruß, zu heil'gem Werden;
Und schluchzend rauscht's in Thränenbächen:
Laut über'm Haupt die Donner sprechen.

Es rinnt und haucht die Flur, die freie,
Weihkräftig raucht des Wald's Gestreue,
Verzehrend strahlt das reine Licht.
Aus hoher Ferne klare Klänge!
Der Schaaren fahrende Gesänge
Auf hehrer Lüfte Spur gewiegt.
In Wirbeln kreisend schwillt die Schaar
In's Blau versank ihr hoher Reigen:
In des Geheimniß Höh'n entstiegen
Der Klänge viel, sich wunderbar
Gedankenklar dem Blick zu zeigen,
In schlichtem Flug, wo Jeder schauend —
Und Jeder folgt dem Zug vertrauend.

Weiß schwingend wallt die stäte Bahn
Beflammter Schnee der Sängerschwan;
Es tönt der schwarze mit dem weißen —
Gemeinsam Ziel ist fern verheißen;
Und lockend — glockend — um die Wette,
Des Gänseschwan's, der Gänse Kette.
Doch wankend über die Gelände
Mit schwachem Schwung und schwerer Lende
Schwirrt quackend tief die fette Ente —
Mit Krone, Schnörkel, Zopf und Haube; —
Und sausend eilt die Wandertaube
In dichter Wolke Bogenschweifen —
Wie tosend Sturmgewölke streifen —
Durch einen Sehkreis schnell dahin.

Frühlingswehen.

Der Frühling bricht herein mit schwülem Drang —
So lähmend süß sein Weh'n — so ahnungsbang!
Doch die in Lüften mächtig braut und schafft
Erfüllt die Brust: die schöpferische Kraft!
Am grauen Hag entfaltet sich das Grün,
Durch öde Wipfel fließt's wie Morgenglüh'n,
Zehntausend Knospen drängt's zu blüh'n. —
Von gold'nem Staub im hohen Waldesreigen,
Im Blühgewölk an Bäumen und Gesträuchen.
Den Teppich streut ein zücht'ges Blüthenweiß
Im Pfingstgewand des Frühjahr's helle Schöne —
Bunt sprießt das Laub — die Sonne strahlt so heiß —
Und froh erwachen alle Töne.

Das schlanke Duftholz färbt die hohen Dolden
Und Eich- und Nußwald seine Schläge golden.
Der Mühsal Kelche — braun, an niedern Zweigen —
Gesalbter Früchte edlen Rahm zu zeugen.
Doch tückisch schmückt die Nacht, die eisig tödtet
Mit Flitterpracht — den Baum, den Purpur röthet
Vollendet tief erglühter Jugendfülle. —
Stark ist der Kern, und köstlich seine Hülle; —
Der in des Menschen thatgeweihter Hand
Am Herz der Ströme seine Heimath fand.
Und bitt're Würze hauchet in Gebraus —
Des Pflaumendickigt's schneegebautes Haus,
Der Traubenkirschen milchgestirnte Pfühle —
Durchtönt von saugend sausendem Gewühle —
Die hehrauf weh'n, wo stumme Bächlein zieh'n —

Und breite Kräuter deuten sagend hin,
Um modermürbe Stämme krächzend kreuchen
Und Strunke, breit, im gelben Moosgewand:
Der Ringe Bund, der Ja're Bau — sie reichen
Die Hand dem Tag, der Colon ausgesandt!
Wer schlug euch hin, die unbeachtet bleichen,
Jahrzehndtemorsch, im jungen Eidelland?
Wer schwang die Art? die Hand, gesandt zu zeugen
Vom Geist, der durch die Wildniß sich gebahnt
Und ihren jähen Sohn, auf Tod und Leben
Des *freien Friedens* zäher Kraft belehrte. —
Und mächt'ge Stämme, die der Strahl versehrte
Erstorb'ne Enden schroff zum Himmel heben,
Verkohlte Pf iler frohbekränzter Reben,
Und schwarze Geier, die die Leiche nährte
Im trägen Flug zum hohen Sitz entschweben.
Verwesung hier, und dort das neue Leben,
Denn witternd wirkt und athmet auf der Börde
In Licht und Nacht d.r Schöpferhauch der Erde.

Am Ruhetag, auf munter leichtem Pferde
Durch Hochwald, Flur und Dickicht hingetragen
Zum Freundeshaus, an heißen, hellen Tagen.
Wie haucht und minnt die regungsreiche Luft,
Wie blaut und spinnt ihr zarter Schleierduft —
Wie wogt ein Weh'n so wonnedüftereich
Durch Zweiggekrön und grünendes Gesträuch!

In rothem Dorngewand, mit grünem Saume
Geschärft das Schwert, der Wahrheit weite Bäume —
Brandfarb'ner Kern; im weiten Lebenskreise
Schwarzmarmeln Gut, in rauhbeschwielter Weise —
Gereift im Frost — ein innig tief Gemüthe —
Durchweht der Hauch der wilden Apfelblüthe:
Der Dichtung Geist, die blühend blutbewährte,
Bedornt, befezt — der herben Zwei Gefährte.
Dort nistet, stumm erfüllt, in blühender Laube —
Der Sehnsucht Bild — die seelenvolle Taube.
Aus Purpurknosp·n zärtlich weich erblaßt
In süßer Feier wogt ihr Blüteng'fühl —
Es dröhnt im Chor, daher in Sausehast —
Daher dahin in brausendem Gewühl —
Der Falter schwingt — ein Murmeln und Gesumme —

Sidelei.

Schon brach der Pflug des Winters mürbe Krume,
Weithin erschallt's von mächt'ger Aexte Schlägen
Und Alles scheint von Kräften sich zu regen.
Die Lichtung sieh, auf neuem Sidlerthume!
Er kam im Herbst mit Weib und Axt und Wagen,
Der Nachbar half die ersten Bäume schlagen,
Die kleine Hütte blockten schnell sie auf,
Erspalt'ne Planken deckte man darauf;
Und Bäume, lastend. Bauend aus dem Ende
Setzt man die Feuerstatt von Ziegelstein —
Von Holz und Lehm des Schlots geblockte Wände —
Uud Thür und Fenster setzte man darein.
Lehm füllt die Wand; mit sterngestückter Decke
Das Bett, des Kindes Wiege noch hinein —
Des Hohltrumms Hälfte — andre stehn zur Ecke
Als Faß und Scheffel, Trog und Küchenschrein.
Hoch lodert auf des Feuers Lebensschein;
Der Kessel dampft, es schmoct von süßem Specke,
Von Maisbrod, Kürbis und gebrat'nem Schwein.
So zog die Hausfrau wunderthätig ein;
Und haust geschickt im allerkleinsten Fache;
Das Wasser quillt nicht fern, bei einem Bache.

(Fortsetzung folgt.)

———ooo———

Deutsche Erfinder in den Vereinigten Staaten.

Wenn wir nicht irren, so war es der „Monroe Commercial", der jüngst die witzige Bemerkung machte, daß der Yankee, wenn er geboren sei, sich einige Mal in seiner Wiege umdrehe, dann sogleich eine Erfindung mache, und um ein Patent einkomme. Die ungeheure Anzahl von Patenten, die jährlich ausgegeben wird — 1855 fast zweitausend —, berechtigt allerdings den Herausgeber obigen Blattes zu dieser Bemerkung, und der erfinderische Geist des Amerikaners, seine Rastlosigkeit und Sucht nach Neuem findet in den Vereinigten Staaten ein breites Feld der Thätigkeit und auch in den meisten Fällen gehörige Remuneration, obgleich dieses Streben nach einem Monopol im Ganzen wenig republikanisch ist und zu sehr die angeborne Geldgier durchblicken läßt.

Wie die Sache aber auch sein möge, das erfinderische Genie des Amerikaners läßt sich nicht läugnen. Es hat in der letzten Zeit auch in Europa durch seine vortrefflichen Agrikulturmaschinen herrliche Triumphe gefeiert, und das beflügelte Wort, das, getragen von den Drähten des elektrischen Telegraphen, bald mit Blitzesschnelle von Welttheil zu Welttheil reisen wird, sowie Fulton's Erfindung, die eine Reise nach Europa zu einer Lustfahrt macht, singen laut seine Apotheose. Ein patentirter Stiefelknecht oder ein halb Dutzend patentirter Hosenträgerschnallen thun der Sache keinen Eintrag. Sie verhalten sich eben wie das bescheidene Veilchen zur bunten Tulpe einer Nähmaschine, wie die unscheinbare Hauswurz zur stolzen Sonnenblume einer Quarzstampfmaschine, die den „yellow dust" Californiens am schnellsten zu Tage fördert.

Früher waren die Deutschen das erfinderische Volk. Haben Sie nun ihren Geist verloren, und hat der ungerathene Sohn John Bull's ihm den Rang abgelaufen? Fast hat es den Anschein. Erfindungen, die die Welt umgestalten, wie ehemals das Pulver und heutzutage die Dampfkraft, wurden in der letzten Zeit in Deutschland nicht mehr gemacht. Die Entdeckung der Schießbaumwolle, die wir einem Deutschen zu verdanken haben, und welche jedenfalls noch eine große Zukunft zu erwarten hat, wurde von Oben herab mit sehr mißgünstigen Augen angesehen und deßhalb nicht weiter verfolgt, obgleich ihre Mängel gewiß noch zu verbessern sind; oder die hohen Herrn fanden es höchst gefährlich für ihr Gottesgnadenthum, wenn sie so ohne allen Lärm und Rauch sollten aus der Welt geschafft werden können. So eine Nachtmütze von Schießbaumwolle könnte ja leicht explodiren und den allerdurchlauchtigsten Kopf mitnehmen, wenn derselbe sich bei schlimmen Träumen etwas auf dem Kissen wälzt. Verschiedene Entdeckungen in der Chemie ausgenommen, lieferte Deutschland verhältnißmäßig wenig in den praktischen oder vielmehr alltäglichen Zweigen des Lebens, aber seine Söhne, die nach Amerika übergesiedelt, scheinen von Bruder Jona-

than wieder frisch angespornt worden zu sein, und streben, ihren Voreltern, den Erfindern der Nürnberger Eier, des Pulvers und der Buchdruckerkunst, alle Ehre machen zu wollen.

Ohne zurückzugehen auf mehrere Jahre, in welchen Deutsche Patente erhielten auf höchst wichtige Erfindungen, z. B. die Tödtung des Wallfisches mittelst einer elektrischen Batterie, finden wir in den Patentlisten des letzten halben Jahres die Deutschen sehr zahlreich vertreten und zwar allen möglichen Zweigen, und mit Freude sehen wir, daß bei ausgesetzten Preisen für eine Erfindung unsere Landsleute sich anstrengen, um die Palme zu erringen und oft mit Glück. So setzte z. B. vor neun bis zehn Monaten der Eigenthümer eines großen Marmorbruchs einen Preis von 10,000 Dollars aus für die beste Maschine, um Marmor in Obeliskform zu schneiden. Unter der Zahl der Preisbewerber, welche bis jetzt ihre Maschine patentirt erhielten, sind nicht weniger als vier Deutsche, und wie wir hören, sollen die Herrn Stötte und Schmidt in Brooklyn den Preis davon tragen. Die Herrn Abraham Straub, von Kammerhueber und C. A. Schultz lieferten jedoch ebenfalls höchst brauchbare Maschinen, die in vielen Grabsteinmanufakturen figuriren werden.

Gustav Weißenborn in New-York hat Allen, welche Dampfmaschinen besitzen, durch sein „Thermo-Udoric Filter" einen großen Dienst geleistet. Die Inkrustation der Dampfkessel durch Niederschläge des Wassers war bis jetzt eine höchst widerwärtige Sache und Ursache beständiger Klagen der Ingenieure. Jetzt ist das Uebel gehoben. Das Filtrum läßt sich leicht an jedem Dampfkessel anbringen, und das Einstellen der Maschine und Herausmeiseln der Inkrustation, was früher alle zwei bis drei Monate nöthig war, je nach dem Kalkgehalt des gebrauchten Wassers, ist fernerhin nicht mehr nöthig.

Da wir gerade von Dampfmaschinen sprechen, wollen wir auch die Verbesserung am Dampfkessel von Herrn F. B. Dimpfel erwähnen und G. Pullinger's „Automatic Gate for Rail Road Crossings" nicht vergessen. Besonders Letzteres ist von ungeheurer Wichtigkeit. Tausende von Dollars werden jährlich von den verschiedenen Eisenbahnkompagnien bezahlt für überfahrenes Vieh, das sich auf dem Schienenwege befindet, und häufig wurde dadurch eine Collision herbeigeführt und selbst Menschenleben gingen verloren. Herr Pullinger erfand nun eine Vorrichtung, ein Thor, das sich von selbst öffnet und schließt, wenn ein Zug herankommt und das Vieh verhindert an die Kreuzwege zu kommen. Nicht nur die Menschheit, sondern auch die Thierheit wird ihm für diese Erfindung dankbar sein müssen.

Wie mancher Farmer wird jubeln, wenn er Peter Geizer's „Grain Separator" zu Gesicht bekommt. Jetzt ist es ihm für billiges Geld möglich, verschiedene Arten von Getreide, die unter einander gekommen sind, zu sortiren, und sein Weizen, der durch Mischung mit Roggen, Hafer, Gerste u.

s. w. werthlos geworden, braucht nur durch die Maschine zu laufen, und findet sich rein und unvermischt in einer Truhe, während der Roggen in einer zweiten, der Hafer sich in einer dritten findet, alle gereinigt von Spelzen und Trespe.

Eduard Weißenborn erfand eine Maschine, Stühle zu machen. Wie wichtig dieser Gewerbszweig ist, weiß nur der, welcher den Bedarf der gewöhnlichen hölzernen NewEngland Stühle kennt.

Pianoforte's wurden von Herrn H. Schönacker in Detroit verbessert. Die Deutschen werden hier zu Lande hauptsächlich als ein musikalisches Volk betrachtet; die meisten Musiklehrer sind Deutsche; ganz mit Recht gehen daher auch Deutsche an die Vervollkommnung der Instrumente, und der Stolz des KnowNothings mag sich beugen, wenn er sieht, daß einem deutschen Tondichter die erste Statue gesetzt wurde, wie dies geschehen in Boston, im Angesichte des Obelisken von Bunkerhill. Deutsches Verdienst hat auch hierin endlich Anerkennung gefunden, und schon hört man weit seltener als früher den YankeeDoodle und die Lieder der schwarzen Troubadours: „O Susanna“ 2c.

Bei Gelegenheit der musikalischen Instrumente und der Beethoven Statue fällt uns ein anderes Instrument ein, das gerade nicht großen Anspruch machen kann auf angenehmen Ton und auf welches die Harmonielehre bis jetzt mit nur sehr wenig Glück angewandt wurde, ich meine nämlich eine Maschine zum Sägfeilen. Jedermann wird sich aus Erfahrung erinnern, was für unangenehme, ohrzerreißende Töne durch den Strich der Feile auf den Sägezähnen hervorgebracht werden, und je mehr diese Arbeit verkürzt, diese Ohrenmarter beschleunigt wird, desto dankbarer wird unser Nervensystem sein. Der Mann, der dies zu Stande gebracht, ist auch ein Landsmann, Herr J. Erdle.

Ein Amerikaner hatte die geistreiche Idee, den überflüssigen Dampf der Locomotive durch angebrachte Orgelpfeifen ziehen zu lassen und wird wohl bei seinen bigotten Landsleuten das Vorurtheil gegen den Sonntagstrain siegreich bekämpfen. Wenn die Locomotive sich einer Stadt oder Village nähert, spielt der Ingenieur einen Choral, und bald werden die Blacklurds der Wälder und die Blacklegs der Städte sacred music pfeifen. Die fromme Lady aber, die Sonntags dreimal in die Kirche geht und während der andern Zeit nicht weiß, was zu thun, wird sich in Konrad Kiefers eigens für ihre Bequemlichkeit konstruirten Fächerschaukelstuhl setzen, sich in halb wollüstiger Verzückung in den siebenten Himmel träumen, wo Gott Vater sie wiegt und der Erzengel Gabriel ihr Kühlung zufächelt.

Das „utile dulci“ des Horaz hat Herr Dr. J. Buhler in New-York befolgt durch seine Verbesserung der Klystierspritzen und der Röhren für Dampfbäder. Wir hoffen, daß derselbe durch diese für das Interesse der

leidenden Menschheit sorgenden Erfindungen viel Geld verdient, um die Herren Lindner und Hoffmann in Arbeit zu setzen, welche gut schließende Porte Monnaie's erfunden haben, welche das Erworbene zusammenhalten, während es ein Vergnügen sein muß, den biegsamen Federhalter des Herrn F. J. Klein zu benützen, um den Profit jedes Tages sauber einzutragen.

In Argand'schen Lampen war es bisher noch nicht möglich, sogenanntes Pine-Oil zu brennen, bis Herr J. von Buntschoten das Räthsel löste und die Lampe zweckmäßig konstruirte. Es werde Licht und es ward Licht. An Plätzen, wo Gas zur Beleuchtung der Zimmer nicht zu haben ist, ist diese Erfindung von großem Werthe, und die Augen des Arbeiters, dessen Fleiß einen Theil der Nacht beansprucht, die Augen der rührigen Hausfrau, die noch Hemden auszubessern und Strümpfe zu stricken hat, wenn das wilde Häuflein der Kinder durch Schlaf endlich zur Ruhe gebracht, und die Augen des Gelehrten, der bis lange nach Mitternacht die feinen Lettern griechischer oder lateinischer Klassiker durchstudiert, werden dem Erfinder Dank wissen für sein klares, stetiges Licht, das die rothe, rauchige Flamme der Thranlampe oder die gewöhnlichen Unschlittkerzen weit hinter sich läßt.

Die Herrn G. A. Blittkowski und F. W. Hoffmann in New-York haben die preußischen Zündnadelgewehre verbessert, während G. Buckel und E. Dorsch von Monroe, Mich., endlich das gefunden haben, was alle Büchsenmacher bisher umsonst gesucht und nur dem Zufall zugeschrieben haben, nämlich einen sichern Weg, die Jagdgewehre so zu konstruiren, daß sie die Schrote nicht zu sehr zerstreuen, was bisher der Fehler der meisten war, besonders wenn Rehposten, sogenannte „buckshot", geladen wurden. Mit Hülfe dieser Erfindung kann nun jeder Büchsenmacher in einer halben Stunde die schlechte Flinte zum Schuß richten, und garantiren, daß zwei Drittel der Schrote das Ziel erreichen.

Indem wir nun von den zahlreichen Patenten, die während des letzten halben Jahres an Deutsche ausgegeben wurden, einige herausgehoben haben, glauben wir unseren Lesern hinlänglich gezeigt zu haben, daß der Erfindungsgeist unter unsern Landsleuten noch hinreichend rege ist und zu noch größeren Hoffnungen berechtigt, wenn die Deutschen nach und nach die Wichtigkeit neuer Erfindungen für den allgemeinen Fortschritt mehr einzusehen gelernt haben. Viele derselben hängen bei ihren Manufakturartikeln noch immer zu sehr am alten Schlendrian, und werden daher von dem regsameren Yankee überflügelt, was keineswegs der Fall wäre, wenn sie dem Erfindungswesen und den neuen Entdeckungen in der Agrikulturchemie mehr Aufmerksamkeit schenken würden. In der jetzigen Zeit, wo die Wissenschaften, im Vergleich zu den vergangenen Jahrhunderten, im Sturmschritt vorwärts schreiten, bleibt Jeder weit zurück, der stehen bleibt, und es kommt nur auf uns selbst an, an der Spitze des Fortschritts zu stehen, statt mitleidenswerthe Nachzügler zu sein. Das Wort „foreign cattle", das

mancher Native bisher auch auf uns Deutsche angewandt hat, würde sich dann nicht mehr hören lassen, und die Ehre des deutschen Volkes, als eines Volkes von Denkern' würde auch in dieser Zeit so großer Anfechtung, wo die politische Macht Deutschlands so sehr darniederliegt, gewahrt werden.

G. H. E.

Schule und Welt.

Es mag vielleicht die Schuld der Erziehung sein, daß wir, wenn wir zuerst aus der Schule in das praktische Leben treten, die Welt und die Menschen, die Politik und die geselligen Verhältnisse, kurz Alles um uns her im Widerspruch zu unseren Systemen und Ideen finden, daß die Welt uns verkehrt und alle menschlichen Verhältnisse auf den Kopf gestellt erscheinen, und daß wir uns nicht in dem verworrenen Getreibe des Lebens zurecht finden können. Die Erziehung und Bildung ist, wenigstens was die höheren Unterrichtsanstalten Deutschlands betrifft, human und ideal; die erhabenen Ideen der Dichter, die logischen Systeme der Philosophen werden dem jungen Menschen mit auf den Weg in das praktische Leben gegeben. Voll von diesen Ideen, gewohnt an eine logische, systematische Auffassung der Dinge, sieht sich der junge Mensch auf einmal mitten in den Widersprüchen des Lebens, und da ist es denn leicht zu erklären, daß er eine „verkehrte Welt" vor sich zu haben glaubt. Wir können wohl sagen, daß drei Viertel der gebildeten deutschen Jugend zu Revolutionären erzogen werden. Aber trotzdem haben wir in den letzten Revolutionsjahren gesehen, daß es mit den revolutionären Bestrebungen unserer deutschen Brauseköpfe nicht gar gefährlich aussah, und daß sie trotz aller Philosophie und alles Humanismus sich doch recht gut in die „verkehrte Welt" zu schicken wußten.

Der Widerspruch zwischen der Erziehung und dem Leben, — ist er in der Erziehung oder in dem Leben begründet? Die ganze Schaar der Realisten und Materialisten gibt der humanistischen Erziehung und nicht dem inhumanen Leben Schuld. Sie will eine praktische, nicht eine philosophische Erziehung; die Nützlichkeit und das Geschäftliche soll in der Erziehung vorwalten; die Humanität soll dem Berufe, die Freiheit der Nothwendigkeit, das Wissen dem Können, Platz machen.

Ehe man an Vogt und Moleschott, an die Lehre vom Kreislaufe des Lebens und an den alleinseligmachenden Materialismus dachte, kämpfte man schon auf pädagogischem Boden den Kampf zwischen der Naturnothwendigkeit und Freiheit aus. Der Humanismus, aus dem Leben verbannt, sollte auch aus der Schule verschwinden. Die Philosophie wurde in die Acht erklärt, und allenthalben hörte man von den Leuten des „gesunden Menschenverstandes", daß die Logik eine überflüssige Wissenschaft sei.

In Amerika hat man denn auch die Schule mit den praktischen Be-

dürfnissen des Lebens in Uebereinstimmung gesetzt; die Oberflächlichkeit, die Eitelkeit, der Egoismus, die Gewinnsucht, herrschen in der Schule, wie im Leben, und jede Erkenntniß wird verschmäht und für überflüssig erklärt, die sich im praktischen Leben nicht in Dollar und Cents übersetzen läßt. Das Prinzip der Nützlichkeit beherrscht, wie alle anderen amerikanischen Verhältnisse, so auch die Schule; der Zweck der amerikanischen Bildung und Erziehung liegt nicht in der Bildung und Erziehung selbst, sondern in dem Nutzen, den man aus denselben schöpfen kann, in dem Vortheile, den die Kenntnisse bringen, in ihrer praktischen Brauchbarkeit. Der ganze Charakter der amerikanischen Schule zeigt uns dies schon; die Ostentation, welche mit den öffentlichen Schulprüfungen getrieben wird, die Menge der heterogensten Gegenstände, welche dort gelehrt werden, die Folge davon, die große Oberflächlichkeit des Unterrichtes: Alles dies zeigt uns, daß sich die Thätigkeit der amerikanischen Schule in einzelnen vorübergehenden Erfolgen erschöpft.

In dieser Beziehung paßt die amerikanischt Schule zum amerikanischen Leben, welches auch ein Ringen nach vorübergehenden Erfolgen, ein Wettrennen nach augenblicklichen Vortheilen ist. Amerika wird das Land der Zukunft genannt, aber kein Volk der Welt lebt so sehr für die Gegenwart, und hat so wenig Geduld, auf die Zukunft zu warten, wie das amerikanische. Der Amerikaner will überall gleich Erfolge sehen. Wenn er zum Musiklehrer geht, um Violine zu lernen, so fragt er, in wieviel Stunden und für wieviel Dollar er ein Virtuos werden könne. Den Sprachlehrer fragt er, was der Preis sei, um irgend eine Sprache fertig zu erlernen. Seine eigenen Fähigkeiten bringt er bei dieser Kostenberechnung nicht in Anschlag. So geht es auch in allen Zweigen des geschäftlichen und öffentlichen Lebens. Baut der Amerikaner Eisenbahnen, so müssen sie schnell befahren werden, wenn auch die Schienen kaum fest liegen und die Brücken aus Nothgerüsten bestehen. In der Politik rechnet der Amerikaner immer nur auf die nächste Wahl, will von ihr definitive Resultate haben, und bringt ihr jedes prinzipielle Opfer. Dieser Mangel an Ausdauer, an System und Logik, an einer gleichmäßigen, consequenten Thätigkeit verdirbt auch die amerikanische Schule. Alles soll im Sprunge und im Fluge geschehen, und der Humbug ist das Ende davon.

Wir Deutsche werden oft von den Amerikanern mitleidig über die Achsel angesehen, wenn wir ihnen sagen, daß wir zu dem Studium eines wissenschaftlichen Berufes mit seinen Vorbereitungswissenschaften zwölf bis fünfzehn Jahre gebrauchen. Dazu hat der Amerikaner nicht Zeit. Im Alter, wo unsere jungen Leute sich auf den Universitäten herumtummeln, sitzt der Amerikaner schon auf seiner Office und berechnet seine Spekulationen. Er ist auf der Schule oft schon mehr Geschäftsmann, wie mancher Deutsche sein Lebenlang wird. In der That, der Gegensatz zwischen Schule und Le-

ben, der in Deutschland so viele tragische Konflikte, aber auch so viele schamlose Apostasien nach sich zieht, scheint in Amerika kaum vorhanden zu sein. Die amerikanische Schule ist ganz für das praktische Leben berechnet und geht in dasselbe auf. Dies wird gewiß von Vielen für einen Vortheil gehalten werden, aber wir glauben, daß der Charakter der Schule dadurch vollständig verfehlt ist.

Wir glauben, daß die Schule um ihrer selbst willen da ist, nicht in Rücksicht auf das praktische Leben. Die Schule ist Selbstzweck. Ihre Aufgabe ist, Bildung zu geben, und nichts, wie dieses. Setzt die Bildung den Menschen in den Stand, ein nützliches praktisches Leben zu führen, so ist dies gut; es ist dies eine nothwendige Folge der Bildung, aber nicht der Zweck derselben. Bildung ist des Menschen eigenster, innerster Zweck; der Mensch muß deßhalb gebildet sein, weil er dadurch zu seiner eigenen innersten Natur kommt, nicht äußerer Vortheile halber. Bildung ist das Selbstbewußtsein des Menschen, sich als Gemeinwesen, als Mitglied der Gattung zu wissen. Dies Selbstbewußtsein ist unabhängig von allen praktischen Vortheilen. Zuerst muß der Mensch ein Mensch im wahren, vollen Sinne des Wortes sein, und dann erst kann er Bürger, Geschäftsmann u. s. w. werden. Die menschliche Natur muß im Menschen entwickelt und in ihm zum Selbstbewußtsein gebracht werden, dann erst ist er fähig, in den Kreis der bürgerlichen Gesellschaft einzutreten und sich selbst und seinen Nebenmenschen nützlich zu werden. Die Schule ist also zunächst nicht für das Leben und die Außenwelt, sondern für den Menschen selbst da, und bezieht sich mehr auf die Eigenthümlichkeit des Individuums, als auf die Bedürfnisse der Gesellschaft und die Erfordernisse des Berufes.

Wenn man auf diese Weise die Zwecke der Schule und das Wesen der Bildung auffaßt, dann wird man viele Irrthümer corrigiren können, die sich in das Schulwesen eingeschlichen haben. Man wird dann jedenfalls nicht mehr auf den Unterschied zwischen Realismus und Humanismus zurückkommen. Die Schule ist eine Anstalt des Humanismus und zu nichts Anderem, wie zur Entwickelung der reinen, unverfälschten Menschlichkeit bestimmt.

Daraus ergeben sich die gewichtigsten Folgen für die innere Einrichtung der Schule, die Lehrmethode, die Unterrichtsgegenstände u. s. w. Namentlich bei der Wahl der letzteren hat man nichts Anderes, als die Entwickelung des Selbstbewußtseins und der Humanität, im Auge zu behalten. Dazu ist die Kenntniß der Werke unserer Dichter und Philosophen ebenso nothwendig, wie das Studium der Natur und Geschichte. Dem jugendlichen Menschen soll alles Große und Edle nahe gelegt werden, was nur jemals die Weltgeschichte, die Literatur, die Wissenschaft und Kunst hervorgebracht hat; er soll schwelgen im Reiche der Geister; er mag sich berauschen an den Gedanken der großen Männer; die Dichter mögen seine

Freunde, die Philosophen seine Lehrer sein: er soll die köstlichsten Früchte auf dem Gebiete der Humanität genießen. Wenn er denn in das praktische Leben tritt, wird ihm freilich Manches fremd und unverständlich sein, aber das Selbstbewußtsein, der allgemeine menschliche Gehalt, der in ihm liegt, wird ihn mit den Widerwärtigkeiten des Lebens versöhnen; er wird sich mit dem Berufe, den er zu erfüllen hat, der Gesellschaft, auf die er angewiesen ist, den Verhältnissen, unter denen er leben muß, leicht versöhnen, weil er in dem Berufe, der Gesellschaft und den Verhältnissen nicht unterzugehen braucht. Man spricht oft von einem guten Genius, der den Menschen zur Seite steht. Dieser gute Genius ist aber nichts weiter, wie die gute Natur des Menschen, der allgemein menschliche Charakter desselben, das durch Bildung und Erziehung entwickelte Selbstbewußtsein, das in den Stürmen des Lebens trotz aller Verirrungen sich immer wieder zu sich selbst zurück rettet. Ohne diese allgemeinste Basis der Humanität kann der Mensch mit den vorzuglichsten praktischen Berufskenntnissen verwüsten und untergehen.

Die Schule und die Welt sind also zwei selbstständige Gebiete, die gegenseitig in einander eingreifen und mit einander in Verbindung stehen, aber nicht einander im Verhältniß des Mittels zum Zweck untergeordnet sind. Der Mensch ist zunächst sein eigener Zweck, und dann erst ist er fähig, die Zwecke der Welt zu erfüllen. In der Schule, durch Bildung und Erziehung, erobert sich der Mensch seine eigene Welt, und wenn er dort heimisch geworden ist, dann wird ihm die weite Welt zur Schule.

Ueber den Ursprung der Astronomie und Plato's Atlantis.

Aus der Gedächtnißrede Bailly's von *François Arago.*

Im Jahre 1775 veröffentlichte Bailly einen Quartband unter dem Titel: Geschichte der Astronomie des Alterthums von ihrem Entstehen bis auf die Errichtung der Alexandrinischen Schule. Eine ähnliche Arbeit, welche den Zeitraum zwischen der Alexandrinischen Schule und dem Jahre 1736 behandelt, erschien im Jahre 1779 in zwei Bänden. Ein vierter Band, welcher drei Jahre später erschien, führte die Geschichte der neueren Astronomie bis zum Jahre 1782. Endlich erschien im Jahre 1787 der fünfte Theil des unermeßlichen Werkes, die Geschichte der indischen Astronomie.

Zur Zeit als Bailly diese allgemeine Geschichte der Astronomie unternahm, besaß die Wissenschaft nichts Aehnliches. Freilich hatten die Gelehrten schon einige besondere Punkte, einige Einzelheiten behandelt, aber bisher hatten sich diese Untersuchungen niemals auf einen Gesammtüberblick gestützt.

Weidler's Buch, im Jahre 1741 veröffentlicht, ist wirklich nur eine einfache Aufzählung der Astronomen aller Zeiten und aller Länder, ein Verzeichniß ihrer Geburts- und Todestage und der Titel ihrer Schriften; und dieser Charakter des Buchs wird nicht geändert durch den Nutzen, den diese genaue Aufzählung der Daten und Titel gewährt.

Mit Meisterhand und in wenigen Zeilen entwirft Bailly den Plan seines Werkes. „Es ist von Interesse, sagt er, sich in die Zeit des Entstehens der Astronomie zurückzuversetzen; die Verkettung der Entdeckungen aufzusuchen, und zu sehen, wie sich Irrthümer unter die Wahrheit eingeflochten und deren Fortgang gehindert haben; endlich nach Durchlaufen aller Zeiten, aller Zonen, das Gebäude zu betrachten, das sich auf die Arbeit so vieler Jahrhunderte und so viel verschiedener Völker gründet."

Dieser umfassende Plan veranlaßte natürlich eine ausführliche Erörterung und Vergleichung zahlloser Stellen bei den alten und neuen Schriftstellern. Hätte Bailly diese Discussionen dem Text des Buches selbst einverleibt, so hätte er nur für Astronomen geschrieben; andererseits hätte sein Werk, nach Weglassen jeder Erörterung, für Liebhaber allein Interesse gehabt. In der Absicht dieser zweifachen Gefahr auszuweichen, beschloß er, nur das Wesentliche der Thatsachen im Text ununterbrochen fortlaufen zu lassen, und in besonderen Abschnitten, die er Erläuterungen nannte, die Beweise und die Discussion der rein hypothetischen Theile zu geben. Auf diese Weise wurde Bailly's Werk, ohne den Charakter einer Schrift ernster Gelehrsamkeit zu verlieren, dem allgemeinen Publikum zugänglich gemacht, und mußte dazu beitragen, richtige astronomische Vorstellungen unter den Gelehrten und den Gebildeten überhaupt zu verbreiten.

Als Bailly im Beginn seines Werkes erklärte, er wolle sich in die Zeit zurückversetzen, wo die Astronomie ihren Anfang nahm, konnte der Leser erwarten, einige Seiten nur mit Vermuthungen angefüllt zu sehen; ich weiß aber nicht, ob irgend Jemand so weit gegangen war, zu vermuthen, ein Kapitel des ersten Bandes (das dritte) würde den Titel führen: Ueber die vorsündfluthliche Astronomie.

Die hauptsächliche Folgerung, zu welcher Bailly gelangt, nach genauer Prüfung alles dessen, was wir mit Bestimmtheit aus dem Alterthume wissen, ist die Behauptung, daß man in der ältesten Astronomie von Chaldäa, Indien und China mehr die Trümmer als die Anfangsgründe einer Wissenschaft findet.

Als Bailly gewisse Vermuthungen von Pluche besprach, äußerte er: „Das Feld der Möglichkeiten ist unermeßlich, und obgleich die Wahrheit sich gleichfalls in demselben befinden muß, ist sie doch häufig nicht leicht zu erkennen."

Eine so verständige Aeußerung würde mich zu der Untersuchung berechtigen, ob man nicht gegen die Rechnungen unseres Collegen, welche das ungeheure Alterthum der indischen Tafeln darthun sollen, Einwendungen

erheben kann. Aber diese Sache ist bereits hinlänglich erörtert in einer Stelle von Laplace's Darstellung des Weltsystems, und es wäre unnütz länger dabei zu verweilen. Denn was aus Laplace's Feder hervorging, trug stets den Stempel des Verstandes und der Klarheit.

Nachdem Bailly in den ersten Zeilen seines vortrefflichen Werkes bemerkt hat, daß „die Geschichte der Astronomie einen wesentlichen Theil von der Geschichte des menschlichen Geistes ausmacht", fährt er fort: „vielleicht ist sie das wahre Maaß für die Bildung des Menschen, und der Beweis, wie viel er durch Zeit und Genie vermag." Ich möchte diesen Worten nur die Bemerkung hinzufügen, daß kein anderes Studium dem nachdenkenden Menschen interessantere und merkwürdigere Vergleichungspunkte darbietet.

Durch Messungen, bei denen die Methode ebenso einleuchtend als die Genauigkeit der Resultate groß ist, wird der körperliche Inhalt der Erde auf weniger als ein Milliontheil des Inhalts der Sonne zurückgeführt; die Sonne selbst, in die Region der Fixsterne versetzt, nimmt eine sehr bescheidene Stelle ein unter der unzählbaren Menge dieser Gestirne, welche das Fernrohr hat erkennen lassen; die 21 Millionen Meilen, welche die Erde von der Sonne trennen, werden, wegen ihrer verhältnißmäßigen Kleinheit, zu einer für Untersuchung der Dimensionen der sichtbaren Welt ganz ungenügenden Basis; sogar die Geschwindigkeit des Lichts (43000 Meilen in jeder Secunde) genügt kaum den Größenangaben, welche gewöhnlich in dieser Wissenschaft auftreten; endlich werden einige Sterne, durch eine Kette unwiderleglicher Beweise, in Entfernungen hinausgerückt, welche das Licht nicht in einer Million von Jahren zu durcheilen vermag, — wir stehen wie vernichtet vor solchen Unendlichkeiten. Indem die Astronomie dem Menschen und der Erde, die er bewohnt, einen so kleinen Raum in der materiellen Welt anweist, könnte es wirklich fast scheinen, als habe diese Wissenschaft nur Fortschritte gemacht, um uns zu demüthigen.

Betrachtet man die Frage aber aus einem andern Gesichtspunkte, und erinnert sich der höchst unscheinbaren Mittel, mit deren Hülfe die Lösung so vieler großen Probleme versucht und erlangt worden ist; erwägt man, daß der Mensch sein feinstes Organ sehr beträchtlich vervollkommnen mußte, bevor er die meisten von denjenigen Größen, die heutzutage in den astronomischen Rechnungen die Grundlagen bilden, erkennen und messen konnte; daß er nicht weniger genöthigt war, Methoden aufzufinden, welche sehr lange Zeiträume mit der Genauigkeit von Zehntelsekunden zu messen gestatten, ferner mit den durchaus mikroskopischen Wirkungen zu kämpfen, welche beständiger Temperaturwechsel auf die Metalle und folglich auch auf alle Instrumente ausübt; bedenkt man endlich, daß sich der Astronom gegen zahllose Täuschungen schützen muß, welche ihm die bald kalten, bald warmen, bald trocknen, bald feuchten Luftschichten bereiten, durch welche

hindurch er seine Beobachtungen anstellen muß: dann erscheint das schwache Wesen wieder in allen seinen Vorzügen; denn was bedeutet die Schwäche, die Hinfälligkeit unsers Körpers, diesem wunderbaren Werke des Geistes gegenüber? welche Bedeutung haben die Dimensionen des Planeten, der unsere Wohnstätte ist, des Sandkorns, auf dem uns kurze Zeit beschieden ist, zur Erscheinung zu kommen.

Die fast zahllosen Fragen, über welche die Astronomie ihr taghelles Licht verbreitet hat, zerfallen in zwei ganz verschiedene Gattungen: die einen boten sich dem Geiste von selbst dar, und der Mensch hatte nur nöthig, die Mittel zu ihrer Beantwortung aufzusuchen; die andern lagen, nach dem schönen Ausdrucke des Plinius, in der Herrlichkeit der Natur verborgen. Diese beiden Gattungen von Aufgaben behandelt Bailly in seinem Buche mit der Sicherheit und der Tiefe eines vollendeten Astronomen; ihre Wichtigkeit, ihre unermeßliche Bedeutung hebt er hervor mit dem Talente eines Schriftstellers vom ersten Range, ja mitunter in hinreißender Beredtsamkeit. Wenn in dem trefflichen Werke unsers akademischen Collegen, die Astronomie dem Menschen unwiderruflich eine unscheinbare Stelle in der materiellen Welt anweist, so gewährt sie ihm andrerseits eine äußerst hervorragende Stellung in der geistigen Welt. Schriften, welche in dieser Weise, gestützt auf die unerschütterlichen Schlüsse der Wissenschaften, den Menschen in seinen eigenen Augen heben, werden in allen Ländern und zu allen Zeiten dankbare Leser finden.

Bailly hatte im Jahre 1775 den ersten Band seiner Geschichte an Voltaire übersandt. Seinen Dank für dies Geschenk sagte ihm der gefeierte Greis durch einen jener Briefe, die er allein zu schreiben verstand, und in denen stets geistreiche schmeichelhafte Formen sich auf das Leichteste mit hohem Verstande verbanden.

„Ich bin Ihnen viel Dank schuldig", schrieb der Altvater von Ferney; „denn als ich noch krank war, und an demselben Tage ein großes medicinisches Buch und das Ihrige empfing, habe ich jenes gar nicht geöffnet, das andre aber fast schon gelesen, und befinde mich nun besser."

Voltaire hatte in der That Bailly's Werk, die Feder in der Hand, gelesen, und befragte den gefeierten Astronomen über Schwierigkeiten, die gleichzeitig Voltaire's unendlichen Scharfblick verriethen und die erstaunliche Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse. Bailly erkannte nun die Nothwendigkeit, gewissen Ideen, welche er in seiner Geschichte der alten Astronomie, als dem Hauptzwecke ferner stehend, nur nebenher behandelt hatte, eine weitere Entwickelung zu geben. In dieser Absicht veröffentlichte er im Jahr 1776 einen Band unter dem Titel: Briefe an Herrn von Voltaire über den Ursprung der Wissenschaften und der asiatischen Völkerschaften. Bescheiden sagte der Verfasser im Beginn seines Buches, daß er, „um den Leser durch das Interesse

der Schreibart auf das Interesse des behandelten Gegenstandes hinzuführen", an die Spitze des Werks drei Briefe des Verfassers der Merope stellen wolle, und protestirte gegen die ihm untergelegte Absicht, mit seltsamen Behauptungen spielen zu wollen.

Bailly's Meinung zufolge würden die gegenwärtigen asiatischen Völker nur die Erben eines früheren Volkes sein, welches eine sehr ausgebildete Astronomie besaß. Jene durch ihr Wissen so berühmten Chinesen und Hindus würden auf diese Weise zu einfachen Bewahrern der Wissenschaft, und könnten nicht länger die Erfinder derselben genannt werden. Gewisse astronomische Thatsachen, welchen man in den Annalen dieser Völker begegnet, scheinen ziemlich hohen Breitengraden anzugehören. Hierdurch geleitet, konnte man auf der Erdkugel den Sitz des ursprünglichen Volkes ermitteln, und im Widerspruch mit der herrschenden Meinung festsetzen, daß die Cultur von Nord nach Süd vorgeschritten ist.

Bailly bewies auch, daß die alten Mythen, naturwissenschaftlich aufgefaßt, dem Norden der Erde anzugehören scheinen.

Im Jahre 1779 gab Bailly einen andern Band heraus, als Fortsetzung des ersten, unter dem Titel: Briefe über Plato's Atlantis und über die alte Geschichte von Asien.

Voltaire starb, bevor er diese neuesten Briefe erhalten hatte. Dennoch war Bailly nicht der Meinung, die schon einmal gewählte Form der Behandlung ändern zu müssen: er fährt fort Voltaire anzureden.

Dem Philosophen von Ferney schien es seltsam, daß man keine Kunde von dem Volke besaß, welches, nach Bailly's Behauptung, Indien's Lehrer gewesen war. Um dieser Schwierigkeit zu begegnen, unternimmt der berühmte Astronom den Beweis, daß ganze Völker von der Erde verschwunden sind, ohne daß uns ihr Dasein anders als aus Sagen bekannt sei. Er führt fünf Beispiele an, und zwar in erster Reihe die Atlanten.

Von der Atlantis sagte Aristoteles, der sie für eine Dichtung Plato's hielt: „Ihr Schöpfer hat sie wieder zerstört, in derselben Weise wie die Mauern, welche Homer am trojanischen Gestade erbaut und wieder eingerissen hat." Diesen Zweifel läßt Bailly nicht gelten; er glaubt vielmehr, Plato habe den Atheniensern im Ernste von einem gelehrten, cultivirten, zur Zeit aber vernichteten und vergessenen Volke erzählt. Nur weist er die Annahme weit zurück, nach welcher die canarischen Inseln die Ueberreste der vom Meere verschlungenen, alten Heimath der Atlanten sein sollen. Bailly versetzt den Wohnsitz derselben nach Spitzbergen, nach Grönland, nach Nowaia-Semlja, Länder, deren Klima sich seitdem wesentlich verändert haben soll. Auch würde man den Garten der Hesperiden in der Nähe des Pols zu suchen haben; endlich sei der Mythos vom Phönix am Ufer des Obibusen entstanden, in einer Gegend, welche alljährlich fünf und sechszig Tage hindurch nicht von der Sonne beschienen wird.

An verschiedenen Stellen bemerkt man, daß Bailly selbst über das Seltsame seiner Folgerungen erstaunt, und befürchtet, die Leser möchten dieselben nur für ein Spiel des Geistes halten. Aus diesem Grunde äußert er sich: „Meiner Feder würde der Ausdruck für Gedanken fehlen, die ich selbst für unwahr hielte." Fügen wir hinzu, daß Bailly keine Anstrengung scheut. Der Reihe nach ruft er zu seiner Hülfe die Astronomie, die Geschichte, beide auf umfassende Gelehrsamkeit gestützt, die Philologie, die Systeme von Mairan und Buffon über die Eigenwärme des Erdkörpers. Er übersieht nicht (ich bediene mich seiner eigenen Ausdrücke), „daß, weil der Mensch empfänglicher ist für das Gefühl, als nach Kenntnissen strebsam, genußsüchtiger als lernbegierig, ihn im Allgemeinen eine Schrift nur durch Anmuth der Schreibart auf die Dauer interessirt, und daß die trockene Wahrheit durch die Langweile getödtet wird!" Und dennoch findet Bailly wenig Anhänger; die wissenschaftlichen Männer hält ein gewisser Instinkt ab, die Früchte einer so beharrlichen Arbeit anzunehmen. D'Alembert geht so weit, das Ergebniß ein ärmliches zu nennen; er spricht von hohlen Gedanken, von eiteln und lächerlichen Bemühungen, und bei Gelegenheit der Briefe nennt er Bailly gar den erleuchteten Bruder. Voltaire hingegen bleibt in seinen Beziehungen zu unserm Collegen stets in den Grenzen des Schicklichen und der akademischen Würde. Ihm ist der Ruhm der Brahminen theuer, aber das hindert ihn nicht, die Beweise, die Gründe des scharfsinnigen Astronomen sorgfältig zu prüfen. Eine solche ernste Prüfung sollte man heutzutage anstellen, nachdem der mystische Schleier größtentheils gefallen ist, welcher zu Bailly's Zeit den Orient verhüllte. Gegenwärtig kennen wir die Astronomie der Chinesen und der Hindus in allen Einzelheiten; wir wissen genau, bis zu welchem Punkt die mathematischen Kenntnisse dieser letzteren gelangt waren. Innerhalb weniger Jahre hat die Theorie der Centralwärme ungeahnte Fortschritte gemacht; endlich hat die vergleichende Philologie, durch die unschätzbaren Arbeiten von Sacy, Remusat, Quatremere, Burnouf und Stanislaus Julien, helles Licht über geschichtliche und geographische Fragen verbreitet, die früher in tiefes Dunkel gehüllt waren. Ausgerüstet mit all diesen neuen Mitteln der Forschung könnte man ohne Schwierigkeit beweisen, daß die auf ein unbekanntes Volk, welches der Erfinder aller Wissenschaften wäre, und auf den Besitz der Atlanten bezüglichen Systeme, nicht auf festen Grundlagen ruhen. Wenn aber Bailly heutigen Tages noch lebte, würden wir nur gerecht sein, indem wir in Voltaire's Worten, nur mit Aenderung des Zeitworts, zu ihm sprächen: „Ihre beiden Bücher, mein Herr, waren Schätze der tiefsten Gelehrsamkeit und der sinnreichsten Vermuthungen, geschmückt durch einen wahrhaft beredten Styl, welcher dem Gegenstande überall angemessen ist."

Die verkehrte Welt.

Wir leben in einem unzufriedenen, unbehaglichen Zeitalter, in welchem die Verhältnisse und die Menschen nicht zu einander zu passen scheinen. Lesen wir die Zeitungen durch, hören wir auf die Gespräche des täglichen Lebens, überall druckt sich ein Mißmuth über die Ereignisse, eine Verzweiflung mit den bestehenden Zuständen aus, welche nur durch eine einzige Linderung versußt wird, durch die Hoffnung, die in dem alten Liede liegt: „es kann ja nicht immer so bleiben". Die Welt, die wir vor uns und um uns sehen und mit welcher wir täglich verkehren müssen, erscheint uns total verkehrt, unnatürlich, vernunftwidrig, auf den Kopf gestellt, und wir können kaum begreifen, weßhalb die Menschen ihr Leben so sehr zu ihrer eigenen Qual und ihrer eigenen Tyrannei einrichten. Während wir doch in der Literatur viel Humanität, in der Wissenschaft viel Vernunft, in der ganzen Bildung des Zeitalters viel Aufklärung und geistigen Fortschritt sehen, finden wir im politischen und socialen Leben nichts wie Unvernunft, Rückschritt und Tyrannei. Drüben in Europa haben wir, namentlich in den letzten Tagen, einmal wieder gesehen, wie die Massen der Völker zu ihrer eigenen Schande und Knechtung jubeln, wie der wahnsinnigste Despotismus seine Arme über gebildete und denkende Völker breitet, wie Ereignisse, die vor wenigen Jahren noch unmöglich schienen und deren Prophet dem allgemeinen Gelächter der Welt verfallen wäre, als ganz natürlich und selbstverständlich hingenommen werden. Aber auch in Amerika sehen wir, wie ein Volk mit freien Institutionen, mit freier Presse, mit jeglichem gesetzlichen und faktischen Mittel, seinen Willen durchzuführen, ausgerüstet, seinen eigenen Interessen schnöde in's Gesicht schlägt, sich selbst mit künstlichen Zwangsmaaßregeln umgibt, und die Fundamente einer glücklichen Zukunft untergräbt.

In der That, nur derjenige, welcher an den egoistischen Interessen der privilegirten Massen Theil nimmt, und darüber sein besseres Selbst, seine eigene Humanität vergißt, oder wer in der gleichgültigen Masse ein stumpfes, indifferentes Leben fuhrt, kann sich über die Widersprüche und Thorheiten der Welt hinwegdenken. Jeder denkende Mensch steht einer „verkehrten" Welt gegenüber, deren Verkehrtheit ihm sowohl bei den kleinsten Privat-Verhältnissen, wie bei großen weltgeschichtlichen Verhältnissen zum Bewußtsein kommt. Die Welt der Philosophie, die freie, humane Welt, scheint im wirklichen Leben auf den Kopf gestellt zu sein. Sollen wir dem Communisten Unrecht geben, der uns auf die schneidenden Widersprüche zwischen Armuth und Reichthum aufmerksam macht, welcher uns den Reichthum als die Quelle der Uebersättigung, der Demoralisation, der Tyrannei zeigt, und die Armuth in dem Gewande des Verbrechens, der Prostitution, der Unwissenheit? Tausend und aber tausend Romane, deren Thema auf diesem leider so fruchtbaren Boden erwächst, können uns kaum so gut von dem socialen

Elende überzeugen, als die Wirklichkeit selbst, die grobe, rücksichtslose Wirklichkeit, die nicht einmal mit dem Schleier der Heuchelei ihre abscheulichen Thatsachen verhüllt. Wenn wir die Börsenspekulationen in Paris, London, Wien sehen, wie Millionen und Millionen vom Schweiße des Volkes in die Taschen der privilegirten Klassen fallen und immer noch Raum für weitere Opfer lassen, sollen wir dann mit Proudhon nicht ausrufen: „Das Eigenthum ist Diebstahl? Das Widerwärtige und Unnatürliche, das in diesen socialen Extremen liegt, und welches wir bei jeder Berührung mit denselben empfinden, zeigt uns schon ohne weiteres Nachdenken, daß solche Verhältnisse nicht mit der Natur des Menschen in Uebereinstimmung stehen, nicht aus der Natur des Menschen hervorgehen, daß wir also unnatürliche, abnorme, regelwidrige Verhältnisse, daß wir mit einem Worte eine „verkehrte Welt“ vor uns haben.

Wenn wir sehen, wie in den despotischen Ländern ein Theil des Volkes, und zwar der beste, kräftigste Theil der männlichen Jugend, aus seinen Hütten und von seinen Fluren entfernt wird, um in dem einförmigsten und langweiligsten Zwange, den man sich denken kann, den Soldaten zu spielen; wenn man die Flüche und Verwünschungen hört, mit denen jede Conscription begleitet ist, wenn man die Abneigung des ganzen Volkes gegen den Soldatenstand, — einige verkommene Menschen ausgenommen, — kennt; wenn man denn sieht, wie man mit Hülfe dieser zusammengepreßten Soldaten das eigene Volk, die Väter und Brüder der Conscribirten, betrügt, bestiehlt, tyrannisirt: dann muß man allerdings an dem richtigen Stand der Dinge zweifeln, und entweder sich selbst oder die Verhältnisse für verrückt erklären.

Nun, dies ist eine Eigenthümlichkeit des Despotismus, sagt man. Freie Völker lassen sich in dieser Weise nicht beherrschen. Aber man sehe sich die Herrschaft des allgemeinen Wahlrechtes in Amerika an. Die gewissenlosesten Menschen werden mit dem Vertrauen des Volkes und mit den öffentlichen Kassen betraut; es wird bestohlen und betrogen, daß die Steuern den Taxpflichtigen über den Kopf wachsen. Tyrannei'sche Gesetzgebungen verbieten den Leuten jegliche Erholung, greifen in die Gewohnheiten des Hauses, in die Freiheit der Religion ein, bekümmern sich um das Essen und Trinken der Individuen, quälen und chikaniren hier und dort, wo sie nur können. Im Namen der Freiheit und Volkssouverainität wird die Sklaverei eingeführt, im Namen der Demokratie Sklaven gefangen; das öffentliche Land wird an die großen Landspekulanten verschleudert; in der Verleihung von Monopolen und Privilegien geht fast die ganze Thätigkeit der Gesetzgebungen auf, und die Zukunft der werdenden Republik wird schon jetzt ruinirt. Jedermann weiß dies; Jedermann kennt die Corruption in der Politik; täglich spricht die Presse davon; die Interessen jedes einzelnen Mannes leiden darunter; — aber von Tag zu Tag wächst die politische

Corruption und die Herrschaft intoleranter Majoritäten. Ist deßhalb nicht auch die neue Welt schon eine verkehrte Welt?

Mehr noch wie durch offizielle Zwangsmaßregeln, mehr noch wie durch Gesetze und Baionette, lassen sich die Menschen durch einen Zwang beherrschen und quälen, den sie sich selbst freiwillig auflegen, und der ihrer Selbstständigkeit und ihrem freien Willen auf das Empfindlichste entgegentritt. Die Mode, die Sitte, der Gebrauch, das Herkommen, dies sind die Fesseln, welche unser sociales Leben fast zu Tode schnüren und bis zur Unkenntlichkeit verstümmeln. Gegen den Zwang dieser Mächte ist kein Winkel unseres Herzens geschützt; die geheimsten Verhältnisse der Pietät, der Freundschaft und Liebe sind durch die Sitte, — in den meisten Fällen das direkte Gegentheil der Sittlichkeit — profanirt und ihrer edlen Natürlichkeit entkleidet; die Sitte, das Herkommen lastet tyrannisch auf unseren intimsten Beziehungen, und das freiwillige Joch druckt härter als das gesetzliche. Man könnte ein Buch von zwanzig Bänden darüber schreiben, wie durch das Herkommen, durch das langweilige und jedem einzelnen Menschen unerträgliche Band der Sitte, alle Naivität und Natürlichkeit unserer Empfindungen und Leidenschaften, alle Selbstständigkeit und Originalität unseres Charakters verwischt wird. Wir sehen dies ein; Jeder empfindet es; Viele beklagen es, aber alle beugen sich unter die verhaßte Gewalt.

Nehmen wir z. B. dasjenige sociale Verhältniß an, welches am meisten zur Veredelung und Beglückung des Menschengeschlechtes beitragen kann, das sexuale Verhältniß. Auf keinem Gebiete des Lebens ist die menschliche Natur so verstümmelt und verunstaltet worden, wie auf diesem Gebiete. Aus dem Verhältniß der absoluten Freiheit ist ein Verhältniß des absoluten Zwanges gemacht; die privatesten, individuellsten Neigungen werden einer brutalen Oeffentlichkeit überliefert; die Sache des Herzens wird Sache der Convenienz, und das, was lediglich Sache der Neigung und Leidenschaft ist, wird von tausend niederträchtigen, socialen Bedingungen abhängig gemacht. Das sociale Leben wird an dieser ihrer ersten und natürlichsten Quelle schon vergiftet; wenn sich in das eheliche Leben schon alle Mißverhältnisse, Vorurtheile und Bedrängnisse, die aus dem verderbten Zustande der Gesellschaft entspringen, mischen: —was sollen wir erst von den übrigen Beziehungen des Menschen mit einander, die nicht aus dieser reinen Naturquelle fließen, sagen?

Fürwahr, wenn wir also die Verhältnisse unserer gebildeten und aufgeklärten Welt überschauen, — woher nehmen wir den Muth, über jene stumpfsinnige gedankenlose Menge zu spotten, die wir Sonntags in die Kirche strömen sehen. Paßt der Himmel nicht ganz gut zu der „verkehrten Welt"? Löst der Glauben nicht viel einfacher alle die Mißbräuche und Verwirrungen des Lebens, als die Philosophie? Gewiß, die Philosophie macht das Uebel nur noch immer ärger, indem sie die Unvernünftigkeit der

Zustände immer mehr zum Bewußtsein bringt; eine gute Portion Köhlerglauben ist am Ende eine bessere Arznei.

Oder können wir glauben, daß die Welt gegenwärtig nur deßhalb „auf dem Kopf steht", weil sie sich gerade im Rollen befindet, und daß der nächste Umschwung die Welt wieder in die richtige Lage bringt? Fast sollte man es glauben; alle Verhältnisse sind so übertrieben, die Gegensätze und Extreme treten mit einer solchen Rücksichtslosigkeit auf, daß man eine große gewaltige Katastrophe voraussehen muß. Wie Viele gibt es denn auch nicht heute unter uns, welche von einer Revolution alles Heil und die Revolution selbst von der nächsten Zeit erwarten, die sich jeden Morgen und jeden Abend die Frage vorlegen: Wann geht es wieder los?

Jawohl, die Revolution ist unser Heiland, der jenseitige, zukünftige, überirdische Heiland, auf den wir, wie heute noch die Juden auf ihren Messias, warten. Alle Fehler und Mängel der Zeit und der Zeitgenossen verschwinden vor diesem Talisman; er soll die ganze menschliche Natur umändern, alle Krankheiten und Gebrechen der Gesellschaft heilen und die schlechten Menschen und Leidenschaften aus der Welt verbannen. Die Revolution führt die „verkehrte Welt" auf die Guillotine; was aber dann weiter kommt, wer möchte das prophezeien?

Der Kommunist begnügt sich nicht mit der Revolution und der Guillotine; er will die Gesellschaft in ihren Grundlagen und Prinzipien reformiren. Er hat in seinem Phalanstere oder seinem Icarien das allezeit bereite Mittel, die verkehrte Welt in die richtige umzuwandeln; er besitzt den Schlüssel zum tausendjährigen Reiche, zum goldenen Zeitalter, den Stein der Weisen, der uns die verborgensten Schätze des menschlichen Glückes erschließt.

Wir sehen, daß aus der verkehrten Welt eine Menge verkehrter Folgerungen, Schlüsse und Illusionen gezogen werden. -

Und doch ist der Gedanke an das tausendjährige Reich kein Traum und keine Illusion. Jeder neue Lichtstrahl der Wissenschaft, der uns über die geistige und körperliche Natur des Menschen unterrichtet, zeigt uns die Harmonie und Schönheit der menschlichen Organisation, und weist uns darauf hin, diese Harmonie auch in der Organisation der menschlichen Gesellschaft auszudrücken.

Warum uns die Welt jetzt so oft verkehrt *erscheint*, und auch wirklich in vieler Beziehung verkehrt ist, dies liegt an derselben Ursache, weßhalb man früher gewisse Naturerscheinungen als Wunder betrachtete, weßhalb man dem Jupiter den Donner in die Hand gab, und Regen und Sonnenschein durch Prozessionen und Wallfahrten herbeizuführen suchte. Der Grund liegt in einer Unkenntniß der Gesetze der sittlichen Welt, einer allgemein verbreiteten, totalen Unkenntniß, die nur hie und da durch einzelne Lichtstrahlen der Vernunft durchbrochen ist.

Es gab eine Zeit, wo nicht nur die sittliche Welt und das menschliche Leben dem Menschen verkehrt erschien, sondern auch die natürliche Welt; wo man noch keine Naturgesetze kannte, und wo das, worin wir heutzutage die vollständigste Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Harmonie erkennen, ein Wirrwarr von Zufälligkeiten und Wundern war. Diese Zeit liegt noch nicht sehr fern. Noch vor einem Jahrhundert gab es keine eigentliche Naturwissenschaft, als ein zusammenhängendes, organisches System, auf Einem Fundamente ruhend und nach Einer Methode entwickelt. Einzelne große Gedanken, Entdeckungen und Erfindungen, einzelne Lichtstrahlen der Vernunft, die Erfindungen eines Toricelli, Kepler, Newton, dienten nur dazu, die allgemeine Finsterniß, die über der geheimnißvollen Werkstätte der Natur lag, recht bemerkbar zu machen. Die Kluft zwischen den einzelnen Erfindern und Entdeckern auf naturwissenschaftlichem Gebiete und der plumpen gläubigen Masse, ja, die Kluft zwischen den einzelnen Entdeckungen selbst, deren organischen Zusammenhang man in den wenigsten Fällen begriff, ließ die vereinzelten Leistungen der großen Astronomen und Physiker nicht zum Eigenthum des ganzen Menschengeschlechtes, zu einem Elemente des allgemeinen Bewußtseins, zu einem Bestandtheile der Volksbildung werden. Das Volk des Mittelalters *wollte* nun einmal in den natürlichen Erscheinungen keine natürlichen Gesetze und Ursachen sehen; statt der Astronomen wollte es Sterndeuter und Wahrsager haben, statt der Chemiker Alchimisten; statt der chemischen Grundstoffe suchte man den Stein der Weisen. Die ganze Welt des Mittelalters war bevölkert mit Geistern und Wundern; überall spuckte und gespensterte es; Hexen wurden verbrannt, Teufel ausgetrieben; kurzum der große Kosmos der Natur war den Leuten damaliger Zeit ein Haufen von Wundern, Zufälligkeiten und Widersprüchen.

So wie es den Leuten des Mittelalters mit der natürlichen Welt ging, so geht es dem jetzt lebenden Geschlechte mit der sittlichen Welt. Die ganze Weltgeschichte scheint uns auf dem Kopf gestellt; Alles erscheint uns vernunftwidrig, unnatürlich, wunderbar; wir denken, wir müßten das Oberste zu Unterst kehren, und warten von Tag zu Tag auf Zufälligkeiten, Katastrophen, von denen wir eine totale Umgestaltung der Zukunft erwarten.

Gewiß, wir kennen die Gesetze unseres eigenen Lebens noch nicht, und daher der Wirrwar, den wir um uns bemerken. Wir kennen noch nicht einmal die ersten Fundamentalsätze einer Wissenschaft, die sich mit unserem eigenen Denken und Leben beschäftigt. Wir kennen noch nicht den Ursprung menschlicher Vernunft, die Operationen des menschlichen Denkens, die Bedingungen und Grenzen menschlicher Willensfreiheit u. s. w. Wir kennen noch nicht einmal den menschlichen Egoismus, die Grundtriebfeder menschlichen Handelns. Ebenso wenig wie wir im Besitze der Anfangsgrundsätze sind, haben wir eine Uebersicht über das Ganze, sehen wir die durchsichtige

Klarheit und Harmonie der Weltgeschichte; nur hie und da vermögen wir einen Faden des Zusammenhangs zu erfassen. Wir stehen mit mittelalterlicher Befangenheit den Erscheinungen der Geschichte und des socialen Lebens gegenüber.

Wie? wirft man uns entgegen, seitdem die Menschheit sich dreitausend Jahre, von Thales an bis auf Feuerbach, mit der Philosophie als der Wissenschaft vom denkenden Menschen beschäftigt hat, — behauptet man heute, daß noch nicht einmal der Anfang einer solchen Wissenschaft gemacht worden sei? Wir behaupten, daß es mit der Philosophie gerade ging wie mit den Naturwissenschaften; einzelne Köpfe standen isolirt einem dunkeln Jahrhundert gegenüber, und lebten mehr für sich, wie für die Welt und die Wissenschaft. Plato, Aristoteles, Spinoza konnten ebenso wenig ihre Philosophie dem großen Haufen verständlich machen, und in das Fleisch und Blut der Menschheit, und das sociale Leben einführen, als Galilaei, Toricelli, Keppler und Newton mit ihren naturwissenschaftlichen Entdeckungen den Aberglauben der katholischen Kirche abschaffen konnten.

Und was die Hauptsache ist, die Philosophie des Alterthums, des Mittelalters und selbst nach der neueren Zeit entbehrte ihrer Grundlage, einer ausgebildeten Naturwissenschaft. Erst muß man Einheit, Gesetz und Plan in der Natur erkennen, ehe man die Harmonie im sittlichen Leben begreifen und anstreben kann. Wir glauben, daß die Gesetze der sittlichen Welt eine höhere Entwickelung der Gesetze der natürlichen Welt sind, und schließen daraus, daß diese erst wenigstens einigermaaßen bekannt sein müssen, ehe man jenen nachspüren kann. Nun sind aber die Naturwissenschaften erst seit etwa 50 Jahren im Begriff, eine wissenschaftliche Gestalt zu bekommen; kann man von der Philosophie schon jetzt Resultate verlangen? Bescheiden hat sich daher auch die Philosophie in den Hintergrund zurück gezogen, seitdem die Naturwissenschaften mit Energie und Erfolg an ihrer großen Aufgabe arbeiten, aber es wird bald der Tag kommen, wo auch in dem Reiche des Gedankens die Klarheit, Ordnung und Gesetzmäßigkeit nachgewiesen wird, die im Reiche der Natur sich von Tag zu Tag deutlicher herausstellt. Die Philosophie ist die Fortsetzung und Fortbildung der Naturwissenschaften, und wir geben ganz gern den modernen Materialisten zu, daß in Zukunft ohne naturwissenschaftliche Grundlage keine Philosophie mehr geschrieben werden kann. Aber deßhalb hat doch die Philosophie ihr besonderes Terrain und ihre besondere Aufgabe, die mit der Aufgabe der ganzen Weltgeschichte in Uebereinstimmung u. in dem Verhältniß der Wechselwirkung steht.

Wenn wir nun von den großen praktischen Resultaten ausgehen, welche den modernen Naturwissenschaften auf dem Fuße gefolgt sind, wenn wir sehen, daß nicht nur die menschliche Erkenntniß durch dieselben bereichert ist, sondern daß Handel und Verkehr dadurch eine ganz andere Gestalt angenommen haben, und das sociale Leben der Menschen mit tausend

Erleichterungen und Bequemlichkeiten ausgestattet ist: welche Resultate sollen wir erst von den wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der sittlichen Welt erwarten, wenn dieselben in ähnlichem Zusammenhange, nach ähnlicher Methode und mit ähnlicher Gründlichkeit, wie die Naturwissenschaften, bearbeitet werden? Ebenso wie die Natur einem großen Baum gleicht, wo jedes einzelne Blatt genau die Struktur des Ganzen wiedergibt, wo jeder Stammdurchschnitt uns die ganze Geschichte des Baumes erzählt, wo jede Faser mit der andern Faser genau zusammenhängt, und jede Zelle nach wohlbekannten Gesetzen aus der andern Zelle hervorwächst: ebenso ist auch das sittliche Leben ein großer, lebendiger Organismus, mit festen, bestimmten Gesetzen, in dem eine vollständige Uebereinstimmung der Theile mit dem Ganzen herrscht. Wenn das Leben einmal so begriffen und aufgefaßt wird, wenn einmal die Grundgesetze der Freiheit und Moral, die ethischen Begriffe, klar und deutlich aufgezeigt und nachgewiesen sind, wenn wir einmal den Zusammenhang zwischen dem Ganzen und den Theilen einsehen: dann wird uns ganz gewiß die „verkehrte Welt", die uns jetzt überall ärgert und quält, als eine ebenso nothwendige und verständige erscheinen, wie die natürliche, und die Erscheinungen der menschlichen Schwäche und Unfreiheit, der Despotie und Tyrannei verlieren ebenso, wie die Erscheinungen des Blitzes und des Hagelschlags, alles Uebergreifliche und „Verkehrte" für uns.

So kommen wir wieder auf den Fundamentalsatz der modernen Philosophie zurück, welcher heißt: „Alles, was wirklich ist, ist vernünftig", oder, um diesen Satz auf das Gebiet der Moral anzuwenden: „Alles begreifen, heißt Alles verzeihen". Wir sind in diesem Optimismus allerdings nicht so weit gekommen, daß wir mit der verkehrten Welt, weil wir uns ihre Verkehrtheiten erklären können, zufrieden sind. Im Gegentheil, das Aufweisen und Begreifen der Verkehrtheiten zerstört dieselben. Ebenso, wie in den Naturwissenschaften jede Entdeckung irgend einer Naturkraft, zugleich auch eine Benutzung und praktische Anwendung derselben enthält, ebenso wird auch jede Einsicht in das Wesen menschlicher Freiheit und Sittlichkeit von unmittelbar praktischem Nutzen sein und eine Verbesserung des praktischen Lebens zur Folge haben. Es kommt nur erst einmal darauf an, daß wir wissen, ob Freiheit, Selbstbestimmung, Recht, Moral u. s. w. existirt, und was das Wesen, die Bedingungen und Eigenthümlichkeiten derselben sind; es kommt darauf an, daß wir einmal eine wirkliche Wissenschaft des Rechtes, der Ethik, der Politik, der Moral bekommen, und daß diese Wissenschaften, ähnlich wie heutzutage die Naturwissenschaften, auch in das praktische Leben eingreifen, und sich dem allgemeinen Bewußtsein der Zeit, der öffentlichen Meinung, mittheilen. Es kommt darauf an, daß in unseren Schulen einmal ein Recht, ein wirkliches positives Recht gelehrt wird, ein allgemeines Menschenrecht, dessen breiter Boden die Natur selbst ist.

Um eine solche Wissenschaft zu finden, ist es wohl am einfachsten, dieselbe Methode zu befolgen, welcher die Naturwissenschaften so große Resultate verdanken, nämlich aus den Erscheinungen der sittlichen Welt die Gesetze derselben herzuleiten.

Also auf wissenschaftlichem Wege wollen wir das sociale und politische Leben reformiren. Das wird ein langer Weg sein, meinen Viele. So lange die Tyrannei, mit der Bibel und dem Bajonett, regiert, wird von einem Einflusse der Wissenschaften auf das Leben wenig die Rede sein. Erst niederwerfen, dann aufbauen! Eine Pistolenkugel in das Herz Napoleons nützt der menschlichen Freiheit mehr, als zwanzig philosophische Kategorien. So hören wir es uns von vielen Seiten entgegenschallen. Nun, wir haben von unserem Standpunkt aus nichts dagegen, wenn der Blitz in die verkehrte Welt einschlägt. Die Weltgeschichte besteht in einer Wechselwirkung zwischen äußeren Ereignissen und inneren Veränderungen. Die Revolution mag kommen, ist mit ihr die Freiheit da? Die Welt mag sich noch so oft und viel drehen, sie wird immer noch die verkehrte sein und so lange bleiben, bis sie die begriffene wird.

—— 0^0^0 ——

Polemisches.

Der „Pionier" vom 4. Mai d. J. enthält einen Aufsatz: „Materialismus und Idealismus", unterzeichnet „Dissector", der eine Reihe von Angriffen des Pionier gegen die „Atlantis" in Bezug auf diesen vielbesprochenen Gegenstand fortsetzt. Es kann uns nur angenehm sein, dieses Thema, welches an der Schwelle aller wissenschaftlichen Untersuchungen der Gegenwart steht, von den verschiedensten Punkten aus behandelt zu sehen, und wir weigern uns nicht, auch uns mit in die Reihe der Kämpfenden zu stellen. Wir haben indessen bisher gedacht, am besten so zu handeln, daß wir von unserem Standpunkte aus unsere Ansichten entwickeln, es Anderen überlassend, auf einem andern Fundamente andere Folgerungen zu bauen. Diese indirekte Art der Polemik, die der Sache selbst gewiß am angemessensten ist, scheint aber aufgegeben werden zu müssen. wenn man von der andern Seite dieselben Vorwürfe und Mißverständnisse, oftmal widerlegt, immer und immer wieder auf's Neue wiederholt, und vom Richterstuhle einer dogmatischen Unfehlbarkeit uns fortwährend verurtheilt, ohne unsere Einreden zu hören und unsere Appellation zu beachten. Nun, wir gestehen von vornherein, daß wir uns in dieser Beziehung als die Schwächeren fühlen, denn wir verhehlen nicht, daß wir in Bezug auf diese wichtige Frage vom menschlichen Geiste, der menschlichen Freiheit und Zurechnungsfähigkeit u. s. w. noch nicht mit uns selbst fertig sind, und können uns um so weniger

über die Widersprüche Fremder beschweren, da wir mit den eigenen Widersprüchen noch zu thun haben. Indessen sind wir so unbescheiden, zu glauben, daß nur diejenigen Leute mit unserer Frage „fertig" sind, welche mit derselben noch gar nicht angefangen haben. Wir können uns nicht die Möglichkeit vorstellen, daß ein denkender Mensch sich mit der materialistischen Weltanschauung, soweit dieselbe heutzutage als Produkt der modernen Naturwissenschaften gediehen ist, begnügen kann, um die Erscheinungen des Geistes zu erklären. Die erste, beste Untersuchung über geistige Phänomena muß ihm beweisen, daß er sich auf naturwissenschaftlichem Wege, soweit derselbe bis jetzt durch die Wissenschaft gebahnt ist, nicht die geringste Thätigkeit des Geistes, nicht die einfachste Gedankenoperation, nicht den gewöhnlichsten Schluß erklären kann. Die Naturwissenschaften gehen nicht weiter, als daß sie das Substrat, die materielle Grundlage für die geistige Thätigkeit nachweisen, aber es ist ihnen bisher noch nicht annäherungsweise gelungen, den geringsten Causalzusammenhang zwischen der Welt der Ideen, der Logik, der Lehre von den Urtheilen und Schlussen u. s. w., und zwischen der Thätigkeit des Gehirnes und des Nervensystemes nachzuweisen. Wollten wir an einen Naturforscher die Aufforderung richten, er solle uns auf materialistischem Wege, nach den Gesetzen der Chemie, Physik u. s. w. mit der Waage oder der Lupe in der Hand, den Unterschied zwischen dem Schlusse der Analogie und dem der Induktion, oder zwischen dem Drama und dem Epos oder Aehnliches nachweisen, er würde uns mit Recht fur toll halten. Das Selbstbewußtsein und alle damit zusammenhängende Funktionen haben bis jetzt ihre Erklärung in den Büchern der Naturwissenschaften noch nicht gefunden, und es ist, nach der Methode zu urtheilen, welche die Naturwissenschaften einschlagen, vorauszusehen, daß dies noch lange nicht der Fall sein wird. So mangelhaft wie auch die philosophischen und ethischen Wissenschaften sein mögen, und so nothwendig wie deren Wiedergeburt ist, — dies haben wir in dem vorhergehenden Artikel nachzuweisen versucht — so haben sie uns doch viel mehr Aufklärung über das Wesen des menschlichen Geistes und die Denkoperationen gegeben, wie die Naturwissenschaften, welche selbst die Errungenschaften der Philosophie, namentlich der viel verspotteten Hegelschen, so gut zu benutzen wußten. Wir wissen, daß der Haß der Empiriker gegen die Philosophen allgemein ist. Es gibt Professoren, die ihr Collegium der Chemie oder Chirurgie mit einem feierlichen Bannfluche gegen jegliche Philosophie beginnen. So auch erklärt unser Herr Dissector, daß jedes tiefere Eindringen in die Philosophie identisch sei mit partieller Verrucktheit. Was ist aber Philosophie? Das „Suchen nach Gründen" ist Philosophie, wie Dissector selbst definirt. Jedes Bestreben, aus einzelnen Erscheinungen die ihnen zu Grunde liegenden allgemeinen Gesetze zu suchen, ist Philo-

sophie. Der Naturforscher, der aus den Naturerscheinungen die Naturgesetze abzuleiten sucht, ist also auch Philosoph und muß die Arbeiten anderer Philosophen benützen. Die Lehre von den Schlüssen z. B., eines der wichtigsten Kapitel der Logik, ist dem Naturforscher geradezu unentbehrlich; er muß wissen, welchen Grad der Zuverlässigkeit z. B. der Schluß der Analogie, der der Induktion, der der Hypothese hat; diese Schlüsse sind die Instrumente, mit welchen er die Erscheinungen der Natur analysirt; — wer das Instrument nicht kennt, kann es auch nicht handhaben. Diese Schlüsse aber sind nicht den Naturwissenschaften entnommen; man kann sie weder aus phosphorsaurem Kalke destilliren, noch aus den bekannten Eigenschaften der Elektrizität erklären; sie sind ein einfaches Produkt philosophischer Forschung.

Naturforscher sollten am wenigsten gegen die Art und Weise der philosophischen Forschung etwas einwenden, denn dieselbe stimmt genau mit der Methode, nach welcher sie selbst verfahren, überein. Ebenso wie die Naturforscher die Produkte und Erscheinungen der Natur zu beobachten, gemeinsame Kennzeichen derselben festzusetzen, Klassen dafür anzugeben, Gesetze dafür zu finden suchen: ebenso bemüht sich die Philosophie, aus den Produkten und Erscheinungen des Geistes gewisse allgemeine Gesetze des Denkens zu abstrahiren. Die Beobachtung ist hier, wie dort, das Mittel dazu, und die Philosophie findet in der Literatur, in der Geschichte, in der Kunst und Wissenschaft für ihr Studium ein wenigstens eben so reiches Material, wie die Naturwissenschaft für das ihrige in den natürlichen Erscheinungen. Derjenige z. B., welcher sich gründlich über den Bau der Sprache unterrichten will, lernt die verschiedensten Sprachen kennen, sucht die gemeinsamen Merkmale derselben zusammen, und bildet sich daraus die allgemeinen Sprachgesetze. Um die allgemeinen Gesetze des Denkens kennen zu lernen, verfährt man ebenso; eine vielseitige Beobachtung menschlicher Gedanken macht den Philosophen auf gewisse allgemeine Gleichförmigkeiten des Denkprozesses aufmerksam, und diese bilden unter dem Namen der Denkgesetze die Grundlage seines Systemes. Ebenso verfährt der Künstler; die hauptsächlichsten Gesetze seiner Kunst lernt er aus den Werken derselben erkennen. Ein ungemein reiches Feld der Beobachtung und des Studiums ist hier dem Menschen gegeben, und die Philosophie braucht gewiß nicht die Naturwissenschaften um den Reichthum ihres Materiales zu beneiden.

Wir kommen hier wieder zu dem so vielfach angegriffenen Satze, daß die Frage vom Geist am besten dadurch erledigt wird, daß man Geist zeigt. „Zeige Geist, wenn du welchen hast." Gewiß, wir bleiben dabei, daß dies viel besser sei, als alle mühseligen Untersuchungen über die Natur des Geistes. Denn das Wesen des Geistes und die Erscheinungen desselben sind identisch, und wir können die Gesetze des Denkens am besten, ja einzig und

allein aus den Erscheinungen desselben erklären. Ebenso, wie es keine Naturkraft gibt, deren Vorhandensein man nicht aus entsprechenden Naturerscheinungen schließen könnte, gibt es auch keine geistige Kraft, die nicht durch ihr eigenes Wesen und Gesetz gezwungen wäre, sich zu äußern, sich in entsprechenden Erscheinungen zu offenbaren. Jede geistige Kraft muß objektiv, muß gegenständlich werden, und es ist schon dafür gesorgt, daß Niemand sein Licht unter den Scheffel stellen kann. In dieser Objektivität des Geistes liegt das Wesen desselben; in den Erscheinungen des Geistes sind seine Gesetze enthalten; hier sind Anknüpfungspunkte genug geboten, das Wesen des Geistes und die Gesetze des Denkens zu erforschen, nach derselben gründlichen und wissenschaftlichen Methode, welcher auch die Naturwissenschaften ihre Resultate verdanken.

Unsere Ansicht unterscheidet sich von der materialistischen Ansicht vielleicht nur dadurch, daß die Materialisten am Ende, und wir am Anfange der Untersuchung stehen. Wir glauben, daß die Entdeckungen auf dem chemischen, physiologischen und physischen Gebiete über die Frage: was ist Geist? noch wenig Licht verbreitet haben, und nur den Anfang einer langen Kette von Untersuchungen bilden, aus denen neue jetzt noch unbekannte Wissenschaften entstehen werden. Wir glauben, daß die Thätigkeiten des Geistes eine höhere Ordnung bilden, wie die Thätigkeiten der Natur. In der Natur selbst sehen wir schon ähnliche Abstufungen und Unterschiede der Organisationen. Die chemischen Thätigkeiten unterscheiden sich wesentlich von den mechanischen; die physiologischen Thätigkeiten sind wieder von den rein chemischen verschieden; warum sollen denn nicht die geistigen Thätigkeiten von den physiologischen verschieden sein? Wenn es in der Natur eine Reihefolge von Organisationen gibt, von denen die eine höher und entwickelter ist, mehr Gesetze und Bestimmungen, mehr Thätigkeiten und Organe enthält, als die andere: warum sollen wir die Reihefolge willkührlich abbrechen? Zumal wenn die letzte und höchste Naturwissenschaft, bei welcher wir angelangt sind, durchaus nicht im Stande ist, die Fragen auf dem geistigen Gebiete zu beantworten. Denn dies muß denn doch einmal gesagt und zugestanden werden, daß die Physiologie mit allen ihren Hulfswissenschaften nicht im Stande ist, den Geist und die Funktionen des Denkens zu erklären. Wenn man den Physiologen auf dieses Gebiet hindrängt, weiß er sich nicht anders zu helfen, als daß er sich mit einem Worte „Elektrizität" begnügt, mit der Angabe einer Kraft, von deren Gesetzen, Bedingungen und Wirkungen wir viel weniger wissen als von den Gesetzen und Erscheinungen des Geistes selbst. Die Physiologie kommt nun einmal nicht weiter, als bis zur Erklärung der Sinneseindrücke, und alles Streben, diese Ultima Thule der Naturwissenschaften zu überschreiten, löst sich in Phantasien und Hypothesen auf, und nimmt der Naturwissenschaft ihre Besonnenheit und Klarheit.

Wenn wir nun behaupten, daß die Thätigkeiten des Geistes einer höheren Organisation angehören, als derjenigen, mit welcher sich die bis jetzt bekannten positiven Naturwissenschaften beschäftigen; wenn wir für den Geist eine höhern Wissenschaft verlangen, als für den Magen: so ist damit durchaus noch nicht der Beweis geliefert, daß wir den Geist für etwas Immaterielles, Ueberirdisches, Jenseitiges, Göttliches halten. Wir finden manche chemische Erscheinungen, die wir nicht durch die Gesetze der Mechanik erklären können; Vorgänge in Leben der Pflanzen und Thiere können nicht vollständig auf chemischen oder physikalischen Wege ergründet werden; doch ist weder in der Chemie, noch im Thier—und Pflanzenleben eine Spur von Jenseitigkeit und Göttlichkeit. Wir müssen es immer wieder in Erinnerung bringen, daß wir die natürlichen Grundlagen und Bedingungen der geistigen Thätigkeiten nicht bestreiten, daß wir die natürliche Basis nicht unter unserm Fuße zurückstoßen; aber etwas Anderes ist es, von der Physik und Anatomie Aufschlüsse über Gegenstände, Organe und Funktionen verlangen und wollen, welche durch diese Wissenschaften nicht erklärt werden können. Die Materialisten könnten uns keinen größern Gefallen thun, als uns über die Denkoperationen den gewünschten und ersehnten Aufschluß zu geben, und mit derselben Bestimmtheit, mit welcher sie alle Philosophie verwerfen, und den Geist als ihr ausschließliches Eigenthum in Anspruch nehmen, uns die Erscheinungen des Geistes zu erklären. Durch ein solches Verfahren würde die Berechtigung des Materialismus auf das Evidenteste bewiesen sein. Aber merkwürdig, statt dieser positiven Aufgabe sich zu unterziehen, halten sich die Materialisten immer auf der negativen Seite der Frage auf, und bestreiten der Philosophie das Terrain, das sie selbst nicht occupiren können.

„Dissector" sagt, daß eine Verbindung der Naturwissenschaften mit der Philosophie gerade dasselbe bedeutet, was die Verbindung der Philosophie mit der Theologie bedeutet, nämlich eine Prostitution derselben. Der letztere Ausdruck scheint uns einseitig zu sein. Die mittelalterliche Scholastik, welche kaum den Namen einer Philosophie verdiente, war freilich die Magd der Theologie, und dies Verhältniß kann man füglich mit dem Namen der Prostitution bezeichnen. Aber die moderne Philosophie, von Spinoza an bis auf Feuerbach's „Wesen des Christenthums", ist keine Magd der Theologie, sondern die souveraine Kritik derselben. Diese Philosophie hat der Theologie ihre Grenzen und damit ihr Ende aufgezeigt; sie hat die Theologie in ihren wissenschaftlichen Fundamenten zerstört. Wir wollen den Naturwissenschaften vielleicht den Ruhm zugestehen, daß sie den Glauben zerstört, aber die Philosophie nimmt den Ruhm in Anspruch, daß sie die Wissenschaft des Glaubens, die Dogmatik, die Theologie zerstört hat. Denn schon vor Vogt und Moleschott gab es keine eigentliche Theologie mehr. Uebrigens erinnert das Verhältniß zwischen Philosophie und Theologie und

in einer Beziehung an das Verhältniß der Philosophie zu den Naturwissenschaften, nämlich: ebenso, wie früher die Philosophie die Grenzen der Theologie bezeichnete, wird sie auch die Grenzen der Naturwissenschaften angeben, und diese Grenzlinien liegen gerade auf der Schwelle der Philosophie.

Philosophie und Naturwissenschaften, es ist ein Streit der Worte. Eben so gut, wie man die Philosophie für eine Naturwissenschaft ausgeben kann, mag man die Naturwissenschaften Philosophie nennen. Beides ist nicht unrichtig. Unrichtig scheint es uns aber, wenn man über diese formelle Frage die positiven Arbeiten der Wissenschaft vergißt, die von der Gegenwart so dringend erheischt werden.

Es liegt ein großes, weites Feld vor uns, mit tausend neuen Problemen, Fragen und Aufgaben, deren großes wissenschaftliches Interesse unmittelbar mit dem praktischen Leben verbunden ist, und die größten Veränderungen auf dem Gebiete der sittlichen Welt hervorbringen wird. Es gilt, das menschliche Leben nach den Grundsätzen des Rechtes einzurichten, und dazu bedarf man einer Wissenschaft des Rechtes. Können die Naturwissenschaften die Materialien dazu liefern, so werden sie ihren früheren Ruhm durch neuen Ruhm verdunkeln, und das Jahrhundert wird ihnen dankbar sein. An dieser Aufgabe zu arbeiten, ist dankbarer, als sich um Worte zu streiten. Indem wir hoffen, auf diesem Felde dem „Pionier" und „Dissektor" zu begegnen, nehmen wir einstweilen von ihnen Abschied.

Das antike und moderne Lustspiel.

(Nach einem in der Cincinnati Turnhalle gehaltenen Vortrag von G. Becker, Redacteur der Turnzeitung.)

Vorbemerkung der Redaktion. Wir theilen mit Vergnügen die Skizze dieses Vortrages mit, weil darin ein Thema besprochen wird, das selbst für das größere Publikum von Interesse ist. Fast jede Stadt und jedes Städtchen in Amerika hat sein deutsches Liebhabertheater, und der langweilige, unvermeidliche Kotzebue verfolgt uns selbst durch die amerikanischen Urwälder. Wir wollen diesen Anfängen auf dramatischem Gebiete gerade nicht zürnen, aber jedenfalls auch unser Scherflein dazu beitragen, daß wenigstens etwas ästhetischer Sinn und Takt sich diesen Vergnügungen zugeselle. Was wir im Allgemeinen an den Schauspielern in Deutschland sowohl, als besonders in Amerika auszusetzen haben, ist ihr gänzlicher Mangel an literarischer und ästhetischer Bildung; etwas Naturell, Gedächtniß und Routine stellt sie selbst und auch das Publikum im Allgemeinen zufrieden. Wir wissen, daß wir in Amerika unter den dürftigen und zufälligen Verhältnissen, unter denen die deutsche Bühne hier existirt,

keine große Ansprüche machen können, aber so weit dürfen wir doch wenigstens diese Ansprüche ausdehnen, daß wir ein Streben zum Besserwerden, und den Wunsch einer ästhetischen und künstlerischen Erziehung verlangen. Ein solches Streben werden wir immer unterstützen. Wie wir den vorliegenden Vortrag Beckers mittheilen, so werden wir auch von Zeit zu Zeit Analysen einiger unserer großen dramatischen Werke mittheilen, um die Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit der dramatischen Kunst nachzuweisen. Schon einmal, im Jahre 1853, fingen wir in der „Atlantis" eine Reihe von Briefen an, die sich mit dem Theater und dem Drama beschäftigten; wir werden dieselben in der einen oder andern Form wieder fortsetzen, und überhaupt diesem Zweige der Kunst alle diejenige Aufmerksamkeit zuwenden, welchen derselbe seines großen bildenden Einflusses wegen verdient.

Wir lassen jetzt den Vortrag Becker's folgen:

„Man kann die Literatur keiner Zeit recht verstehen, wenn man die Geschichte dieser Zeit nicht kennt. Nur wenn ein Volk politisch groß ist, wird seine Literatur und vor Allem seine politische Literatur die höchste Stufe erreichen. Und keine Gattung der Poesie bedarf mehr der politischen Größe und Freiheit, als das Drama, vor Allem aber das Lustspiel, wenigstens die großartige Komödie im Sinne der Alten. Man wird daher stets in der Geschichte die Ursachen auffinden können, welche das Emporkommen oder Verkommen dieser Gattung bewirkten.

Um nun die antike Volkskomödie der Griechen auf ihrem Glanzpunkte zu sehen, und ihren großartigen Gehalt erklärlich zu finden, wollen wir einen raschen Blick auf die Glanzperiode der griechischen Geschichte werfen. Dieselbe beginnt mit den Perserkriegen. Denn erst die Perserkriege haben Griechenland im Allgemeinen und besonders Athen, die Trägerin der griechischen Bildung, auf die höchste Stufe der Macht und des Ansehens gehoben. In den berühmten Schlachten bei Marathon, bei den Thermopylen, bei Platäa, bei Salamis und Mykale, unter Männern und Helden wie Miltiades, Leonidas, Aristides und Themistokles, haben die Hellenen das asiatische Barbarenthum unschädlich gemacht, und konnten alle ihre Kräfte der Ausdehnung ihrer Macht und der innern Entwicklung widmen.

Und da schritt der Staat Athen Allen voran. Der intrigante Themistokles half ihm zur Befestigung der Stadt und einem befestigten Hafen, und schützte es so vor der Herrschsucht der Bundesgenossen; der ehrliche, gerade Aristides stellte die Gleichheit aller Klassen des Volks her und machte Athen zu einem durchaus demokratischen Staate; der gewandte Cimon, des Miltiades Sohn, dehnte die Macht der Athener nach Außen hin aus; der größte Staatsmann des griechischen Alterthums, Perikles, vollendete, wenn auch nicht immer in den besten Absichten, was Jene begonnen, hob Athen auf den Gipfel seiner politischen Macht, und machte es zum Mittelpunkt

griechischer Bildung und Kunst. Athen war der in jeder Beziehung tonangebende Staat in Griechenland geworden.

Wir sehen also hier ein großes und schönes Volksleben und in seinem Gefolge einen herrlichen Aufschwung auf allen Gebieten der Geistesthätigkeit. Mein heutiges Thema beschränkt unsere Beobachtung auf die Dichtkunst, und da finden wir denn, daß gerade in dieser großen Zeit die dramatische Dichtkunst die vorherrschende war und ihre höchste Blüthe erreichte; während sie mit dem bald folgenden politischen Verfall sogleich zu sinken anfing, trotzdem die politische Bildung noch im Fortschritt begriffen war. Es ist dies ein deutlicher Beweis für die vorhin von mir aufgestellte Behauptung, daß vorzüglich das Drama der politischen Freiheit und Größe eines Volkes bedurfte.

Die dramatische Poesie überhaupt ist eine Erfindung der Griechen, doch ist die Tragödie, das Trauerspiel, älterer Erfindung, als die Komödie, das Lustspiel. Beide stehen aber in dieser gleichen Geschichtsperiode in ihrer höchsten Blüthe, wie denn auch große Zeiten neben großen Männern und Thaten stets auch große Narren und Narrheiten gebären.

In Athen begann die Komödie um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. emporzubluhen, und wahrlich, sie fand große Stoffe zur Genüge vor! Die Komödie ging aus einem Gebrauch bei den Bacchusfesten hervor, bei denen heitere und satyrische Lieder gesungen wurden, voll von spottenden Ausfällen auf Personen und Ereignisse der Gegenwart. Und unsere Geschichtsepoche liefert, besonders gegen ihr Ende, für Komik und Satyre nicht minder Stoff, als sie durch Größe zur Bewunderung hinreißt. Denn es wurde trotz alledem bald Manches sehr faul im Staate Athen. Die alte Religion verfiel und Aberglauben und Mysticismus machten sich an ihrer Stelle breit; die Sitten wurden locker; die Demokratie artete in Pöbelherrschaft aus; Bestechlichkeit und Corruption nahmen in allen Kreisen überhand; überschwengliche Prachtliebe, unbändiger Luxus, Folgen der beutereichen Siege, gewannen Boden; im Innern kam unter allen Ständen Rohheit und Unmenschlichkeit, eine Folge der Einführung der Sklaverei, auf; nach Außen machte sich unter dem demokratischen Volke die unersättlichste Herrschsucht geltend, und bald setzte anhaltender Bürgerkrieg dem nahenden Verfall die Krone auf. Die Glanzperiode wurde zur Uebergangsperiode und bot in allen ihren Gebrechen Stoffe genug für die gewaltigste Satyre.

Ich könnte hier eine kleine Reihe von älteren athenienſischen Komödiendichtern nennen, welche allem Anscheine nach die eben von mir angedeuteten Stoffe gehörig zu nutzen wußten; doch besitzen wir nur von einem einzigen derselben ganze Stücke. Dieser Einzige ist Aristophenes, zugleich der größte Komödiendichter nicht nur Athens, sondern des ganzen Alterthums. Seine Blüthezeit war auch die Blüthezeit der antiken Komödie, welche da-

mals, freilich in einem phantastischen Spiegel, ein treues Bild des öffentlichen Lebens mit allen seinen Verirrungen und komischen Situationen gab. Die Staatsverwaltung, das politische Treiben des Volkes, die Literatur, die Philosophie — kurz die ganze Wirklichkeit des Athieniensischen Lebens wurde in ihrem Kontrast mit dem Idealen und Edlen auf grelle Weise satyrisch behandelt. Mit dem Verfall der politischen Freiheit zog sich die Komödie mehr und mehr vom öffentlichen Leben zurück, und traktirte zuletzt, wie unser deutsches Modelustspiel, nur noch den Jammer des häuslichen Misere. Aristophanes ragt noch in die große Zeit hinein und geht schon in die sinkende über. Er ist der Dichter des Alterthums, dessen Wirken wir heute einige Aufmerksamkeit schenken wollen.

Unser großer deutscher Philosoph Hegel meinte, ohne Aristophenes gelesen zu haben, lasse sich kaum wissen, wie dem Menschen zu Muthe sei, wenn er sich „sauwohl" befinde. Man lerne ihn kennen! Neben der herrlichsten Grazie sprudelt eine unerschöpfliche Quelle von stechendem Witz, beißender Satyre und hinreißender derbnatürlicher Komik. Nichts bleibt von ihm verschont, was die öffentlichen Zustände in irgend einer tadelnswürdigen Weise berührt. Er war der Schrecken der kleinen Größen und der sich groß dünkenden Kleinen. Aber auch keine wahre Größe stand ihm zu hoch, wenn sie Stoff zur Satyre bot; wo sich eine Schwäche zeigte, dahin wußte er den bunt befiederten Pfeil seines leuchtenden, wie der Blitz einschlagenden Witzes, seiner derben, unuberwindlichen Satyre zu richten. Der geistreiche Aesthetiker Hermann Heffner sagt: Hier ist nicht blos Witz und Laune, hier ist Humor im ächtesten Sinne. Wir verlachen nicht blos bestimmte vereinzelte Charaktere und Weltlagen; wir verlachen die ganze Welt, die wie von einer allgemeinen Tollheit besessen scheint. Und will uns auch zuweilen der Anblick dieser entsetzlichen Narrheit mit leichtem Grauen erfullen, wir befreien uns ja, indem wir sie belachen, humoristisch von der Narrheit, die in uns selbst steckt. In dem schallenden Gelächter, mit dem wir in diese verwegene Possenhaftigkeit einstimmen, jubeliren wir über die Unverwüstlichkeit der Menschennatur. Mögen diese (aristophenischen) Thoren auch noch so verschroben und toll sein, sie sind doch auch wieder liebenswürdig, so tief gemüthlich. Wir können nicht zurnen und grollen, wir jukeln und jauchzen!"

Hören wir noch ein Urtheil von einem andern Standpunkte, das Urtheil des großen Geschichtschreibers Schlosser. Derselbe sagt: die Aristophanischen Stücke stellen den Charakter und die ausgearteten Verhältnisse der Zeit den unverdorbenen Sitten früherer, besserer Zeiten gegenüber. Sie heben den gemeinen Menschenverstand in seinem Kontrast mit der herrschenden spitzfindigen Klügelei hervor, und zeigen die ächte Poesie in ihrem Gegensatz gegen das bloße Wort- und Versgeklingel der meisten Dichter jener Zeit. Das ganze damalige politische, moralische und geistige

Leben des athenienſiſchen Volks bilden die Gegenſtände der Komödien des Ariſtophanes. Eine durch den Reiz der Verwicklung und durch die überraſchende Löſung eines künſtlich geſchürzten Knotens ausgezeichnete Geſchichte darf man in ſolchen Komödien nicht erwarten, da in ihnen nicht die Entwicklung eines kunſtreich erſonnenen Abentheuers den Zuſchauer beſchäftigen und feſſeln ſoll, ſondern die Kraft der Poeſie, die ſatyriſche Darſtellung einer beſtimmten Seite der Zeit und die ungeſchmückte Wahrheit des Gemäldes. Von dieſer Anſicht ausgehend, kann man aus den einzelnen Werken des Ariſtophanes die verſchiedenen Seiten des Charakters ſeiner Zeit auf das Klarſte erkennen."

Wir ſehen alſo, hier haben wir große Themata; hier haben wir Stoffe, die aus dem öffentlichen Leben gegriffen ſind, alſo dem ganzen Volke angehören, das ganze Volk mit gleicher Macht und Intenſivität berühren müſſen — Stoffe, wie ſie der Buhne eines freien, geiſtig und politiſch regſamen Volkes geziemen. — Wir wollen nun einige der Ariſtophaniſchen Stucke genauer betrachten, um ſpäter den Kontraſt zwiſchen ihrem Gehalt und dem der modiſchen deutſchen Luſtſpiele klar darthun zu können. Natürlich heben wir nur einige paſſende Beiſpiele hervor. Denn erſtens iſt das Wirken des großen Dichters ein zu ausgedehntes geweſen — er ſoll 54 Comödien geſchrieben haben, von denen aber nur 11 ganz auf uns kamen; — ſodann erlaubt auch der Zweck und Umfang dieſes Blattes kein weitläufiges Eintreten. Die Wahl dürfte Einem allerdings ſchwer werden. Wie herrlich geißelt nicht Ariſtophanes in ſeinen „Weſpen" den Unfug des Gerichtsweſens und die Wuth der Athener, zu Gericht zu ſitzen, und ſich von den Parteien und ihren Advokaten ſchmeichelnd zum Narren halten zu laſſen; wie verhöhnt er nicht das lächerliche Gefühl der Amtswürde, von dem beſeelt die armen Handwerker ihre wahren Intereſſen verſäumen und um ein paar Heller Belohnung als Geſchworne fungiren! — Da iſt eine andere Komödie: „die Ritter", die in derbſter Weiſe die Pöbelherrſchaft und die Demagogie des Gerbers Kleon durch die Hechel der Satyre zieht. Ariſtophanes will ſeinen Zuſchauern begreiflich machen, wie die ſchönredneriſchen Demagogen und Demagöglein Nichts um des Volkes, ſondern Alles um ihrer ſelbſt willen thun; er zeigt, wie lächerlich und ſchädlich zugleich das politiſche Treiben eines Kleon und ähnlicher Zungendreſcher iſt, und dieſe wie der habgierige Pöbel werden einem unſterblichen Gelächter preisgegeben. Ein pöbelhafter Demagog, der „Wurſthändler", ſagt von dem gewaltigen Gerber Kleon, den er verdrängen will:

„So hat er ja von jeher es gemacht
Von dem, was er erbeutet, gab er dir
Ein Schnittchen und das Meiſte fraß er ſelbſt!"

der „Demos", das perſonifizirte Volk, wird darüber böſe und ſchreit:

„Du Strick, so hast du mich beluchst, bestohlen
Und ich beschenkte dich und gab dir Kränze!"

„Nun ja", meint Kleon:

„Ich stahl, nun ja, allein zum Wohl des Staats!"

„den Kranz herunter, gleich!" schreit der Demos und setzt ihn dem noch schlimmern Demagogen auf, der auf die komischste Weise seine Befähigung zum Regimente bekundet; denn er hat „stehlen, läugnen, darauf schwören" gelernt und „Wursthandel und — etwas Buhlschaft" getrieben. In seinen „Fröschen" spottet Aristophanes, man möchte sagen, unter Thränen, über den Verfall der Tragödie, und geißelt ihren letzten größern Vertreter, den sophistisch deklamirenden Euripides. So könnten wir die ganze Reihe durchgehen und würden überall Interessantes finden. Wir wollen jedoch bei zweien seiner berühmtesten Werke länger verweilen; es sind die beiden Komödien: „die Wolken" und „die Vögel."

„Die Wolken" werden von vielen Auslegern des Aristophanes für sein bestes Werk, von Andern für einen recht schwachen Jugendstreich gehalten. Jedenfalls ist es die berühmteste und berüchtigste Größe des großen Dichters, und dazu mag am meisten beigetragen haben, daß der große Weise Sokrates darin der Hauptgegenstand der schneidendsten Satyre ist. Es gehört nicht hieher zu untersuchen, in wiefern Aristophanes ein Recht hatte, mit dem Philosophen so umzuspringen. Aus Allem scheint aber hervorzugehen, daß er Sokrates nicht persönlich kannte; daß er mehr der verblendeten öffentlichen Meinung als eigener Prüfung der Lehre desselben folgte, und in ihm nur das Haupt einer philosophischen Schule erblickte, welche die alte Volksreligion und die guten alten Sitten zu untergraben suchte, das Haupt der Sophisten. Sokrates ist ihm also die personifizirte Sophistik, welche die Jugend lehrt: durch Fertigkeit, Gewandtheit und Spitzfindigkeit im Denken und Sprechen den Sinn der weniger Gebildeten zu berücken, und Alles, wie es der Nutzen gerade erheischt, zu beweisen, zu widerlegen oder zu verdrehen; also aus Recht Unrecht, aus Unrecht Recht, die Wahrheit zur Lüge und die Lüge zur Wahrheit zu machen. Zugleich repräsentirt Sokrates dem Aristophanes auch die atheistischen Naturphilosophen, und ist ihm also, der damals noch in der Zurückführung der guten alten Zeit mit der alten Volksreligion und den alten Sitten allein ein Heil für sein Vaterland sah, ein doppelter Gräuel. So blieb an dem Sokrates der Bühne wenig Historisches, außer dem Namen und der Maske und Kleidung etwa. Aber der erdichtete Sophistenhäuptling wurde desto schärfer mitgenommen. Aristophanes wurde übrigens, nebenbei bemerkt, später des Sokrates Freund, und scheint seinen Mißgriff bereut zu haben, denn die vorliegende Komödie war sein erster und letzter nennenswerther Angriff auf den großen Weisen.

Doch kommen wir auf das Stück selbst. Eines ist jedenfalls klar: daß

die Sophistenschule gewaltig viel zu dem Verfall der Republik beitrug, also verdiente, der Satyre in ihrer ganzen Strenge anheimzufallen. Wir wollen den Inhalt der Komödie in Kürze andeuten: der geistig sehr beschränkte Vater eines leichtsinnigen Sohnes ist in Nöthen, da er nicht weiß, wie er für die drohenden Gläubiger das Geld auftreiben soll, das er geborgt hat, um für sein Alles „verrösselndes" Früchtchen Pferde zu kaufen. Nun fällt ihm ein, er wolle seinen Sohn zu den Sophisten in die Lehre schicken; er will ihn in die „Werkstatt der Philosophie" bringen, von denen er sagt:

„Sieh! die versteh'n sich auf zwei Künste dort,
Die Kunst der guten und der schlechten Sache.
Der Redner, der der schlechten sich bedient,
Gewinnt, und wenn er zehnmal Unrecht hätte.
Nun sieh, wenn du die schlechte Kunst mir lernst,
Dann kriegt kein Gläubiger von allem Geld,
Das ich fur dich geborgt, nur einen Heller".

Der Herr Sohn hat aber gar keine Lust, so ein „käsegelber" Grübler zu werden und trollt sich von dannen. Da entschließt sich der alte Mann selbst, das schwere Studium der Sophistik noch zu unternehmen, um sich höchst eigenmäulig selbst aus der Patsche zu schwatzen. Er trifft den großen Sokrates just damit beschäftigt, die schwere Aufgabe zu lösen: wie viele Flohfüße weit ein Floh wohl hüpft; denn es war dem Meister gerade einer auf die Nase gesprungen, der einen Scholaren am Auge gestochen hatte:

„Er fängt den Floh, läßt Wachs zergeh'n und taucht
Ihn mit den Fußen d'rein; das Ding erkaltet,
Pantoffeln trägt der Floh, ganz angegossen,
Die nimmt er ab und mißt damit die Weite".

Der Vater des liederlichen Sohnes ist über diesen Geist und Scharfsinn ganz entzückt, er wird Schüler der Philosophen, und diese füllen ihm den alten Kopf mit einer solchen Unsumme „höhern Blödsinns", daß ihm alle Sinne vergehen. Von Einem ist er zwar bald überzeugt, nämlich, daß die Götter des Olymps gar nichts sind, sondern daß die allein wahren Götter die „Wolken" (also Dunst!) sind; doch mehr will nicht in seinen Kopf, so daß Sokrates erbost ausruft:

„Beim Athem schwör' ich's, bei der Luft, beim Ether!
Nein, solchen Tölpel sah ich doch noch nie,
So bäurisch, linkisch, so stupid vergeßlich,
Der nicht die kleinste Düpfelei kapirt
Und kaum gelernt vergißt! — — —"

Der Alte selbst ist von seiner Dummheit so überzeugt, daß er meint:

„Mein Gott! wie sollen
Aus einem Schafskopf Wolfsideen kommen!"

seien, und daß sie wieder in ihre Rechte eingesetzt werden müssen, während die Usurpatoren des Olymp gedemüthigt werden sollen.

Er meint, das beste Mittel, die Götter zu zwingen, daß sie die Souveränetät, die Basileia, abtreten, sei die: man hungere sie aus. Und wie dies anfangen? Man baut e'ne Stadt in die Luft, das Reich der Vögel, und versperrt so dem Opferduft, von dem sich die Götter, wie der Goethe'sche Prometheus sagt, kümmerlich nähren, den Durchgang zu ihnen. Auch sonst stellt man ihnen ihr Handwerk:

„Und sobald sie steht, die erhabene Stadt, dann verlangt ihr von Zeus, daß er abdankt,
Und will er nicht d'ran und schlägt er es ab, und besinnt sich nicht gleich eines Bessern,
Dann erklärt ihr ihm selber den heiligen Krieg, und verbietet den sämmtlichen Göttern
Durch euer Gebiet auf den Strich zu geh'n — — — — — —"

Die Menschen anderseits werden ohnedieß den wohlfeilern Kultus der Vögel, die ihnen noch dazu das Ungeziefer wegfangen, dem theuern der gefräßigen Götter vorziehen; thun sie das nicht, so schickt man Schaaren von Spatzen aus, die ihnen Saat und Ernte wegfressen müssen. Die Stadt wird erbaut, und bald erscheint eine Menge Gesindel von der Erde, das von den neuen Zuständen profitiren will, und wird mit Prügeln in die Flucht getrieben. Auch die Götterbotin Iris erscheint und wird arretirt, examinirt, verhöhnt, wie es einer abgesetzten Größe zu gehen pflegt, und dann mit der Mahnung entlassen, sich ja nicht wieder in Wolkenkukuksburg, so heißt die Luftstadt, blicken zu lassen. Nun kommt die Hauptsache: Es gilt nichts Geringeres als die Entthronung des Zeus, des Vaters der Götter. Da kommt dem Dichter eine göttliche Gestalt des Volksglaubens trefflich zu statten; es ist der menschenfreundliche Titane Prometheus, der Feind der Götter, dem Göthe die schönen Worte gegen Zeus in den Mund legt:

„Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängstigten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal;
Meine Herrn und deine?
Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sie,

Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten
Wie ich!"

Aehnliche Gefühle mochten unsern Dichter beherrscht haben. Der Komiker verstrekt sich hinter den Halbgott, und dieser tritt auf die komischste Weise auf: vermummt, hinter einem Schleier, unter einem Regenschirm, damit ihn Zeus nicht sieht. Von ihm erfährt der zum Vogelbeherrscher avancirte Peisthetäros, daß die Götter am verhungern sind. Der Halbgott sagt:

„Seitdem ihr in der Luft euch angebaut,
Den Göttern opfert keine Seele mehr
Auf Erde, und kein Dampf von fetten Schenkeln
Steigt mehr zu uns enpor seit dieser Zeit.
Wir hungern. — — — — —
Kein Altar raucht, und die Barbarengötter
Schrei'n auf vor Hunger, kreischen auf Illirisch,
Und droh'n den Zeus von oben zu bekriegen,
Wenn er kein Ende macht der Handelssperre,
Und freie Einfuhr schafft dem Opferfleisch."

Diese Umstände seien fur die Vögel so günstig, daß Peisthetäros in den nun anzuknüpfenden Unterhandlungen nur geradeweg die Jungfrau Basileia, d. h. die Souveränetät, zum Weibe verlangen solle. Kaum ist der Titane abgegangen, so kommen auch schon drei Götter, die nach langem Sträuben alles bewilligen, was der Vogelbeherrscher wünscht, und sich dabei als Götter ungeheuer lächerlich machen. In dieser Szene gehen die Götter überhaupt rasch ihrem Ende entgegen; erst werden sie für unfähig erklärt, die Menschen, die ihrer lachen, zu bestrafen: dann spricht man von ihnen, ja sie sprechen von sich selbst, wie gewöhnliche Menschenkinder; daß Zeus einmal sterben muß, ist eine ausgemachte Sache. Herakles der einer der unterhandelnden Götter ist, wird von dem andern, dem Poseidon dadurch zu gewinnen gesucht, daß er ihm sagt:

„Du Thor, du bist betrogen. Merkst du Nichts?
Du bist dir selbst zum Schaden! Wenn nun Zeus
Die Herrschaft abtritt — denk nur — und er stirbt,
Bist du ein Bettler! Dir gehört die Erbschaft
Ja ganz, die Zeus im Tod einst hinterläßt!"

So weit ist es mit dem unsterblichen Gott gekommen! Doch Herakles wird bald eines Bessern belehrt; es wird ihm bewiesen, daß er nach den Gesetzen Solons — also auch diesen sind die Götter unterworfen — dennoch die Erbschaft nicht bekäme; überdieß steigt ihm, der von der Komödie ohnedies immer als Vielfraß verhöhnt wird, der Duft einiger gebratenen Vögel

die man als Rebellen abgeschlachtet, in die Nase, und nun ist er für die Vögelgötter ganz gewonnen. Der dritte anwesende Gott ist einer der hungrigen Barbarengötter, den die Aussicht auf ein fettes Mahl ebenfalls leicht auf ihre Seite bringt, und nun muß sich Poseidon der Majorität unterwerfen. Man holt die Jungfrau Basileia aus dem Himmel, und die Komödie endigt mit einem Hochzeitsgesang auf den neuen Vogelzeus und seine Gemahlin! Die Götter sind gestürzt! —

Es gibt keine Komödie aus späteren Zeit, die an Humor, Erfindung und solcher himmelstürmenden Satyre mit der vorliegenden verglichen werden könnte.

Was würde es z. B. für ein Zetergeschrei absetzen, wenn es ein heutiger Dichter wagte, den christlichen Himmel in dieser Weise zu traktiren. Und doch steht es mit diesem heute so zweideutig wie zu Aristophanes Zeiten mit dem Olymp. (Schluß folgt.)

Westliche Briefe.

V.

„Nur nicht Misanthrop werden", schriebest Du mir in Deinem letzten Briefe. Ich gestehe, dieses Wort hat mich ängstlich gemacht. Es ging mir, wie dem Nachtwandler, dessen Name gerufen wird. Er merkt auf einmal, wo er ist, auf welchem schwankenden Stege, in welcher gefahrvollen Lage. Wenn man so in den Tag hinein lebt, und sich nicht viel um sich selbst, sondern mehr um allgemeine Verhältnisse kümmert, dann merkt man oft nicht, welche große Veränderungen mit uns selbst vorgehen. Es ist derselbe Fall, wie mit dem Aelterwerden; man lebt fort, man merkt nichts davon, man gibt nicht darauf Acht, — und am Ende ist man alt. Andere, die uns nur von Zeit zu Zeit, in Zwischenräumen sehen, können besser solche Veränderungen beurtheilen, wie wir selbst. So muß es auch wohl mit meiner Misantrophie aussehen. Ich selbst habe wenigstens noch nie die geringste Ahnung davon gehabt, daß diese häßlichste aller Seelenkrankheiten mich beschleichen könnte. Im Gegentheil, ich war gewohnt, mich einen Idealisten nennen zu hören, mich übertriebener Hoffnungen und Illusionen beschuldigt zu sehen; aber Mysanthropie

„das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute,
Gute Natur, o, wirf ihn wieder hinaus."

Ich war niemals ein Kopfhänger, habe die Welt und die Menschen immer von der besten und hellsten Seite betrachtet, und verstand es immer trefflich,

durch irgend welche gerechtfertigte oder ungerechtfertigte Hoffnungen mich über das Misere der Gegenwart zu trösten. Aber liegt nicht darin schon Misantropie? Diese Hoffnung auf eine bessere Zukunft, auf ein anständigeres Geschlecht, auf ein freieres Zeitalter, verräth sie nicht schon Zweifel und Verzweiflung an der Gegenwart? Hoffnung ist niemals die Nahrung für einen gesunden, kräftigen Geist, sondern immer nur Arznei für eine kranke Seele. Hoffnung ist immer ein religiöses Element; der Glaube und das Wunder liegt nicht weit davon. Die Dichter sprechen auch niemals von einer Sonne der Hoffnung, die am hellen Tage leuchtete, sondern immer nur von einem Stern der Hoffnung, der die dunkle Nacht erhellt. Und je dunkler die Nacht, desto heller kann der Stern scheinen. Fürwahr, wenn man eine Vergleichung anstellt zwischen dem Grade der Bildung, Freiheit und Glückseligkeit, den das Menschengeschlecht vermöge der an ihm bis jetzt schon nachgewiesenen Eigenschaften und Fähigkeiten erreichen kann und wird, und zwischen dem Zustande, in dem die große Masse um uns her lebt, sehen wir dann nicht den Stern der Hoffnung in der dunkelsten, finstersten Nacht? Und dies ist keine Sommernacht mit ihren liebenswürdigen Träumen und den Shakespeare'schen Liebesgeschichten, sondern eine öde, trostlose Nacht auf der öden Haide, wo man gewiß auf jedem Kreuzwege eine „Hexe" findet. Was für ein Volk! Man höre ihr Gespräche, beobachte ihre Sitten, nehme Theil an ihrer Geselligkeit und ihren Vergnügungen: Alles ist platt und doch nichts natürlich; Alles ordinär, doch nichts allgemein; Alles gesunken, nichts tief. Es scheint hier in Amerika namentlich unter der großen Masse der deutschen Beölkerung ein systematisches Bestreben zu sein, alle Verhältnisse des Lebens recht trivial und ordinär aufzufassen; der Hauch der Poesie wird selbst von denjenigen Zuständen abgewischt, die seit Anfang menschlicher Geschichte immer mit dem Zauber der Poesie und dem Liede des Dichters verbunden waren; was man hier unter Freundschaft, Geselligkeit, Liebe versteht, das würde keinen Anakreon und Hafis zu seinen Gedichten begeistert haben.

Ich bin kein Misanthrop, — wenigstens jetzt noch nicht. Ich verachte und hasse die Menschen nicht; ich halte sie nicht einmal für schlecht, aber ich finde sie entsetzlich langweilig. Die Eintönigkeit der Mode und des Herkommens zerstört in Amerika alle oder doch den größten Theil des individuellen Lebens. Man findet hier selten jene kleinen und in ihrer Abgeschlossenheit so gemüthlichen Kreise, die in Deutschland zur Behaglichkeit des geselligen Lebens so viel beitragen, jene stillen Neigungen und einfachen Romane, die jedem deutschen oder französischen Dorfe seine romantische Weise geben. Von den höheren Genüssen der Geselligkeit auf künstlerischen und wissenschaftlichen Gebiete wollen wir gar nicht zu reden. Jeder, der einigermaßen Auge und Ohr für seine Umgebung hat, wird uns darin beistimmen, daß selbst die kleinen Romane, welche er in dem Kreise

seiner Bekannten entstehen sah, und die im Anfang Sinn und Reiz verriethen, bald auch in den Strom des gewöhnlichen Lebens verliefen und die allgemeine Langeweile aller Verhältnisse theilten. Alles wird hier profan und gewöhnlich, und so neu wie die Welt hier ist, und so schnell wie die Verhältnisse sich ändern, findet man doch nirgend eine solche stereotype Gleichförmigkeit aller Menschen und Zustände, wie in Amerika.

Sehen wir von der Geselligkeit ab, — was finden wir in den Kreisen ernsterer Bestrebungen, auf dem Gebiete der Politik, der Wissenschaften, der allgemeinen Humanitäts—und Kulturbestrebungen? Hier ist das Wenige, was wir finden, isolirt, zersplittert, ohne Zusammenhang, ohne gemeinsame Leitung und gemeinsamen Zweck. Es ist ein trauriges Geständniß, daß wir sagen müssen, daß fast jede Blüthe der Kunst und Wissenschaft, welche hier wirklich zur Frucht reift, sich unter den Schutz des Vorurtheils stellen und die Unterstützung des Humbugs in Anspruch nehmen muß. Wir haben während unseres Aufenthaltes in Amerika genug Gelegenheit gehabt, zu sehen, daß selbst die edelsten Bestrebungen auf künstlerischem Gebiete Kompromisse mit dem verdorbenen oder unentwickelten Geschmacke der großen Masse eingehen mußten, ein einigermaaßen festen Boden zu finden. Selten sahen wir die Kunst, ohne daß sie vom Handwerk Unterstützung forderte, selten die Wissenschaft, ohne sich mit dem Humbug zu verbinden, eine feste und unbelästigte Existenz gewinnen. Und es gibt gewiß wohl nichts Schmerzlicheres, als wenn man sieht, wie wirklich tüchtige Bestrebungen und edle Männer, gebrochen durch die Sorgen des Lebens, den reinen Aether der Kunst und Wissenschaft, in dem sie heimisch geworden waren, verlassen, und sich im Staub des gewöhnlichen Lebens ihre Existenz suchen müssen.

Ja, auch in Amerika haben wir einen Tyrannen, der jede edle Bestrebung bekämpft und verunstaltet; es ist der große Haufe und sein Vorurtheil. Und dieser Tyrann ist um so lästiger und unbequemer, weil er allgegenwärtig ist, und überall uns mit seiner bornirten Eifersucht und seinem hämischen Neide verfolgt. Den Tyrannen in Europa können wir aus dem Wege gehen; sie wohnen in stolzen Schlössern, hinter festen Mauern und sind bewacht von Soldaten; wir stehen ihnen fern und fremd. Aber die Tyrannen in Amerika sind überall, wie die Wanzen im Sommer; überall sticht und quält uns das plumpe Vorurtheil der Menge; überall hören wir es, wie das Gesumme der Muskito's, die uns selbst unseren Träumen nicht mehr ruhig überlassen. Freilich, ebenso wie drüben den Königen, gehen wir hier dem großen Haufen aus dem Wege; es ist das einzige Mittel, um Mensch zu bleiben; aber in wessen Macht läge es, sich ganz von seiner Umgebung zurückzuziehen, und sich allen äußern Einflüssen zu verschließen? Mögen wir uns noch so unabhängig und selbstständig dünken, wir sinken, wir steigen mit der Welle der öffentlichen Meinung, und sind dann am mei-

sten von derselben beherrscht, wenn wir uns ihr am leidenschaftlichsten widersetzen. Grade unsere Unzufriedenheit mit der öffentlichen Meinung beweist unsere Abhängigkeit davon.

Nun, das wäre ja ein vollständiger Verzweiflungsartikel, und den hatten wir nicht vor zu schreiben. Verzweifeln wollen wir nicht, wenigstens nicht mit Wissen und Willen. An der Welt und an den Menschen verzweifeln, das heißt am Ende nichts Anderes, als an sich selbst verzweifeln. Und dazu sind wir viel zu egoistisch.

VI.

Ihr klagt darüber, daß ich in keinem Briefe mich der Politik, der leidigen, entschlagen kann. Ich verdenke euch nicht, daß ihr der Politik gram seid: sie enthält für euch, wie für mich, wie für jeden Menschen, eine Reihe von Vorwürfen und Gewissensbissen, die uns quälen. Der denkende Mensch muß an den allgemeinen Erscheinungen der Zeit seine eigenen Fehler, seine eigene Unentschlossenheit, Wankelmüthigkeit, Treulosigkeit erkennen; dieser allgemeinste Zusammenhang zwischen dem individuellen und Völkerleben tritt oft in einzelnen Ereignissen noch spezieller hervor, und macht uns nicht nur in unsern eigenen Augen, sondern auch in den Augen unserer Mitmenschen für den Rückgang der Verhältnisse verantwortlich. Das leichteste Mittel, sich über solche Verantwortlichkeit hinwegzusetzen, ist freilich, sich nicht mehr um die Politik zu kümmern, denn dann braucht man sich nicht zu schämen. Indifferenz und Blasirtheit ist die Folge von Wankelmüthigkeit und Apostasie. Ich habe noch immer gefunden, daß diejenigen Leute, welche sich rühmen, sich nicht um Politik zu bekümmern, die eine erkünstelte Gleichgültigkeit dagegen, eine vornehme Servilität gegen die bestehenden Zustände zur Schau tragen, am Meisten an der schlechten Beschaffenheit der öffentlichen Zustände Schuld sind; auf dem ungeackerten Felde der Gleichgültigkeit wuchert das Unkraut der Despotie und Corruption. Und nicht nur das. Sich gegen die Erscheinungen auf politischem Gebiete abschließen, heißt, sich gegen jede Erscheinung des öffentlichen Lebens, gegen jedes allgemeine, d. h. humane, wahrhaft menschliche Bestreben, gegen die Civilisation selbst, deren Leiden, Kämpfe und Triumphe abschließen. Denn es gibt heutzutage kein Feld, keinen Winkel auf dem weiten Gebiete der Künste, der Wissenschaften, des socialen Lebens, welcher so abgelegen und isolirt wäre, daß er von der Politik nicht beherrscht würde und die Politik nicht beherrschte. Die Politik ist nichts Anderes, wie die Summe einer Reihe von Erscheinungen des Völkerlebens, bei denen wir Alle einzeln betheiligt sind, das Produkt einer langen Rechnung, zu deren Plus und Minus jeder einzelne Mensch beiträgt. Wenn das Resultat, das mit überwiegender Macht über uns hereinbricht, und das oft wir mit dem besten Willen nicht mehr corrigiren können, uns ärgert und verdrießt, so sollten wir immer daran denken, daß die einzelnen Elemente, aus denen das Re-

sultat zusammengesetzt ist, unter unsern Händen oft biegsam und fügsam waren, und sich unserer Thätigkeit unterwarfen. Die kleinen Fehler und Mängel, die sich im gewöhnlichen Leben und in der plumpen, indifferenten Masse des Volkes vorfinden, summiren sich zu großen Fehlern in der Politik und zu beklagenswerthen Niederlagen der Freiheit. Davon ist die deutsche Geschichte seit Jahrhunderten und besonders seit 1848 Zeuge; dies beweist uns die Geschichte des dritten Empire in Frankreich; dies sehen wir am auffallendsten an der Know-Nothing Bewegung in Amerika.

VII.

Die doppelte politische Strömung, welche wir bei allen Völkern bemerken, die vorwärts- und rückwärtsleitende, charakterisirt sich in Amerika speziell als eine Richtung in die Tiefe und in die Weite. Die demokratische Partei ist die Politik der Eroberung, des ungemeßenen Strebens in die Weite, des „manifest distiny", des Rechtes des Stärkeren, welches sich sowohl gegen untergeordnete Racen und Nationalitäten, wie gegen schwächere Parteien geltend macht. Die Blicke dieser Partei sind mehr nach Außen, wie nach Innen gerichtet; ihre Kräfte wenden sich mehr auf die Nachbarländer, als auf die eigenen Staaten; auswärtige Eroberungen sind ihr lieber, wie innere Reformen. Eine ungemeßne Ländergier, welche alles Völkerrechtes spottet, führte diese Partei nach Louisiana, Texas, Mexico und in ihren Pionieren, den Flibustiern, nach Cuba, Central-Amerika, den Sandwich-Inseln u. s. w. Dieselbe Ländergier eröffnete vorzeitig die weiten Territorien des Westens der Einwanderung und dem Kampfe zwischen der Sklaverei und freien Arbeit, und warf die Indianer aller Menschlichkeit und allen Verträgen zuwider bis an die Felsengebirge zurück. Wie in der auswärtigen, so gilt auch in der innern Politik dieser Partei das Recht der Stärkeren; die unbedingte, absolute Herrschaft der Majoritäten, welche weder durch bestehende Gesetze und Verträge, noch durch die constitutionellen Bestimmungen, noch durch die allgemeinen Menschenrechte beschränkt und in Zaum gehalten wird. Diese Partei setzte es durch, daß die Frage von der Sklaverei als eine offene Frage behandelt und von der Entscheidung der Majoritäten abhängig gemacht wurde. In der innern Politik ist diese Partei für eine möglichst lose und lockere Staatsverbindung; sie sucht die Gesammtthätigkeit des Staates möglichst zu beschränken, die Centralregierung zu lähmen und die innern Verbesserungen zu hintertreiben. Alle diese Eigenschaften der demokratischen Partei rühren aus ihrem Verhältniß zur Sklavokratie her, welche dieselbe als ihr Werkzeug benützt, zur Sicherstellung, Verallgemeinerung und Ausbreitung des südlichen Institutes. Als ein solches Werkzeug hat sich auch die demokratische Partei seit Jahren erwiesen, und die Organe derselben erklären auch ohne Hehl und Scheu, daß der Schwerpunkt ihrer Partei im Süden liege.

Diese Strömung in die Weite, die namentlich in den letzten Jahren zu einer wahren Ueberschwemmung geworden ist, welche die Dämme des Völkerrechtes und früherer Verträge überfluthet, mußte eine Gegenströmung zur Folge haben, welche unter den verschiedensten Formen und Namen der demokratischen Politik Opposition machte. Diese Opposition, welche früher die Whigpartei bildete und jetzt sich ein neues Feldlager und Banner sucht, richtete ihre Blicke mehr nach Innen, wie nach Außen. Friedenspolitik nach Außen, Centralisationspolitik im Innern, dies war das hauptsächlichste Programm dieser Partei. Wenn auch die Folgerungen, welche aus diesem Programm gezogen wurden, oft übertrieben waren, und mehr mit den nationalökonomischen, wie mit den politischen Interessen des Landes übereinstimmten, so kann man doch die Grundlagen dieser Politik nicht anders, wie gesund und vernünftig nennen. Der Gedanke, welcher derselben zu Grunde liegt, ist, die Republik und ihre Institutionen zu befestigen, den Wohlstand, die politische und industrielle Unabhängigkeit der Nation zu sichern, die natürlichen Hülfsquellen zu eröffnen, die inneren Verbesserungen herzustellen, bevor man an eine weitere Vergrößerung des Landes denkt. Dieser Gedanke ist gewiß richtig; denn es ist, im Verhältniß zu der großen Ausdehnung dieser Republik und ihrer materiellen Macht, so wenig wirklich republikanischer Sinn, so wenig Civilisation vorhanden, daß bei einer weiteren Ausdehnung ihrer Grenzen die wenigen Spuren der Civilisation sich fast ganz in der Wildniß verlieren wurden. Es gilt, diese Republik durch Verstärkung der republikanischen Grundsätze zu vergrößern, nicht durch Eroberungen. Das „manifest destiny“ der Union, von diesem Standpunkte aus und im wirklich republikanischen Sinne aufgefaßt, ist die Begründung und Verbreitung republikanischer Ideen, die Sicherung der ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte, die einzige Basis, auf welcher ein republikanisches Gemeinwesen errichtet werden kann. Diese Politik will also die Republik in die Tiefe, nicht in Weite und Breite fortbauen; sie will die industrielle Selbstständigkeit, politische Unabhängigkeit, politische und commerzielle Einheit derselben vermehren; sie ist für eine Verstärkung der Centralregierung, für innere Verbesserungen u. s. w. Die allgemeine Richtung dieser Politik ist gewiß die richtige, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß sich auf ihrem Wege viele Gefahren befinden und viele Verlockungen zu monarchischen Grundsätzen, woran die Geschichte der alten Whigpartei so reich ist.

Früher machten sich diese verschiedenen Strömungen der amerikanischen Politik mehr auf nationalökonomischem, wie auf rein politischem Gebiete geltend. Die alten Whigs und Demokraten stritten mehr über die Ver. Staaten Bank, höhere und niedere Tarife, innere Verbesserungen u. dergl. materielle Dinge, als wie über die rechtlichen und moralischen Fragen der Politik. In Bezug auf die wichtigste Frage amerikanischer Politik, auf die

die man als Rebellen abgeschlachtet, in die Nase, und nun ist er für die Vögelgötter ganz gewonnen. Der dritte anwesende Gott ist einer der hungrigen Barbarengötter, den die Aussicht auf ein fettes Mahl ebenfalls leicht auf ihre Seite bringt, und nun muß sich Poseidon der Majorität unterwerfen. Man holt die Jungfrau Basileia aus dem Himmel, und die Komödie endigt mit einem Hochzeitsgesang auf den neuen Vogelzeus und seine Gemahlin! Die Götter sind gestürzt! —

Es gibt keine Komödie aus späteren Zeit, die an Humor, Erfindung und solcher himmelstürmenden Satyre mit der vorliegenden verglichen werden könnte.

Was würde es z. B. für ein Zetergeschrei absetzen, wenn es ein heutiger Dichter wagte, den christlichen Himmel in dieser Weise zu traktiren. Und doch steht es mit diesem heute so zweideutig wie zu Aristophanes Zeiten mit dem Olymp. (Schluß folgt.)

Westliche Briefe.

V.

„Nur nicht Misanthrop werden", schriebest Du mir in Deinem letzten Briefe. Ich gestehe, dieses Wort hat mich ängstlich gemacht. Es ging mir, wie dem Nachtwandler, dessen Name gerufen wird. Er merkt auf einmal, wo er ist, auf welchem schwankenden Stege, in welcher gefahrvollen Lage. Wenn man so in den Tag hinein lebt, und sich nicht viel um sich selbst, sondern mehr um allgemeine Verhältnisse kümmert, dann merkt man oft nicht, welche große Veränderungen mit uns selbst vorgehen. Es ist derselbe Fall, wie mit dem Aelterwerden; man lebt fort, man merkt nichts davon, man gibt nicht darauf Acht, — und am Ende ist man alt. Andere, die uns nur von Zeit zu Zeit, in Zwischenräumen sehen, können besser solche Veränderungen beurtheilen, wie wir selbst. So muß es auch wohl mit meiner Misantrophie aussehen. Ich selbst habe wenigstens noch nie die geringste Ahnung davon gehabt, daß diese häßlichste aller Seelenkrankheiten mich beschleichen könnte. Im Gegentheil, ich war gewohnt, mich einen Idealisten nennen zu hören, mich übertriebener Hoffnungen und Illusionen beschuldigt zu sehen; aber Mysanthropie

„das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute,
Gute Natur, o, wirf ihn wieder hinaus."

Ich war niemals ein Kopfhänger, habe die Welt und die Menschen immer von der besten und hellsten Seite betrachtet, und verstand es immer trefflich,

von der Last der Sclaverei, welche jedem politischen Fortschritte der jetzigen Union wie ein Bleiklumpen an den Füßen hängt, kann der Norden dann an der Entwickelung seiner republikanischen Institutionen, deren ursprünglichste Basis die allgemeinen, unveräußerlichen Menschenrechte sind, arbeiten, und, gestützt auf die kolossalen Reichthümer der Natur, die weiten Territorien des Westens allen denen, welchen die Freiheit ihr Vaterland ist, zur Heimath anbieten. Die glückliche Mischung der Nationalitäten, die sich im Norden vorfindet, wird einen Wetteifer des Strebens und der Thätigkeit erzeugen, von welchem der beispiellose Aufschwung des Westens, den wir in den letzten Jahren beobachtet haben, nur ein kleiner Anfang ist. Die mittleren Staaten, welche bis jetzt noch Sclavenstaaten sind, werden sich bei einer Trennung der Union jedenfalls dem Norden anschließen; — die grade Linie, welche Nord-Carolina von Süd-Carolina trennt, scheint in ihrer Verlängerung die geographische Grenze der Sclaverei anzudeuten. Dazu kommen die sämmtlichen britischen Besitzungen im Norden der Union, die nach dem Wegfall der Sklaverei keinen Grund mehr haben, ihrer Neigung zum Anschlusse an die Union zu widerstreben; dies wird ein großes kompaktes Reich geben, das den höchsten Anforderungen, welche man vernünftiger Weise an die Union stellen kann, genügen wird. Die Hauptsache ist, daß man das Staatsgebäude im Innern ausbaut, daß man den Versuch, einen rein demokratischen Staat zu bilden, löst, daß man das so lange vergeblich angestrebte Problem eines Rechtsstaates, in welchem einem Jeden die ewigen und unveräußerlichen Rechte gewährleistet sind, verwirklicht. Es sind Elemente genug im Norden vorhanden, welche in einen solchen Staat hineinpassen; die constitutionelle Grundlage der Union ist weit und breit genug, um einen solchen Staat darauf zu bauen; der angelsächsische Volkscharakter ist noch immer mit politischer Freiheit verbunden gewesen: — warum sollte man nicht die glänzendsten Hoffnungen von der Entwicklung einer nördlichen Union hegen? Gewiß, der Norden Amerika's, und namentlich die nordwestlichen Staaten haben lange genug unter dem Gewichte einer unnatürlichen Union gelitten, und es ist einmal Zeit, daß man das Gespenst von der Auflösung der Union, mit dem man bisher jede liberale Bestrebung in den Hintergrund zu drängen suchte, deutlich und bestimmt in's Auge faßt. Dieses Gespenst wird bei näherem Anschauen nicht so fürchterlich erscheinen, als es von der Volksmeinung ausgemalt wird. Hinter vorübergehenden Gefahren stecken große und bleibende Vortheile. Wir leben einmal in einer Uebergangsperiode, in welcher sich die Gegensätze scheiden. Es hilft nicht mehr, zu versöhnen und zu vermitteln; die Katastrophe ist da; die politischen Widersprüche, die in Europa auf das Kunstlichste gemischt und mit einander verbunden sind, liegen hier neben einander, durch eine geographische Linie getrennt, und es ist nur nothwendig, diese geographische Linie zu einer politischen zu machen, um einer

seiner Bekannten entstehen sah, und die im Anfang Sinn und Reiz verriethen, bald auch in den Strom des gewöhnlichen Lebens verliefen und die allgemeine Langeweile aller Verhältnisse theilten. Alles wird hier profan und gewöhnlich, und so neu wie die Welt hier ist, und so schnell wie die Verhältnisse sich ändern, findet man doch nirgend eine solche stereotype Gleichförmigkeit aller Menschen und Zustände, wie in Amerika.

Sehen wir von der Geselligkeit ab, — was finden wir in den Kreisen ernsterer Bestrebungen, auf dem Gebiete der Politik, der Wissenschaften, der allgemeinen Humanitäts—und Kulturbestrebungen? Hier ist das Wenige, was wir finden, isolirt, zersplittert, ohne Zusammenhang, ohne gemeinsame Leitung und gemeinsamen Zweck. Es ist ein trauriges Geständniß, daß wir sagen müssen, daß fast jede Blüthe der Kunst und Wissenschaft, welche hier wirklich zur Frucht reift, sich unter den Schutz des Vorurtheils stellen und die Unterstützung des Humbugs in Anspruch nehmen muß. Wir haben während unseres Aufenthaltes in Amerika genug Gelegenheit gehabt, zu sehen, daß selbst die edelsten Bestrebungen auf künstlerischem Gebiete Kompromisse mit dem verdorbenen oder unentwickelten Geschmacke der großen Masse eingehen mußten, ein einigermaaßen festen Boden zu finden. Selten sahen wir die Kunst, ohne daß sie vom Handwerk Unterstützung forderte, selten die Wissenschaft, ohne sich mit dem Humbug zu verbinden, eine feste und unbelästigte Existenz gewinnen. Und es gibt gewiß wohl nichts Schmerzlicheres, als wenn man sieht, wie wirklich tüchtige Bestrebungen und edle Männer, gebrochen durch die Sorgen des Lebens, den reinen Aether der Kunst und Wissenschaft, in dem sie heimisch geworden waren, verlassen, und sich im Staub des gewöhnlichen Lebens ihre Existenz suchen mußten.

Ja, auch in Amerika haben wir einen Tyrannen, der jede edle Bestrebung bekämpft und verunstaltet; es ist der große Haufe und sein Vorurtheil. Und dieser Tyrann ist um so lästiger und unbequemer, weil er allgegenwärtig ist, und überall uns mit seiner bornirten Eifersucht und seinem hämischen Neide verfolgt. Den Tyrannen in Europa können wir aus dem Wege gehen; sie wohnen in stolzen Schlössern, hinter festen Mauern und sind bewacht von Soldaten; wir stehen ihnen fern und fremd. Aber die Tyrannen in Amerika sind überall, wie die Wanzen im Sommer; überall sticht und quält uns das plumpe Vorurtheil der Menge; überall hören wir es, wie das Gesumme der Muskito's, die uns selbst unseren Träumen nicht mehr ruhig überlassen. Freilich, ebenso wie drüben den Königen, gehen wir hier dem großen Haufen aus dem Wege; es ist das einzige Mittel, um Mensch zu bleiben; aber in wessen Macht läge es, sich ganz von seiner Umgebung zurückzuziehen, und sich allen äußern Einflüssen zu verschließen? Mögen wir uns noch so unabhängig und selbstständig dünken, wir sinken, wir steigen mit der Welle der öffentlichen Meinung, und sind dann am mei-

mus, in Deutschland dieselbe Unordnung und Eifersucht, in Rußland dieselbe Eroberungsgelüste, in Italien dieselbe Gährung, wie zur Zeit der ersten Theilung Polens, die je auch in dem Verfahren der alliirten Mächte gegen die Türkei ihr Gegenstück findet „Es gibt nichts Neues unter der Sonne" heißt es denn auch hier wieder, wie seit Jahrtausenden. Gewiß, der Schluß dieses Jahrhunderts bereitet sich unter ähnlichen Auspizien vor, wie der Schluß des vorigen Jahrhunderts, und vielleicht es es auch diesmal wieder der neuen Welt vorbehalten, die erste und glücklichste Rolle in dem großen Drama der Revolution zu spielen.

Bei dem innigen Verkehre der Ideen und Ereignisse, welcher durch die modernen Verkehrsanstalten hereigeführt ist, wurde jeder Sieg der Freiheit auf dieser Seite des Ozeans auch drüben in Europa die größten Folgen nach sich ziehen. In dieser Beziehung ist die Antisclaverei-Politik nicht bloß ein amerikanisches, sondern auch ein europäisches Thema, ein universales, weltgeschichtliches Thema, und jedes Scherflein, das wir zur Befreiung dieses Landes beitragen, ist auch ein Beitrag zur europäischen Freiheit. Man hat in diesen Know Nothing Zeiten sich mit einer gewiß gerechtfertigten Vorliebe an die europäischen Helden der amerikanischen Revolution erinnert, an Kuszciusko, Lafayette; Steuben, an Thomas Paine; an die Männer, welche auf beiden Seiten des Ozeanes für die Befreiung der unterdrückten Völker wirkten und kämpften. Aber befinden wir uns trotz der gleichgültigen Zeit und der unscheinbaren Stellung nicht in derselben Lage? Haben wir nicht auch Gelegenheit, an dem Triumph der Freiheit zu arbeiten, indem wir immer und immer unseren Protest gegen die unnatürliche Verbindung zwischen Demokratie und Sklaverei erheben? Wir sind überzeugt daß wenn es gelingt, der amerikanischen Politik ihren echt republikanischen Charakter, den Jeffersonianischen Geist, der die Unabhängigkeitserklärung und die Menschenrechte nieder schrieb, wiederzugeben; daß dann derr Geist der Freiheit auch in Europa wieder sein Haupt mit neuen Muthe erhebt. Es ist ja am Ende nichts Anderes nothwendig, als den festen Punkt des Archimedes zu finden, von welchem aus man die reaktionäre Welt aus den Angeln hebt, und diesen festen Punkt republikanischer Freiheit können wir wohl am leichtesten in Amerika schaffen. Es handelt sich hier nicht um bewaffnete Intervention, nicht um Annexationspolitik u. dergl. sondern blos um den Versuch, eine wirklich republikanische Staatsverfassung, gegründet auf den ewigen unveräußerlichen Menschenrechten, herzustellen; gelingt dieser Versuch, dann hat die Freiheit ihre Feuerprobe bestanden, und das Zutrauen der Völker wird sich ihr wieder zuwenden. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts haben wir gesehen, wie jeder Sieg des Despotismus drüben weitere Siege desselben hier sich zog; wir sahen die Resultate der ersten französischen Revolution verschwinden; wir sahed in Folge dessen auch den Rückgang der amerikanischen Politik. Hof-

sultat zusammengesetzt ist, unter unsern Händen oft biegsam und fügsam waren, und sich unserer Thätigkeit unterwarfen. Die kleinen Fehler und Mängel, die sich im gewöhnlichen Leben und in der plumpen, indifferenten Masse des Volkes vorfinden, summiren sich zu großen Fehlern in der Politik und zu beklagenswerthen Niederlagen der Freiheit. Davon ist die deutsche Geschichte seit Jahrhunderten und besonders seit 1848 Zeuge; dies beweist uns die Geschichte des dritten Empire in Frankreich; dies sehen wir am auffallendsten an der Know-Nothing Bewegung in Amerika.

VII.

Die doppelte politische Strömung, welche wir bei allen Völkern bemerken, die vorwärts- und rückwärtsleitende, charakterisirt sich in Amerika speziell als eine Richtung in die Tiefe und in die Weite. Die demokratische Partei ist die Politik der Eroberung, des ungemeßenen Strebens in die Weite, des „manifest distiny", des Rechtes des Stärkeren, welches sich sowohl gegen untergeordnete Racen und Nationalitäten, wie gegen schwächere Parteien geltend macht. Die Blicke dieser Partei sind mehr nach Außen, wie nach Innen gerichtet; ihre Kräfte wenden sich mehr auf die Nachbarländer, als auf die eigenen Staaten; auswärtige Eroberungen sind ihr lieber, wie innere Reformen. Eine ungemeßne Ländergier, welche alles Völkerrechtes spottet, führte diese Partei nach Louisiana, Texas, Mexico und in ihren Pionieren, den Flibustiern, nach Cuba, Central-Amerika, den Sandwich-Inseln u. s. w. Dieselbe Ländergier eröffnete vorzeitig die weiten Territorien des Westens der Einwanderung und dem Kampfe zwischen der Sklaverei und freien Arbeit, und warf die Indianer aller Menschlichkeit und allen Verträgen zuwider bis an die Felsengebirge zurück. Wie in der auswärtigen, so gilt auch in der innern Politik dieser Partei das Recht der Stärkeren; die unbedingte, absolute Herrschaft der Majoritäten, welche weder durch bestehende Gesetze und Verträge, noch durch die constitutionellen Bestimmungen, noch durch die allgemeinen Menschenrechte beschränkt und in Zaum gehalten wird. Diese Partei setzte es durch, daß die Frage von der Sklaverei als eine offene Frage behandelt und von der Entscheidung der Majoritäten abhängig gemacht wurde. In der innern Politik ist diese Partei für eine möglichst lose und lockere Staatsverbindung; sie sucht die Gesammtthätigkeit des Staates möglichst zu beschränken, die Centralregierung zu lähmen und die innern Verbesserungen zu hintertreiben. Alle diese Eigenschaften der demokratischen Partei rühren aus ihrem Verhältniß zur Sklavokratie her, welche dieselbe als ihr Werkzeug benützt, zur Sicherstellung, Verallgemeinerung und Ausbreitung des südlichen Institutes. Als ein solches Werkzeug hat sich auch die demokratische Partei seit Jahren erwiesen, und die Organe derselben erklären auch ohne Hehl und Scheu, daß der Schwerpunkt ihrer Partei im Süden liege.

Diese Strömung in die Weite, die namentlich in den letzten Jahren zu einer wahren Ueberschwemmung geworden ist, welche die Dämme des Völkerrechtes und früherer Verträge überfluthet, mußte eine Gegenströmung zur Folge haben, welche unter den verschiedensten Formen und Namen der demokratischen Politik Opposition machte. Diese Opposition, welche früher die Whigpartei bildete und jetzt sich ein neues Feldlager und Banner sucht, richtete ihre Blicke mehr nach Innen, wie nach Außen. Friedenspolitik nach Außen, Centralisationspolitik im Innern, dies war das hauptsächlichste Programm dieser Partei. Wenn auch die Folgerungen, welche aus diesem Programm gezogen wurden, oft übertrieben waren, und mehr mit den nationalökonomischen, wie mit den politischen Interessen des Landes übereinstimmten, so kann man doch die Grundlagen dieser Politik nicht anders, wie gesund und vernünftig nennen. Der Gedanke, welcher derselben zu Grunde liegt, ist, die Republik und ihre Institutionen zu befestigen, den Wohlstand, die politische und industrielle Unabhängigkeit der Nation zu sichern, die natürlichen Hülfsquellen zu eröffnen, die inneren Verbesserungen herzustellen, bevor man an eine weitere Vergrößerung des Landes denkt. Dieser Gedanke ist gewiß richtig; denn es ist, im Verhältniß zu der großen Ausdehnung dieser Republik und ihrer materiellen Macht, so wenig wirklich republikanischer Sinn, so wenig Civilisation vorhanden, daß bei einer weiteren Ausdehnung ihrer Grenzen die wenigen Spuren der Civilisation sich fast ganz in der Wildniß verlieren würden. Es gilt, diese Republik durch Verstärkung der republikanischen Grundsätze zu vergrößern, nicht durch Eroberungen. Das „manifest destiny" der Union, von diesem Standpunkte aus und im wirklich republikanischen Sinne aufgefaßt, ist die Begründung und Verbreitung republikanischer Ideen, die Sicherung der ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte, die einzige Basis, auf welcher ein republikanisches Gemeinwesen errichtet werden kann. Diese Politik will also die Republik in die Tiefe, nicht in Weite und Breite fortbauen; sie will die industrielle Selbstständigkeit, politische Unabhängigkeit, politische und commerzielle Einheit derselben vermehren; sie ist für eine Verstärkung der Centralregierung, für innere Verbesserungen u. s. w. Die allgemeine Richtung dieser Politik ist gewiß die richtige, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß sich auf ihrem Wege viele Gefahren befinden und viele Verlockungen zu monarchischen Grundsätzen, woran die Geschichte der alten Whigpartei so reich ist.

Früher machten sich diese verschiedenen Strömungen der amerikanischen Politik mehr auf nationalökonomischem, wie auf rein politischem Gebiete geltend. Die alten Whigs und Demokraten stritten mehr über die Ver. Staaten Bank, höhere und niedere Tarife, innere Verbesserungen u. dergl. materielle Dinge, als wie über die rechtlichen und moralischen Fragen der Politik. In Bezug auf die wichtigste Frage amerikanischer Politik, auf die

theils die Turnvereine bestehen, gleich in das richtige Geleise gerathen. Der gute Wille ist bei den Turnvereinen überall vorhanden; davon uns zu überzeugen, hatten wir persönlich genug Gelegenheit. Es kommt nur darauf an, diesen guten Willen die richtige Leitung zu geben, in den einzelnen Vereinen die allgemeinen Tendenzen des Bundes zur Geltung zu bringen, und so eine Uebereinstimmung des Wirkens und Strebens herzustellen, welche eben durch die Bildung des Turnerbundes selbst bezweckt wurde. Viele kleinere und selbst größere Vereine gehen ihren Schlendrian fort und fort, ohne irgend einen gesellschaftlichen Fortschritt zu Stande zu bringen, ohne für etwas mehr, wie für die ordinärsten Genüsse der Geselligkeit zu sorgen. Würden diese Vereine einmal aus ihrer Stagnation aufgerüttelt, sie könnten mit denselben Kräften ein ganz anderes Leben zeigen. Die Turnzeitung thut viel in dieser Beziehung, kann aber nicht Alles thun. Vorträge in diesem Sinne, welche sich speziell mit den Bestrebungen auf geselligem Leben, mit der Tendenz des Turnerbundes, mit den Erscheinungen der Tagesgeschichte, mit dem wissenschaftlichen Leben der Zeit u. s. w. beschäftigten, und die von denselben Leuten nach demselben Plane in den verschiedenen Turnvereinen gehalten würden, wären gewiß wohl am ersten im Stande, die wünschenswerthe Uebereinstimmung im geistigen Leben der Turner hervorzubringen, und die kleineren Vereine auch mit in die Arena des geistigen Strebens zu ziehen. Diese Vorträge könnten dann die Einleitung und Vorbereitung zu den streng wissenschaftlichen Vorträgen bilden, welche von der letzten Tagsatzung beschlossen und vom Vororte ausgeschrieben sind.

Ein solches Mittel zur inneren Einigung und Kräftigung der Turnvereine würde gewiß dem Bunde zur Zeit und unter den gegenwärtigen Verhältnissen mehr nutzen, als der Colonisationsversuch im Westen, der sich eben im ersten Stadium seiner Vollziehung befindet. Wir wünschen sehr, daß unsere Profezeiung irrig sei; aber wir befürchten, daß diese vorzeitige Ausdehnung der Thätigkeit des Bundes und Vororts eben nicht die innere Stärke desselben vermehren wird. Abgesehen, daß die Colonisationsprojekte überhaupt bedenkliche Unternehmungen in Amerika sind, und daß gegen das Projekt des Turnerbundes alle die Bedenken erhoben werden können, welche gegen andere Colonisationsprojekte, Bildung deutscher Staaten u. s. w. erhoben wurden: so scheinen uns die Tage für ein solches Unternehmen noch nicht gekommen, oder doch wenigstens näher liegende Bestrebungen vorhanden zu sein, welche dem Colonisationsprojekt hätten vorgezogen werden müssen. Man wende uns nicht ein, daß das Ansiedlungsprojekt den Turnerbund als solchen nichts angehe, sondern von einer Aktiengesellschaft, die von Turnern und anderen Leuten gebildet sei, ausgegangen sei. Der Turnerbunde und der Vorort haben wenigstens die moralische Verantwortlichkeit für das Gelingen des Projectes, wenn auch dessen

materielles Risiko den Aktienbesitzern verbleibt. Nun, das Unternehmen ist einmal so weit, daß es nicht wieder rückgängig gemacht werden kann, und dieses ist auch nicht der Zweck der gegenwärtigen Zeilen; wir wollen mit denselben nur darauf aufmerksam machen, daß man über den Plänen und Projekten für die Zukunft nicht die nothwendigsten Mittel für den Zusammenhalt in der Gegenwart vergißt, und daß, indem man die Thätigkeit des Bundes nach Außen erweitert, man nicht vergißt, an seiner inneren Sicherung und Einigung zu arbeiten. Erst den Bund im Innern ausbauen, dann Colonien gründen; erst eine Macht werden, dann Eroberungen machen. Wir wünschen übrigens, nichts desto weniger, daß die Kühnheit, mit welcher der Turnerbund auf seiner Bahn fortgeht, zum erwünschten Ziele führt, und daß das Colonisationsprojekt ein Mittel zur Befestigung des Bundes, und nicht zur Zwietracht und Uneinigkeit werde.

Größer vielleicht noch, wie die Zahl der Turnvereine ist die Zahl der Theatervereine, dramatischen Kränzchen u. s. w. Fast keine Stadt im weiten amerikanischen Westen ist ohne ein Liebhabertheater, und oft concurriren in einer Stadt zwei bis drei mit einander. Wer indessen das häufige Vorkommen solcher Vereine für ein Zeichen eines wirklich künstlerischen Strebens und ästhetischen Sinnes halten wollte, würde sich weit von der Wahrheit entfernen. Wir nehmen einzelne der größeren Vereine, z. B. das Theater in St. Louis, Milwaukee, Chicago aus, und wollen auch kein Urtheil über die Leistungen der östlichen Städte abgeben, weil wir dieselben zu wenig kennen: im Allgemeinen müssen wir aber sagen, daß die deutsch-amerikanischen Theatervereine und ihre Leistungen an alles Andere mehr, als wie an die Kunst, erinnern. Grade der Name und der Zweck dieser Vereine sticht so sehr gegen ihr ganzes Benehmen ab, daß man eine ernste Rüge nicht unterlassen darf. Von vornherein und in ihrer ganzen Organisation sind diese Vereine persönlicher Eitelkeit und Intriguen gewidmet; wenn das Spiel vor den Kulissen schlecht ist, ist das Spiel hinter den Kulissen noch schlechter. Man kann hier tausendmal Gelegenheit finden, den alten Satz bewahrheitet zu sehen, daß derjenige, welcher am wenigsten von der Kunst versteht, sich für den größten Künstler hält. Welche Dinge haben wir auf dem westlichen Theater schon ansehen müssen! Ohne das mindeste künstlerische Verständniß, ohne die geringste technische Bildung, ohne irgend eine Spur von ästhetischer Erziehung, schreiten dort Helden, Liebhaber u. s. w. über die Bühne, mit einem Selbstbewußtsein, dessen kein Eßler und Devrient sich rühmen konnte. Wehe übrigens demjenigen, der einer solchen vermeintlichen Bühnengröße einer dieser vielen Duodezbühnen einen Tadel oder nur einen guten Rath ertheilen wollte; diese Herren sind mit ihrer ganzen Kunst fertig, und im wahren Sinne des Wortes unverbesserlich. Noch trauriger sieht es in den meisten Fällen mit dem weiblichen Personale aus; manches hübsche Talent wird durch Prüderie und Bigotterie von der Bühne

fern gehalten, während auch oft die ganze gesellschaftliche Haltung des Liebhabertheaters die gebildete Frauenwelt ausschließt. Welche Leistungen unter diesen Umständen zu Stande kommen, läßt sich denken. Der unvermeidliche Kotzebue verfolgt uns von Bühne zu Bühne, und macht nur hie und da den Possen und Zoten eines Nestroy Platz. Es ist natürlich, daß hier aller Respekt vor der Kunst, dem Drama und der Bühne wegfällt. Das Theater ist auch weiter nichts anders, als ein Zugpflaster, um die Menge zum Tanz zu ziehen. Denn natürlich ist nach jeder Vorstellung Ball, — d. h. so steht es wenigstens auf den Theaterzetteln, wenn man auch statt eines Balles nur das ordinärste Dorfkirchmeßvergnügen findet. Wie oft habe ich in den Reihen des weiblichen Publikums seufzen hören: „Ach, wenn das Stück nur zu Ende wäre, es ist auch gar zu lang." Aber die Sehnsucht nach Beendigung des Stückes rührte nicht aus einem gewiß gerechtfertigen Mitleiden mit der gemißhandelten Kunst her, sondern aus der Wuth, zu tanzen. Kaum noch, daß der unglückliche Liebhaber sich auf der Bühne umgebracht hat, oder daß die Liebenden glücklich in den sicheren Hafen des fünften Aktes eingelaufen sind, so drückt sich schon in dem Stampfen der Füße die Ungeduld der Polkalustigen aus. Welch eine reizende Sehnsucht! Welch ein liebenswürdiges Geschlecht!

Gewiß, wir sind keine Puritaner, und wissen, daß das Vergnügen und der Genuß nicht nur erlaubt, sondern Pflicht ist. Aber was im Namen der Kunst und im Auftrage der Musen sich dem Publikum darbietet, das soll doch wenigstens ein klein wenig über das Niveau des gewöhnlichen Alltagslebens erhaben sein. Man kann die Geselligkeit nicht mehr verwüsten und demoralisiren, als wenn man sogar die Kunst den ordinärsten Vergnügungen opfert; dann ist am Ende der gewöhnlichsten Genußsucht auch das letzte Heiligthum des Herzens geopfert. Wir haben leider vielfachen Grund, zu glauben, daß die meisten unserer kleinen deutschen Theater ihr Publikum nicht veredlen, sondern verschlechtern, und da es ohnehin mit den Mitteln, das gesellige Leben zu veredeln, in Amerika so spärlich bestellt ist, muß man wenigstens das zu retten suchen, was noch einigermaaßen zur Kultur und Bildung beitragen kann.

Wir glauben, mit diesen Bemerkungen bei Denen nicht angestoßen zu haben, welchen es wirklich mit der Kunst und der Hebung des geselligen Lebens Ernst ist: der Zweck dieser Zeilen war, solche Leute auf die Uebelstände aufmerksam zu machen, die sich so leicht und allmählich, daß man es kaum bemerkt, in das gesellschaftliche Leben einschleichen. Die Tendenz des geselligen Lebens in Amerika ist nun einmal eine retrograde; Alles zeigt hier den Gang zur Gewöhnlichkeit und Alltäglichkeit; nirgend paßt besser, als in Amerika, das Wort Goethes

„Nur aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme."

Muß man daher nicht verdoppelte Aufmerksamkeit anwenden, um diesem allgemeinen Niederdruck aller gesellschaftlichen Verhältnisse entgegen zu arbeiten?

Aber es ist nicht genug, zu tadeln, man muß auch die Mittel angeben, wie zu bessern ist. Und dies ist nicht so leicht in diesem Lande ohne Dichter und Künstler, wo das gesellige Leben sich unter das Joch der eisernen Nothwendigkeit beugen muß. Wir wollen nur die ersten und allgemeinsten Bedingungen angeben. Zuerst ist zu verlangen, daß Jeder, welcher sich mit künstlerischen Dingen,—und sei es auch nur zum Spiel u. zum Spaß,— abgibt, Achtung u. Respekt vor der Sache habe, daß er dieselben nicht gleichgültig und liederlich behandele, daß er die Kunst als eine höhere Sphäre über sich anerkenne, deren Gesetze er zu gehorchen habe. Dies ist die erste Bedingung jeder künstlerischen Wirksamkeit. Die zweite Regel sei ferner: sich der Kunst widmen, um der Kunst willen, nicht wegen etwaiger persönlicher Vortheile und Interessen. Nichts kann widerwärtiger sein, als wenn auf Dilettantenbühnen, — natürlich sprechen wir hier nicht von der Bühne als Beruf, — Benefizvorstellungen für einzelne Mitglieder gegeben werden; dieser Mißbrauch, den man auf unsern Liebhabertheatern allzuhäufig findet, steht mit dem Wesen eines Liebhabertheaters im größten Widerspruch. Drittens, man lasse sich die private Kritik mit der Bühne bekannter Personen und die öffentliche Kritik der Presse gefallen; selbst ein fähiger und talentvoller Schauspieler kann von der Kritik noch lernen, während die gänzlich unfähigen Elemente dadurch von der Bühne verbannt werden. Viertens, man verbinde mit den Theatervorstellungen keine anderweitigen Vergnügungen, wie Tanz u. s. w.; das Theater an und für sich soll im Stande sein, das Publikum anzulocken und zu befriedigen. Fünftens, man beobachte während der Proben und hinter den Kulissen die nöthige Schicklichkeit, wozu die Achtung vor der Kunst schon zwingt; Frivolität, wozu hie und da wohl Veranlassung gegeben werden mag, nimmt der Anstalt ihr Zutrauen, und vergrößert die Schwierigkeiten, welche ohnehin mit der Besetzung der Damenrollen verbunden sind.

Als sechste Regel fügen wir hinzu: nicht zu oft spielen. Das allzuhäufige Spielen macht sowohl das Publikum, wie die darstellenden Personen gleichgültig gegen das Theater, und verhindert das fleißige Memoriren und Studiren der Rollen. Wenn diese Regeln befolgt werden, dann kann man auch siebentens verlangen, daß gute Stücke gespielt werden, regelmäßig gearbeitete, wirklich künstlerische Stücke, die den Geschmack des Publikums veredeln, und dem Schauspieler selbst den Leitfaden für sein Spiel an die Hand geben. Gute Stücke lassen sich leichter spielen, wie schlechte, weil dort Charakterrollen sind, die gedacht und begriffen, deßhalb auch gespielt werden können, während die schlechten Stücke von psychologischen Unmöglichkeiten und Karrikaturen wimmeln. Alle diese Regeln, welche wir hier

aufgeführt haben, lassen sich selbst bei kleinen Liebhabertheatern befolgen, und werden gewiß den erwünschten Erfolg haben.

Wenn man diese Winke befolgt, so werden die Liebhaber-Theater gewiß die erste Rolle im geselligen Leben der Deutschen spielen, und namentlich die Frauen werden ihre Abneigung gegen eine active Betheiligung an denselben ablegen. Die meisten kleinen Liebhabertheater haben mit dieser Abneigung sehr zu kämpfen; es ist wirklich lächerlich, wie die Pruderie, Bigotterie oder falsche Scham sich dagegen sträubt, auf der Bühne zu erscheinen. Im gewöhnlichen Leben werden alle Thorheiten mitgemacht, aber auf der Bühne will man die Thorheiten des menschlichen Lebens nicht darstellen; im Zuschauerraum des Theaters belacht man jede Dummheit und jeden Witz, aber die Bühne ist ein verrufener Ort, den man nicht betreten darf. Welch eine Heuchelei liegt darin! Wenn es unmoralisch oder unanständig ist, Komödie zu spielen, so ist es auch gewiß unanständig, Komödie anzuhören. Grade das weibliche Geschlecht ist auf solche Genüsse der Geselligkeit angewiesen, und es sollte das Theater besonders unter seine Protektion und seinen Schutz nehmen.

Wir haben uns absichtlich so weitläufig über dies Thema ausgelassen, weil wir die große Bedeutung des Theaters für deutsche Geselligkeit und deutsches Leben einsehen, und weil wir die großen Opfer an Geld und Zeit kennen, welche man dem Theater bringt, ohne ein genügendes Aequivalent an Bildung und Kunst dafür zu bekommen.

Wir wünschen, daß die vorstehenden Bemerkungen wenigstens hie und da zum Nachdenken und zur Abstellung der Uebelstände führen werden. Daß hier in Amerika trotz mancher Hinternisse u. ungünstiger Umstände auch auf künstlerischem Gebiete etwas geleistet werden kann, davon haben wir schon genügende Beweise; es gereicht uns jedesmal zum Vergnügen, wenn wir bei dieser Gelegenheit das freundliche Milwaukee erwähnen können. Wir waren selbst Zeuge, mit welchen Uebelständen und Hindernissen die dramatischen und künstlerischen Bestrebungen in Milwaukee zu kämpfen hatten, und sehen jetzt dort einen Musikverein und ein Theater, das jeder deutschen Mittelstadt Ehre machen würde. Um den Geist, der dort die Bühne beherrscht, zu bezeichnen, genügt nur zu erwähnen, daß dort während eines Jahres kein Kotzebue'sches Schauspiel aufgeführt worden ist; daß aber das Repertoir die schönsten Sachen unsrer klassischen Dichter enthält. Eine deutsch-amerikanische Bühne tief im Westen, die den Egmont mit vollständiger Musikbegleitung gibt, und die ihn nach dem Ausspruche gebildeter Kritiker g u t giebt: dieß ist gewiß eine Garantie, daß die Deutschen in Amerika die Musen noch nicht ganz vergessen haben. Leider hat Milwaukee mit seinem Theater dasselbe Unglück, wie mit seinem Musikverein; die besten Kräfte verlassen die Stadt, der sie in mancher Beziehung zu Dank verpflichtet nennen. Chicago, das in vieler Beziehung mit Milwaukee

rivalisirt, hat dem Milwaukee Theater fast seine besten Kräfte hinweggenommen. Aber wir zweifeln nicht im mindesten daran, daß Milwaukee sich bald wieder von diesem Verluste erholen wird; unter einem Regisseur, wie Herrn Pfeiffer, ist selbst in Amerika Alles möglich.

Chicago mit seiner großen deutschen Bevölkerung und seiner raschen Entwicklung scheint auch den richtigen Moment erfaßt zu haben, um deutscher Kunst und Geselligkeit eine Stätte zu bereiten. Dem Handel und Geschäfte werden hier jährlich Hunderte von Palästen errichtet; es ist sehr gut, daß dazwischen auch das „deutsche Haus für Kunst und Wissenschaft" nicht fehlt. Nach den Theaterberichten, welche wir der „Illinois Staatszeitung" verdanken, erfüllt die deutsche Bühne daselbst ihre Pflicht, und genügt den Erwartungen des Publikums.

Man verzeihe uns diese kleine Abschweifung nach dem Westen. Aber in vieler Beziehung scheint es, als wenn dort das deutsche Leben frischer, grüner und regsamer wäre, als im Osten. Um aber bei einer solchen Vergleichung nicht ungerecht zu sein, wollen wir später eine Schilderung des geselligen Lebens in Buffalo bringen, wenn wir einmal durch persönliche Anschauung in den Stand gesetzt sind, ein Urtheil zu fällen.

Was die Stadt New-York anbetrifft, so bietet diese große Metropole natürlich ganz andere künstlerische und gesellige Genüsse dar, wie der Westen. Aber wir glauben, New-York in dieser Beziehung nicht zu Amerika rechnen zu dürfen. Sie ist in mancher Hinsicht eine europäische Stadt und die einseitigen amerikanischen Verhältnisse passen nicht auf sie.

Nun, mit dem Frühlinge kommen auch die Blumen und Lieder des geselligen Lebens. Der Winter, der in Deutschland eine so trauliche Geselligkeit mit sich bringt, ist in Amerika an derartigen Genüssen sehr arm. Aber im Frühling gibt es frisches Leben. Ueberall, im Osten und Westen, im Süden und Norden, bereitet man sich zu den großen Gesangfesten vor. Cincinnati, Milwaukee, St. Louis wetteifern um den Preis der westlichen Sängerkrone, und wir hoffen, daß auch uns und unsern Lesern ein reichlicher Antheil an diesen Festen werden möge.

———ooo———

Vermischtes.

Ein großes Bedürfniß in der Presse, wenn auch mit vielen Schwierigkeiten verbunden, wäre eine für Deutschland geschriebene Zeitung über Amerika. Was bisher über die neue Welt auf den deutschen Buchhändler-Markt kam, bestand mit wenigen Ausnahmen, aus Runnerliteratur oder höchst oberflächlichen Reisebeschreibungen, denen mehr subjective Stimmungen und Abneigungen, als getreue, objektive Beobachtungen zu Grunde lagen. Selbst eines der neuesten Bücher über Amerika, das von Scherzer und Wagner, wimmelt von Unrichtigkeiten, Oberflächlichkeiten und Irrthümern. Aeltere Werke, wie die von Löhr, Bromme, u. s. w. sind eben veraltet; in Amerika ändert sich Alles schnell, namentlich, was die neue Heimath der Deutschen, den Westen, angeht, und vorjährige Schilderungen passen nicht mehr heute. Eine interessante Erscheinung tauchte eine Zeit lang auf, die „atlantischen Studien", welche in New-York geschrieben und von Wiegand in Göttingen verlegt wurden; leider scheint dies Unternehmen zu Grunde gegangen zu sein; auch war wohl der Standpunkt dieser Monatsschrift etwas zu einseitig antiamerikanisch. Es scheint uns überhaupt, daß man die Eigenthümlichkeit Amerika's besser im Westen, wie in der halbeuropäischen Stadt New-York begreift. Es ist in der That auffallend, daß bei der großen Verbreitung des deutschen Elementes und bei den hundert deutschen Zeitungen in Amerika, in Deutschland selbst immer noch die alten Ammenmährchen über dieses Land erzählt werden; man mag selbst die Zeitungen, welche die theuersten Korrespondenten haben und sich als die bestunterrichtetsten ausgeben, wie z. B. die „Augsburger Allgemeine" zur Hand nehmen, und man wird erstaunen über die Armuth und die Unrichtigkeit ihrer Berichte. Die letzte Knownothing-Bewegung namentlich hat gezeigt, welch hirnverbranntes Zeug man drüben in Deutschland über Amerika hört und liest. In der That, wenn man sich darüber wundert, daß die anglo-amerikanische Presse so wenig über Deutschland weiß, so kann man diesen Vorwurf der deutschen Presse in Bezug auf Amerika zurückgeben. Aber das Eine ist schlimmer und schädlicher wie das Andere.

In Amerika kann man von Deutschland nur die Wissenschaft und Kunst brauchen, nicht aber die Politik; es wäre in der That lächerlich, wollte eine amerikanische Zeitung sich um das Misere der kleinen deutschen Höfe und um die Politik der uckermärkischen Krautjunker kümmern. Aber für Deutschland ist die amerikanische Politik sehr wichtig, und namentlich die Stellung der deutschen Bürger zu derselben. Es mag vielleicht kein Compliment sein, was wir dem deutschen Volke machen, wenn wir sagen, daß wir seine Eigenthümlichkeiten in Amerika besser beurtheilen können, als in Deutschland selbst. Nichts kann uns so sehr über die Politik Deutschlands

seine innere Zerrissenheit, seine revolutionäre Unfähigkeit aufklären, wie eine nähere Bekanntschaft mit den amerikanischen Deutschen. Wie hierin eine spezielle Aufforderung liegt, sich in Deutschland mehr um Amerika zu kümmern, so sind überhaupt die politischen Verhältnisse Amerikas von universellem Charakter und großer Tragweite, so daß man wohl nicht den Namen eines gebildeten Mannes verdient, wenn man diese Verhältnisse gar nicht oder von einer falschen Seite kennt. Aber grade die amerikanische Politik ist in Deutschland ein Buch mit sieben Siegeln, von dessen Inhalt man sich die fabelhaftesten Vorstellungen macht. Die Stellung der Parteien, das Wahlgetriebe, das Verhältniß der Union zu den Staaten, die Verwaltung und Gesetzgebung: Alles dies entbehrt einer klaren, übersichtlichen Darstellung in der Presse und eines allgemeinen Verständnisses im Publikum. Man mag Alles lesen, was drüben über Amerika gedruckt wird, und wenn man dann selbst nach Amerika kommt, muß man sagen, daß man nicht die geringste deutliche Anschauung von den hiesigen Verhältnissen gehabt hat. Wir wüßten kein Thema auf dem Gebiete der politische Literatur, das in Deutschland mit solchem Erfolge bearbeitet werden könnte, wie dieses.

* * *

G. Struve's Weltgeschichte. Wir haben einige Hefte von Struve's „Geschichte der Neuzeit" erhalten, und würden schon früher ausführlich auf dieses Werk zurückgekommen sein, wenn wir nicht erst den Abschluß der Reformationsgeschichte erwartet hätten, um in den Stand gesetzt zu sein, ein Urtheil über die Darstellung und Anordnung dieser interessanten Periode abzugeben. Indem wir eine weitere Besprechung dieses Werkes verschieben, machen wir einstweilen darauf aufmerksam, daß Herr Struve nicht nur die Geschichte der Neuzeit regelmäßig fortführen, sondern auch einen neuen und correkten Abdruck der früher erschienenen 6 Bücher der Weltgeschichte unternehmen wird. Die großen Schwierigkeiten, welche sich dem Struve'schen Unternehmen entgegenstellen, fordern das Publikum zu einer gesteigerten Theilnahme auf, und es ist zu wünschen, daß dieselbe den Verfasser für die durch Schuft Schlüter erlittenen Betrügereien entschädigen wird.

Indem wir hiermit dem Publikum das Maiheft der „Atlantis", das erste in Buffalo gedruckte Heft, vorlegen, versprechen wir, die Fortsetzungen regelmäßig einige Tage früher zu versenden, damit die Hefte zu Anfang des Monates in den Händen des Publikums sind. Wie man sieht, haben die Herren Miller und Bender vom „Telegraphen" der äußeren Ausstattung alle Aufmerksamkeit gewidmet; wir bedauern nur, daß das Titel-

blatt, welches wir beim Graveur haben, noch nicht zu dieser Nummer fertig geword n ist.

Wir erinnern das Publikum wiederholt daran, daß wir gerne bereit sind, den Abonnenten einzelne fehlende Nummern nachzuliefern, wenn man uns Anzeige davon gibt. Wann nichts Anderes beliebt wird, werden solche fehlende Nummern immer bei der Versendung der nächsten Nummer mit expedirt.

Wir ersuchen die Herren, welche uns Arbeiten zugesagt haben, ihr Versprechen sobald wie möglich zu erfüllen, wie auch diejenigen, welche ihre literarische Thätigkeit der Atlantis widmen wollen, mit uns über die Bedingungen Rucksprache zu nehmen. Bald werden wir auch wohl im Stande sein, uns europäische Correspondenten anzuschaffen. Es ist unser fester Entschluß, die Atlantis doch noch zu dem zu machen, was wir bei der Gründung derselben beabsichtigten, zu einem Organe des wissenschaftlichen und humanen Strebens der Deutschen in Amerika; dazu sind wir abrr der Mitwirkung tüchtiger Kräfte bedürftig.

Was den geschäftlichen Fortgang der „Atlantis" anbetrifft, so haben wir leider immer noch zu klagen. Wir machen deßhalb wiederholt aufmerksam, daß Jeder, der nach Ablauf seines Termines noch ein Heft von der Post annimmt, zur Weiterzalung für ein halbes Jahr verpflichtet ist. Wer das Blatt nicht weiter halten will, möge es sofort zurückschicken. Gewisse Unregelmäßigkeiten, welche fruher mit der Atlantis vorkamen, verhinderten eine regelmäßige Geschäftsführung und Abrechnung; jetzt aber kommt die Atlantis regelmäßig, und ist auch deßhalb berechtigt, regelmäßige Zahlung zu verlangen. Wir haben seit der Versendung des diesjährigen Januarheftes gesehen, daß selbst manche Abonnenten, die wir zu den besten Freunden der Atlantis zählen, und die schon seit Jahren subscribirt haben, ihren Termin nicht einhalten; wollen sie mich zwingen, das Blatt nicht mehr zu senden? Die beste Praxis ist offenbar die, niemals ein Blatt ohne Vorausbezalung zu senden, und wenn wir bisher in manchen Fällen davon Umgang genommen haben, so zwingt uns doch eine Anhäufung der Restanten zu einer Aenderung dieses Verfahrens. Der Herausgeber der „Atlantis" scheut keine Mittel, um dieselbe in die Höhe zu bringen; er überhäuft sich mit Arbeit; sollte er denn endlich nicht in den Stand gesetzt werden, unbelästigt von den materiellen Schwierigkeiten sich seiner Aufgabe widmen zu können?

Atlantis.

Neue Folge, Band 4. Heft 6. | Juni, 1856. | Alte Folge, Bd. 6., Nr. 142—145

Die Bedeutung des Drama's für unsere Zeit.

Unsere Zeit ist die der Erinnerungen und Profezeiungen, der Kritiken und Illusionen. Wir vernichten die Vergangenheit und bauen Pläne für die Zukunft, wissen aber mit der Gegenwart nichts anzufangen. So ist es nicht nur mit der Politik, sondern auch mit dem wissenschaftlichen und dem künstlerischen Leben bestellt. Wir glauben oft große Triumphe auf diesem Gebiete errungen zu haben, aber wir schleppen nur Bausteine zusammen, denen die Zukunft Form und Verbindung geben muß. Wir stehen offenbar an der Schwelle eines neuen Zeitalters, die wir noch nicht zu überschreiten wagen. Ueberall kündigen sich neue Formen der menschlichen Entwicklung an, hier gewaltsam, dort friedlich, hier unter dem Applaus der jubelnden Menge, dort verkannt und verachtet, aber immer auf neuer Grundlage ruhend, mit neuen Mitteln versehen, zu neuen Zwecken bestimmt. Während wir uns in der Politik dem Zeitalter der allgemeinen Weltrevolution näheren, legen die Naturwissenschaften die Grundlagen zu einem vollständig neuen Gebäude menschlicher Erkenntniß, und in dem Reiche der Musen hören wir neben den mittelmäßigen Leistungen der Gegenwart die großartigsten Profezeiungen von dem „Kunstwerk der Zukunft."

Wir glauben, daß auf letzterem Gebiete, auf dem Gebiete der Kunst und Poesie, das Drama diejenige Gattung ist, welche am schnellsten und glücklichsten von dem allmählichen Umschwung der allgemeinen Weltanschauung ergriffen werden und denselben deutlich darstellen wird. Wir finden gerade in unserer Zeit ähnliche weltgeschichtliche Verhältnisse und Veränderungen, wie die, unter denen früher das Drama seinen größten Aufschwung nahm. Als Sophocles die griechische Tragödie zu ihrem Höhenpunkt brachte, da war gerade die alte Religion und Politik der Hellenen im Zerfallen begriffen, und eine neue Weltanschauung kündigte sich in den Reden und Schriften der Philosophen an. Als im Mittelalter die zweite Glanzperiode dramatischer Literatur in Shakespeare ihren Culminationspunkt erreichte, da stand Altengland mit seinem Katholizismus und Feudalismus am Rande des Grabes, über welches der Genius Shakespeare's seine Lorbeeren streute. Als endlich in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts die dramatische Literatur in Deutschland von einem Lessing, Schiller

und Göthe vertreten wurde, da bereitete sich das Zeitalter jener großen politischen Umwälzungen vor, deren Ende wir noch heute nicht erlebt haben, jenes großen Kampfes der Ideen, welche wir mit Recht als den eigentlichen Anfang der Geschichte der neuen Zeit bezeichnen. So sehen wir, wie das Drama, und ihre höchste Art, die Tragödie, immer am besten auf dem Wendepunkte zweier weltgeschichtlichen Perioden gedeiht, am Grabe einer verlebten, an der Wiege einer neuen Weltanschauung.

Niemals aber stand die Weltgeschichte auf einem so entscheidenden Wendepunkte, wie heutzutage, wo der Gegensatz zwischen der verlebten und beginnenden Civilisation sich auf alle Gebiete des geistigen Lebens erstreckt, und wo alle bisherigen Kämpfe und Verwirrungen der Weltgeschichte in einen einzigen Widerspruch zusammengedrängt werden. Die ganze jenseitige Welt der Götter und Wunder, der Illusionen und Ideale, verschwindet vor unseren Augen, und es beginnt die Herrschaft der eisernen Naturnothwendigkeit, welche nicht nur den Gott in den Wolken, sondern auch den Gott in des Menschen Brust, die Autonomie und Selbstständigkeit des menschlichen Willens und Geistes, zu zerstören droht. Alle unsere politischen Kämpfe und socialen Verwirrungen bilden nur den Hintergrund zu dieser einen großen Hauptfrage, die wir mit Recht als das entscheidende Problem der ganzen Weltgeschichte betrachten können.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht wieder den alten Gegensatz zwischen Idealismus und Materialismus in den Vordergrund drängen, sondern nur eine Andeutung geben, wie Kunst und Poesie, und speziell das Drama vielleicht den Widerspruch, der sich in der Wissenschaft ergeben hat, und den wir in allen Gebieten des menschlichen Lebens finden, symbolisch und vorbildlich lösen kann.

Abgesehen von der religiösen Weltanschauung, die entschieden mit der ganzen Kultur und Civilisation dieses Jahrhunderts gebrochen hat, gibt es zwei wissenschaftliche Systeme, — beide freilich erst im Entstehen begriffen, — welche die zwei Grundrichtungen der gegenwärtigen Weltanschauung bezeichnen, und die wir mit dem Namen Materialismus und Idealismus bezeichnen können. Das eine System könnten wir das der natürlichen Nothwendigkeit, das andere das der menschlichen Freiheit nennen. Wir haben die Einseitigkeit, mit welcher beide verfahren, schon an einem andern Orte geschildert; und wollen hier nur auf den Dualismus im Menschen selbst, der diesem Gegensatze zu Grunde liegt, zurückkommen.

Der Dualismus zwischen Nothwendigkeit und Freiheit, zwischen der Abhängigkeit von äußeren Einflüssen und der Spontaneität des menschlichen Willens, zwischen Thätigkeit von Außen und Thätigkeit von Innen existirt; wir sehen überall im menschlichen Leben diesen Dualismus, grade so gut, wie wir überall in der Natur den polaren Gegensatz der Elektrizität, des Magnetismus sehen, wie wir den Widerspruch zwischen Abstoßung und

Anziehungskraft haben u. s. w. Dieser Dualismus ist weit entfernt davon, dem religiösen Transcendentalismus an die Seite gesetzt zu werden, — obgleich er dazu Veranlassung gegeben haben mag; — er stimmt viel mehr mit den naturwissenschaftlichen Forschungen über den Widerspruch, den man ja auch überall in der Natur findet, überein. Jede Kraft in der Natur hat ihre Gegenkraft, jede Aktion ihre Reaktion, jede Wirkung ihre Gegenwirkung. Wenn wir nun, gestützt auf sämmtliche Erscheinungen und Aeußerungen des menschlichen Geistes, auch im Leben des Menschen einen solchen Dualismus annehmen, dann sind wir wohl nicht viel verwegener und transzendentaler, wie die Astronomen, welche sogar die Bewegung der Sterne aus einer Zusammenwirkung von zwei entgegengesetzten Kräften herleiten. Freilich, auch die Astronomen können nur eine dieser Kräfte, die Centripetalkraft, erklären; die Centrifugalkraft ist noch immer eine Voraussetzung. So geht es auch ungefähr in der Psychologie. Die Naturbestimmtheit des Menschen kann man wenigstens in den allgemeinsten Grundzügen erklären; Racenunterschiede, Geschlechtsdifferenzen, Altersstufen, Klima, Nahrung u. s. w. bestimmen den Menschen eben so auffällig, wie Erziehung, sociale Verhältnisse u. s. w. Aber die Gegenströmuug gegen diese Naturbestimmtheit, die Centrifugalkraft des menschlichen Geistes, — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — die Willensfreiheit und Selbstthätigkeit des Geistes: dies ist allerdings eine noch unbekannte Kraft, auf deren Dasein wir nur aus ihren Erscheinungen schließen können. Diese Erscheinungen sind aber in Hülle und Fülle vorhanden, und es wäre besser, dieselben einer gründlichen Beobachtung zu unterwerfen, als sich auf die materialistische Erklärungsweise, die uns keine Auskunft geben kann, zu beschränken.

Dieser Dualismus im Menschen, dieser Streit zwischen Müssen und Wollen, ist die Triebfeder aller menschlichen Handlungen und speziell das niemals zu erschöpfende Thema der tragischen Kunst. Es ist vielleicht noch nicht an der Zeit, das psychologische Räthsel von der menschlichen Willensfreiheit auf streng wissenschaftliche Weise zu lösen; es fehlen uns noch viele Materialien dazu; die Naturwissenschaften reichen nicht bis zu den Ideen hinauf; die Philosophie reicht nicht bis zu den Thatsachen hinunter; da scheint es uns denn im Berufe der Poësie zu liegen, dieses große Räthsel des menschlichen Lebens vorbildlich zu lösen. Während es überhaupt der Beruf der Poesie ist, die Widersprüche des menschlichen Herzens darzustellen, so ist speziell die Tragödie die höchster Entwickelung und Versöhnung des Dualismus im Menschen; die Tragödie zeigt uns den Menschen im Kampfe mit sich selbst; sie zeigt uns die Willensfreiheit im Kampfe mit äußeren Einflüssen und Mächten, den Idealismus der Persönlichkeit im Gegensatz zu dem Dämon der Naturgewalten. Nehmen wir einzelne Gestalten der klassischen Tragödie, in denen sich das tragische Element ganz besonders klar und deutlich ausspricht, so finden wir als das Motiv der

tragischen Handlung den Widerspruch im Menschen selbst. In der antiken Tragödie ist die dunkle Seite der menschlichen Natur, die Abhängigkeit von der Naturbestimmtheit, die moralische Unfreiheit des Menschen als ein Verhängniß der Nemesis geschildert, eine Schuld, die auf dem ganzen Geschlechte ruht, ein großes Verbrechen, in das der Mensch gegen Wissen und Willen gefallen ist, und für welches er doch die volle Verantwortung tragen muß, bis die Sühne eintritt. So ruht das Verhängniß auf dem Geschlechte des Oedipus, und treibt den blinden Greis von Land zu Land, bis daß er endlich im Haine der Athene die letzte Ruhe findet. Im rasenden Ajax ist der Widerspruch noch deutlicher dargestellt; der rasende und der vernünftige Ajax sind zwei verschiedene Personen in Einem Körper; als Ajax im lichten Momente die Thaten seiner Raserei erfährt, da geht er bei Seite und stürzt sich in's Schwert. Am schönsten und idealsten ist der Dualismus der Menschennatur, der Widerspruch der Pflichten, in der „Iphigenie" dargestellt. Die Träger der antiken Tragödie sind edle, große, außerordentliche Menschen, denen das gewöhnliche Maaß nicht paßt, die unter einem schweren Verhängniß dulden und untergehen. Dieses Verhängniß ist die Naturbestimmtheit, die Nemesis, das Maaß. Wehe dem, der sich gegen dieses Maaß versündigt und dasselbe überschreitet. Denn die Nemesis, — das Fatum der alten Römer —, ist die oberste Gottheit, der selbst der Olymp unterthan ist. So sehen wir auch im ganzen griechischen Leben, daß das Maaß die oberste Kategorie ist; Alles ist dort Maaß, Harmonie, Ordnung von den schlanken Säulen der Akropolis an bis zu dem republikanischen Staatsleben, in dem der eifersüchtige Athenienser nicht einmal ungewöhnliche, das alltägliche Maaß überschreitende Tugenden und Talente duldete. Das Maaß aber ist die Grenze, welche die Natur dem Menschen bestimmt hat, die Naturbestimmtheit, die Abhängigkeit von ihren allgemeinen Gesetzen.

In dem modernen Drama tritt dieser Gegensatz zwischen Freiheit und Nothwendigkeit menschlicher und verständlicher auf; die antike Nemesis, der Dämon der alten Tragödie, zeigt sich als die übermäßige Leidenschaft, „welche den Menschen erhebt, während sie ihn zermalmt", als eine überwiegende Naturbestimmtheit, gegen welche der Mensch ankämpft und unterliegt. So kämpfen die Helden der Shakespeare'schen Dramen den Kampf mit sich selbst. Coriolan geht an dem Kampfe zwischen der Pietät gegen Mutter und Vaterland und der Treue gegen sein Heer und übernommene Verpflichtungen zu Grunde; der König Lear wird über den Widerspruch zwischen dem Stolze des Königs und der Schwachheit eines liebenden Vaters wahnsinnig; in Othello kämpfen Eifersucht und Liebe mit einander; Hamlet ist eine meisterhafte Darstellung widerstrebender Pflichten; so sehen wir überall, daß das tragische Motiv nicht in einem Conflikte des Menschen mit der Außenwelt besteht, sondern in einem Conflikte des

Menschen mit sich selbst. Die großartigste Entwickelung dieses Conflictes ist unbedingt im Göthe'schen Faust enthalten; diese Tragödie schildert den Kampf der erhabensten Ideen mit der gemeinsten sinnlichsten Natur, und enthält so viele Aufschlüsse über den Dualismus im menschlichen Leben, daß man wohl sagen kann, daß, wer den Göthe'schen Faust verstanden, das Geheimniß des menschlichen Lebens begriffen hat. Die anderen Gestalten unserer klassischen Tragödie, Egmont, Tasso, Wallenstein u. s. w. zeigen diesen Dualismus in anderer Weise auf. Egmont ist neben dem Feldherrn und Staatsmann der sorglose, vertrauende Liebhaber; Wallenstein nicht nur ein mächtiger Kriegsheld, sondern auch ein abergläubischer Sterndeuter; überall entsteht der tragische Conflikt da, wo zwei widerstrebende Naturen sich in eines Menschen Brust zusammenfinden. Die allgemeinste Basis aber, auf welche wir alle tragischen Motive zurückführen können, ist immer der Widerspruch zwischen der menschlichen Willensfreiheit und der übermächtigen Naturnothwendigkeit.

Die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche man über diese Frage anstellt, sind erst an der Schwelle des Thema's angekommen, und haben am Ende noch kein anderes Resultat erzielt, als die Einsicht in die große Schwierigkeit dieser Frage. Durch diese Schwierigkeit wurden Manche verleitet, eine Seite der Frage ganz zu leugnen; aber es war leicht einzusehen, daß man dann das ganze Verständniß des menschlichen Lebens verlor. Könnte die Kunst hier nicht interveniren, und die Kluft ausfullen, welche zwischen der materialistischen und idealistischen Weltanschauung, zwischen der Nothwendigkeit und Freiheit liegt? Könnte sie nicht den Dualismus des menschlichen Lebens dadurch heilen und versöhnen, daß sie ihn in vollendeter, künstlerischer Form zur Erscheinung bringt? Dies scheint uns noch mehr die Aufgabe des modernen, wie des antiken Drama's zu sein, und ganz im Verhältnisse zu unserem, von Widersprüchen zerrissenen Jahrhundert zu stehen, das sich aus dem dunkeln Drange der Verwirrungen und Widersprüche am Ende nicht herausretten kann, wenn die Kunst nicht den Weg und die Möglichkeit der Versöhnung zeigt. Die tragische Muse, die einzige unter allen ihren Schwestern, die heute noch am Leben ist, und welche die Erbschaft derselben übernommen hat, ist deßhalb unsterblich und unvergänglich, weil sie dem Menschen das Geheimniß seines eigenen Daseins, und die Widersprüche seiner eigenen Natur enthüllt; solange der Widerspruch die Welt regiert, wird auch das Drama bestehen. Grade in diesem Jahrhundert, wo wir auf der Grenzlinie einer verschwindenden und immer sich neu bildenden Weltanschauung stehen, wo die Widersprüche in der Wissenschaft, wie im Leben sich häufen, sollte die Kunst in ihr volles Recht eintreten, und das Maaß und die Harmonie dis Lebens uns wenigstens im Bilde darstellen, welche wir im wirklichen Leben nicht finden. Gerade die tieferen Regionen des menschlichen Lebens, welche die empirischen

Wissenschaften nicht erreichen können, sind die Domäne der Kunst, und wir können die Oede und Trostlosigkeit des gegenwärtigen Lebens wohl nicht besser erklären, als durch den Mangel künstlerischer Produktivität und Genialität.

Es gibt einen Punkt, wo Wissenschaft und Poesie zusammentreffen, wo die Idee sich in künstlerischer Form darstellt, wo der Dichter Philosoph und der Philosoph Dichter ist. Auf dieser Höhe wird das Drama der Zukunft wachsen; der Weg dahin ist schon seit den ältesten Zeiten, von Sophocles bis Göthe gebahnt. Dort finden wir die ideale Versöhnung der Widersprüche, welche unser Leben zerreißen, und die Lösung der vielfachen psychologischen Räthsel, vor denen die Wissenschaft noch fragend stille steht.

Die drei Brüder Follenius.

In der „Criminal-Zeitung" wurde vor Kurzem eine Mittheilung über die drei Brüder Follenius (der ältere und mittlere verkürzten später ihren Namen in „Follen") veröffentlicht mit mehreren irrigen Angaben, welche ich, der ich von Frühem an mit der ganzen Familie bekannt und mit den genannten Brüdern innigst befreundet war, zu berichtigen wunsche, wobei ich es angemessen halte, das Leben und Streben dieser Männer etwas ausführlicher zu schildern, damit ihnen auch in weiterem Kreise ein Andenken, wie sie es verdienen, bewahrt werde.

Der Vater bekleidete eine Richterstelle lange Jahre in Gießen, später in dem benachbarten Städtchen Friedberg, und starb in hohem Alter. Er war einer der interessantesten Menschen, mit welchen ich jemals zusammengetroffen bin. Heftig und lebhaft von Natur, mit scharfem Verstande und einem sprudelnden Witze begabt, doch gebildet durch stetes Weiterstreben, und gerecht im vollsten Sinne des Wortes durch Grundsatz, unbeugsam allem Schlechten und Gemeinen gegenüber, dabei von tiefem Gemüth, das er aber mehr zu verbergen als zu zeigen bemüht war, mußte er Jedem als ein Original erscheinen, und junge Männer namentlich waren gewöhnlich entzückt durch seine Nähe. Die Mutter, welche bald nach der Geburt ihres jüngsten Sohnes starb, soll in jedem Betrachte eine Zierde ihres Geschlechtes gewesen sein.

Zu der Zeit, da ich als angehender Student in Gießen mit den drei Brüdern bekannt wurde, hatten sie bereits alle drei einen Feldzug nach Frankreich mitgemacht, die beiden älteren, August Adolf und Karl, als hessische freiwillige Jäger, der jüngere, Paul, in einem Alter von nur 15 Jahren, in der Linie. Der Aelteste hatte außerdem bereits auf andern Universitäten, na-

mentlich in Heidelberg, sich umhergetrieben, und suchte seine Ausbildung als Jurist in Gießen zu vollenden, was aber bei seinem Widerwillen vor diesem Studium nur unvollkommen gelang. Karl studirte neben Anderem in Gießen die Rechte mit solchem Erfolge, daß er bald nachher mit Glanz promovirte und dann als Privatdozent die Pandekten vorzutragen im Stande war. Paul war noch Corporal in einem in Gießen stationirten Regimente, verließ dann die militärische Laufbahn, holte mit eisernem Fleiße die versäumten Vorstudien nach und widmete sich darauf ebenfalls dem Rechtsfache. Der Freundschaftsbund, welcher mich mit ihm vereinigte, war weit inniger, als er gewöhnlich zwischen jungen Männern von gleichem Streben zu sein pflegt; — er hat bestanden, bis der Tod ihn löste.

August Adolf war ein von Natur hochbegabter Mensch; seine hohe, symmetrische Gestalt, die geregelten, schönen und äußerst ausdrucksvollen Gesichtszüge, denen nur die erste Frische fehlte, machten seine ganze Erscheinung zu einem bewunderungswerthen, nie wieder zu vergessenden Bilde. Es war etwas Extremes, mitunter Phantastisches in seinem Wesen, — es fehlte ihm die rechte innere Oekonomie; sein Vater nannte ihn in guter Stimmung seinen „Tasso", in übler wohl auch seinen „Don Quixotte". Noch als junger Student in Heidelberg übersetzte er, das Corpus juris zur Seite legend, den größeren Theil von Tasso's befreitem Jerusalem vollständig im Versmaße des Originals, mußte in Folge von Relegation wegen eines Duells die Stadt verlassen, ließ unvorsichtiger Weise bei der Fahrt über den Neckar den größeren Theil des Manuscriptes in's Wasser fallen, und rettete nur den ersten Gesang, welcher gedruckt wurde und hinreichend zeigte, welche Meisterschaft er schon damals sich zu eigen gemacht hatte. Eben dies beweisen die 1819 herausgegebenen „Alten christlichen Lieder und Kirchengesänge, deutsch und lateinisch rc.", obwohl man die Arbeit zum Theil als verschwendete Mühe betrachten mag. Einige seiner Lieder, schwungvoll aber auch etwas überschwenglich, finden sich in den ebenfalls von ihm veröffentlichten „Freien Stimmen frischer Jugend". Das gelungenste seiner Lieder ist vielleicht das bekannte Blücherlied, — unübertrefflich in seiner Art. — — Nach der akademischen Zeit widmete er sich der Journalistik, wurde aber von den preußischen Behörden festgenommen, doch endlich aus dem Kerker entlassen, worauf er sich in die Schweiz begab und eine Professorstelle in Zürich erhielt. Darauf glücklich verheurathet und durch seine Heurath in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gelangt, lebte er später zurückgezogen, mit mancherlei literarischen Arbeiten beschäftigt, bereiste mit seinem Neffen Karl Vogt Italien, bewährte sich unter allen Umständen als treuer, stets zur Abhülfe bereiter Freund, und als Mann von unbeugsam ehrenhafter Gesinnung; kam für eine Zeit lang in den Verdacht des Communismus, ja sogar des Pietismus, war nie ein guter Rechner und Spekulant, und starb vor Kurzem mit Hinterlassung einer

einzigen, bereits verheuratheten Tochter, etwa 63 bis 64 Jahre alt, ohne unter den Lebensverhältnissen, in welche er geworfen worden war, Alles das für die Welt geleistet zu haben, wozu seine seltnen Naturgaben ihn wohl befähigt hätten.

Karl Follen war nur von mittlerer Größe, doch mit breiter Brust und schönem Ebenmaaß der Glieder. Das runde Gesicht zeigte nur edle Züge, das große blaue Auge blickte Jeden mild und freundlich an, die offene Stirne verkundigte das höchste Maaß von Entschlossenheit und Muth, der ganze Ausdruck wechselte zwischen männlichem Ernste und heiterem Humor. Sein Talent war etwas anderer Art als das des älteren Bruders, — das schwärmerische Element fehlte nicht, aber eine Harmonie seines ganzen innern Wesens, wie ich sie bei keinem andern Menschen jemals wiedergefunden habe, schützte sein Talent vor Kreuz- und Quersprüngen. Was ihn aber höher stellt, als selbst die glänzendste Naturanlage, war die sittliche Kraft, welche niemals sich selbst eine Schwäche gestattete, so daß nichts im Stande war, ihn auch nur auf einen Augenblick seiner eignen klaren Ueberzeugung untreu zu machen, — daß er unfähig war, auch nur im aller Geringsten die edle Menschenwürde zu verletzen; man kann mitunter die besten Menschen auf Augenblicke schwach sehen, — ihn sah man niemals so. Dies erklärt den fast unwiderstehlichen Einfluß, welchen Karl Follen auf alle besseren Jünglinge selbst unwillkührlich ausübte. Dabei zeigte er in seinem ganzen Benehmen den festen und sichern Takt, welcher nur solchen Menschen eigen ist, die immer wissen, was und durch welche Mittel sie es wollen. — Das Talent des mit Klarheit vortragenden und durch Wärme hinreißenden Redners besaß er in hohem Maaße, ebenso ein bedeutendes Sprachtalent, so daß er schon nach wenigen Jahren seines Aufenthaltes in Amerika im Stande war, in seinem englischen Style mit den anerkannt besten Schriftstellern zu wetteifern. Seine Lieder voll schwärmerischer Begeisterung für Volksfreiheit, Wahrheit und Menschenwürde, alle in seiner Jugendzeit verfaßt, sind nicht frei von Härten, zeigen aber, was bei weiter ausgebildetem Geschmack und mehr geregelter Phantasie Carl Follen später als Dichter hätte leisten können. Vielleicht das Vollendetste, was jemals von ihm niedergeschrieben wurde, ist die folgende Strophe mit sinnreicher Anspielung auf die von dem sog. Bunde der Schwarzen im Anfange seines Bestehens angenommenen Bundesfarben (später war davon keine Rede mehr,) — schwarz, roth und blau:

„Freiheitshimmel, roth von Jugendwonnen,
Du mit deinem Blau allewig neu!
Keine Nacht löscht deine Sonnen;
Denn kein Tod löscht Lieb und Treu!

Doch das Leben wurde später zu ernst für dichterische Leistungen; neben seinen Jugendgesängen findet sich nur noch, im Jahre 1839 in Lexington

verfaßt, die meisterhafte englische Uebersetzung der beiden Lieder von Körner: „die letzte Hoffnung" und „Abschied vom Leben".

Unter den vielen jungen Männern, welche seit 1816 auf den deutschen Universitäten die hergebrachte landsmannschaftliche Rohheit auszutilgen, an deren Stelle der Geist ächter Wissenschaftlichkeit und veredelter Sitte zu setzen und zugleich die Jünglinge zu Vorkämpfern für Freiheit und Volksthum zu machen bemüht waren, muß Karl Follen als der hervorragendste und bedeutendste betrachtet werden; vollkommen gewürdigt und verstanden wurde er indessen nur in dem engern Kreise seiner persönlichen Freunde, welche allmählig alles Studentenhafte ablegten und einen männlichen Ernst in sich ausb ldeten, der kaum ihren Jahren entsprechend war. Das Bild jener denkwürdigen Zeit habe ich anderwärts (in einer vor Kurzem in der „Neuen Zeit" veröffentlichten Erzählung) zu zeichnen versucht, worauf ich hier hinweisen muß; Aehnliches wird vielleicht nie und nirgends wieder auftreten.

Im Herbst 1818 ging Karl Follen als Privatdozent nach Jena, wo er mit Robert Wesselhöfft, Sand u. A. in engere Verbindung trat, mitunter mit dem alten ehrenwerthen Fries philosophische Kämpfe bestand (Fries behauptete, unter allen Regierungsformen könne Freiheit und Gerechtigkeit bestehen, Follen meinte, dieß sei nur unter der republikanischen möglich u. s. w.) vor Allem aber seinen höchsten Zweck, die Befreiung des Vaterlandes, fest im Auge behielt. — Nach Kotzebue's Ermordung, und nachdem man ihn mit Sand confrontirt hatte, ohne ihn für mitschuldig erklären zu können, wurde ihm dennoch der fernere Aufenthalt in Jena untersagt, und er kehrte für kurze Zeit nach Gießen zurück. Hier traf ich auf einem Gange, den ich mit seinem jüngern Bruder machte, zum letzten Male im Leben mit ihm zusammen. Er sprach uns mit ruhigem, feierlichem Ernste nochmals aus, was wir früher mit jugendlicher Begeisterung ihn hatten verkündigen hören: "der Geist des Menschen vermag das Wahre und Rechte zu erkennen, und es ist seine Aufgabe und er hat die Kraft dazu, es ganz und unbedingt im Leben durchzuführen, selbst wenn das Leben dabei zu Grunde geht; wer Recht hat, darf auch im Kleinsten nicht nachgeben, sonst ist des Nachgebens kein Ende, und das Rechte nnd Gute geschieht nie". — Er ermun erte uns zur Ausdauer und schied von uns mit einem Blick, den ich nie vergesse. Er wußte bereits, daß ihm gefängliche Einziehung drohte. Nach wenigen Tagen befand er sich auf der Reise nach Straßburg, um seine Heimath, seine ihm so theuren Angehörigen und die Freunde seiner Jugend nie wieder zu sehen. — Von Straßburg begab er sich nach Paris und wurde mit Lafayette, Gregoire, Benjamin Constant und andern französischen Patrioten bekannt. Dieß hatte unter Anderem für ihn die wohlthätige Folge, daß das bis dahin zu ausschließlich vaterländische Bestreben, dem namentlich noch immer etwas von dem Arndt'schen Hasse des Franzosenthumes

angeklebt hatte, in einen Kampf für die höchsten Interessen der gesammten Menschheit verwandelt und erweitert wurde. — Nach der Ermordung des Herzogs von Berri als Fremder auch von Frankreichs Boden ausgewiesen, fand er einen freundlichen Zufluchtsort in der Schweiz auf dem am Züricher See gelegenen Gute der Gräfin von Benzel-Sternau, von wo er als Professor der Hochschule in Chur berufen wurde. Nach weniger als einem Jahre verließ er freiwillig diese Stellung wieder, weil er fand, daß die in seinem Geschichtsvortrage ausgesprochene freisinnige religiöse Ansicht die Mißbilligung, ja das Entsetzen der Calvinistischen hohen Geistlichkeit erregte.

Mittlerweile fand der berüchtigte Monarchencongreß in Troppau Statt, von welchem an die Schweiz die direkte Drohung einer bewaffneten Intervention erging, falls sie die Auslieferung Karl Follen's verweigerte, welche Drohung jedoch damit beantwortet wurde, daß man ihm eine Professorstelle an der neu organisirten Universität in Basel übertrug. Hier verlebte er im Freundschaftsbunde mit dem ehrenwerthen de Wette, Dr. Beck, Snell und Anderen, und in regem wissenschaftlichem Streben einige glückliche Jahre. — Doch die „heilige Alliance" konnte es nicht ertragen, daß ihr unversöhnlicher Feind länger in Europa auf freien Füßen war und gar Natur- und Staatsrecht öffentlich vortrug, und demnach wurde erst die schweizerische Bundesregierung, dann von dieser die Centralregierung von Basel so weit in die Enge getrieben, daß Karl Follen nach einem männlichen Widerstande genöthigt wurde, auch die Schweiz als Flüchtling zu verlassen. Im Herbste 1824 kam er mit falschem Passe nach Paris, wo er Dr. Beck fand, auch mit seiner Verlobten (einer jungen Dame von großen Vorzügen) zum letzten Male zusammentraf; — — die Verbindung wurde später ohne seine Schuld abgebrochen. Noch vor dem Schlusse des Jahres landete er mit seinem Freunde Beck in New-York.

Folgende, auf dem „Cadmus" gedichtete Strophen sind wenig bekannt geworden; er sang sie noch später gerne nach einer von ihm selbst componirten Weise:

Auch auf dem hölzernen Fische,
Hier mitten im Wassergezische,
Schwingt das Herz
Frei von Schmerz
Frei wie die Lerche sich himmelwärts.

Stürmt nur, ihr wilden Gewässer,
Wir werden nicht röther, nicht blässer;
Meergebraus,
Sturmgesaus
Ist für die Tapfern ein Ohrenschmaus.

Wenn gleich mit wilden Gelüsten
Am Maste die Wasser sich küßten:
Freiheitsmuth,
Liebesgluth
Brennt auch in Sturm und in Wasserfluth.

Seine Erwartungen von Amerika spricht er in folgenden Zeilen aus:

Hast Du mich lieb, o so gieb mir die Hand, —
Laß uns wandern, laß uns zieh'n
Mit der Sonne nach Westen hin;
Dort, an des Meeres anderem Strand'
Dort ist der Freiheit, dort der Menschheit Vaterland.*)

Der Stern Amerika's glänzte damals gar viel heller für das Auge des freiheitsliebenden Europäers, als er es in diesem Augenblicke thut, — der greise Lafayette war gerade auf seiner Besuchsreise durch die Union begriffen, und seiner freundlichen Verwendung zum Theile ist es zuzuschreiben, daß Karl Follen schon im folgenden Herbste als Professer der deutschen Sprache an der Harward Universität angestellt wurde. Bald hielt er zugleich juristische Vorträge und errichtete auch eine Turnanstalt. — Voll Hoffnung für die Zukunft von Amerika und in Erwartung dessen, was dieser kräftig aufblühende Staat, der gerade damals eine Reihe wahrhaft großer Männer aufzuweisen hatte, für die übrige Welt einst leisten würde, suchte er in dem amerikanischen Leben möglichst feste Wurzel zu schlagen; gab die — ohnehin unthunlich gewordene — europäische Agitation ganz auf, und suchte dagegen seinen hiesigen Wirkungskreis möglichst zu erweitern. Wäre bereits, wie heute, ein deutsches Element vorhanden gewesen, er würde noch in anderer Art sich bedeutend und nützlich gemacht haben. Er schreibt schon damals: „Die hiesige Masse des Volkes ist weit besser unterrichtet, als ich sie in irgend einem Theile von Europa gefunden habe. Die gelehrten Schulen stehen zwar den deutschen nach; doch ist der Fortschritt der ganzen Nation während der 50 Jahre ihrer Unabhängigkeit über Erwartung groß. Die hiesigen Deutschen kommen als Handwerker und Ackerbauer sehr wohl fort, werden aber von ihren Predigern, die meistens unwissende Fanatiker sind, mit Absicht in Dummheit erhalten. Die hiesigen Franzosen sind unerträglich, indem sie Alles tadeln, weil — es nicht französisch ist."

*) Seine hinterlassene Gattin lieferte die folgende treffliche Uebersetzung:

O, dost thou love me? Give me, then, thy hand;
Let us wander let us fly
With the sun to a western sky.
There, on the ocean's other strand
There, there is freedom, there is manhood's fatherland.

Von bedeutendem Einfluß auf Karl Follen scheint die Verbindung gewesen zu sein, in welcher er mit Dr. Channing, dem damaligen Haupte der Unitarischen Gemeinden und einem der gebildetsten Männer Amerika's stand. Sie bildeten einander gegenseitig weiter aus, und Karl Follen, der gelehrte Jurist, der Aesthetiker, der Literaturkundige, der Philosoph (der Spinoza's Schriften das ernsteste Studium gewidmet hatte) wurde — unitarischer Prediger. Dies dünkt uns ein Rückschritt und das Aufgeben einer Wirksamkeit, welcher viel bedeutender hätte sein können. Wir möchten wünschen, daß er in einem der jüngeren Staaten sich niedergelassen hätte, wo es nicht schwierig für sein Talent und seine Bildung sein konnte, zu einer bedeutungsvollen Stellung zu gelangen und seine Stimme in den Hallen der Gesetzgebung hören zu lassen, — einen würdigeren Vertreter hätte das deutsche Element dieses Landes an keiner Stelle haben können. Ja, lebte er heute noch, er würde vermuthlich seine Wirksamkeit nicht in einem stillen Winkel von Massachusetts begraben. Doch in diesen Dingen folgt der Mensch einem fast unvermeidlichen inneren Zuge, welcher das Produkt theils des angebornen Naturells, theils der äußeren Lebensverhältnisse ist, und in unserem Endurtheil über den Werth der Menschen hängt zuletzt Alles an der einen Frage: wie treu ist er sich selbst und seiner Ueberzeugung geblieben? Er war unter allen Umständen sich selber treu.

Im Herbst 1828 verheirathete er sich mit Elise Cabot, einer Dame, welche durch ihre Bildung und ihren sittlichen Werth gleich sehr ihn anzog, und im Vereine mit welcher er über 12 Jahre ein so reines und glückliches Familienleben führte, wie es nur selten vorkommt.

Wenige Menschen sind geneigt, sich so großer geistigen Anstrengung zu unterwerfen, als es Karl Follen fast gewöhnlich that. Neben seinem Predigamte finden wir ihn als Professer der deutschen Literatur an der Harward Universität angestellt, dann Vorlesungen über Ethik in Boston haltend, dann als äußerst thätiges Mitglied und später Vicepräsident einer Antisklaverei Gesellschaft, (was ihm so viel Anfeindung zuzog, daß sein Leben in Wahrheit verbittert wurde), als Vorsteher einer Privatlehranstalt, dann vor einer Committee des Repräsentantenhauses von Massachusetts, die Sache des Antisklaverei-Vereins vertheidigend, dann auf einer Reise nach dem Westen, dann in New York und anderwärts Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände haltend, zugleich Correspondent mit Quincy Adams, Harriet Martineau und vielen andern bekannten Personen u. s. w. Eine deutsch-englische Sprachlehre und ein solches Lesebuch gab er selbst heraus. Nach seinem Tode wurden 4 Bände seiner englischen Werke, enthaltend religiöse und wissenschaftliche Vorträge (worunter die über Schiller's große Dramen die bedeutendsten scheinen), alle gedankenreich und in klassischer Sprache, von seiner Wittwe nebst einem von ihr selbst verfaßten Bande, seine Lebensbeschreibungen und deutschen Poesien enthal-

tend, herausgegeben, während das Werk, welchem er unter allen den größten Fleiß gewidmet zu haben scheint, und worin er sein ganzes Selbst am Vollständigsten abzuspiegeln gedachte, sein Buch der Seelenkunde, unvollendet geblieben ist. — Für das Verständniß und die richtige Würdigung der deutschen Literatur hat Karl Follen in diesem Lande die Bahn gebrochen, und die mächtige geistige Anregung, welche er gab, wird noch lange nachhaltig fortwirken.

Häusliche und äußere Verhältnisse machten den Wunsch nach einer stilleren und geräuschlosen Existenz in ihm rege. So wurde der Ruf als Prediger einer Gemeinde in East Lexington, einem freundlich gelegenen Städtchen nahe bei Boston, von ihm angenommen; aber eine Kirche sollte erst erbaut werden, und bis zu deren Vollendung sollte seine Familie in New York bleiben, wo er selbst noch eine Reihe öffentlicher Vorträge hielt. Der Tag für die Einweihung der Kirche war endlich bestimmt. Am 13. Januar 1840 nahm er Abschied von der kurz vorher schwer erkrankt gewesenen Gattin und dem einzigen, theueren Kinde, um auf dem Seedampfer Lexington, der bis zur Ueberfülle mit Baumwollenballen beladen war, nach Boston zu gelangen. Mitten auf der See und in der Nacht fing das Boot Feuer, und Alles gerieth schnell in Brand. Ein einziger Matrose rettete sich auf einem der Ballen, — alles Andere ging unter in Flamme und Fluth. Wie oft stellt die Phantasie das Bild Karl Follen's vor mein geistiges Auge, da er am Rande des brennenden Bootes steht, zwar nicht „röther und nicht blässer", da er, nicht bebend und nicht schwankend, in die rasch nahenden Flammen neben sich, in ein schwarzen Abgrund unter sich blickt, mit Gefühlen, welche keine Beschreibung gestatten, und dann mit der Kraft eines Muthes und einer Ueberzeugung, um welche er wohl zu beneiden war, den unvermeidlichen, gräßlichen Tod dahin nimmt! Wenn rastloses Streben nach Veredlung den Geist der Unsterblichkeit werth machen kann, dann war es der seinige! — Er war nur etwas über 43 Jahre alt.

Er hinterläßt einen Sohn, der seinen Namen führt und vor Kurzem von einem mehrjährigen Aufenthalte in Europa mit seiner Mutter, besonders in Dresden, wo er sich als Architekt ausgebildet hat, nach Boston zurückkehrte.

Paul Follenius, der jüngste der drei Brüder, geboren 1799, hatte eine hohe, ungewöhnliche kräftige Figur, glich zwar seinen Brüdern, hatte aber stärkere Züge. Sein scharfer Verstand war mehr intuitiv als logisch gebildet, sein Urtheil rasch, sicher und treffend, wie bei wenigen Menschen. Außerdem besaß er einen seltnen Takt in seinem Benehmen, Klugheit, Voraussicht und eine Energie, welcher nichts unthunlich schien. In einer deutschen Revolution wäre er als Führer des aufstehenden Volkes von Allen, die ich kenne, der geeignetste gewesen. Trotz allen „Umtrieben", an wel-

chen er betheiligt war, ist er nie verurtheilt worden, und verlies, nachdem er gegen 10 Jahre unangefochten als einer der ausgezeichnetesten Advokaten in Gießen gelebt hatte, verzweifelnd an der politischen Wiedergeburt Deutschlands, dasselbe freiwillig, indem er mit mir eine Gesellschaft (bestehend aus etwa 500 Kopfen) stiftete zur Gründung einer deutschen Niederlassung im Westen von Amerika. Von Arkansas, — damals noch Gebiet — war allerdings die Rede, weil man hoffte, dort leichter als in einem der Staaten das deutsche Element überwiegend zu machen, indem für die folgenden Jahre bedeutender Zuzug verheißen war; doch mußte dies aufgegeben werden. Die Geschichte dieses Unternehmens, an welches große Opfer von unserer Seite sich knüpften, und die Ursachen des Fehlschlagens habe ich vor Jahren umständlich in der „Darmstädter Auswanderer Zeitung" mitgetheilt, und rede hier davon nicht weiter. Kurz, wir Beiden mit einem Theile der Gesellschaft siedelten uns nahe der Stelle an, wo Duden gehaust und geschwärmt hatte, in Warren County, in Missouri, und begannen wacker, Pflug und Axt zu fuhren. Der Anfang war unter den damaligen Verhältnissen unsäglich hart und schwer; dazu kamen die traurigen Jahre der Geschäftsstockung in Folge der vorausgegangenen Schwindelzeit, so daß unter der höchsten Anstrengung und bei Entbehrungen aller Art es besonders für einen Landbauer aus dem gebildeten Stande kaum möglich war, mehr zu thun, als die baare Existenz zu fristen. Die unbemittelt mit uns gekommenen Bauern fanden sich natürlich schneller zurecht; — uns selbst blieb nichts übrig, als muthige Ausdauer, und wir ermunterten und halfen einander aus, wie wir konnten. Endlich schien Follenius der schweren Aufgabe nicht mehr gewachsen. In Folge von 2 Feldzügen, die er fast als Knabe mitgemacht, hatte die Gesundheit seines von Natur ungewöhnlich kräftigen Körpers, namentlich sein Nervensystem eine bleibende Erschütterung erfahren; — er war genöthigt, eine andere Beschäftigung zu suchen. So zog er im Frühling 1844 mit seiner Familie nach Saint Louis über, um dort ein deutsches Blatt — er nannte es „die Wage" — herauszugeben, wozu er in hohem Grade befähigt war, denn alle seine schriftlichen Arbeiten waren bündig, scharf, witzig und interessant für den Leser. Doch das Unternehmen rentirte sich nicht, und abermals in einer Hoffnung getäuscht, kehrte er, mit Sehnsucht dem verlassenen stillen Wohnsitze wieder zueilend, dem Stadtgetöse für immer den Rücken. Erkrankt langte er auf seinem unverkauft gebliebenen Eigenthume wieder an, und nach wenigen Tagen hatte ein Nervenfieber ihn weggerafft. — Er war mir zu nahe verbrüdert, als daß ich mehr über ihn sagen möchte. Hat er allerdings auch des Lebens schönste Seiten gesehen, so war doch der größere Theil seines Lebens ein schwerer Kampf, und die widrigen Verhältnisse, durch welche schon so manche edle Kraft zu Grunde gehen mußte, haben ihm nicht gestattet, alles das für die Welt zu leisten, wozu er begabt und bereit war. —

Seine hinterlassenen 6 Kinder sind nun mehr alle erwachsen, — 3 davon verheirathet — — Es scheint mir, daß Männer, wie Paul Follenius war, immer seltner in der Welt werden, — vielleicht waren sie immer eine Seltenheit.

(Die Redaktion der „Criminalzeitung" wird um Abdruck dieser Mittheilung ersucht.)

Far West.

Die Flaschenpost.

[Aus der St. Petersburger Zeitung.]

Man findet jetzt häufig in den Zeitungen Berichte von in der See aufgefundenen Flaschen, deren Inhalt, da der Zweck desselben der größeren Menge unbekannt ist, nur von geringem Interesse scheint, dem Institute aber, fur welches er bestimmt, von höchster Wichtigkeit ist. Diese Flaschenpost ist schon seit etwa einem halben Jahrhundert errichtet, und wurde in letzterer Zeit in ein bestimmtes System gebracht. Der Kapitän eines Schiffes gibt von dem Punkte, wo er sich befindet, Nachricht, er legt den Streifen Papier in eine Flasche, versiegelt sie und übergibt sie den Wellen in der Hoffnung, daß sie irgendwo aufgefangen und ihr Inhalt veröffentlicht werde. Dieses geschieht aber nicht, um sich einen Scherz mit der Neugier des Finders zu machen, sondern auf Veranlassung jenes Instituts und zu einem belehrenden Zweck. Es muß nämlich jedem Seefahrer von größter Wichtigkeit sein, die Stärke und die Richtung der Strömung des Ozeans genau zu kennen, und um diese auszumitteln, verfiel man unter Anderm auf den Gedanken, jene Anstalt zu gründen. Obgleich man nun nicht mit Sicherheit nach dem Ziel, das eine solche ins Meer gesenkte Flasche erreicht, noch nach der Zeit ihrer Auffindung die Richtung und Stärke der Strömung berechnen kann — denn wie oft kann sie nicht hin- und zurückgetrieben sein, oder an einer unbesuchten Kuste, wer weiß wie lange, gelegen haben, bis neue Wellen sie wieder hinweggespült? — so ist die Frage doch für die Wissenschaft von zu großer Bedeutung, um irgend ein Mittel, Aufschlüsse zu erhalten, unversucht zu lassen. Gesetzt, eine Flasche sei am ersten Januar bei der Insel St. Helena ins Meer geworfen und erst am letzten Tage desselben Jahres in der Nähe der Insel Wight aufgefischt worden, so wird sich daraus keineswegs folgern lassen, daß sie während eines ganzen Jahres zwischen beiden Inseln auf den Wellen getrieben habe; allein wenn man verschiedene Flaschen an verschiedenen Tagen von demselben Punkte absendete, so wurde die Vergleichung der verschiedenen Punkte, wo, und des Zeitraums, bis zu welchem sie aufgefunden, zu einem Resultate fuhren, welches von großem Nutzen sein dürfte. Kapitän Beecher, der Redakteur der „Nautical Magazin", beschäftigt sich schon seit zehn Jahren damit, alle Berichte zu sammeln, welche die in der See aufgefundenen Flaschen enthalten. Er entwarf eine bemerkenswerthe Seekarte, welche

die Reisen angibt, die alle jene Flaschen von ihrem Ausgangspunkte bis zu dem ihrer Auffindung gemacht, indem beide Punkte durch eine Linie verbunden sind. Sie zählt deren von 119 Flaschen und umfaßt nur den Theil des atlantischen Ozeans, welcher zwischen den Orkneyinseln und Guinea liegt. Viele Flaschen, welche nahe der afrikanischen Küste ins Meer geworfen wurden, fanden ihren Weg nach Europa, und diese Thatsache stimmt gewissermaßen mit dem überein, was man bisher über die Strömung des atlantischen Ozeans in Erfahrung gebracht hat. Eine dieser Flaschen scheint die Austral-Panamaroute zu antizipiren, denn sie begann ihre Reise am Panama-Isthmus und landete an der irischen Küste; eine andere kreuzte den atlantischen Ozean von den karnarischen Inseln bis nach Nova Scotia. Drei bis vier, von Grönlandsfahrern an der Davisstraße entsendet, gelangten an die Nordwestküste von Irland. Eine andere machte eine seltene Reise; sie ging vom südlichen atlantischen Ozean aus, schwamm nach der westlichen Küste von Afrika, ging an der Straße von Gibraltar vorbei, längs der portugiesischen Küste, passirte die Bai von Biskaja, nahm ihren Weg längs Frankreich in der Nähe von Brest und wurde bei der Insel Jersey gefunden; wenigstens berührt die gerade Linie, welche von ihrem Ausgangspunkte bis zu dem ihrer Landung gezogen ist, alle diese Orte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie erst gegen Nordwest und dann gegen Nordost trieb, um rund um die afrikanische Küste zu gelangen und die europäische zu erreichen. Dieser Seekarte ist eine Tabelle beigedruckt, auf welcher die Berichte, welche die Flasche enthielten, die Namen der Abgangs- und Ausgangspunkte, die Zeit, wie lange sie unterwegs, und die Namen ihrer Absender und Finder zu lesen sind. Eine Flasche wurde erst sechszehn Jahre nach ihrer Absendung aufgefunden, eine andere war vierzehn Jahre und zwei zehn Jahre unterwegs. Die meisten trieben nicht über ein Jahr, und der kürzeste Zeitraum, den eine Flasche in See war, ist fünf Tage. Sie wurde von dem Kapitän des Schiffes „Racehorse“ am 17. April in der Carribbean-See entsendet und schon am 22. desselben Monats aufgefischt; sie hatte in dieser kurzen Zeit drei Längengrade in westlicher Richtung zurückgelegt. Diese Flaschenberichte beginnen gewöhnlich auf folgende Art: Ich schreibe diese Zeilen in der Absicht, den Lauf der Strömung auszumitteln, laßt mich wissen, wann und wo ihr sie gefunden. Dann folgt der Name des Schiffes, seine Richtung, und je nach der Bildungsstufe des Schreibers sonstige Bemerkungen über den Wind, den Zustand des Schiffes und zuweilen sogar Verse. Kapitän Marshall schrieb, um ganz sicher zu gehen, seinen Bericht in drei Sprachen und bat den Finder im Namen der Wissenschaft, seinen Fund sogleich in den Zeitungen zu veröffentlichen. Die Flaschenpost im „Nautical Magazine“ wird von den Seefahrern mit dem höchsten Interesse gelesen. Sir John Roß bewies, wie viele Aufmerksamkeit es erfordere, die Strömung des Ozeans

nach dem Lauf dieser Flaschen zu berechnen, weil oft eine leichte Flasche vom Winde gegen die Strömung getrieben wird. Er gab einem flachen Stücke Holz die Form einer Flasche, beschwerte den untern Theil desselben mit Blei, damit es nur zur Hälfte oberhalb des Wassers trieb, und warf es zugleich mit einer gewöhnlichen Flasche vom Bord des „Aktäon" in die See. Der Wind war westlich, und man bemerkte, wie die Flasche vom Winde getrieben wurde, während das Holz ruhig mit der Strömung ging.

Wir verdanken der Flaschenpost manche wichtige Berichte in Betreff der Nordpolexpeditionen. Im Jahre 1848 wurde von Kapitän Bird am Bord des „Investigator" ein Kästchen mit Papieren den Wellen übergeben und von dem Huller Schiff „Prince of Wales" aufgefunden. Es benachrichtigte die Admiralität von der Richtung, welche dieses Schiff, so wie das Geleitschiff, die „Enterprise", zu jener Zeit verfolgte. Von demselben Schiffe, aber unter dem Kommando M'Clure's, welcher seitdem durch Auffindung der Nordweststraße so berühmt geworden, wurde auf der Fahrt nach der Behringsstraße im Jahre 1850 eine Flasche entsendet; sie schwamm in 206 Tagen über 3600 Meilen weit und wurde an der Honduras-küste aufgefischt. Eine Flasche, von Kapitän Collinson, welcher das Geleitschiff, die „Enterprise", kommandirte, in See geworfen, machte denselben Weg, und fand ihren Ruheplatz neben der andern, aber unter sehr verschiedenen Umständen. M'Clure's Flasche ging von einem Punkte nahe den Kap-Verde-Inseln ab, während die des Kapitäns Collinson 600 Meilen weiter südlich und neun Tage später ihre Reise antrat. Im Jahre 1852 erschien durch Kapitän Beecher eine neue Flaschenkarte, welche die Reisen von 62 Flaschen angibt, und diese beiden Karten geben sehr wichtige Aufschlüsse über besondere Strömungen in verschiedenen Meeren, so wie über merkwürdige Verhältnisse, in welchen sich gewisse Schiffe befunden haben. Wie manches Schiff ging in den letzten Jahren verloren, von welchem eine Flasche die einzige noch mögliche Nachricht überbrachte, und uns von der unglücklichen Mannschaft bis fast zum letzten Augenblick ihres Lebens Kunde gab! Wir erwähnen die Geschichte einer sehr ungewöhlichen Flaschen- oder vielmehr Tonnenreise, welche vor einigen Jahren großes Aufsehen erregte. Kapitän d'Auberville von der Barke „Chieftain", von Boston, erreichte Gibraltar am 27. August 1851. Er ging mit zweien seiner Passagiere nach dem Berge Abylus an der afrikanischen Küste. Auf dem Rückwege begriffen, hob der eine seiner Gefährten einen Gegenstand von der Erde auf, welchen er für eine besondere Art von Stein hielt und den man bei näherer Untersuchung für ein Fäßchen aus Zedernholz erkannte, welches ganz mit Muscheln überkrustet war. Es fand sich darin eine Kokosnuß, mit einer gummiartigen Substanz überzogen. In der Schale dieser Kokosnuß lag ein Pergamentstreifen mit alter, unlesbarer Schrift. Ein amerikanischer Kaufmann in Gibraltar entzifferte sie; es war ein kurzgefaßter Bericht von der

Hand Christoph Columbus', im Jahre 1493 geschrieben. Er enthielt die Entdeckung von Amerika und war an Ferdinand und Isabelle adressirt. Columbus schrieb: „Er glaube, daß die Mannschaft nicht den nächsten Tag überleben werde, daß die Schiffe sich zwischen den westlichen Inseln befänden, und daß er außer diesem Bericht noch zwei ähnliche den Wellen übergebe, in der Hoffnung, daß sie von einem Schiffe aufgefunden werden könnten." Es ist nicht unmöglich, daß dieses Fäßchen wirklich von Columbus entsendet worden sei und an der wenig besuchten Küste, zwischen Felsen eingeklemmt und durch die Kruste von Muscheln vor Zerstörung geschützte seit 358 Jahren gelegen habe; dennoch darf man dieser Geschichte nicht unbedingten Glauben schenken. Es erhoben sich auch manche Zweifel an ihrer Echtheit; doch gewann sie auf folgende Weise einige Wahrscheinlichkeit: Als Kapitän d'Auberville seinen merkwürdigen Fund in den „Louisville Varieties" veröffentlicht hatte, erschien bald darauf eine Copie dieser Anzeige in der „Times", und schon nach wenigen Tagen erhielt der Redakteur dieser Zeitung eine Zuschrift von Herrn Morier Evans des Inhaltes: daß er im Besitz eines Werkes von alten Reisebeschreibungen sei, in welchem unter Anderem die Reise des Christoph Columbus vom Februar desselben Jahres und die augenscheinliche Gefahr, in der er sich nahe den Azoren befunden, erzählt werde. Ein Auszug aus diesem Werke lautet wie folgt: „Der Admiral, als er den Tod vor Augen sah, wünschte, daß die Kunde seiner Entdeckung zur Kenntniß ihrer katholischen Majestäten gelangen möchte; in dieser Absicht schrieb er den Erfolg seiner Unternehmung auf ein Stück Pergament, umwickelte es mit Wachstuch, legte es in ein hölzernes Kästchen und senkte es in Gegenwart der ganzen Mannschaft, welche dieser Handlung mit religiöser Feierlichkeit beiwohnte, in die See." Jedenfalls bleibt dieses Fäßchen ein merkwürdiger Fund. Die Flaschenpost hat in neuester Zeit sehr an Interesse gewonnen; ja, sie erhob sich, möchten wir sagen, seit dem Ereigniß, dessen wir schließlich erwähnen, zu einer jetzt obschwebenden Flaschenfrage. An der nordöstlichen Küste Sibiriens wurde jüngst eine Flasche aufgefischt. Da die russische Regierung Befehl gegeben, ein wachsames Auge auf jene Küste zu richten, in der Hoffnung, einige Nachricht über Sir John Franklin's Expedition zu erhalten, so wurde die Flasche an die Behörde gesendet. Sie enthielt nichts — und man konnte nicht begreifen, zu welchem Zwecke sie abgesendet sein mochte; nach einiger Zeit entdeckte man, daß diese Flasche eine von denjenigen sei, welche die norwegischen Fischer statt des Korks an ihre Netze befestigen, um sie flott zu erhalten. Da nun die norwegischen Fischer schwerlich ihre Netze bis an die Küste von Sibirien ausspannen, so ist es wahrscheinlich, daß die Flasche längs der lappländischen Küste und um das Nordkap bis Nova Zembla geschwommen. In diesem Fall würde sie eine Strömung in dieser Richtung bestätigen, und dieß möchte der Behauptung Herrn Petermanns',

daß eine nordöstliche Straße in das Polarmeer führt, einige Wahrscheinlichkeit geben. Dieß sind freilich nur Muthmaßungen, keine Beweise, allein wir verdanken doch der einfachen grünen Flasche das Dasein jenes Gedankens.

Ueber den thierischen Magnetismus.

[Aus Bailly's Biographie von François Arago.]

Im Anfange des Jahres 1778 nahm ein deutscher Arzt seinen Wohnsitz in Paris. Es konnte nicht fehlen, daß dieser Arzt bei dem Theile der Bevölkerung, den man damals die vornehme Welt nannte, sein Glück machte: war er doch ein Fremder. Seine Regierung hatte ihn vertrieben, unter der doppelten Anschuldignng der Unverschämtheit nnd beispielloser Marktschreierei.

Nichtsdestoweniger übertraf sein Erfolg jede Erwartung. Sogar die Gluckisten und die Piccinisten vergaßen ihren Zwist, um sich ausschließlich mit dem Ankömmlinge zu beschäftigen.

Mesmer (ich muß ihn bei seinem Namen nennen) behauptete ein Agens entdeckt zu haben, das bis dahin den Männern der Heilkunst und den Physikern durchaus unbekannt geblieben war: ein überall verbreitetes Fluidum, das als solches die Verbindung und den gegenseitigen Einfluß zwischen den Himmelskörpern vermittelte; ein der Ebbe und Flut unterworfenes Fluidum, welches in größerer oder kleinerer Menge in die Nervensubstanz eindrang und sie heilsam afficirte: daher der Name thierischer Magnetismus, den er diesem Fluidum gab.

„Der thierische Magnetismus, sagte Mesmer, läßt sich anhäufen, concentriren, übertragen, ohne Beihülfe eines vermittelnden Gegenstandes. Er wird reflectirt wie das Licht; Musik verbreitet ihn und dient zu seiner Verstärkung."

So klare, so bestimmte Eigenschaften mußten, meinte man, auf experimentellem Wege geprüft werden können. Man mußte also auf Fälle des Mißlingens gefaßt sein, und Mesmer verfehlte nicht dies zu thun; denn er erklärte: „Obgleich das Fluidum überall verbreitet ist, nehmen es dennoch nicht alle lebenden Körper gleich stark in sich auf; es gibt sogar solche, freilich in geringer Anzahl, die durch ihre Gegenwart alle Wirkungen dieses Fluidums in den andern Körpern aufzuheben im Stande sind."

Sobald man dies einmal zugab, sobald man sich erlaubte, das Mißlingen der Versuche durch die bloße Gegenwart neutralisirender Körper zu erklären, war Mesmer jeder Verlegenheit überhoben. Nichts hinderte ihn in aller Sicherheit anzukündigen: „der thierische Magnetismus könne Ner-

venleiden unmittelbar, Leiden anderer Art mittelbar he'len; er gewähre dem Arzte das Mittel, ohne Unsicherheit den Ursprung, die Natur und den Fortschritt der schwier'gsten Krankheiten zu erkennen; die Natur endlich biete im Magnetismus ein universelles Mittel, die Menschen gesund zu machen und vor Krankheiten zu schützen."

Vor seinem Abgange aus Wien hatte Mesmer sein System den hauptsächlichsten gelehrten Gesellschaften in Europa mitgetheilt. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris und die königliche Gesellschaft zu London fanden sich nicht bewogen, zu antworten. Die Berliner Akademie prüfte die Arbeit, und schrieb an Mesmer, er sei im Irrthume.

Einige Zeit nach seiner Ankunft in Paris versuchte Mesmer abermals, mit der Akademie der Wissenschaften Verbindungen anzuknüpfen. Die Gesellschaft gewährte ihm sogar eine Berathung; aber die Akademiker forderten Versuche, statt der leeren Worte, die man ihnen bot. Als Mesmer fand (ich bediene mich seiner Ausdrücke), daß dies eine kindische Forderung sei, hatte die Berathung keine weitere Folge.

Die königliche medicinische Gesellschaft wurde aufgefordert, ihr Urtheil über das Verdienstliche der angeblich durch den österreichischen Doctor vollbrachten Heilungen abzugeben; sie war der Meinung, daß ihre Commissäre ein motivirtes Urtheil nicht aufstellen könnten, „wenn sie nicht vorher auf das Sorgfältigste den Zustand der Kranken untersucht hätten." Ein so natürliches, so vernünftiges Verlangen wies Mesmer zurück; er forderte, die Commissäre sollten sich mit dem Ehrenworte der Kranken und mit Zeugnissen begnügen. Auch auf dieser Seite wurde durch ernste, strenge Briefe Vicq-d'Azyr's den erfolglosen Verhandlungen ein Ziel gesetzt.

Weniger weise, wie mich dünkt, war das Benehmen der medicinischen Facultät. Sie verweigerte jede Prüfung, und schritt selbst in aller Form gegen einen ihrer Professoren ein, der sich angeblich zum Mitschuldigen der Mesmer'schen Marktschreierei gemacht hatte.

Aus diesem unfruchtbaren Streite ging klar hervor, daß Mesmer selbst nicht recht sicher war, weder über seine Theorie, noch über die Heilmittel, die er anwendete. Aber das Publikum war blind, und das Vorurtheil stieg zu einer unglaublichen Höhe. Eine kurze Zeit hindurch schien ganz Frankreich getheilt in Magnetiseure und Magnetisirte. Von einem Ende des Reichs zum andern sah man Mesmer's Agenten, ihre Quittung in der Hand, die Geistesarmen brandschatzen.

Die Magnetiseure hatten sehr geschickt durchblicken lassen, daß die Mesmer'schen Krisen nur bei Personen einträten, welche bis zu einem gewissen Grade empfänglich wären. Um nun nicht gewissermaßen unter die Gefühllosen gerechnet zu werden, gaben sich seitdem Männer und Frauen am magnetischen Bakett den Anschein epileptischer Zufälle.

Hatte Pater Hervier nicht wirklich einen Anfall dieser Krankheit, als

er Folgendes schrieb: „Wenn Mesmer zur Zeit des Descartes und Newton gelebt hätte, würde er ihnen viel Mühe erspart haben: denn diese großen Männer ahnten wohl das Vorhandensein des universellen Fluidums, aber Mesmer hat die Gesetze entdeckt, nach denen es wirkt."

Noch seltsamer benahm sich Court von Gebelin. Er war erklärlich, daß ihn die neue Lehre gewinnen mußte durch ihre Beziehung zu einigen mystischen Gebräuchen des Alterthums; aber der Verfasser der Urwelt; (Le Monde primitif) begnügte sich nicht, für den Mesmerismus mit apostolischem Eifer zu schreiben. Furchtbare Schmerzen, heftiger Kummer verbitterten ihm das Leben; mit Seelenruhe sah er sein Ende herannahen, und nun bat er flehentlich, man solle ihn zu Mesmer bringen, wo er „gewiß nicht sterben würde." Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß seine Bitten nicht erhört wurden, und daß er während des Magnetisirens verstarb.

Malerei, Bildhauer- und Gravirkunst reproducirten wetteifernd die Züge des Wunderthäters, und Dichter machten Verse, welche auf die Piedestale der Büsten oder unter der Portraits gesetzt werden sollten. Die Verse Palissot's verdienen als eines der merkwurdigsten Beispiele dichterischer Freiheit angeführt zu werden:

Seht jenen Sterblichen, deß Ruhm durch alle Lande
Unsterblich dauern wird, der zu der Hölle Nacht
Zurück die ganze Schaar der finstern Uebel bannte,
Die einst Pandora hat von da herausgebracht.
Noch Niemand übte so die Kunst, die gottverwandte;
Zum Heilgott selbst hätt' ihn das Alterthum gemacht.

Da der Enthusiasmus in Versen bis zu den äußersten Grenzen gegangen war, so blieb dem Enthusiasmus in Prosa nur ein Mittel sich bemerklich zu machen: es war die Gewalt. Muß man nicht dahin rechnen diese Worte von Bergasse: „Die Gegner des thierischen Magnetismus sind Menschen, die man eines Tages dem Fluche aller Jahrhunderte und der rächenden Verachtung der Nachkommen weihen muß."

Von Gewalt in Worten pflegt es nicht selten zu thatsächlicher Gewalt zu kommen. Es folgt hier Alles dem natürlichen Laufe der Dinge. Und in der That wissen wir, daß wüthende Bewunderer Mesmer's den Versuch machten, Berthollet in einem Winkel eines der Gemächer des Palais Roya zu ersticken, weil er höchst unschuldig geäußert hatte, die Scenen, die er gesehen habe, schienen ihm Nichts zu beweisen. Diese Anekdote haben wir von Berthollet selbst erfahren.

Mit der Zahl seiner Anhänger wuchs auch die Anmaßung des deutschen Arztes. Für die Zulassung von nur drei Gelehrten zu seinen Sitzungen bot ihm Herr von Maurepas, im Namen des Königs 20,000 Franken Leibrente und 10,000 Franken jährlich als Wohnungsentschädigung. Aber Mesmer wies das Anerbieten zurück, und verlangte als Nationalbelohnung

eines der schönsten Schlösser in der Umgegend von Paris nebst allen dazu gehörigen Ländereien.

Als man seine anmaßende Forderung abwies, verließ Mesmer Frankreich, und weihte es entrüstet der Sündfluth von Uebeln, vor welcher er es zu schützen vermocht hätte. In einem an Marie Antoinette gerichteten Brief erklärte der Wunderthäter, er habe die Anerbietungen der Regierung mit seiner Strenge nicht in Einklang bringen können.

Mit seiner Strenge! Sollte es vielleicht wahr sein, wie in der That damals behauptet wurde, daß Mesmer unsere Sprache gar nicht gekannt habe, und daß seine Gedanken ausschließlich auf den berühmten Vers:

Die Thoren sind hienieden zu unserem Zeitvertreib.

gerichtet gewesen seien? Indessen verhinderte diese Strenge Mesmer's dennoch nicht den heftigsten Zornesausbruch, als er zu Spaa erfuhr, daß Deslon die magnetischen Kuren zu Paris fortsetzte. Er kehrte eiligst dahin zurück; seine Anhänger empfingen ihn enthusiastisch und leiteten eine Subscription ein zu 100 Louisd'or für jeden Theilnehmer, die alsbald nahe an 400,000 Franken einbrachte. Heutzutage bemerkt man mit einigem Erstaunen im Verzeichnisse der Subscribenten die Namen von

Lafayette, Segur, d'Epremesnil.

Gegen Ausgang des Jahres 1781 verließ Mesmer abermals Frankreich, um eine Regierung aufzusuchen, welche die höhern Geister besser anerkannte. Er ließ eifrige und hartnäckige Adepten in großer Anzahl zurück; ihr unverschämtes Benehmen veranlaßte schließlich die Regierung, diese angeblichen magnetischen Entdeckungen unmittelbar der Prüfung von vier Medicinern der Pariser Facultät zu unterwerfen. Diese ausgezeichneten Aerzte erbaten sich die Hinzuziehung einiger Mitglieder der Akademie der Wissenschaften. Breteuil bezeichnete darauf Le Roy, Bory, Lavoisier Franklin und Bailly, um in die Commission einzutreten; Bailly wurde zum Berichterstatter gewählt.

Die Arbeit unsers Collegen erschien im August 1784. Niemals ist eine verwickelte Frage mit mehr Geist und mit richtigerem Takt auf ihre charakteristischen Züge zurückgeführt worden; niemals hat man größere Mäßigung bewiesen bei einer Prüfung, welche persönliche Leidenschaften unmöglich erscheinen ließen; niemals ist ein wissenschaftlicher Gegenstand in einer würdigen, klareren Schreibart abgehandelt worden.

Ueberaus groß ist die Leichtgläubigkeit der Menschen in Allem, was ihre Gesundheit betrifft. Dieser Ausspruch bleibt ewig wahr; er erklärt den Grund, der einen Theil des Publikums zu dem Mesmer'schen Verfahren zurückzukehren veranlaßt hat, und zugleich den Umstand, daß ich, wenn ich heute eine ausführliche Darstellung vom Inhalte der trefflichen Arbeit gebe, die Bailly vor sechszig Jahren ausführte, gewissermaßen eine Gelegenheitsschrift verfasse. Man wird aus meiner Darstellung übrigens erken-

nen, wie verwegen es war, als vor Kurzem in einer andern Akademie eifrige Vertheidiger für jene veralteten Irrthümer auftraten, von denen man annehmen durfte, sie seien für immer in Vergessenheit begraben.

Die Commission begibt sich zuerst an den Ort, wo Deslon seine Kranken behandelt: sie untersucht und beschreibt sorgfältig das berufene Bakett, und zählt die Mittel auf, deren man sich bedient, den Magnetismus zu erregen und zu leiten. Hierauf entwirft Bailly das sehr mannigfaltige, wahrhaft außerordentliche Bild vom Zustande der Kranken. Er ist besonders aufmerksam auf die Convulsionen, die man mit dem Namen Krisen bezeichnete; er macht die Bemerkung, daß die Personen in der Krise meist Frauen sind, Männer nur in seltenen Fällen; übrigens setzt er keinen Betrug voraus, sondern hält die Erscheinungen für constatirt und wendet sich zur Aufsuchung ihrer Ursachen.

Nach Mesmer's und seiner Anhänger Meinung lag die Ursache der Krisen sowohl, als der weniger deutlichen Wirkungen, in einem besondern Fluidum, und es war die nächste Aufgabe der Mitglieder der Commission, die Beweise für das Dasein dieses Fluidums zu suchen. „Denn in der That," sind Bailly's Worte, „der thierische Magnetismus kann wohl vorhanden sein, ohne daß er heilsam ist, aber er kann nicht heilsam sein, wenn er nicht vorhanden ist."

Das Fluidum des thierischen Magnetismus leuchtet nicht, und kommt nicht wie die Elektricität zur Erscheinung; es erzeugt auf leblose Körper nicht die deutlichen, dem Auge wahrnehmbaren Wirkungen, welche das Fluidum des gewöhnlichen Magnetismus hervorruft; endlich macht es sich auch dem Geschmacke nicht merklich. Einige Magnetiseure behaupteten zwar, es verbreite einen Geruch, aber vielfach wiederholte Versuche bewiesen das Gegentheil. Man konnte also das Vorhandensein des angeblichen Fluidums nur durch seine Einwirkung auf lebende Wesen erkennen.

Wirkliche Heilungen hätten die Commission in ein Labyrint gestürzt, denn zahlreiche Krankheiten heilt die Natur selbst, ohne irgend eine ärztliche Behandlung; so daß man bei dieser Gattung von Beobachtungen nur hätte hoffen können, den wahren Antheil des Magnetiseurs nach sehr zahlreichen Kuren, nach oft wiederholten Versuchen, bestimmt zu erkennen.

Die Akademiker mußten sich also auf die augenblicklichen Einwirkungen des Fluidums auf den thierischen Organismus beschränken.

Zunächst unterzogen sie sich selbst den Versuchen, doch nicht ohne eine wichtige Vorsichtsmaßregel zu beobachten. „Selbst bei vollkommener Gesundheit", sagt Bailly, „fühlt Jedermann, sobald er auf sich selbst aufmerksam ist, eine große Anzahl von Bewegungen und Veränderungen, sowohl eines sehr leisen Schmerzes als der Wärme in den verschiedenen Körpertheilen . . . Diese ununterbrochen stattfindenden Aenderungen sind vom Magnetismus unabhängig . . . Die Mitglieder der Commission mußten

sich also zuerst bemühen, nicht zu aufmerksam auf das zu sein, was in ihnen vorging. Denn wenn der Magnetismus in der That eine wirkliche, kräftige Ursache ist, so muß er, ohne daß wir die Aufmerksamkeit darauf richten, sich zeigen und wirksam werden; er muß, so zu sagen, unsere Aufmerksamkeit erzwingen und auch demjenigen merklich werden, der sogar absichtlich zerstreut ist."

Von Deslon magnetisirt, bemerkten die Commissäre keine Einwirkung. Nach den gesunden Personen kam die Reihe an kranke, welche man aus verschiedenen Klassen der Gesellschaft ausgewählt hatte. Es waren vierzehn Kranke, aber nur fünf empfanden Wirkungen; bei den übrigen neun machte der Magnetismus keinen Eindruck.

So konnte also der Magnetismus, trotz aller pomphaften Ankündigungen, schon nicht länger als ein sicherer Anzeiger von Krankheiten angesehen werden.

Der Berichterstatter fügt an dieser Stelle eine wichtige Bemerkung ein: daß nämlich der Magnetismus wirkungslos geblieben war bei Personen, welche mit einigen Zweifeln sich den Versuchen unterworfen hatten, und ferner bei Kindern. Lag es nicht nahe anzunehmen, daß die bei den Uebrigen hervorgerufenen Wirkungen von einer vorgefaßten Ueberzeugung von der Trefflichkeit des Verfahrens herrührten, und konnte man sie nicht dem Einflusse der Einbildungskraft zuschreiben? Dies gab Veranlassung zu einer neuen Versuchsreihe, bei der es darauf ankam, diese Vermuthung zu widerlegen oder zu bestätigen: „es mußte festgestellt werden, in wie weit die Einbildungskraft unsere Gefühle bedingt, und ob sie ganz oder theilweise die dem Magnetismus zugeschriebenen Wirkungen hervorrufen konnte."

Dieser Theil der Arbeit ist überaus klar und streng beweisend. Die Commissäre begeben sich zunächst zum Doctor Jumelin, der, beiläufig bemerkt, dieselben Wirkungen, dieselben Krisen, wie Deslon und Mesmer, bei einem durchaus verschiedenen Magnetisirungsverfahren erzielte, indem er zwischen beiden Polen gar keinen Unterschied machte; dort wählen sie Personen aus, welche für die magnetische Einwirkung am empfänglichsten scheinen und setzen deren Einbildungskraft auf die Probe, indem sie ihnen von Zeit zu Zeit die Augen verbinden.

Was geschieht nun?

Bei offenen Augen bezeichnen diese Leute genau die magnetisirte Stelle als Sitz der Empfindungen; verbindet man ihnen aber die Augen, so bezeichnen sie als diesen Sitz ganz zufällig mitunter Stellen, die sehr weit von denjenigen entfernt sind, auf welche der Magnetiseur seine Kraft richtet. Bestimmte Empfindungen werden, bei offenen Augen, oft zu Zeiten bemerkt, wo man nicht magnetisirt, treten dagegen beim Magnetisiren nicht ein, sobald die Entwickelung unbemerkt geschieht.

Bei Personen aus allen Ständen zeigen sich dieselben Erscheinungen.

Ein unterrichteter Arzt, mit dem man diese Versuche anstellte, „hat diese Empfindung, wenn man ihn nicht magnetisirt, und empfindet häufig nichts, während man ihn magnetisirt . . . Einmal fühlte derselbe Arzt, als er irrthümlich glaubte, seit zehn Minuten magnetisirt zu werden, in der Lendengegend eine Wärme, die er der Ofenwärme verglich."

Offenbar können aber derärtige Empfindungen, die sich ohne Magnetismus fühlbar machen, nur eine Wirkung der Einbildungskraft sein.

Die Mitglieder der Commission waren zu gute Logiker, um bei den angeführten Versuchen stehen zu bleiben. Bisher hatte sich zwar herausgestellt, daß die Einbildungskraft bei gewissen Individuen Schmerz und Wärme, letztere sogar in beträchtlichem Grade, in allen Körpertheilen hervorrufen kann; aber das Mesmer'sche Verfahren leistete mehr, indem es Einzelne dergestalt erschütterte, daß sie in Krämpfen zu Boden fielen. Konnte der Einfluß der Einbildungskraft auch diese Wirkungen erzeugen?

Dieser Zweifel ward durch neue Versuche vollkommen beseitigt.

Man führte einen jungen Mann nach Passy, in den Garten Franklin's, und sagte ihm, Deslon, der ihn hingeführt hatte, habe dort einen Baum magnetisirt: die Krisis trat bei ihm ein, als er einen anderen, nicht magnetisirten Baum umfaßte, der von dem ersteren beträchtlich entfernt war.

Aus seiner Armenpraxis wählte Deslon zwei Frauen, welche sich beim berufenen magnetischen Bakett durch ihre Sensibilität auszeichneten, und brachte sie nach Passy. Sobald diese Frauen vermutheten, magnetisirt zu sein, obgleich sie es in der That nicht waren, verfielen sie in Zuckungen. Die berühmte Probe mit der Tasse gab in Lavoisier's Hause ein ähnliches Resultat. Mitunter rief natürliches Wasser Zuckungen hervor, und magnetisirtes Wasser hatte nicht diese Wirkung.

Es hieße wirklich dem Gebrauche der Vernunft entsagen, wollte man nicht aus der Gesammtheit dieser so gut angeordneten Versuche den Beweis erkennen, daß die Einbildungskraft für sich allein im Stande ist, alle am Mesmer'schen Bakett beobachteten Erscheinungen hervorzurufen, und daß die magnetischen Verfahren durchaus wirkungslos sind, sobald sie den Täuschungen der Einbildungskraft entkleidet werden. Aber dennoch ziehen die Commissionsmitglieder diese letzte Seite der Frage von Neuem in Betracht; sie vervielfältigen die Versuche, treffen alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, und verschaffen auf diese Weise ihrer Schlußfolgerung dieselbe Sicherheit, welche mathematische Beweise haben. Zuletzt stellen sie auf experimentellem Wege die Thatsache fest, daß die Krisen durch ein Spiel der Einbildungskraft eben sowohl hervorgerufen als unterdrückt werden können.

Da Bailly wohl voraussah, daß Leute von schwerfälligem, trägem Geiste über die Hauptrolle staunen würden, welche die Einbildungskraft, den Versuchen der Commissäre zufolge, beim Hervorrufen der magnetischen

Erscheinungen spielt, so erinnert er an folgende Thatsachen: plötzlicher Schrecken erzeugt eine erhebliche Störung der Verdauungswerkzeuge; Kummer wird die Ursache der Gelbsucht; Gelähmten gibt die Furcht vor dem Feuer den Gebrauch ihrer Füße wieder; durch ernstes Wollen läßt sich der Schlucken unterdrücken; ein sehr heftiger Schrecken kann das Haar in einem Augenblicke bleichen, u. s. w.

Die bei den Mesmer'schen Verfahren als Hülfsmittel des eigentlichen Magnetismus in Anwendung kommenden Bestreichungen erfordern keine directen Versuche, sobald das Hauptagens, der Magnetismus verschwunden war. In dieser Beziehung beschränkt sich also Bailly auf anatomische und physiologische Betrachtungen, gleich ausgezeichnet durch Klarheit und Schärfe. Mit lebhaftem Interesse liest man in seinem Berichte auch sinnreiche Betrachtungen über die Wirkungen der Nachahmung in den Versammlungen Magnetisirter, Wirkungen, welche Bailly denen bei Vorstellungen im Theater vergleicht.

„Man beachte nur, äußerte er sich, wie alle Eindrücke größer sind bei einer ansehnlichen Zuschauerzahl, besonders dort, wo es gestattet ist, laut seinen Beifall zu bezeigen. Dies Zeichen der Erregung Einzelner ruft eine allgemeine Erregung hervor, an der Jeder, seiner Empfänglichkeit nach, Theil nimmt. Dieselbe Erscheinung bemerkt man auch im Heere, am Tage einer Schlacht, wo muthige Begeisterung und panischer Schrecken sich so schnell mittheilen. Der Ton der Trommel und der Schall der Militärmusik, der Geschützdonner, das Gewehrfeuer, das Geschrei und die Unordnung erschüttern alle Sinne, setzen die Geister in dieselbe Bewegung und erhitzen die Einbildungskraft auf dieselbe Weise. Jeder kundgegebene Eindruck wird in dieser gemeinsamen Aufgeregtheit zu einem allgemeinen; entweder ermuthigt er zum Angriff oder treibt in die Flucht." Diesen Abschnitt in Bailly's Bericht schließen sehr merkwürdige Beispiele von Wirkungen der Einbildungskraft.

Die Commissionsmitglieder untersuchten endlich, ob die krampfhaften Zuckungen, gleichviel ob die Einbildung oder der Magnetismus sie erzeugen, von Nutzen sein können, ob sie Leidende heilen oder ihnen Erleichterung verschaffen. „Es ist sicher, sagt der Berichterstatter, daß die Einbildung der Kranken häufig von großem Einflusse ist auf den Verlauf der Kur .... Mitunter muß man sogar Alles aufrühren, um von Neuem Ordnung herstellen zu können ...; aber die Erschütterung darf nur eine einzige sein, während die bei der öffentlichen Behandlung durch den Magnetiseur oft wiederkehrenden Krisen blos einen nachtheiligen Einfluß ausüben können."

Dieser Gedanke führte zu den mißlichsten Betrachtungen; er wurde in einem an den König persönlich gerichteten Gutachten entwickelt. Dieser Bericht sollte zwar geheim bleiben, ist aber vor einigen Jahren veröffent-

lich̄t worden. Man hat die Veröffentlichung nicht zu beklagen, denn die magnetische Kurmethode gefiel nach einer gewissen Seite hin den Kranken sehr, und sie sind nun wenigstens von allen Gefahren unterrichtet.

Bailly's Bericht, um es kurz zu sagen, stößt von Grund aus einen Glauben um, der so viel Anklang gefunden hatte; dieser Dienst ist zwar erheblich, aber er ist nicht der einzige. Denn indem man der eingebildeten Ursache des thierischen Magnetismus nachspürte, hat man die wirkliche Macht kennen gelernt, welche der Mensch auf seine Mitmenschen ohne unmittelbares, nachweisbares Dazwischentreten eines physischen Agens auszuüben kann; es hat sich ergeben, „daß die einfachsten Handbewegungen und Zeichen mitunter sehr mächtige Wirkungen zur Folge haben, ja daß die Einwirkung des Menschen auf die Einbildungskraft zu einer Kunst ausgebildet werden kann .... wenigstens solchen Personen gegenüber, welche an die Möglichkeit solcher Einwirkung glauben." Endlich hat diese Arbeit gezeigt, in welcher Weise unsere Fähigkeiten durch Experimente versucht werden müssen, auf welchem Wege es der Psychologie eines Tages gelingen wird, in die Reihe der exacten Wissenschaften einzutreten.

Ich habe stets bedauert, daß die Commission es nicht für passend gehalten hat, ihrer schönen Arbeit einen historischen Abschnitt hinzuzufügen: Bailly's unermeßliche Gelehrsamkeit würde demselben unschätzbaren Werth verliehen haben. Wenn man die Mesmer'sche Behandlungsweise schon vor mehr als zweitausend Jahren in Anwendung sah, so würde sich das Publikum, dünkt mich, gefragt haben, ob jemals ein so langer Zeitraum erforderlich gewesen sei, um einer guten und nützlichen Sache Eingang zu verschaffen. Hätte man sich in dieser Absicht Grenzen gesteckt, so würden wenige Züge hingereicht haben.

So wäre Plutarch z. B. dem Berichterstatter zu Hülfe gekommen, indem er erzählt, Pyrrhus habe Milzkrankheiten durch Reiben mit der großen Zehe seines rechten Fußes geheilt. Ohne übermäßig gekünstelte Erklärung kann man in dieser Thatsache den Keim des thierischen Magnetismus erkennen. Nur freilich, muß ich bemerken, könnte ein Umstand den Gelehrten einigermaßen verlegen machen: der weiße Hahn nämlich, welchen der macedonische König vor Beginn seiner Bestreichungen den Göttern opferte.

Vespasian hätte seiner Zeit Mesmer's Vorgängern eingereiht werden können, weil er in Aegypten vermittelst seines Fußes so außerordentliche Heilungen vollbrachte. Nur hätte in diesem Falle die angebliche Heilung einer langbestehenden Blindheit, die der Kaiser mit seinem Speichel bewirkte, Sueton's Zuverlässigkeit zweifelhaft gemacht.

Man hätte selbst die Namen des Homer und des Achilles herbeirufen können. Joachim Camerarius behauptete nämlich, in einem sehr alten Exemplare der Iliade Verse gefunden zu haben, welche die Abschreiber wegfallen ließen, weil sie dieselben nicht verstanden; an dieser Stelle sprach

der Dichter — nicht von der Ferse des Achilles, denn deren Berühmtheit steht seit dreitausend Jahren fest — wohl aber von den medicinischen Eigenschaften, welche die große, rechte Zehe des Helden besessen habe.

Am meisten vermisse ich den Abschnitt, in welchem Bailly würde erzählt haben, wie einige Junger Mesmer's sich herausgenommen hatten, den Mond zu magnetisiren, um auf diese Weise eines schönen Tages alle Astronomen, die dies Gestirn beobachteten, in Ohnmacht fallen zu lassen, eine Störung, an die, beiläufig gesagt, kein Geometer von Newton bis zu Laplace gedacht hatte.

Bailly's Bericht verbreitete unter den Mesmerianern Unruhe, Aerger und Zorn; während mehrerer Monate war er die Zielscheibe aller ihrer vereinigten Angriffe. In allen Provinzen von Frankreich erhoben sich Widerlegungen des berühmten Berichtes: einige in der Gestalt ruhiger, anständiger, mäßiger Erörterung; die meisten mit allen Zeichen der Leidenschaft und der Bitterkeit einer Schmähschrift.

Heutzutage wäre es verlorne Muhe, von den bestäubten Bücherbrettern einiger Specialbibliotheken Hunderte von Broschüren herabzunehmen, von denen selbst die Titel der Vergessenheit vollständig anheimgefallen sind. Auch bedarf es zu einer unparteiischen Zergliederung dieses heftigen Streites einer solchen Arbeit nicht; ich glaube wenigstens mein Ziel zu erreichen, wenn ich zwei oder drei Schriften beachte, die allein durch die Kraft ihrer Beweisgründe, die Trefflichkeit des Styls und den Ruf der Verfasser in der Erinnerung der Menschen Spuren zurückgelassen haben.

In der ersten Reihe von Werken dieser Art steht die elegante Broschüre von Servan, die unter dem Titel erschien: Bedenken aus der Provinz, vorgelegt den ärztlichen Commissären, welche der König mit der Prüfung des thierischen Magnetismus beauftragt hat.

Das Erscheinen von Servan's Schrift begrüßte man mit Siegesruf und Freude im Lager der Mesmerianer, und die Unentschiedenen wurden wieder zweifelhaft und verlegen. Grimm schrieb im November 1784: „man darf an nichts verzweifeln. Die Sache des Magnetismus, so schien es, sollte unter den wiederholten Angriffen der Medicin, der Philosophie, der Erfahrung und des gesunden Verstandes unterliegen .... und nun beweist Herr Servan, ehemaliger Generalprocurator zu Grenoble, daß man mit Geist Alles, sogar das Lächerliche retten kann!" (Schluß folgt.)

Der culturhistorische Werth des Christenthums.

Wir erlauben uns, eine Stelle aus einem Briefe „Far West's" anzuführen, welche gewiß den Lesern der Atlantis von Interesse sein wird: Far West schreibt über die Atlantis: „Ihre Stellung ist nicht ganz die meinige, namentlich dem Christenthum und dem Materialismus gegenüber. Wenn wir in der Leugnung einer Weltintelligenz und Geisteszukunft mit dem Materialismus gehen, haben wir wenig Grund, irgend einem seiner übrigen Sätze zu widersprechen. — Die ursprünglich christlichen Ideen, obgleich in etwas unbeholfener Form vorgebracht, würdigt man in unserer Zeit nicht mit Gerechtigkeit. Sie hätten nur weiter fortgebildet werden sollen, statt daß man sie in's Gemeine und Absurde herabzog; doch das ist der Menschen Schuld, nicht jener Ideen. Dennoch verdankt ihnen die heutige gebildetere Welt den größeren Theil ihrer Kultur, und uns selbst setzt jene Kultur in den Stand, über den Werth jener Ideen ein Urtheil zu fällen."

Die „Atlantis" hat schon mehrmals dies Thema behandelt, und den moralischen und kulturhistorischen Werth der religiösen und speziell christlichen Ideen untersucht. Wenn sie wiederholt darauf zurückkommt, so geschieht dies aus der Ueberzeugung, daß man dieses Thema nicht genug besprechen kann, und daß es in dieser Zeit des Materialismus nothwendig ist, alles das, was wir heute noch von dem Idealismus früherer Zeiten brauchen können, aufzubewahren und zu benützen. Wir glauben, in dieser Beziehung dem Christenthum und den christlichen Ideen gegenüber immer gerecht gewesen zu sein. Das Christenthum ist unbestreitbar die größte Thatsache der Weltgeschichte gewesen; keine andere historische Erscheinung kann sich mit demselben in Bezug auf Resultate und Wirkungen messen. Das Christenthum hat die nationale Abgeschlossenheit des Alterthums erweitert zu der Idee der Menschheit; es hat zuerst die allgemein menschlichen Ideen der Gnade, der Versöhnung, der Brüderlichkeit der Individuen und Nationen, der Liebe, nicht nur der Nächsten —, sondern sogar der Feindesliebe, und alle damit zusammenhängende Ideen, die man im Alterthum nur vereinzelt, als Andeutungen und Ausnahmen findet, als die Grundlage der Moral hingestellt, einer Moral, die wirklich allen Anforderungen der Humanität genügt, wenn sie nur richtig verstanden wird. In der That, wir könnten mit dem menschlichen Leben zufrieden sein, wenn in demselben überall eine solche liebenswürdige Herzensgüte waltete, wie wir aus den Erzählungen des neuen Testaments herauslesen können. Wir machen weder dem Christenthum ein übertriebenes Compliment, noch unserer Zeit einen unverdienten Vorwurf, wenn wir sagen, daß das jetzt lebende Geschlecht, trotz der wissenschaftlichen Fortschritte und der gesteigerten Kultur, noch nicht die Höhe der Humanität erreicht hat, welche das Christenthum lehrt. Wenn bei den alten Völkern die höchste Kategorie die absolute Naturnothwendigkeit war, die Nemesis, das Fatum, so appellirt das Christen-

thum an die höhern Kategorien der Gnade und der Versöhnung, Kategorien, die zwar noch nicht vollständig den Forderungen der Humanität und menschlichen Freiheit genügen, aber doch über die absolute Herrschaft des antiken Fatalismus herausragen. Man kann wohl sagen, daß das Reich menschlicher Willensfreiheit, daß die Ideen der Individualität und Persönlichkeit erst mit dem Christenthum in die Welt getreten sind. Allerdings, wir finden schon lange vor der Erscheinung des Christenthums die ethischen Ideen desselben in den Schriften der alten Philosophen und Dichter ausgesprochen; namentlich Plato wird allgemein für einen Vorläufer des Christenthums gehalten; aber mit diesen philosophischen Ideen verhielt es sich, wie mit einzelnen naturwissenschaftlichen Entdeckungen im Mittelalter; sie blieben isolirt, Geheimgut einer auserwählten Kaste, nicht Eigenthum und Bestandtheil des Volksbewußtseins. Das Christenthum erst gab jenen Ideen allgemeine Gültigkeit, und machte sie zu einem integrirenden Bestandtheil des öffentlichen Bewußtseins.

Die historischen Resultate, welche dem Christenthume auf dem Fuße folgten, standen im Verhältniß zu der Macht der Ideen, die demselben zu Grunde lagen. Niemals hat ein historisches Ereigniß so schnelle und dauernde, so große und allgemeine Veränderungen hervorgebracht, wie das Christenthum. Wir geben zu, daß andere geschichtliche Thatsachen sich mit dem Christenthum vereinigen mußten, um diese großen Veränderungen hervorzubringen, die Völkerwanderungen, der Zerfall des römischen Weltreiches, das Auftauchen des germanischen Elementes; aber in der Reihenfolge dieser bedeutenden Ereignisse bildet doch das Christenthum immerhin das erste Glied, welches den ganzen Charakter der Periode bestimmt. Es ist daher nicht ganz ohne Sinn, wenn man das Datum des Christenthumes als die Grenzlinie zwischen der alten und neuen Zeit annimmt, obgleich es zweckmäßiger scheint, die Periode dreihundert Jahre später anzufangen, wo das Christenthum zur Weltherrschaft kam, und die Völkerwanderung die politische Gestalt Europa's veränderte.

Wenn wir in dem Christenthum eine der interessantesten und bedeutendsten historischen Erscheinungen anerkennen, so brauchen wir wohl nicht darauf aufmerksam zu machen, daß wir es lediglich von demselben Standpunkte aus betrachten, wie andere Erscheinungen der Weltgeschichte, und daß wir keiner übernatürlichen Erklärung bedürfen, um die großen Wirkungen und Resultate desselben zu begreifen. Aber wenn wir vom rein historischen Standpunkte aus das Christenthum betrachten, so können wir auch mit denen nicht übereinstimmen, welche dasselbe für die Erfindung der Priester, für eine Lüge und einen Betrug ausgeben; diese Ansicht ist eben so übertrieben und unnatürlich, wie die Ansicht von der göttlichen Offenbarung des Christenthums. Wenn wir hier vom Christenthum sprechen, so haben wir die allgemeinen Ideen desselben, die Moral, die culturhistorische

Bedeutung und die historische Erscheinung desselben, nicht aber die damit verbundenen Wunder und Sagen im Auge, womit die Volkspoesie die große historische Thatsache ausschmückte. Was diese Wunder und Sagen anbetrifft, so glauben wir, daß die Erfindung derselben nicht der Willkühr, der Phantasie oder der betrügerischen Absicht einzelner Menschen zuzuschreiben ist, sondern einem instinktartig wirkenden Volksgenius, der noch immer die Thaten großer Männer mit dem Schleier des Mythos umhüllte. Wir halten das Christenthum nicht für etwas Zufälliges, künstlich Gemachtes, für eine Erfindung oder einen Betrug, sondern für eine historische Thatsache von immanenter Nothwendigkeit, die in der Entwickelung der Weltgeschichte eine bestimmte und normale Stellung einnimmt.

Diese historische Nothwendigkeit des Christenthums zeigt sich uns sehr deutlich, wenn wir dasselbe mit der Zeit, in welcher es entstanden ist, und dem damaligen Zustand der Menschheit vergleichen. Die Basis, auf welcher das Christenthum sich erhob, war das römische Weltreich, das die damals bekannte Welt zu einem Ganzen vereinigte, und die schroffen Abneigungen und Sonderungen der Nationalitäten, aus deren Kämpfen die ganze Geschichte der alten Zeit besteht, überwand. Der Kosmopolitismus des Despotismus, welchen Rom einführte, mußte den Kosmopolitismus der Humanität nach sich ziehen; die Thatsache mußte sich in einer ihr entsprechenden Idee darstellen: und so trat zum ersten Male die Idee der Menschheit als eines großen brüderlichen Bundes im Christenthum auf. Vergleicht man diese erhabene Kategorie und ihre entsprechenden Ideen, die Brüderlichkeit, die Liebe, nicht nur der Nächsten —, sondern auch die Feindesliebe, die Gnade und Versöhnung, kurz die ganze Moral des Christenthums mit der inhumanen, gewaltthäterischen Zeit, in welcher es entstand und die Herrschaft der Welt eroberte: dann sind wir gewiß im Stande, den großen Werth des Christenthums zu begreifen und die welthistorischen Folgen und Resultate desselben zu erklären. Die Menschheit hatte damals die Naivität des Naturlebens und die einfache Tugend der antiken Republiken verloren; das Zeitalter der Cäsaren begann nach vielen blutigen Bürgerkriegen, in welchen die letzten Erinnerungen republikanischer Freiheit unter der Herrschaft der Feldherrn und Prätorianer verschwunden waren; massenhafte Armuth und Sklaverei griff eben so schnell um sich, wie die übertriebenste Verschwendung und Herrschsucht; die letzten Bande der Moral und die letzte Bürgschaft des geselligen Lebens, die Familienbande, waren überall aufgelockert, und von den staatsbürgerlichen Tugenden der Brutus', Gracchus' und Catone kannte man kaum mehr den Namen. Lesen wir diejenigen römischen Schriftsteller, welche an der Schwelle der Kaiserzeit standen, die Satiren des Horaz, die Schriften des Tacitus, des Seneka, Plutarch u. s. w., so finden wir ein Sittengemälde, das vielleicht nur mit der gegenwärtigen Wirthschaft in Frankreich verglichen werden kann. Wäh-

rend in Rom die reichen Familien einen ungeheuren Luxus trieben, einen fürstlichen Hofhalt hielten, und die Einkünfte der geplünderten Provinzen bei den üppigsten Gastmählern verzehrten, hatten die Proletarier der Weltstadt keinen andern Ruf, als Brod und Schauspiele. Wer durch den Anblick der Bürgerkriege und des lasterhaften Lebens der Großen noch nicht genug demoralisirt war, der hatte jeden Tag Gelegenheit, bei den Gladiatorenkämpfen im Cirkus den letzten Rest von Menschlichkeit zu verlieren. Die Provinzen waren ausgebeutet und erschöpft, der Garten Europa's, Italien, war verwüstet, und konnte kaum seinen eigenen Bedarf an Getreide erzeugen; der freie Bauernstand der alten Republik, aus dem die Cincinatusse und Scipionen hervorgegangen waren, hatte der Sklaverei Platz gemacht. Der Despotismus und der Reichthum häufte sich in wenigen Familien zusammen, während die Millionen willenlos sich unter den Füße ihrer Tyrannen im Staube beugten. Kann es eine Zeit geben, welche mehr der unsrigen gleicht? Und diese Zeit war es, welche das Christenthum geboren, die Religion der Menschlichkeit und Bruderliebe, der Gleichheit und Gütergemeinschaft, welche die erhabenste Moral, welche bisher jemals dem Menschengeschlechte verkündet wurde, predigte. Wir sehen, wie in der Weltgeschichte ein Gegensatz den anderen gebiert.

Aber die Gegensätze mußten bald miteinander in Vermittelung treten; der Romanismus und das Christenthum vereinigten sich mit einander, und daraus entstand das positive Christenthum des Mittelalters mit seinen Auswüchsen der neueren Zeit, ein historisches Christenthum, welches sich sehr von dem „Urchristenthum" unterscheidet.

Das Urchristenthum, von dem unsere Pietisten so viel zu erzählen wissen, ist keine historische Form des Christenthums; die einzelnen Sagen, welche darüber verbreitet sind, sind eben Sagen, Legenden, Märtyrergeschichten, die das Christenthum mit jeder anderen Religion gemein hat, und die in den Händen des Historikers wenig Bedeutung haben. Wenn wir von einem Urchristenthum sprechen, so meinen wir damit die ursprüngliche Idee des Christenthums, und diese Idee ist die der Menschlichkeit, der Persönlichkeit, der Individualität. Die Idee der menschlichen Persönlichkeit und Willensfreiheit, der Autonomie des menschlichen Geistes, der Fähigkeit, sich selbst zu bestimmen, der Verantwortlichkeit des Menschen für seine eigenen Handlungen, mit andern Worten, die Idee des G e w i s s e n s ist zuerst, freilich dunkel und unbestimmt, im Christenthum aufgetreten: — die alten Völker und Religionen waren ohne Ausnahme fatalistisch. Diese Idee der menschlichen Willensfreiheit ist die Triebfeder der ganzen Weltgeschichte. Im Christenthum ist dieselbe noch verdunkelt durch die religiöse Abhängigkeit; der Mensch ist als Ebenbild Gottes frei; der Grund seiner Freiheit liegt außer ihm, und die Verantwortlichkeit für seine Handlungen ist durch die Gnade der Vorsehung gemildert. Anstatt die Humani-

tät aus dem Menschen selbst zu entwickeln, und sie als sein eigenes Gesetz, seine eigene Natur aufzuzeigen, ist dieselbe ihm etwas Fremdes, Gegebenes, Geschenktes; Gott blies dem Menschen den Odem ein; nach den christlichen Begriffen ist der Mensch von Geburt aus schlecht, und muß erst durch Taufe, Wiedergeburt u. s. w. gereinigt und zum wahren Menschen gemacht werden. Daher stammen jene eckelhaften Lehren von der Erbsünde, dem Versöhnungstode, der Gnadenwahl u. s. w., Lehren, die das eigentliche Prinzip des Christenthums, die menschliche Freiheit, gerade auf den Kopf stellen. Trotzdem ist das Prinzip selbst doch immer richtig; die Humanität scheint durch das Christenthum hindurch, wie die Sonne durch die gemalten Fenster der gothischen Kirchen, hier heller, dort dunkeler, hier durch diese, dort durch jene Farbe entstellt, aber immer steht hinter den einzelnen Strahlen und Farben das ganze Bild der Sonne, das Prinzip der Menschlichkeit und Humanität, und es ist heutzutage nur nothwendig, dieses Prinzip nicht mehr als ein jenseitiges Verhältniß, sondern als eine natürliche, immanente Eigenschaft des Menschen aufzufassen, um auf dieser Basis das Gebäude menschlicher Freiheit bis zu seinem höchsten Gipfel aufzuführen.

Der ganze culturstistorische Werth, den wir dem Christenthum zuschreiben, liegt darin, daß es die Idee der Menschlichkeit ausdrückt und vertritt; nur als Träger dieser Idee hat das Christenthum Anspruch auf unsere Achtung und Anerkennung. Das wahre Christenthum hat also keine selbstständige Berechtigung, keinen besonderen, speziell christlichen Zweck, sondern dient nur dem allgemeinen Zwecke, das wahre, freie Menschenthum zur Erscheinung zu bringen. Wo immer wir daher das Christenthum edel, würdig, wohlthätig auftreten sehen, da ist es allgemein menschlich, human, der Natur des Menschen entsprechend, nicht aber religiös und übersinnlich. Nehmen wir z. B. die Civilisation des Mittelalters, welches vorzugsweise die christliche Zeit genannt werden kann, so finden wir, daß diejenigen Produkte und Einrichtungen des Christenthums, welche wir als die Lichtseiten desselben hervorheben, und noch heute in Ehren halten, rein menschlicher Natur sind, und durchaus keinen übersinnlichen oder verhimmelten Charakter tragen. Wo die Kunst und Poesie des Mittelalters den Stempel des Genies und unvergänglicher Dauer zeigt, da ist sie rein menschlich, natürlich; da kommt die Idee der Menschlichkeit, die dem Christenthum zu Grunde liegt, zur Erscheinung. In den Madonnen Raphaels, in den Dichtergestalten Ariosto's und Tasso's sehen wir die menschliche Natur in ihrer ganzen Schöne und Vollkommenheit; da ist Alles menschlich, verständlich, natürlich. Aber leider blickt die Sonne der Humanität selten durch die finstern Wolken des barbarischen Zeitalters hindurch, und die Spuren wahrer Menschlichkeit sind im historischen Christenthum selten.

Denn der Widerspruch, der im Christenthum selbst liegt, der Dualis-

mus zwischen Religiosität und Humanität, die Uebersinnlichkeit des Christenthums trat den rein menschlichen Bestrebungen desselben entgegen. Das Christenthum verschmähte es, die Menschlichkeit als die Natur des Menschen selbst anzuerkennen, und aus der Natur des Menschen herzuleiten. Die Moral des Christenthums war eine religiöse Forderung, ein göttliches Gebot; die Tugend desselben bestand in einer Abhängigkeit von Gott. Der Gehorsam trat an die Stelle des freien Willens, die Gottesfurcht an die Stelle des Selbstbewußtseins. Die menschliche humane Seite des Christenthums wurde immer mehr und mehr von der religiösen Seite in den Hintergrund gedrängt, bis daß zuletzt das Christenthum als der direkte Gegensatz der Menschlichkeit und Humanität auftrat. Die Form des Christenthums prägte sich immer deutlicher aus, das Wesen wurde vergessen. Endlich führte der Bruch im Christenthum zu einer vollständigen Zersplitterung desselben; die Reformation versuchte eine Wiederbelebung des Christenthums und arbeitete nur an der endlichen Auflösung desselben. Die vollständige Beendigung des Christenthums kann man von dem Tage an datiren, als die Idee der Menschlichkeit, der ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte, in das Bewußtsein der Menschheit trat, also am Schlusse des vorigen Jahrhunderts. Dadurch wurde das Christenthum antiquirt; es steht jetzt nur noch als Ruine da, und wird gänzlich zerfallen sein, wenn einmal die Idee der Humanität, die Anerkennung der Menschenrechte, die in der amerikanischen und ersten französischen Revolution ausgesprochen wurde, nicht mehr ein revolutionäres Problem, sondern eine historische Thatsache geworden ist.

Wenn es Tag wird, braucht man keine künstlichen Erleuchtungsmittel mehr; wenn die Idee der Menschheit, der Verbrüderung aller Menschen zu einem großen Ganzen, sich einmal dem öffentlichen Bewußtsein mitgetheilt hat, hat man nicht mehr jenes zweifelhafte und zweideutige Surrogat der religiösen Moral nothwendig, mit dem man bisher die rohen Massen kultiviren oder doch wenigstens im Zaume halten mußte. Wir haben in unserem kurzen Abrisse zu zeigen versucht, daß alle die wohlthätigen Eigenschaften und Wirkungen des Christenthumes, alle seine kulturhistorischen Leistungen aus der Idee der Menschlichkeit entsprangen, daß aber diese Idee selbst in dualistischer Halbheit im Christenthum verkümmert und gebrochen wurde. Wenn wir nun diese Idee selbst uns aneignen können, warum sollen wir denn nach dem religiösen Schein derselben jagen?

Daraus ergiebt sich die Lösung der Frage, was wir heutzutage noch von den christlichen Ideen brauchen können. Wir brauchen von den spezifisch christlichen Ideen n i c h t s m e h r. Was von Humanität und Menschlichkeit im Christenthum ist, die Moral desselben u. s. w., das haben wir von der Wissenschaft in reinerer, klarerer Form erhalten. Wenn wir auch erst im Anfange der großen und schweren Arbeit sind, die Natur des Men-

schen und die Gesetze der Humanität zu entdecken, so sind wir doch schon im Anfange dieser Untersuchung weit, weit über das Christenthum hinaus gekommen, und es gilt, auf der Bahn der Beobachtung und Untersuchung fortzufahren, nicht aber wieder in religiöse Täuschungen zu verfallen. Die Idee der Solidarität aller Individuen und Völker, die Anerkennung der ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte bildet das Programm der modernen Weltanschauung, und dieses Programm ist viel weiter und breiter, als die Platform des Christenthums. Die Wissenschaft ist im Begriffe, die Natur des Menschen selbst als die Grundlage zur Erklärung menschlicher Handlungen und Zustände hinzustellen, und erst dann wird die Humanität und das Menschenrecht auf fester, unzerstörbarer Grundlage ruhen, wenn es als eine Eigenschaft der menschlichen Organisation und Natur selbst erkannt wird.

Wie gesagt, seitdem am Schlusse des vergangenen Jahrhunderts die Sonne der menschlichen Vernunft aufgieng, und das schlechthin unmittelbare, immanente Menschenrecht proclamirt wurde, ist der Stern des Christenthums erblaßt. Die Platform der neuen Zeit ist das Menschenthum, nicht das Christenthum. Diese Platform muß allerdings noch ausgebaut werden, aber sie selbst ist schon fertig und bietet allein die genügende Grundlage für den Aufbau der freien humanen Staats- und Gesellschaftsformen der Zukunft.

Von diesem Standpunkte aus könnten wir allerdings eine ruhige objektive, historische Kritik des Christenthums verlangen. Aber die Stellung, welche in der gegenwärtigen Zeit das Christenthum angenommen hat, macht eine solch ruhige, unparteiische Beurtheilung unmöglich. Gegenwärtig hat sich das Christenthum, gleichsam um sich an den humanen Ideen der neuen Zeit, durch welche es antiquirt ist, zu rächen, mit aller Inhumanität und Barbarei vereinigt, welche nur auf dem weiten Erdkreise zu finden ist. Wir können ohne Uebertreibung sagen, daß es keine öffentliche Inhumanität und Ungerechtigkeit, keine Unmoralität und Barbarei im Völkerleben gibt, welche nicht mit dem Christenthum ein Bündniß geschlossen hat und von demselben Schutz erwartet. Jeder Meineid der Fürsten, jeder Freiheitsverrath und Völkermord im Großen, jede Corruption und Unmoralität im Kleinen, versteckt sich hinter dem Schleier der christlichen Liebe, und wo wir nur das Kreuz sehen, da ist die Humanität und Menschenliebe verschwunden. Gewiß, wenn das Christenthum mit allen den Einrichtungen, welche sich mit demselben vereinigt haben und von ihm beschützt werden, mit Einem Male aus der Welt hinausgetrieben würde, die Menschheit hätte ihre größten Feinde und Plagen verloren. Unwahrheit ist die größte Unmoralität, und das Christenthum ist den Ideen das Jahrhunderts gegenüber unwahr.

Die Grundlage der modernen Moral.

Was ist Moral? Viele halten dieselbe für einen veralteten, reaktionären Begriff, der für unser aufgeklärtes Zeitalter nicht mehr passe. Sie haben in sofern Recht, wenn sie die Moral im Auge haben, die auf unsern Kanzeln oder von unsern dogmatischen Professoren gelehrt wird. Die christliche-Moral ist ein veralteter, reaktionärer Begriff, nicht nur die Moral des alten Testamentes, welche in Rachsucht, Habgier und Wollust überfließt, sondern auch die Moral des neuen Testamentes, welche lehrt, daß der Mensch durch sich selbst nicht selig werden könne. Die Lehre von der Erbsünde, das Fundament, auf welchem die Theologen ihre sogenannte Wissenschaft der Moral gebaut haben, ist sogar der größte und direkteste Gegensatz gegen jede Moral und Sittlichkeit, welche jemals in der Weltgeschichte aufgetreten ist. Die christliche Moral, von solchen verkehrten Voraussetzungen ausgehend, überschlug sich während ihrer Weltherrschaft in Extravaganzen und Widersprüchen, und produzirte die größten Verzerrungen und Verunstaltungen der Menschennatur und aller sittlichen Verhältnisse, die jemals stattgefunden haben. Heutzutage, wo das Christenthum fade und matt geworden ist, und keinen Gehalt mehr hat, ist die christliche Moral, wenn auch nicht von den Kanzeln, so doch aus dem Leben vollständig verschwunden; die Moral des Dollars ist an die Stelle der Moral der Bibel getreten; wir sehen, wie alle unsere sittlichen Verhältnisse von dem Geldpunkte, als oberstem Regulator, beherrscht werden; Geld ist Verstand, Klugheit, Weisheit, Tugend, Sittlichkeit, Moral; kurz Alles in Allem, und von dem Altare des Mammon gibt es keine Appellation. In der Verzweiflung über einen solchen Zustand der Moral leugnen unsere Materialisten die ganze Existenz derselben. Sie kennen nur eine Naturnothwendigkeit, welche den Menschen beherrscht, und leiten seine Handlungen auf äußere Einflüsse, statt auf moralische Motive zurück. In der That, in Beziehung auf diesen Punkt stimmen die orthodoxen Theologen mit unseren modernen Materialisten überein, in dem sie beide dem Menschen die Willensfreiheit absprechen, und den Ursprung seiner Gedanken und Handlungen nicht im Menschen selbst, sondern in äußeren Gewalten und Umständen suchen. Diesen beiden zusammentreffenden Ansichten von der absoluten Immoralität des Menschen, oder vielmehr von seiner absoluten Unfähigkeit zur Moral, entspricht der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft, deren ganzes Thun und Lassen auf alles Andere, nur nicht auf moralische Motive zurückgeführt werden kann.

Sieht es nicht so aus, als ob die Moral nur in die Kinderstube der Menschheit gehörte, den Ammenmährchen gleich, mit welchen man die Kinder erschreckt? Hat das herangewachsene Geschlecht sich noch um dieses Gängelband zu kümmern, an dem es bisher geleitet wurde, und das trotz

aller Vorsicht die Menschheit nicht vor unzähligen Fehltritten und Unfällen behüten konnte?

Ja, nicht nur aus dem Leben, auch aus der Wissenschaft ist die Moral verschwunden. Die Naturwissenschaften negiren ihre ganze Existenz; die Philosophie hat sich um metaphysische Spekulationen und nicht um ein so alltägliches Thema zu kümmern; die Rechtswissenschaft bekümmert sich um das Mein und Dein; in der Politik ist die höchste Norm das „fait accompli" und d.r „status quo"; von Moral will Niemand etwas wissen, als die Pfaffen, welche auf das Gegentheil von Moral spekuliren.

Es ist sogar verdächtig, dieses Thema in den Mund zu nehmen. Wer am meisten über Moral spricht, hat am wenigsten davon. Die Moral dient heutzutage nur dazu, um die Hypokrisie und Heuchelei zu verbergen, und man kann sicher darauf rechnen, daß, wer die Moral 'm Munde hat, es nicht für nothwendig hält, sie auch im Leben zu zeigen.

Trotzdem kommen wir doch wieder auf unsere Frage zurück: Was bedeutet dies altväterische Wort Moral? Hat es noch Reiz und Sinn für uns? Können wir diese Kategorie noch für uns benützen und verwerthen?

Wir definiren eiufach Moral als die Uebereinstimmung unserer Handlungen mit unseren Ueberzeugungen, und die Uebereinstimmung unserer Ueberzeugungen mit dem allgemeinen Bewußtsein der Zeit. Wenn wir die Moralität eines Menschen untersuchen, so fragen wir nach dem Zusammenhang der allgemeinen Weltanschauung, der allgemein anerkannten Sitte und Sittlichkeit des mit uns lebenden Geschlechtes mit den speziellen Ueberzeugungen und Handlungen des einzelnen Menschen, und suchen dann diese Ueberzeugungen auf das eigene Bewußtsein und die eigene Erkenntniß des Individuums zurückzuführen. Finden wir überall den Zusammenhang und die Verbindung, so nennen wir den Menschen moralisch. Die Moral hat also zwei Seiten, welche verschiedenen Bestimmungen unterliegen; sie besteht aus der Treue gegen sich selbst und zweitens aus der Uebereinstimmung des subjektiven mit dem allgem.inen Bewußtsein. Die erste Eigenschaft ist unveränderlich und permanent, die zweite von der jedesmaligen Kulturstufe abhängig. Die erste Eigenschaft, Treue gegen sich selbst, Uebereinstimmung der Handlungen und Ueberzeugungen, bezeichnen wir mit dem Namen **Tugend**; sie ist das erste Bedingniß jeglicher Moralität; wer sich nicht selbst treu ist, kann in k inem Verhältnisse des Lebens treu sein. Die zweite Eigenschaft dagegen macht die Moral zu einer wechselnden und veränderlichen Erscheinung, und zieht dieselbe mit in den Strom der geschichtlichen Entwicklung hinein. Wir sehen, wie die Moral der verschiedenen Culturperioden eine verschiedene war, und wie das, was bei den alten Indiern, bei den alten Juden z. B. für moralisch gehalten wurde, heutzutage für die größte Immoralität gehalten wird. Doch auch diese Verschiedenheit und Veränderlichkeit der Moral verschwindet, wenn

man die historische Entwickelung der verschiedenen Stufen der Moral auf das derselben zu Grunde liegende Prinzip zurückführt, auf die Grundsätze der Humanität, auf das wahrhaft Menschliche und die Natur des Menschen. In diesem Sinn können wir die Moral mit einem einzigen Worte definiren, als die Treue des Menschen gegen die menschliche Natur.

Wir sehen also, daß die Moral den Menschen nichts Fremdes, Aufgedrungenes, kein übernatürliches Gesetz, kein Zwang ist, sondern aus seinem eigenen Wesen, aus seiner individuellen Organisation stammt, daß sie kein fremdes, sondern des Menschen eigenstes Gesetz ist. Die Vorschriften der Moral aber werden dadurch nicht laxer, sondern im Gegentheil nur strenger. Wenn der Mensch sich einmal auf diese Höhe der Souverainität erhebt, daß er von keiner Macht und keiner Gewalt in der Welt sich Gesetze geben läßt, als von seiner eigenen Natur und seinem eigenen Gewissen, dann ist er an ein strengeres Gesetz gebunden, als wenn er unter dem Banne des Priesters und unter dem Zwange despotischer Gesetze steht. Denn den Gesetzen einer äußeren Macht kann man immer entfliehen; wenn die Despotie verbietet, zu reden, so kann man doch denken, und wenn die Religion verbietet, zu denken, so revoltirt sich das ganze menschliche Gefühl dagegen. Aber wenn der Mensch von den Gesetzen seines eigenen Gewissens, von den Gesetzen seiner eigenen Organisation sich abhängig weiß, dann ist er beherrscht von einer Macht, die ihn keinen Augenblick verläßt, dessen Einflüssen er sich niemals entziehen kann, gegen welche es keine Opposition und keine Waffen gibt. Gewiß der Mensch hat keinen größeren Tyrannen, als sich selbst.

Wenn wir so die Moral auf das Wesen und die Natur des Menschen selbst zurückführen, so kommen wir zu dem großen Grundprinzipe der gesammten Moral, zu dem Prinzipe der Selbstverantwortlichkeit. Es wäre gut, wenn die Menschheit einmal erkennen würde, daß es gar keine andere Basis für die Moral, gar kein anderes Mittel, den einzelnen Menschen gegen andere Menschen gerecht zu machen, gar keine andere Bürgschaft für den gerechten und friedlichen Zustand der Gesellschaft gibt, als daß ein Jeder das volle und ganze Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit fur alle seine Handlungen und für sein ganzes Benehmen hat. Wenn einmal dieses Bewußtsein überall lebendig geworden ist, dann können die unzähligen bürgerlichen und staatlichen Gesetze, die Gesetze einer erkünstellen Moral und Sitte wegfallen; das menschliche Leben regulirt sich von selbst und folgt den naturlichen Gesetzen. Bis jetzt interveniren die Zwangsgesetze des Staates, der Gesellschaft, der Sitte, der Religion unaufhörlich, und stören das Verhältniß des Menschen zu sich selbst, nehmen einen Theil der Verantwortlichkeit von ihm hinweg, geben ihm Schutz, wo er unnöthig ist, und strafen, wo sie kein Recht dazu haben. Wir können uns in allen Lagen und Verhältnissen des socialen Lebens umsehen, — wir finden über-

all, daß das Bewußtsein der strikten, absoluten Verantwortlichkeit die größten Fehler und Schaden der Gesellschaft heilen und die Mehrzahl unserer Civil- und Criminalgesetze überflüssig machen würde. Wenn Jeder einmal weiß,—und wenn die menschliche Gesellschaft ihn immer daran erinnert — daß er fur Alles, was er thut, die ganze und volle Verantwortlichkeit zu tragen hat, — eine Verantwortlichkeit, die heutzutage vielfach durch Gesetz und Sitte hinweggenommen wird, — so wird er gewiß seine unbedachten und leichtsinnigen Handlungen auf eine genauere Waagschale legen, als jetzt, wo er denkt, daß den Ursachen die Folgen ausbleiben. Wenn wir einmal bestimmt wissen, daß immer und in jedem einzelnen Falle die Ursachen von ihren naturlichen Folgen begleitet sind, daß wir, wie es in dem alten Sprüchwort heißt, die Suppe ausessen müssen, die wir eingebrockt haben, dann werden wir gewiß aus einem berechtigten Eigennutze manche unbedachtsame Handlung unterlassen, deren Begehen uns angenehmer ist, wie das Ertragen der Folgen.

Ursache und Wirkung, Grund und Folge stehen mit einander in einem natürlichen Zusammenhang, und dieser Zusammenhang fehlt niemals, mag er auch oft unserer Aufmerksamkeit entgehen. Jede ungerechte That, jede unnaturliche, inconsequente Handlung rächt sich an uns selbst; in vielen Fällen folgt die Strafe dem Verbrechen sofort und unmittelbar; in andern Fällen sind die Folgen mehr indirekt und stehen in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit der Veranlassung, aber bei einiger Prüfung wird man jedes Uebel auf seine Quelle zurückfuhren können. Jedermann, der nur einigermaaßen auf sich selbst aufmerksam ist, wird gefunden haben, daß jede ungerechte, unbesonnene oder übereilte Handlung, die er begangen hat, ihre unangenehmen Folgen nach sich zieht; bestehen diese Folgen oft auch in nichts Anderm, als in der Befurchtung derselben, oder in einer Reue über die That, so stehen sie doch immer im Verhältniß zu der begangenen That selbst. Des Dichters Wort ist überall und in jedem einzelnen Falle wahr: „Und jede Schuld rächt sich auf Erden.“ Dies ist die absolute Gerechtigkeit im menschlichen Leben, und auf dieser Gerechtigkeit beruht die ganze Moral.

Bei dem jetzigen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft finden wir, daß das Prinzip der Verantwortlichkeit in vieler Beziehung umgangen und in den Hintergrund gedrängt ist, daß Gesetze interveniren und die Verantwortwortlichkeit von der rechten Quelle ableiten. Ueberall, wo dies geschieht, finden wir aber auch die unmoralischen Folgen. Nehmen wir z. B., um ein deutliches Beispiel zu wählen, die Schuldgesetze. Das Verhältniß des Gläubigers zum Schuldner ist ein durchaus privates, dessen Verantwortlichkeit bloß auf diesen beiden Personen selbst liegt; was hat der Staat sich hier einzumischen? Wenn der Kaufmann dem Kunden seine Waaren borgt, so will er von dem Kredit, den er gibt, profitiren; er will dabei verdienen;

der gehoffte Gewinnst steht, falls der Kaufmann eben kein Thor ist, zu dem übernommenen Risiko im Verhältniß. Dies ist eine reine Privatsache, in welcher die Staatsgemeinschaft nicht im mindesten zu interveniren hat. Wenn Jeder der bei diesem Geschäfte betheiligten Personen weiß, daß er die volle Verantwortlichkeit für Risiko u. s. w., zu übernehmen hat, so kann er sich darnach einrichten; der Kredit und alle davon abhängigen Verhältnisse haben eine natürliche, normale Basis, und es wird mehr Solidität und Ehrlichkeit in der Handelswelt sein, als jetzt, wo die Schuldgesetze dem Kredit eine künstliche und zerbrechliche Grundlage geben. Wie die Schuldgesetze operiren, sieht man ja jeden Tag: hinter den juridischen Spitzfeindigkeit verstecken sich alle möglichen Gaunerkniffe und Spitzbübereien, und wer sich in dem Labyrinthe der Gesetze zurecht zu finden weiß, hat das Privilegium, zu betrügen. Wäre es nicht viel einfacher, dies ganze Schuld- und Kreditverhältniß als eine Privatsache zu betrachten, wie es denn auch seiner Natur nach eine Privatsache ist, und den dabei Betheiligte die ganze und volle Verantwortlichkeit dafür zu überlassen. Damit wäre dem Kredite die einzige naturgemäße Basis gegeben, nemlich Vertrauen auf der einen, Ehrlichkeit auf der anderen Seite.

Nehmen wir ein anderes Beispiel. Das sexuale Verhältniß ist gewiß das privateste unter allen socialen Beziehungen, und bedarf am wenigstens einer Einmischung von Seiten des Staates oder der Gesellschaft. Dieses Verhältniß ist gerade durch die Sitten und Staatsgesetze, welche die Verantwortlichkeit für die Folgen desselben willkührlich reguliren, ein unfreies, oft ein unmoralisches und prostituirtes geworden. Wenn jedem Menschen die Verantwortlichkeit für dieses Verhältniß selbst überlassen wird, wie dies natürlich ist und gerecht, und wenn Jeder weiß, daß er ganz allein die Verantwortlichkeit dafür zu tragen hat, dann ist die Sittlichkeit in diesem Verhältnisse hergestellt, die man jetzt so häufig vermißt. Eine reichliche Quelle der Unmoralität ist die in den meisten Ländern bestehende Bestimmung, daß der Mann die Verantwortlichkeit für die Folgen dieses Verhältnisses allein zu tragen hat: dies ist durchaus naturwidrig und gibt zu der größten Unmoralität Veranlassung. Das Vernünftigste offenbar ist, Jeden thun zu lassen, was er will, aber ihm auch die ganze Verantwortlichkeit dafür zu überlassen; dadurch wird der Schwerpunkt der Moral in das eigene Herz des Menschen gelegt, und dies ist die einzige dauerhafte und zuverlässige Grundlage desselben. Grade das sexuale Verhältniß, auf der Grundlage der Selbstverantwortlichkeit aufgebaut, befreit von dem Zwang des Vorurtheils und dem zweideutigen Schutz der Gesetze, wird sich in normaler Weise entwickeln können. Hier, wie überall, ist ein natürlicher Egoismus, gepaart mit dem vollen Gefühle der Verantwortlichkeit, das einzige Mittel gegen menschliche Schwäche und die Unvollkommenheiten der socialen Zustände.

So können wir alle Verhältnisse des menschlichen Lebens durchgehen, wir finden überall um so mehr Demoralisation, je weniger der Mensch die volle und ganze Freiheit und Verantwortlichkeit für seine Handlungen hat. Freiheit und Verantwortlichkeit sind correspondirende Begriffe; eins kann nicht ohne das andere bestehen. In unsern despotischen Staaten, wo die Regierung überall bevormundet, und Verantwortlichkeiten übernimmt, denen sie selbst nicht mehr nachkommen kann, ist daher von einer eigentlichen staatsbürgerlichen Tugend und von einer öffentlichen Moral kaum die Rede. Mit Recht klagen daher auch die unterdrückten Völker Europa's über das übertriebene Bevormundungssystem, über die allzugroße Centralisation der Regierungsgewalten. In Amerika wirkt in ähnlicher schädlicher Weise eine Menge von bevormundenden Gesetzen und die Macht des Herkommens. Wie weit diese Uebergriffe des Staates in Amerika gehen, zeigen uns auf das Deutlichste die immer und immer wiederkehrenden Versuche, das Temperenzgesetz einzuführen. Dies eine Beispiel allein beweist, daß der Amerikaner von persönlicher Freiheit und Verantwortlichkeit, den Forderungen des Vorurtheils und Herkommens gegenüber, gar keinen Begriff hat.

Wenn man die Verantwortlichkeit in allen Fällen den betreffenden Personen überläßt, in denen es sich um verantwortliche Personen und Handlungen handelt, so ist dadurch schon die Grenzlinie gegeben, wo die Selbstverantwortlichkeit aufhört und die Vormundschaft anfängt. Unverantwortlichen Personen gegenüber muß die menschliche Gesellschaft die Verantwortlichkeit übernehmen. Es gibt eine ganze Klasse von menschlichen Handlungen, welche der menschlichen Gesellschaft, — der Familie, der Gemeinde, dem Staate — zur Vormundschaft überantwortet werden; hier ist die menschliche Gesellschaft eben so verantwortlich, wie jeder einzelne Mensch für seine Handlungen. Bis jetzt hat die menschliche Gesellschaft vielfach den Fehler begangen, für Handlungen und Zustände die Verantwortlichkeit zu übernehmen, die auf dem Urheber der Handlung selbst lastet, dagegen sich der Verantwortlichkeit gegen unverantwortliche Personen mehr oder weniger zu entschlagen. Polizei-, Preß und andere Gesetze hemmen und beeinschlussen die geistige Thätigkeit denkender Menschen, die doch gewiß für ihre Handlungen verantwortlich sind, während man das Feld der Erziehung z. B., für welche die Gesellschaft die volle Verantwortlichkeit zu tragen hat, vernachlässigt. Eine richtige Erkenntniß der Grenzlinie zwischen Verantwortlichkeit und Vormundschaft wird hier manchen Uebelständen abhelfen. Die menschliche Gesellschaft in ihren verschiedenen Formen, als Familie, Commune, Staat stellt sich uns als eine moralische Person dar, nach dem Ausdruck der Juristen, und ist für ihre Handlungen eben so verantwortlich, wie jede andere Person. Ihre Verantwortlichkeit existirt da, wo die Verantwortlichkeit der einzelnen Personen noch nicht angefangen, oder schon aufgehört hat. Die einzelnen Resultate einer solchen Trennung,

zwischen der individuellen Verantwortlichkeit und der Verantwortlichkeit der Gesammtheit lassen sich leicht erkennen; der Staat z. B. ist für das ganze Erziehungssystem verantwortlich; nationales Schulsystem, Freischulen, Schulzwang sind die natürlichen Folgen davon.

Wir könnten diesen Unterschied zwischen individueller und gemeinschaftlicher Verantwortlichkeit noch weiter fortführen, aber es genügt uns, diese allgemeinen Andeutungen gegeben und darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß die Quelle und der Ursprung jeglicher Moral in dem Bewußtsein persönlicher Verantwortlichkeit liegt. Freilich, diejenigen, welche jede Willensfreiheit und persönliche Verantwortlichkeit läugnen, werden uns darin nicht beistimmen. Sie halten den Menschen für ein Produkt äußerer Umstände und Verhältnisse, denen er willenslos unterworfen ist. Wie weit diese Ansicht mit der Wirklichkeit übereinstimmt, wollen wir weiter nicht untersuchen; gewiß ist es, daß sich auf diese Theorie kein System der Moral gründen läßt.

Das antike und moderne Lustspiel.

(Nach einem in der Cincinnati Turnhalle gehaltenen Vortrag von G. Becker, Redacteur der Turnzeitung.)

Schluß.

Wir sind nun auf dem Punkte, auf das neue deutsche Modelustspiel überzugehen, und ich denke, es wird kaum nöthig sein, nochmals darauf hinzuweisen, welche große, historische Stoffe die antike Komödie nach allen Seiten hin verarbeitete und welchen großartigen Einfluß sie deshalb nothwendig auf das öffentliche Leben üben mußte. Daß sie dies that, erhellt aus wenigen Thatsachen. Einmal spricht die schon erwähnte Vertheidigung des Sokrates dafür, sodann die Rache, die Einzelne an dem Komiker für erduldete Wahrheit ausübten, und endlich versuchte Bestechung.

Wenn ich nun in dem Voranstehenden den Beweis geliefert habe, daß die Komödie der Griechen nur groß sein konnte, so lange das Volk noch politisch groß und frei war, so wird man sich sicher nicht verwundern, wenn wir bis heute—mit einigen ehrenvollen Ausnahmen, die nicht hierhergehören, da wir es mit der Regel zu thun haben — kein großes Lustspiel, wie überhaupt keine große Volksbühne, hatten. Ich will mich in Bezug auf unsere Geschichte, wie über das Modelustspiel nur in Kürze verbreiten, da ich wie schon gesagt, allgemeinere Kenntniß voraussetzen muß.

Die meisten der jetzt gäng und gäben Modelustspiele gehören der neuesten Zeit an, und wir haben uns deßhalb nur an diese zu halten. Wir beginnen mit der ersten französischen Revolution. Diese trug für Deutsche

lands staatliche oder politische Entwicklung unmittelbar keine guten Früchte. Zuerst, von den Horden der eroberungssüchtigen Republikaner überzogen, durch die zweideutigen Politik seiner großen und kleinen Fürsten dem Verderben anheim gegeben, bot Deutschland ein trauriges Bild der innern Zerfleischung dar. Die Kriege des großen Imperators aber machten das Maaß germanischer Geduld voll, und das deutsche Volk trank sich einen Nationalitätsrausch, der sich in den „Freiheitskriegen" austobte, und dem bald ein gelinder Freiheitsrausch, die Sehnsucht nach politischen Umgestaltungen— die erste mittelbare Folge der franz. Revolution—folgte. Aber der schöne Rausch verflog, und machte einem langen, langen Katzenjammer der Raktion Platz. Ein Bischen Constitutionalismus war Alles, was glücklicherweise gerettet wurde. Aber der Freiheitsdurst war nicht gelöscht; in geheimen Gesellschaften, Studentenverbindungen, Männer- und Jünglingsvereinen trat er zu Tage — doch die Durstigen mußten es oft schwer büßen. Deutschland war zerrissener, wie je. Da krähte der gallische Hahn zum zweitenmale, die Julischlacht wurde geschlagen und in Deutschland trank man sich verschiedene Provinzialräusche auf dem Hambacher Schloß, in Frankfurt und anderwärts. Wiederum aber folgte eine Periode reaktionären Katzenjammers und dann eine Zeit sich steigernden Durstes. Da im Februar 1848 krähte der gallische Hahn zum drittenmal, und in ganz Deutschland loderte der revolutionäre Brand empor, um nur zu bald wieder erstickt zu werden. Wiederum leben wir heute in den Tagen des politischen Jammers. Wie kann man nun, wenn wir diese geschichtlichen Erfahrungen auf unser heutiges Thema anwenden, etwas anderes erwarten, als daß nach so vielen verunglückten Räuschen, nach so manchem schmerzlichen Katzenjammer, nur „Kotzebues" als Heroen der Komödie auftreten konnten?

Sollen wir nun, um auf die Lustspieldichtung zu kommen, mit dem Ahnherrn dieser Heroen, mit Kotzebue beginnen? Zwar ist er schon alt — bekanntlich wurde er 1819 von Sand in Mannheim ermordet — aber noch immer nicht veraltet, er ist noch die stete Zuflucht der heutigen, wenigstens aller kleineren Bühnen.

Wir haben bei Aristophanes gesehen, wie er große Stoffe großartig, hochpoetisch traktirte. Kotzebue und Nachfolger tischen uns unsere häusliche Misere in jämmerlicher unpoetischer Komik auf. Wir hatten in Cincinnati letzthin einen „Kunstgenuß", wobei uns z. B. auch Kotzebues „häuslicher Zwist" vorgeführt wurde. Was ist der Inhalt? Zwei Eheleute finden sich bemüßigt, sich einer Bagatelle wegen zu zanken; ein eheloser Hans Narr von einem Nachbar benutzt die geistige Bornirtheit des Ehepaars, und hetzt sie auf eine recht ordinäre Weise hintereinander; das Ehepaar kommt endlich hinter den Pfiff, und schließlich Frieden, während der Nachbar wüthend davon läuft. Und das Resultat dieser großen Handlung?

Nichts; gar Nichts; sogar der Frieden ist faul; denn wer sich einmal auf so kindische Weise zankt, hat gerade Bildung genug, um nächsten Tags den alten Jammer von Neuem zu beginnen. Und was haben wir Zuschauer davon? Wir haben aus Mangel von etwas Bessern ein wenig über die häusliche Thorheit gelacht, und trollen uns ohne den geringsten tiefern Eindruck auf Geist oder Gemüth von dannen. Ich kann hier nicht umhin die Frage zu stellen: warum hat Aristophanes die öffentliche Wirksamkeit des Sokrates und nicht seinen „häuslichen Zwist“ mit der Xanthippe behandelt? Die Antwort ließe sich kurz geben: Aristophanes war der große Dichter eines politischen großen Volkes, das nicht so verphilistrirt war wie wir, und an seinem häuslichen Jammer eben zu Hause genug hatte.

Wir dagegen scheinen beinahe stolz auf unsere Misere zu sein, und uns deßhalb immer wieder auf der Bühne nur die Lächerlichkeiten des engen Privatlebens vorkäuen zu lassen.

Soll ich noch auf andere Stücke eingehen? Da sind die Raupach, Benedix, Bauernfeld, Hackländer u. A., die recht artige Modelustspiele dichten, Lustspiele, die in formeller Beziehung über Kotzebue stehen. Aber wir haben hier eben nichts mit der Form zu thun, sondern nur mit dem Gehalt. Suche Jeder noch in dem ganzen Bühnenrepertoir seines Gedächtnißes nach, ob er — mit den wenigen Ausnahmen besserer Dichtungen, die aber seltener über die Bühne gehen – Stücke finden kann, deren Stoff über diese Schranken familiärer Alltäglichkeit hinausragt? Er wird wenig finden. Wir haben über Manches herzlich gelacht, so lang uns die Thorheit vor den Augen umhergaukelte; aber bleibende Eindrücke haben wir keine empfangen. Aber sind daran die Dichter allein Schuld? Keineswegs! Nein, es die politische Unfreiheit, der Mangel an Oeffentlichkeit des Staatslebens, der selbst unsere bessern Poeten zwingt, sich in den Schranken der Privatverhältnisse zu bewegen, und große, öffentliche, das Volk so tief, wie die alte Komödie, berührende Stoffe zu vermeiden.

Wir kommen hiermit zum Schlusse noch auf eine speziell amerikanische Betrachtung. Sollte es Niemand bei der Schilderung jener griechischen Geschichtsperiode aufgefallen sein, wie viele Anhaltspunkte sich darin zu einem Vergleich derselben mit der Geschichte Amerika's seit dem Unabhängigkeitskriege finden? Da sind die großen Siege, die großen Staatmänner und Helden, da ist das rasche Emporblühen der Republik im nachgefolgten Frieden—wir haben sogar—wir sind nicht etwa ironisch!—unser Yankee-Athen, sogar ein Deutschamerikaner-Athen! Und dennoch haben wir hier keine selbstständige dramatische Kunst, keine englische und keine deutsche. Dies scheint unsern frühern Behauptungen zu wiedersprechen. Aber man muß bedenken, daß es hierlands an einer selbstständigen Bildung, also auch an einer selbstständigen Literatur und Kunst noch mangelt. Mehrfache Ursachen haben hierbei zusammengewirkt. Hauptsächlich mag die Ur-

sache aber das gewaltige Ringen nach dem materiellen Wohlstand des Landes sein, das alle Kräfte der Nation auf Jahrzehnte absorbirte. Doch wir wollen dies nicht näher untersuchen. Immerhin sind hier alle politischen Bedingungen geboten, welche das Emporkommen einer dramatischen Kunst ermöglichen. Und wie würde es der Komödie gehen? Sie würde an großen Stoffen nicht verlegen sein.

Auch die Ver. Staaten sind so kurz nach ihren Siegen auf ein Terrain gerathen, das sehr nach den Miasmen einer Uebergangsperiode duftet. Wir sahen vorhin in Athen: Verfall der Religion in Aberglauben und Mystizismus — aus welcher andern Ursache entsteht hier das Sektenwesen? Wir sahen da die Sitten locker werden — man lese die hiesigen Polizeiberichte, und man denke an die gräulichen Auswüchse der hiesigen Moral, die sich da geltend machen in Temperenzeserlei und Geburtsdusel. Die athenische Demokratie artete in Pöbelherrschaft aus — wir haben hier schon genug an der „Demokratie". Bestechlichkeit und Korruption nahmen dort in allen Kreisen überhand; das Schicksal bewahre uns, daß sie hier nicht auch noch zunehmen, man treibts so schon hoch genug. Ueberschwengliche Prachtliebe und unbändiger Luxus gewannen dort Boden — fehlte hierzulande nicht der Geschmack und Kunstsinn, dann stünde es gerade so wie, in Athen; jetzt treibt man's mit Ungeschmack. Unter allen Ständen kam dort in Folge der Sklaverei, Rohheit und Unmenschlichkeit auf; hier erinnert man uns täglich daran, daß man in diesem Punkte den Athenern nachstrebt. Nach Außen machte sich dort die unersättlichste Herrschaft geltend — hier geht dies Geschäft meistens unter dem Schein der Privatspekulation, wie in Cuba und Centralamerika. Anhaltender Bürgerkrieg setzte dort dem nahenden Verfall die Krone auf — in Kansas gaben sie uns schon ein kleines Vorspiel von ähnlichem Segen.

Wenn nun der große Aristophanes Athens in den dortigen Zuständen den Stoff zu seinen unsterblichen Komödien fand, was fehlt unsern Zuständen als ein großer Aristophanes? Ich hege leider gelinde Zweifel, daß er bald kommen wird. Sollte er aber kommen, dann hätten wir die beste Gelegenheit, uns aus Malice über den etwaigen Verfall der hiesigen Republik auf die humoristischste Weise zu Tode zu lachen.

Religion, Metaphysik, Naturwissenschaften.

Der „Pionier" hatte vor einigen Wochen einen Artikel, eine Uebersetzung aus einem englischen Werke, in welchem drei verschiedene Standpunkte der Weltanschauung angenommen wurden, der religiöse, der metaphysische und der naturwissenschaftliche. Dem letzteren Standpunkte, der Empirie und der Beobachtung, wurde natürlich der Vorzug gegeben, und

die religiöse, wie die metaphysische Weltanschauung für veraltet erklärt. Wir geben dies in sofern zu, als wir unter Religion die positive, geoffenbarte Religion und unter Metaphysik die scholastischen Lehren des Mittelalters verstehen. Indessen glauben wir, daß das Verhältniß zwischen wahrer Philosophie und der Empirie ein umgekehrtes sei; auf der materiellen Basis der Naturwissenschaften beruht die Philosophie, und geht aus ihr hervor. Die Empirie scheint uns nicht das Letzte und Höchste, sondern das Erste und Anfänglichste zu sein; nicht die Spitze des wissenschaftlichen Gebäudes, sondern ihr breites Fundament. Nach der Sammlung von Beobachtungen und Erfahrungen kommt die Kritik und Prüfung; nachdem das Material herbeigeschafft ist, kommt die sichtende, ordnende Form. Wir glauben, daß gerade die großen wissenschaftlichen Resultate dieses Jahrhunderts nicht so sehr darin bestehen, daß Materialien gesammelt werden, — obgleich der Reichthum an Stoff, an Beobachtungen und Entdeckungen sehr groß ist, — sondern gerade darin, daß man mit philosophischer Kritik und Prufung den gesammelten Vorrath sichtet, und die einzelnen naturwissenschaftlichen Erscheinungen nur in Bezug auf die Gesetze, welche denselben zu Grunde liegen, behandelt. Wenn das Ansammeln des Materials, die einfache Arbeit der Empirie und Beobachtung, der höchste Gipfel der Wissenschaft wäre, dann hätte das Mittelalter jedenfalls mehr wissenschaftlichen Werth, als unsere Zeit. Denn das Mittelalter war gerade die Sammelzeit; es häufte das Detail zusammen; was man damals Wissenschaft hieß, bestand aus einer ungeordneten Masse von unzähligen Notizen, Entdeckungen, Beobachtungen und Erfahrungen, die man mit großer Gelehrsamkeit zusammenhäufte, aber nicht in wissenschaftliche Form zu bringen wußte. Das Mittelalter war deßhalb trotz aller Metaphysik und Scholastik die eigentliche Zeit der Empirie, der Beobachtung, des Materialismus; hier finden wir überall, in allen Wissenschaften, einen Wust von Thatsachen, aber keine Sichtung und Prüfung, keine Ordnung, kein System. Der Jurist sammelte eine Unzahl von Citaten, Notizen, Entscheidungen der Gerichtshöfe u. s. w., und diese zufällig zusammengewürfelte Sammlung von Thatsachen bildete seine Wissenschaft. An ein System des Rechtes, an Begriffe, logische Schlüsse u. s. w. war kaum zu denken. Manche Juristen strengten sich unermüdlich an, Ordnung und Klarheit in dies Gewirre von Thatsachen zu bringen, aber es gelang ihnen nur dann annäherungsweise, wenn sie von dem Geiste der Philosophie durchdrungen waren, wie z. B. Thiebaut, Gans u. Andere. Wer sich einmal mit diesen Monstrum von gesammelten Thatsachen, welches wir Corpus iuris nennen, beschäftigt hat, wird den Unterschied begreifen, der zwischen einer mechanischen Anhäufung der Thatsachen und einer wissenschaftlichen Darstellung derselben existirt. Wie in der Jurisprudenz, so ging es in den andern Wissenschaften. Die Theologie bestand, was ihren

eigentlich gelehrten Theil anbetrifft, aus exegetischen Erklärungen, Vergleichungen der Parallelstellen der Bibel und ähnlichem Notizenkram. Die Moral des Mittelalters war in der Casuistik der Jesuiten enthalten: hier wurden alle möglichen Fälle aufgezählt, die dem Menschen Gelegenheit zur Sünde geben, und welche oft von den eckelhaftesten, unnatürlichsten Vorstellungen diktirt sind. Ja selbst die Logik wurde zu einer Sammlung von richtigen und unrichtigen Schlüsse degradirt und es dem Schüler überlassen, aus den mitgetheilten Beispielen sich zu orientiren. Die Geschichte, dieser lebendige, fortlaufende Strom menschlicher Entwickelung, war nichts weiter, als eine Reihe von Erzählungen der Begebenheiten, Anekdoten, biographischen Notizen, welche die „pragmatischen" Historiker mühsam durch künstliche Verbindungen mit einander zu verknüpfen suchten. In den Naturwissenschaften, so weit wie man davon im Mittelalter reden kann, gab es auch weiter nichts, als eine Aufzählung von Naturerscheinungen und Produkten, die meistentheils, wie z. B. in der Linne'schen Botanik, auf die willkührlichste und unnatürlichste Weise zusammengestellt wurden. Nun, wir brauchen das Gemälde von dem Zustande der Wissenschaften im Mittelalter nicht weiter auszuführen. Die wissenschaftliche Arbeit des Mittelalters war die Arbeit des Kärrners, der die Baumaterialien zusammenschleppte, aber nicht die des Baumeisters, der die Materialien zu einem harmonichen Baue zusammenfügt.

Fürwahr, wenn man Manche von unseren modernen Materialisten hört, die Alles auf Thatsachen, nichts auf Begriffe zurückführen, denen der Stoff Alles, die Idee nichts ist, denen Beobachtung und Erfahrung die ersten und letzten Quellen der Erkenntniß sind, dann sollte man sich wieder in die alte goldene Zeit des „positiven Wissens" zurückwünschen, von welcher wir heute noch so manche Spuren auf unserer Universitäten finden. Dieses sogenannte positive Wissen, das Heine in Göttingen so geistreich verspottete, ist nichts weiter, wie eine Anhäufung von Materialien, von Details und Notizen, deren Besitz der Stolz unseres deutschen Gelehrten ist. Wir verspotten diese Gelehrsamkeit, und mit Recht, denn die dort gesammelten Schätze liegen für die Menschheit und Civilisation todt da, weil sie von keinen Ideen beseelt sind, und der wissenschaftlichen Durcharbeitung entbehren. Worin besteht der Unterschied zwischen diesem todten, positiven Wissen und der lebendigen, modernen Wissenschaft? Eben in der so viel verspotteten und verachteten Philosophie. Die wissenschaftlichen Arbeit der neuen Zeit, namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, unterscheiden sich dadurch von den früheren Leistungen, daß man heute die Thatsachen nicht als solche sammelt und aufbewahrt, sondern daß man sie nur als ein Material zur Entdeckung allgemeiner Gesetze werthschätzt. Sobald man aber den Boden allgemeiner Gesetze, Kategorien, Ideen betritt, ist man auf philosophischem Gebiete. Es ist dieser philosophische Geist, der

unserem Jahrhunderte innewohnt, und der sich nicht mehr als die Geheimlehre einzelner Schulen und Sekten, sondern als die Grundlage der gesammten modernen Weltanschauung erweist: dieser philosophische Geist ist es, welcher den Beobachtungen und Entdeckungen den eigentlichen wissenschaftlichen Werth und die großen, staunenswerthen Resultate verleiht, und der den Naturforscher in den Stand setzt, eine Fülle des Materials, der Thatsachen und Erscheinungen zu sammeln, ohne die Ordnung, Klarheit und Uebersicht über das Ganze zu verlieren. Wo wir heute die Naturwissenschaften in ihrer Blüthe sehen, z. B. in den Schriften Arago's, Humboldt's, da finden wir große allgemeine Gesetze und Ideen, welche über den Wust der Thatsachen erhaben sind; man kann wohl sagen, daß unsere großen Naturforscher aus der Natur ein philosophisches System gemacht haben. Kann man sich einen mehr philosophischen Gedanken denken, als daß die Welt ein „Kosmos" sei, daß dem Gewirre der Zufälligkeiten und Widersprüche, welche wir überall um uns sehen, Ordnung, Harmonie und Einheit zu Grunde liege? Diese Einsicht in das Wesen der Natur ist nicht bloß ein Abstraktum aus den vorliegenden Thatsachen, — denn dann hätte man sich schon längst zu derselben bequemen müssen, — sondern eine philosophische Idee, ein logischer Schluß, zu welchen die unmittelbare Erfahrung und Beobachtung allein uns nicht befähigt. Wenn die Philosophie darin besteht, in dem Einzelnen das Allgemeine zu entdecken, — und wir können keine einfachere Definition angeben, — so steht heutzutage die gesammte Naturwissenschaft auf philosophischen Boden, und die bloße Empirie muß selbst auf ihrem eigenen Gebiete der Philosophie die Herrschaft abtreten.

Wir denken also, daß wir die Reihenfolge der verschiedenen Erkenntnißstufen füglich umkehren können, indem wir bei der Beobachtung und Erfahrung anfangen, und zur wissenschaftlichen und philosophischen Behandlung ubergehen. Dies ist offenbar das natürliche und normale Verhältniß. Wir können dasselbe in der Entwickelungsgeschichte jedes Menschen und jeder Erkenntniß bemerken. Zuerst wird das Material angeschafft; man fragt, sammelt, beobachtet, lernt auswendig und sucht auf diese Weise in den Besitz des nöthigen Stoffes zu kommen; dann vergleicht, abstrahirt, combinirt man, und sucht vermittelst allgemeiner Begriffe und Kategorieen den gewonnenen Stoff zu ordnen und zu beherrschen. Dies ist noch der Gang jeder Wissenschaft gewesen, und gerade in unserer Zeit haben auf diese Weise die großen Fortschritte der Wissenschaft stattgefunden.

Weit entfernt also, daß sich die metaphysische Weltanschauung überlebt habe, wird vielmehr das, was man darunter versteht, und was man besser die begriffsmäßige, rationelle Weltanschauung nennen würde, immer mehr und mehr um sich greifen und das gesammte wissenschaftliche Gebiet beherrschen. Wir stehen erst am Anfange dieser philosophischen Periode,

nicht am Schlusse derselben. Wie die Thatsachen nur in Bezug auf die Ideen, die man aus ihnen schöpft, Werth haben, so haben alle empirischen Wissenschaften nur dadurch Berechtigung und Bedeutung, daß sie dem Reiche der Gedanken, Begriffe und Ideen als Fundament dienen.

Liebig über die Materialisten.

(Aus der Augsb. Allg. Zeitung.)

Liebig hat die Vorlesungen eröffnet, die ein Kreis von Gelehrten in München dem Publikum in der zweiten Hälfte des letzten Winters zu halten beschlossen hat. Er hatte sich zum Thema seiner vier Abende Erläuterungen über „Ernährung und Nahrungsmittel des Menschen“ gesetzt, und sprach am ersten über „anorganische Natur und organisches Leben.“

Es war früher darauf hingewiesen, wie die neueste Schule der s. g. materialistischen Naturforscher die Artenunterschiedenheit zwischen anorganischer und organischer Natur, sowie die Existenz einer, in den chemischen Elementarstoffen an sich nicht nachzuweisenden „Lebenskraft“ leugnen wolle. Der Verfasser jener Betrachtungen hatte, gerade in Beziehung auf letztere Frage Herrn Dr. Louis Büchner mit seinem eigenen Citate der Ampere'schen Anschauungen über Molecularsysteme widerlegt, indem er nachwies, wie eben nicht durch die zu Grunde liegenden Atome, sondern erst durch ihre Anordnung, durch das sie durchdringende Princip der Bewegung und Gestaltung das Leben des pflanzlichen oder thierischen Organismus begreiflich sei.

Auf eben dieses Thema ging Professor Liebig in dem genannten Vortrage ein. — Bei der Entschiedenheit, mit der er sich hier über die neueren Richtungen und die Grenzen der Naturwissenschaft überhaupt ausgesprochen, bei der Bedeutung, die seine Stimme für die öffentliche Meinung mit Recht besitzt, können wir nicht umhin, Stellen jenes Vortrages nach einem Bericht der Augsb. Allg. Ztg. auszugsweise hier mitzutheilen. Es heißt dort unter Anderem:

„Wenn der Chemiker von seinem Standpunkt aus ein Haus der chemischen Analyse unterwerfen würde, so würde er sagen, daß es aus Silicium, Sauerstoff, Aluminium, Calcium, etwas Eisen, Blei und Kupfer, aus Kohlenstoff und den Elementen des Wassers bestände. Sie würden damit nicht den allergeringsten Begriff von der Einrichtung eines Hauses erlangen. Das Calcium, der Kohlen- und Sauerstoff, woraus der Mörtel, das Silicium, Aluminium, der Sauerstoff, woraus die Ziegelsteine, der Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff, woraus das Holz besteht, wirken nicht als Elemente, sondern als Mörtel und Stein, woraus die Wände, als Glas,

woraus die Fenster, als Holz, woraus Tisch und Bänke bestehen; nur wenn die Elemente in der Form von Holz, Stein, Glas ꝛc. zusammengefügt sind, entsteht aus diesem das Haus. Und wenn Ihnen Jemand beweisen wollte, daß die Residenz unsers Königs mit ihrer ganzen innern Einrichtung, mit Statuen und Gemälden, von selbst entstanden wäre durch ein Spiel der Naturkräfte, welche zufällig sich begegnet und die Elemente zum Haus geordnet hätten, weil ja der Mörtel aus einer chemischen Verbindung von Kohlensäure und Kalk bestehe, die ein jeder Anfänger in der Chemie darstellen könne, weil die Steine, das Glas aus Silicium, Aluminium, Kalium und Sauerstoff bestehen, welche durch die chemische Affinität zusammengehalten werden und durch die Cohäsionskraft Festigkeit erlangen, weil also chemische und physikalische Kräfte an dem Haus einen bestimmten Antheil haben: — Sie würden ihm mit einem Lächeln des Mitleids antworten, denn Sie wissen, wie ein Haus entsteht. Die äußere Gestalt, die innere Einrichtung, die Vertheilung der Räume, alles das geht von einem Baumeister aus; das wirkliche Haus gestaltet er nach einem ideellen Haus, das außerhalb seines Geistes nicht existirt, und die im Geist erzeugte und vollendete Idee verwirklicht er in dem Bau selbst durch Kräfte, welche in dem Organismus des Menschen erzeugt werden, und welche die chemischen und physikalischen Kräfte, von denen das Baumaterial seine Eigenschaften empfangen hat, zu Dienern der Idee machen. Immer und überall setzt die Entstehung eines Hauses die Idee des Hauses und eine Ursache voraus, welche andere Kräfte in gewissen Richtungen nach einer gewissen Ordnung in Bewegung bringt, und deren Aeußerungen entsprechend dem zu erreichenden Zweck leitet. —"

„Nur die mangelhafte Kenntniß der anorganischen Kräfte ist der Grund, warum von manchen Männern die Existenz einer besondern, in den organischen Wesen wirkenden Kraft geleugnet, warum den unorganischen Kräften Wirkungen zugeschrieben werden, die ihrer Natur entgegengesetzt sind, ihren Gesetzen widersprechen. — Sie wissen eben nicht, daß die Entstehung einer jeden chemischen Verbindung nicht eine, sondern drei Ursachen voraussetzt; immer ist es die formenbildende Kraft der Cohäsion oder Krystallisation, welche unter Mitwirkung der Wärme die chemische Affinität in ihren Aeußerungen regelt, die Ordnungsweise des Metalls und damit seine Eigenschaften bedingt. Im lebendigen Körper kommt eine vierte Ursache hinzu, durch welche die Cohäsionskraft beherrscht wird, durch welche die Elemente zu neuen Formen zusammengefügt werden, durch die sie neue Eigenschaften erlangen, Formen und Eigenschaften, die außerhalb des Organismus nicht bestehen. Wenn es wahr ist, daß in der anorganischen Natur eine Cohäsionskraft formenbildend besteht, so ist es eben so wahr, daß in den Organismen eine Kraft wirkt, eine Ursache der Bewegung und des Widerstandes, welche der Cohäsionskraft und ihren Aeußerungen entgegen-

tritt, welche die Wirkung des Sauerstoffs und die stärksten chemischen Anziehungen aufhebt und geradezu umkehrt. Wenn Sie die Personen in's Auge fassen, von denen jene Meinungen verfochten werden, so bemerken Sie sogleich, daß sie Fremdlinge sind in Gebieten, welche die Erforschung chemischer und physikalischer Kräfte zur Aufgabe haben; kein competenter Physiker oder Chemiker hat ihnen jemals beigestimmt. Und wenn Sie unsere großen Physiologen fragen, denen wir die Entdeckungen der Thatsachen verdanken, auf welche die Leugner der Lebenskraft ihre Behauptungen stützen, so werden Sie die Antwort erhalten, daß diese Meister der Wissenschaft solche Behauptungen und Schlüsse weder für begründet noch für gerechtfertigt ansehen. Es sind die Meinungen von Dilettanten, welche von ihren Spaziergängen an den Grenzen der Gebiete der Naturforschung die Berechtigung herleiten, dem unwissenden und leichtgläubigen Publikum auseinanderzusetzen, wie die Welt und das Leben eigentlich entstanden, und wie weit doch der Mensch in der Erforschung der höchsten Dinge gekommen sei; und das unwissende und leichtgläubige Publikum glaubt ihnen und nicht den Naturforschern, wie es an die wandernden, schreibenden, sprechenden Tische und an eine besondere Kraft im alten Holze, und nicht an die Naturforscher geglaubt hat. —"

„Dieselben Dilettanten in der Naturwissenschaft, dieselben Kinder in der Erkenntniß der Naturgesetze, behaupten, und wollen das unwissende und leichtgläubige Publikum glauben machen, daß sie Aufschlüsse zu geben vermöchten über die Entstehung der Gedanken, über die Natur und das Wesen des menschlichen Geistes. Der geistige Mensch, so sagen sie, sei das Produkt seiner Sinne; das Gehirn erzeuge die Gedanken durch einen Stoffwechsel, und verhalte sich zu ihnen wie die Leber zur Galle. So wie die Galle untergehe mit der Leber, so gehe der Geist unter mit dem Gehirn."

„Wenn Sie die Schlüsse dieser Leute entkleiden von dem geborgten Flitter und Tand, von allen ihren Scheinbeweisen, die in der Wirklichkeit, in den Augen der Forscher und Denker nur beleuchteter Nebel sind, so bleibt übrig, daß die Beine zum Laufen und daß das Gehirn zum Denken da sei, und daß das Denken gelernt werden müsse, sowie das Kind das Laufen lerne; daß wir ohne Beine nicht gehen und ohne Gehirn nicht denken können; daß eine Verletzung der Fortbewegungswerkzeuge das Gehen und eine Verletzung der Werkzeuge des Denkens das Denken ändert. — Aber das Fleisch und die Knochen, woraus die Beine bestehen, bewegen sich nicht, sondern sie werden bewegt durch eine Ursache, die nicht Fleisch und Bein ist, sie sind die Werkzeuge der Kraft; die weiche Masse, die man Gehirn nennt, ist nicht die Ursache des Denkens, sondern sie ist das Werkzeug der Ursache, welche die Gedanken erzeugt. Das Gehirn ist das einzige innere Organ, auf welches der Wille des Menschen direkt eine Macht ausübt; weder auf die Bewegungen des Herzens, noch des Magens, hat der Wille

unmittelbaren Einfluß, aber der Einfluß einer im rechten Augenblick applicirten Ohrfeige, selbst auf das Begreifen eines mathemathischen Lehrsatzes, ist jedem Lehrer geläufig. Das Auge sieht nicht das Licht oder die Körper, das Ohr hört nicht die Musik, sondern sie sind nur die Werkzeuge zur Wahrnehmung der Licht- und Schallwellen."

„Die Dilettanten behaupten, die Gedanken seien Produkte des Stoffwechsels des Gehirns, sowie die Galle ein Produkt des Stoffwechsels der Leber. Aber die exakte Physiologie weiß bis jetzt nichts von den Beziehungen, in welchen die Galle, das Secret, zu dem Stoffwechsel der Leber, des Secretionsorganes, steht, und was die Chemie darüber erforscht hat, beweist, daß die Elemente der Galle in keiner Beziehung zu denen der Leber stehen. Der geistige Mensch ist nicht das Produkt seiner Sinne, sondern die Leistungen der Sinne sind Produkte des intelligenten Willens im Menschen."

„Wir wissen, daß ein Stoffwechsel die Kraft in der Dampfmaschine erzeugt. Das Holz, die Kohlen verbrennen, sie wechseln ihre Eigenschaften, indem sie sich mit dem Sauerstoff verbinden; in Folge dieser Verbrennung wird Wärme erzeugt, welche Wasser in Dampf verwandelt; dieser übt einen Druck auf die Wände des Kessels und setzt dadurch die Maschine in Bewegung. Durch einen Stoffwechsel in der galvanischen Säule, durch die Auflösung eines Metalls in einer Säure entsteht ein elektrischer Strom; wird dieser durch einen Metalldrath geleitet, so macht er ihn zum Magneten; der Magnet übt einen Zug aus, der, in einen Druck verwandelt, eine Maschine treibt. Alles läßt uns vermuthen, daß auch in dem thierischen Körper die mechanische Kraft, welche die willkührliche und unwillkührliche Bewegung der Glieder bedingt, mit dem Stoffwechsel und namentlich im Muskelsystem in Verbindung steht; allein die Beziehung selbst ist uns noch gänzlich unbekannt. Was wir davon wissen, ist, daß die Kraft im Organismus nicht erzeugt wird, wie in der Dampfmaschine, daß sie nicht erklärbar ist aus den bekannten elektrischen Gesetzen. — Wir wissen, daß ein Stoffwechsel in allen Theilen des Körpers vor sich geht, daß ein Verbrauch von mechanischer Kraft Einfluß habe auf alle Werkzeuge, auf den ganzen Mechanismus des Körpers, daß der Wille eines durch Laufen oder schwere Arbeit übermüdeten Menschen auch in Bezug auf das Werkzeug des Denkens, das Gehirn, von seiner Macht verliere; von einem Stoffwechsel im Gehirn, welcher Gedanken erzeuge, weiß die Naturforschung absolut nichts; Alles, was wir wissen, reducirt sich auf die triviale Wahrheit, daß ein Kopf ohne Gehirn weder denkt noch empfindet."

Historische Parallele zwischen dem vorigen und dem jetzigen Jahrhundert.

Wir haben schon in einem vorhergehenden Artikel darauf aufmerksam gemacht, wie das gegenwärtige Jahrhundert in vieler Beziehung an die Zeit vor hundert Jahren erinnert, und überraschende Aehnlichkeiten mit den Ereignissen der damaligen Zeit darbietet. Es ist interessant, einen solchen Rückblick und eine solche Vergleichung anzustellen; man findet den alten Spruch Salomon's bestätigt, „es gibt nichts Neues unter der Sonne"; man sieht die Hartnäckigkeit der Vorurtheile, die Unbeweglichkeit der Massen, die Gewalt der bestehenden Thatsachen in Mitten der größten weltgeschichtlichen Bewegungen. In den letzten hundert Jahren sind mehr und größere Veränderungen in der Weltgeschichte eingetreten, sowohl was politische Katastrophen, wie was geistige Errungenschaften anbetrifft, als vielleicht in dem Zeitraum von zweitausend Jahren vorher, und doch sehen wir uns heute trotz des Dampfes und der Revolution noch ziemlich auf demselben Flecke, wie vor hundert Jahren. Die gegenwärtige politische Lage Europa's bietet wirklich überraschende Aehnlichkeiten mit dem Zeitalter Ludwig XV. dar; Namen und Verhältnisse haben sich geändert, aber die Zustände sind ziemlich dieselben geblieben, oder wohl gar zurückgegangen. Europa bietet heute noch das Bild dynastischer Umtriebe, trügerischer Bündnisse, diplomatischer Intriguen, wie damals, als Frankreich und Europa durch Maitressen und Kardinäle regiert wurden, Kriege mit Friedensschlüssen abwechselten, und jeder Friedensschluß wieder den versteckten Keim zu neuen kriegerischen Verwickelungen enthielt. Zu den Zeiten Ludwig XIV. galt das Wort „l'etat c'est moi", (der Staat, das bin ich) nicht in einer solchen Schärfe und Allgemeinheit, wie heutzutage im Napoleonischen Frankreich, welches alle Erinnerungen an die gute alte Zeit wieder auffrischt. Aber ebenso, wie vor hundert Jahren das Zeitalter Ludwig des Fünfzehnten nur ein Nachklang an die alte Herrlichkeit des Königthums war, so ist auch heute das Napoleonische Kaiserthum nur ein Nachklang des alten Kaiserreiches, ein Plagiat, eine verstümmelte Copie, eine Carricatur auf die großen Erinnerungen der Vergangenheit. Die ganze Wirthschaft des heutigen Frankreich erinnert an die faule Zeit, welche der revolutionären Katastrophe vorherging; dieselbe Günstlings- und Maitressenwirthschaft, wie damals; dieselbe maaßlose Verschwendung, dieselbe Finanzcalamität, dieselben Schwindelprojekte; — man braucht fast nur die Namen zu ändern, und man kann die Geschichte der damaligen Zeit für eine Schilderung der heutigen Zustände ausgeben. Der sich wiederhebende Einfluß der Geistlichen, die Herrschaft der Jesuiten über den Unterricht, die Knechtung der Presse, die Dienstbarkeit der Wissenschaft; Alle diese Resultate eines gedankenlosen Despotismus sind heute zahlreicher vorhanden, wie damals. Man hat so viel von der Maitressenwirthschaft des alten Königthums ge-

sprechen, aber ist sie nicht zehnfach durch das jetzige Kaiserthum übertroffen, dessen Prinzen und Würdeträger ihre Ansprüche auf ihren Rang aus Blutschande und Ehebruch herleiten, ja dessen Kaiser selbst sich einer illegitimen Abstimmung rühmt. Die maaßlose Verschwendung des Hofes, die prachtvollen Bauten, die wahnsinnigen Feste, welche das alte Königthum an den Rand des Abgrundes brachten, treten bescheiden in den Hintergrund, wenn man sieht, wie das moderne Kaiserthum wirthschaftet, wie ein kostbares Fest dem andern folgt, wie auf den Trümmern von Paris sich eine neue Stadt erhebt, wie Anleihe auf Anleihe gemacht wird, um den zweideutigen Ruhm des Kaiserreiches zu bezalen. Man hat früher die Finanzmaaßregeln Law's, die großen Schwindeleien mit den Mississippi-Aktien und Bankbillets, als ein außerordentliches Phänomen betrachtet, als die größte national-ökonomische Thorheit; — wiederholt sich die Phänomen nicht heutzutage in zehnfach vergrößertem Maaßstabe im Credit mobilier? Rennt man nicht heute, wie damals, zur Bank; steigen nicht heute, wie damals, die Aktien; ist nicht heute, wie damals, der Schwindel allgemein? Wir können weiter fragen, wird nicht auch der Schwindel mit dem Credit mobilier ähnliche Folgen haben, wie die Law'schen Spekulationen? Wir sehen, es gibt nichts Neues unter der Sonne. Und wie unsere Zeit neben Jesuitismus und finsterer, starrer Orthodoxie der größten Leichtgläubigkeit Thür und Thor öffnet, wie Geisterklopferei und anderer Unsinn den Ruhm des „wissenschaftlichen Jahrhunderts" schmälert, eben so trieben in jenen Tagen die Cagliostro's, die Mesmer's, die Illuminaten u. s. w. sich umher, die Leichtgläubigkeit brandschatzend, und selbst die Wissenschaft von ihrem Pfade verlockend. Im Hintergrunde der wissenschaftlichen Bestrebungen jener Zeit freilich stand, in einer ähnlichen Haltung, wie heute, die materialistische Weltanschauung, die vollständigste Scepsis und Verzweiflung an allem Idealismus, das Zeitalter der Encyklopädisten, der Diderot's, D'Alembert's, Voltaire's, deren Einfluß auf ihre Zeit wohl noch größer war, wie die Bedeutung unserer heutigen Materialisten. Wenn man die wissenschaftlichen Kämpfe der damaligen Zeit mit dem heutigen Materialismus vergleicht, so wird man fast zugeben müssen, daß die Angriffe gegen die alte Weltanschauung im vorigen Jahrhundert schärfer, energischer, conzentrischer, gewaltsamer und deßhalb auch erfolgreicher waren, als die Bestrebungen des heutigen Materialismus, der wohl erst dann seine eigentliche Bedeutung erlangen wird, wenn er die negative Tendenz mit der positiven vertauscht, und sich nicht nur als die Kritik der alten, sondern auch als die Basis der neuen Weltanschauung erweist. Dem sei wie ihm wolle, — die Parallele zwischen den literarischen Kämpfen der damaligen und der heutigen Zeit ist in die Augen fallend, und wir können auf diese Aehnlichkeit mehr Werth legen, als auf die mehr zufällige Aehnlichkeit politischer Situationen. In der Literatur spricht sich der Geist eines Volkes und Zeitalters viel deutlicher aus, als in den politischen Institu-

onen; die letzteren können einem Volke mit Gewalt aufgedrängt sein; die Literatur dagegen und die wissenschaftlichen Bestrebungen entspringen aus dem Bewußtsein des Volkes und zeigen uns das innerste Wesen desselben.

Glücklich wären wir, könnten wir die Parallele zwischen der damaligen und heutigen Literatur auch auf Deutschland ausdehnen. Grade vor einem Jahrhundert, als Friedrich der Große es noch verschmähte, sich der deutschen Sprache zu bedienen, stand die deutsche Literatur in der Morgenröthe ihrer Entwickelung, und es drängte sich jener Strom der Geister und Gedanken voran, dem wir noch heute den besten und dauerhaftesten Theil unserer Bildung verdanken. Die Sturm- und Drangperiode des deutschen Geistes, welcher dann die schöne, klassische Zeit der deutschen Literatur folgte, enthielt einen Ueberfluß an geistiger Kraft, eine Verschwendung von Fähigkeiten und Talenten, ein Ueberſprudeln des Genies, welches merkwürdig gegen die trostlose Dürre der jetzigen Literaturperiode absticht. Damals war ein Wettrennen der Geister; jeder Tag gebar neue Namen; in allen Gebieten der wissenschaftlichen und schöngeistigen Literatur fand man die kuhnsten, originellsten und genialsten Leistungen. Niemals, selbst nicht zu den Zeiten des Perikles und des Maecenas, hat es eine so fruchtbare Periode der Literatur gegeben, als das Zeitalter Schiller's, Göthe's und Kant's, und wir können mit Zuversicht hinzusetzen, daß ein Volk, das einer solchen großartigen geistigen Kraftanstrengung fähig war, niemals seinen Platz auf dem Höhepunkte menschlicher Civilisation verlassen wird. Diese Betrachtung muß uns in der gegenwärtigen Zeit trösten, wo in einer merkwürdigen Einseitigkeit blos ein einziges Feld der Literatur und Wissenschaft, die Naturwissenschaften, cultivirt werden, wo ein Nestroy und Saphir unsere Humoristen, ein Laube und Halm unsere Dramatiker, wo Hackländer und Dingelstedt unsere Dichter sind. Trauriges Gesindel! Traurige Periode der Literatur! Das ganze Misere des politischen und gesellschaftlichen Lebens spiegelt sich in dieser Literatur ab, und das Misere in der Literatur ist schwerer zu ertragen, als selbst das im Leben. Ein Volk in unfreiem und zerrissenem Zustande ist noch nicht ganz gesunken, wenn es wenigstens im Reiche der Ideen und Ideale noch frei ist; es hat dann doch wenigstens noch keine ideale Einheit und Freiheit, ein Band der Ueberzeugungen und Hoffnungen, durch welche es zusammengehalten wird. Aber auch dieses findet man heute nicht mehr; der ganze Meßkatalog mit seinen 5,000 Nummern ist davon Zeuge. Es ist nur ein Wunsch und eine Hoffnung übrig geblieben, nämlich daß dieser Zeit der Erschlaffung und Ermattung aller Geister wieder eine neue Sturm- und Drangperiode folgen werde, und daß die letzte Hälfte dieses Jahrhunderts auch in Bezug auf Literatur und Wissenschaft sich ebenso vortheilhaft von der ersten Hälfte unterscheide, wie das Zeitalter Lessing's von dem Gotsched's. Es ist noch genug Intelligenz und Geist im deutschen Volke vorhanden; nur gehen alle Gedanken,

zerfahren und ohne bestimmten Zweck auseinander; es ist keine gemeinsame Leitung und Richtung da; die Funken glühen, aber es fehlt der frische Wind, der sie zur Flamme anfacht. Doch, wenn wir aufmerksam prüfen, sehen wir schon die Bedingungen des Besserwerdens; der himmelstürmende, überschwengliche Geist der früheren Periode verdichtet sich zu einer thatsächlichen, objektiven Auffassung der Verhältnisse, und wenn wir einmal wieder eine klassische Periode der Literatur bekommen, wird sie mehr Einfluß auf unsere staatlichen und nationalen Verhältnisse gewinnen, als selbst die großen Leistungen eines Schiller und Göthe ausübten.

Und dies ist gewiß nothwendig. Es ist in der That ein seltsames, unerklärliches Schauspiel, wie eine Nation zu gleicher Zeit eine glorreiche Rolle in der Literatur und eine jämmerliche Rolle in der Politik spielen konnte. War nicht durch die glänzenden Kritiken Lessing's, durch die freiheitsbrausenden Gedichte Schiller's, durch die Philosophie Kant's, der die Autonomie des menschlichen Geistes lehrte, das öffentliche Bewußtsein des deutschen Volkes hinreichend vorbereitet, an dem großen historischen Akte der ersten französischen Revolution Antheil zu nehmen? War nicht die deutsche Nation durch ihren großen Dichter und Denker vollständig in den Stand gesetzt, in den Jubelruf einzustimmen, mit welchem die Menschheit die Erklärung der ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte vernahm? Und doch ließ die Nation, welcher die Menschheit die drei größten Güter der Geistesfreiheit, die Buchdruckerkunst, die Reformation und die Philosophie zu verdanken hat, die große historische Bewegung wirkungslos vorübergehen, und hemmte durch ihre politische Gleichgültigkeit den Lauf, den die Revolution um die Welt machen wollte. Hätte sich Deutschland an die französische Revolution angeschlossen, dieselbe wäre unbesiegbar gewesen, — aber unsere Nation hat so viele politische Fehler begangen, daß sie dieselben kaum durch ihre geistigen Errungenschaften aufwiegen kann.

Daher kommt es, daß wir heute in politischer Beziehung nicht nur nicht vorangekommen, sondern noch um eine gute Strecke hinter dem vorigen Jahrhundert zurückgekommen sind. Die großen politischen Veränderungen, welche drei Mal nach einander Europa erschütterten, scheinen auf Deutschland keinen andern Einfluß gehabt zu haben, als die letzten Reste altgermanischer Freiheit vollends zu zerstören, den nationalen Verband gänzlich aufzuheben, und Deutschlands politische Größe nach Außen und Freiheit nach Innen bis auf die letzte Erinnerung und Hoffnung daran zu vernichten. Im vorigen Jahrhundert, wo die liberalen Ideen der Unabhängigkeitserklärung und der Menschenrechte der großen Masse des Volkes vollständig fremd waren, und nur in den Köpfen großer Philosophen lebten, sah es in Europa freier aus, wie heute. Die Namen eines Joseph II. und Friedrich II. glänzen, wie helle Sterne in dunkler Nacht, und beschämen unser gegenwärtiges Zeitalter. Der Philosoph von Soussouci zerstörte die hi-

storische Uebermacht des Katholizismus und Oestreichs über Deutschland, indem er die politischen Consequenzen aus der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege zog; er hob die Leibeigenschaft auf, und veränderte dadurch, daß er Preußen zu einer Großmacht erhob, die ganze politische Lage Europa's. Joseph II. von Oesterreich war der Begründer des Josephinischen Zeitalters, von dem die leiseste Erinnerung noch heute bei allen Jesuiten und Finsterlingen Entsetzen und Grauen hervorruft. Das waren die beiden großen monarchischen Vorläufer der französischen Revolution, und wenn die Menschheit in ihrer republikanischen Entwicklung einmal alle Throne zerstört haben wird, so wird sie diesen Männern noch immer ihren Dank bewahren.

Wo sind heute solche Männer, solche Bestrebungen, solche Thaten? Preußen, der Staat der Reformation, der modernste Staat unter den europäischen Großmächten, dessen historische Bedeutung in einem Gegensatz zu den mittelalterlichen Regierungsformen besteht, dessen Stärke in der Intelligenz und Wehrfähigkeit seines Volkes beruht: Preußen sucht mit vollen Segeln wieder in die dunkle Zeit des Mittelalters zurückzusteuern, und gibt selbst seinen Rang und seine Stellung als Großmacht Preis, um nur die Hülfe der liberalen, constitutionellen Ideen entbehren zu können. Die Geschichte dieses Landes seit 1848 bietet das traurigste Bild politischer Unfähigkeit, welches vielleicht jemals seit den Zeiten des byzantinischen Kaiserthums die Welt gesehen; die Edikte der Regierung, die Debatten in den Kammern, die diplomatischen Winkelzüge bieten ein Gemälde politischer Scheingröße und innerlicher Verwesung, daß man bei dem kleinsten Anlasse die vollständige Zertrümmerung des künstlich aufrecht gehaltenen Staatsgebäudes befürchten sollte. Und dies ist das Preußen, das man vorzugsweise das Volk der Intelligenz nennt, das sich mit recht rühmt, die besten Volksschulen der Welt zu besitzen! — —

Was ist nun über Oesterreich zu sagen? In einem Worte läßt sich die ganze Geschichte dieses Landes zusammenfassen — das Koncordat. Das Konkordat ist eine vollständige, absolute Negation der Josephinischen Erinnerungen; es hat aus den österreichischen Einrichtungen auch die letzte Spur jener aufgeklärten Periode hinweggenommen. Eine Priesterherrschaft, brutaler, gewaltsamer, absoluter, als selbst die des Mittelalters, — will man vielleicht die Zeiten Philipp's und Alba's ausnehmen, — ist dort etablirt, und alle Mittel der weltlichen Regierung, die ganze Bürokratie die Polizei, Militairgewalt derselben zur Verfügung gestellt. Während Ungarn verödet da liegt, und Italien knirrscht unter dem Fuß des Tyrannen, schaut Deutschland blödsinnig und geduldig das allgemeine Misere an, und erträgt ein seit Jahrhunderten ungewohntes Joch, — und zwar das gehässigste Joch, das jemals einem Deutschen auferlegt werden kann, — als wenn es so sein müßte.

Preußen hat die Vortheile, welche Friedrich der Große und seine Vorgänger aus der historischen Mission des Landes als Repräsentant des Protestantismus gezogen hatten, aufgegeben, und ist freiwillig zu der zweiten Stelle der deutschen Mächte herabgesunken. Dies ist auch ein geschichtlicher Rückschritt. Oesterreich, diese finstere, katholische Macht, ist wieder im Besitze der Hegemonie Deutschlands, und mit Oesterreich triumphirt dessen treuester Bundesgenosse, der Katholizismus.

Sehen wir uns weiter in dem Kreise der europäischen Begebenheiten um, so finden wir, daß der allgemeine Rückgang zur Despotie und Sklaverei sich bis auf den heutigen Tag fortgesetzt hat. Die Theilungen Polens, deren Zulassung der größte Fehler des westlichen Europa's war, haben die Folgen gehabt, daß heutzutage eine polnische Nation kaum dem Namen nach existirt, und der russische Koloß seine Macht bis in das Herz Europa's vorgeschoben hat. Die Oberherrschaft Rußlands, von Peter dem Großen begründet, von Katharina II. befestigt, hat von jeder Revolution und jeder Katastrophe, welche Europa erschütterte, einen Zuwachs und Vorschub erhalten, so daß uns der letzte Krieg der europäischen Coalition gegen Rußland das merkwürdige Schauspiel bot, daß Rußland gegen ganz Europa den Kampf aufnehmen konnte, ohne im Mindesten verletzt und gekränkt herauszugehen. Alle Schranken, welche der Vergrößerung des russischen Kolosses entgegenstehen, werden durch den russischen Einfluß unterminirt; Polen ist von der Karte Europa's verschwunden, Ungarn verödet, und die Türkei nur noch ein Schatten ihrer ehemaligen Macht. Gerade an dem langsamen Verfalle der Türkei, einer Macht, die unter den jetzigen Umständen zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts und Staatensystemes unbedingt nothwendig ist, sieht man die Zerrüttung des ganzen europäischen Staatensystemes, und die Consequenz und Sicherheit, mit welcher Rußland seine historische Mission und das Testament Peters des Großen vollzieht. Von einem europäischen Gleichgewicht, — dies haben wir im letzten Kriege gesehen, ist keine Rede mehr; die ganze europäische Politik ist russisch geworden; die russischen Regierungsprinzipien regieren Deutschland und Italien, sind in Frankreich adoptirt, und schleichen unter dem Schutze der englischen Aristokratie und der Coburg'schen Intriguen in die englische Verfassung ein.

So sehen wir, wie die verhängnißvolle Politik Peter des Großen immer mehr und mehr Europa überfluthet, und die Consequenzen aus den im vorigen Jahrhundert begangenen politischen Sünden gezogen werden. Wir sehen einen systematischen Rückgang aller politischen Verhältnisse, und können leider auch nicht mit Sicherheit behaupten, daß diese revolutionäre Strömung schon ihr Ende erreicht habe. Im Gegentheil, sie verdoppelt ihre Schnelligkeit und Entschiedenheit, und zieht alle Verhältnisse des geselligen Lebens, die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, die Moral

und Sittlichkeit des Volkes mit sich hinab. Die individuelle Selbstständigkeit und persönliche Freiheit, welche im Mittelalter wenigstens theilweise und als Privilegium existirte, scheint immer mehr und mehr zu verschwinden; die Leibeigenschaft der Bauern hat man freilich aufgehoben, aber eine thatsächliche, — nicht rechtliche — Sklaverei der Fabrikarbeiter eingeführt, die an Härte alle Beispiele der Geschichte überbietet. Das Elend und die Armuth häuft sich auf der einen, der Reichthum und die Unterdrückung auf der anderen Seite, und es scheint gar kein Maaß und keine Gerechtigkeit in der Welt mehr zu sein.

Wenn wir so den Rückgang aller Verhältnisse aufzählen und trotz aller vielgerühmten Civilisation das Jahrhundert auf einer noch tieferen Stufe finden, als sein an Fehlern und Verbrechen so reicher Vorgänger, mit welchen traurigen Gefühlen müssen wir in die Zukunft blicken, die den Rückgang aller Verhältnisse fortzusetzen scheint! Wir sehen, wie alle Mittel der Civilisation, alle Fortschritte der Wissenschaften, alle Entdeckungen und Erfindungen der Neuzeit je nach Umständen zur Befreiung oder zur Unterdrückung der Völker verwendet werden können. Dem Despotismus der neuen Zeit stehen hundertfach die Mittel zu Gebote, mit denen die Despoten der alten Zeit die Pyramiden, und die des Mittelalters ihre Dome und Zwingburgen erbauten. Früher konnten doch noch einzelne Völker eine individuelle Richtung einschlagen, und sich vollständig entwickeln; die Schweiz, Holland, die deutschen Reichsstädte z. B. zeigten eine solche nationale Selbstständigkeit, durch Freiheit geschützt, und geschmückt mit Kunst und Wissenschaft. Aber in unserer Zeit scheint alle Individualität auch aus dem Völkerleben verschwunden zu sein; Alles wird nach einem allgemeinen Schema regulirt, und das Gift der Diplomatie durchdringt alle Verhältnisse.

Finden wir aber nicht gerade in dieser engen Verbindung der Völker und der Gemeinsamkeit ihrer Interessen eine Bürgschaft für die Zukunft? Kommen wir dadurch nicht dem großen Gedanken der Weltrepublik und der Solidarität aller Völker näher? Hat die Menschheit in dieser Beziehung seit dem vorigen Jahrhundert nicht die größten Fortschritte gemacht? Ist der Kreis der civilisirten Welt nicht bedeutend erweitert worden? — Während Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen Länder und Meere mit einander verbinden, sind drei neue große Nationen in den Kreis der civilisirten Menschheit getreten, deren Einmischung von den bedeutendsten Folgen für die Weltpolitik sein wird. Wir meinen die Türkei, Rußland und die nordamerikanische Republik.

Die europäisirenden Bestrebungen in der Türkei sind durch den letzten Friedensschluß in ein vollständiges System gebracht worden, und die letzte Schranke, welche zwischen der Türkei und dem übrigen Europa bestand, ist hinweggefallen. Dies ist ein großes Resultat, wenn es auch wohl auf einem

andern Wege hätte erreicht werden können. Ein ungeheurer Flächenraum, der die gesegnetsten Gegenden der Welt enthält, ist der Thätigkeit und Einwanderung der europäischen Völker eröffnet, und es ist vorauszusehen, daß sich die Betriebsamkeit, die Spekulation und das Kapital Europa's mit Gewalt auf dieses neue Terrain werfen wird. Es wird ein Wettstreit zwischen England, Frankreich, Oestreich und Rußland entstehen, um die türkischen Länder für den Welthandel ergiebig zu machen, und die Folgen desselben für die türkischen Zustände ergeben sich von selbst. Die Türkei mag im Anfange unter diesem Andrange des fremden Einflusses leiden; sie wird aber dadurch befähigt, an der Entwickelung Europa's Theil zu nehmen; sie wird mit in den Strom der Zeit hineingezogen, und wenn einmal der Tag der politischen Wiedergeburt Europa's kommt, wird auch die Türkei an dem allgemeinen Umschwunge Theil nehmen.

Von größerem Einflusse noch wird der Eintritt Rußlands in die europäische Staatenfamilie sein. Die neuesten Nachrichten aus diesem „ultima Thule" der Civilisation lauten dahin, daß man durch ein Eisenbahnnetz die Kräfte und Hülfsmittel dieses unermeßlichen Reiches vereinigen und auf beliebigen Punkten verwendbar machen, daß man das Land dem Welthandel öffnen, und auf die Hebung der Industrie und Fabrikation alle mögliche Aufmerksamkeit verwenden will. Der letzte Krieg hat Rußland sowohl von der Unzulänglichkeit seiner Verkehrmittel; wie von den unermeßlichen aber schwer zu verwendenden Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote stehen, überzeugt. Rußland sieht ein, daß es an dem industriellen Wettkampfe der europäischen Nationen Theil nehmen muß, will es nicht auf seine weltherrschenden Pläne verzichten. Hand in Hand mit diesem industriellen Aufschwung gehen auch die Bemühungen, die Leibeigenschaft zu mildern und aufzuheben, welche aus einem wohlberechneten Interesse der Krone hervorgehen. Aus allen Andeutungen geht hervor, daß Rußland seine abgeschlossene, den asiatischen Wüsten zugewendete Haltung aufgeben und mit in den europäischen und in den Weltverkehr treten wird. Aber jede Spur von europäischer Civilisation, welche Rußland in sich aufnimmt, jeder Verkehr der Ideen, ist ein Zersetzungsmittel dieses kolossalen Staatsgebäudes, und ein Beitrag zur europäischen Revolution. Rußland ist durch die Revolutionen Europa's groß und mächtig geworden, aber es hat durch die Bekämpfung der Revolution selbst revolutionären Zündstoff genug in sich aufgenommen, um einer vierten französischen Revolution nicht mehr die Unempfindlichkeit und Passivität entgegensetzen zu können, an welcher die drei ersten Revolutionen gescheitert sind. Wir sehen, ganz Europa geräth in Fluß und Bewegung, die Dämme, welche die einzelnen Nationalitäten und ihre Geschicke von einander trennten, werden von der gewaltsamen Strömung der Ereignisse hinweggerissen, und wir können an den bisherigen Katastrophen genugsam ermessen, welch ungeheure Dimensionen der Kampf der Zukunft annehmen wird.

Dazu kommt noch ein Ereigniß, welches die ganze Politik Europa's und das bestehende Völkerrecht verändern wird. Die amerikanische Union wird mit in den Strom der europäischen Ereignisse hineingezogen werden; die Naturalitätspolitik ist zu eng für ein Land geworden, dessen Schiffe in allen Meeren, dessen Interessen auf dem ganzen Erdkreise verbreitet sind, das nicht nur einen großen, reichen Continent, sondern auch eine neue Idee in der Politik repräsentirt. Schon berühren sich die europäischen und amerikanischen Interessen an empfindlichen Punkten, und wenn es sich bis jetzt auch nur um Eroberungen und Ländererwerbungen handelt, so werden doch bald die territoriellen Differenzen sich zu prinzipiellen gestalten. Es mag nicht in der Absicht der sklavenhaltenden Union liegen, die Ideen der Republik den europäischen Dynastien gegenüber zu vertheidigen, aber es wird dies naturgemäß aus dem Kampfe der beiden großen Parteien Amerika's hervorgehen, ebenso, wie die auswärtigen Eroberungen des alten Rom durch die hundertjährigen Zwistigkeiten zwischen Plebejern und Patriziern entstanden. Ist einmal der Kampf zwischen Europa und Amerika engagirt, — er mag selbst in Cuba oder Centralamerika entstanden sein,— so wird er von selbst und ohne den Willen der amerikanischen Diplomatie einen prinzipiellen, republikanischen, revolutionären Charakter annehmen. Es ist nicht möglich, daß die europäischen Mächte mit Amerika einen Krieg führen, wie sie ihn mit Rußland geführt haben, einen von der Diplomatie beherrschten Krieg, dem man durch den Machtspruch von Oben her mit Einem Male ein Ende machen, den man in ein entlegenes Land verbannen und den Leidenschaften der Völker fern halten konnte. In einen amerikanischen Krieg müssen sich sofort die Volksleidenschaften und die revolutionären Elemente mischen, und davon ist nur ein Funken nothwendig, um die ganze europäische Politik aus einander zu sprengen. Und selbst nicht nur im Falle dieser äußersten Katastrophe wird Amerika einen Einfluß auf Europa ausüben, sondern auch durch den friedlichen Verkehr der Ideen und Geschäfte, durch die steigende Macht des amerikanischen Einflusses und durch die glücklichen Resultate, die Europa aus dem Prinzipe der Selbstregierung entspringen sieht. Freilich ist dazu eine Reinigung und Umkehr der amerikanischen Politik selbst nothwendig, — doch davon an einem andern Orte.

Wenn man diese Erweiterung des politischen Horizontes in's Auge faßt, so wird man den großen Unterschied und Vorsprung erkennen, den unser Jahrhundert vor dem verflossenen gewonnen hat, einen Fortschritt, der selbst die Fortschritte der Wissenschaften und Erfindungen übertrifft. Trotz der äußerlichen Gleichförmigkeit vieler Ereignisse und Zustände des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts ist doch der ganze Charakter der politischen und socialen Zustände ein anderer geworden; der Strom der Bewegung ist ein allgemeiner geworden, das Material reicher, die Zwecke höher, die Mittel gewaltsamer. In dieser Beziehung läßt sich

unsere Zeit mit keiner andern Zeit vergleichen, als mit der Periode des entstehenden Christenthums, wo die Weltherrschaft Rom's die Völker der damals bekannten Welt zu einem Ganzen vereinigte, und den nationalen Typus der antiken Geschichte verallgemeinerte. Nun ist aber seit jenen Tagen der Kreis der Politik und Civilisation viel größer und weiter geworden; die neue Welt und neue Ideen sind hinzugetreten, und es ist eine große Mannigfaltigkeit der Nationalitäten, Zustände und Ideen vorhanden. Dieses reiche Material muß im Dienste der Freiheit und Humanität verarbeitet werden, und aus dieser Arbeit wird eine neue Politik und ein neues Völkerrecht hervorgehen.

Wenn man im Großen und Ganzen die Weltgeschichte als eine Entwickelung der Freiheit und Menschlichkeit betrachtet, so sieht man troß einzelner scheinbar reaktionärer Bewegungen doch einen massenhaften, unaufhaltsamen Fortschritt. Der Kreis menschlicher Ideen und Bestrebungen erweitert sich von Jahrhundert zu Jahrhundert; der politische Horizont wird weiter und freier; die Bildung greift immer mehr unter den Massen um sich; die Wissenschaft wird immer praktischer und brauchbarer; mit Einem Worte: die Menschheit wird menschlicher. Daß wir diese Fortschritte oft nicht bemerken können oder wollen, liegt wohl hauptsächlich daran, daß mit der steigenden Erkenntniß auch unsere Ansprüche an das öffentliche Bewußtsein sich steigern, daß jeder Fortschritt der Humanität auch unser Bedürfniß nach Humanität vermehrt, daß der Durst nach Freiheit und Civilisation während des Genusses derselben zunimmt. So lösen sich denn unsere geflügelten Ideen von der schwerfälligen, langsam voranschreitenden Masse, und wir klagen unbefriedigt über das zurückgebliebene Geschlecht. Aber diese Unzufriedenheit beruht im Grunde nur auf einer optischen Täuschung; unsere Ungeduld läßt uns dasjenige als Stillstand und Rückschritt nehmen, was nur ein verlangsamter Fortschritt ist. Die Ideen fliegen schneller, wie Luft und Elektrizität, aber die Massen des Volkes folgen langsam und schwerfällig nach. Deßhalb ist aber auch jeder Fortschritt der Massen eine geschehene Thatsache, die sich mit ihren Gründen und Folgen nicht wieder auslöschen läßt.

Die politische Situation.

In den letzten Wochen haben einige Ereignisse die öffentliche Meinung beschäftigt, welche, von den verschiedensten Punkten ausgehend und den verschiedensten Beurtheilungen unterliegend, scheinbar in keinem Zusammenhang mit einander stehen, aber doch durch eine gewisse innere Uebereinstimmung uns veranlassen, sie zusammenzustellen, um uns ein über-

sichtliches Bild der politischen Lage zu verschaffen. Wir glauben, daß es nicht aus böswilliger Absicht oder übertriebenem Parteieifer ist, daß wir einen innern Zusammenhang in diesen Ereignissen sehen; wir verfahren nicht anders, als ein Historiker, der aus den Ereignissen und Thatsachen das Charakterbild irgend einer Zeitperiode zusammenstellt. Die verschiedensten Symptome deuten dem Arzte eine und dieselbe Krankheit an, und so auch sehen wir den verschiedensten Ereignissen der Gegenwart dasselbe Uebel zu Grunde liegen. Als vor drei Jahren die Nebraskabill im Kongresse passirte, war es leicht, die Folgen derselben vorherzusagen, nämlich das Faustrecht und den Bürgerkrieg. Der populäre Vorwand, unter welchem diese Bill dem Volke angeboten wurde, nämlich, die Frage der Sklavereiausbreitung dem Volke selbst zu überlassen, und sie aus den Hallen des Kongresses zu entfernen, war an und für sich schon eine Unwahrheit; denn diese Frage gehörte gar nicht mehr vor den Kongreß, sondern war schon durch das Missourikompromiß definitiv entschieden. Wir haben während der ganzen Administration von Franklin Pierce gesehen, daß das Gespenst der Sklaverei, gleich Banquo's Geist, zwischen den Senatoren und Congreßleuten saß, und keiner Debatte, keiner Aufregung und Feindseligkeit fern blieb. Während die Thätigkeit des Kongresses und der Bundesverwaltung durch diese Frage fast ausschließlich in Anspruch genommen wurde, und die ganze Partei-Politik in dieser Frage aufging, — grade das Gegentheil von dem, was die Erfinder der Nebraskabill dem gutmüthigen Volke versprachen: — so wurde in Kansas selbst die Volkssouverainität in einer Weise praktizirt, die alle bösen Profezeiungen der Gegner der Nebraskabill bei Weitem übertraf. Es ist noch in Aller Gedächtniß, welch eine Kette von Gewaltthätigkeiten unter dem Schutze der Bundesbehörden gegen denjenigen Theil der Ansiedlung, welche die Territorien nicht der Sklaverei überantwortet wissen wollte, stattfand, Gewaltthätigkeiten, die gegenwärtig in der vollständigen Austreibung und Vogelfreierklärung der Freistaatleute ihr Ziel erreicht haben. Man sprach viel darüber her und hin, wer die erste Veranlassung zu diesen Gewaltthätigkeiten gegeben habe, ob die Abolitionisten von den Neuenglandstaaten, oder die Missourier Prosklavereileute. Wir halten die Nebraskabill selbst für die erste Veranlassung dieser Scenen, die in ihrer natürlichen Fortentwickelung zu einem allgemeinen Bürgerkriege führen werden, und werfen alle Verantwortlichkeit dafür auf die Urheber der Nebraskabill selbst.

Wer gab diesen Leuten den Auftrag, die bestehenden Verträge umzuwerfen, den Bruch zwischen Süden und Norden unheilbar zu machen, und als erstes Zeichen der beginnenden Civilisation (?) den Bürgerkrieg in die neu geöffneten Territorien zu tragen? Wer gab diesen Leuten den Muth, das ganze Bundesrecht in Bezug auf Sklaverei zu verändern, um aus einem geduldeten historischem und localem Uebel ein nationales Recht zu ma-

chen? Wer verwirrte jemals so sehr das Recht und die Logik, daß er dem Bunde nur die einseitige Befugniß zugestand, die Sklaverei zu beschützen, sie in den Territorien einzuführen, sie nach Central-Amerika auszubreiten, Sklaven zu fangen u. s. w., nicht aber Sklaverei einzudämmen und von den großen, weiten Territorien des Westens fern zu halten? Wer machte die eigenthümlichen Gesetze des Südens über Sklaverei verbindlich für den Norden, während die Gesetze der nördlichen Staaten über persönliche Freiheit im Süden als Verbrechen gelten? Ganz gewiß nicht die Constitution, welche in allen ihren Paragraphen durchaus keinen Rechtsunterschied zwischen „weißen" und „farbigen" Personen anerkennt, welche das Wort „Sklaverei" nirgend zu gebrauchen wagt, die einen zweifelhaften und zweideutigen Paragraphen über „unfreiwillige Dienstbarkeit", aber die unzweideutigsten, absolutesten Bestimmungen über Menschenrechte, persönliche Freiheit, Habeas Corpus Akte u. s. w. enthält. Es heißt, die Constitution und ihre Urheber verläumden, die Versuche der Sklavereiausbreitung, die Bestimmungen des Sklavenauslieferungsgesetzes u. s. w. auf Rechnung der Constitution zu schieben; in den ersten Jahren der Republik fiel keinem Menschen eine solche Deutung der Constitution ein. Nein, nicht die Constitution war es, welche die Nebraskabill und die Blutgesetze von Kansas machte, sondern die Corruption, die Herrschaft des allmächtigen Dollar's, des großen Kapitales, das in der südlichen Aristokratie und in der davon abhängigen Wallstreet von New York repräsentirt ist, die Aemtererschleichung, der jährlich 100 Millionen Dollar zur Beute fallen, der Ehrgeiz, der in Amerika so gut seine Staatsstreiche macht, wie in Frankreich: diese finstern Mächte waren es, welche bei der Geburt der Nebraskabill thätig waren, nicht aber der reine humane Geist eines Jefferson und der anderen Väter der Republik.

Wohin sind wir unter der Leitung dieser Mächte gekommen? Wo sind die Versprechungen, welche die Nebraskapartei mit ihrer großen Maaßregel verband? Herrscht jetzt die Ruhe und der Frieden, der man von einer Beseitigung der Sklavenfrage durch die Nebraskabill erwartete? Ist jetzt der Zwiespalt zwischen Süden und Norden hinweggeräumt? Gewiß, niemals ist die Spannung zu einer solchen Höhe gediehen, wie in den letzten Tagen? Der Bürgerkrieg ist die Antwort auf die Nebraskabill.

Wir geben es zu, — obwohl wir selbst jede Indifferenz in dieser Beziehung für einen Fehler halten, — daß das Volk von Amerika zufrieden gewesen wäre, wenn man das Thema der Sklaverei aus den Kongreßdebatten und der Volksleidenschaft verbannt, und das südliche Institut in dem faktischen und rechtlichen Zustande, in dem es sich einmal befand, gelassen hätte. Es gehört immer schon ein gewisser Grad von Humanität dazu, die Frage der Sklaverei in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen, und einen solchen Grad der Humanität hat das amerikanische Volk als Masse noch nicht

erreicht. Der engherzige Egoismus, das persönliche Geldinteresse steht bei den meisten Menschen im Vordergrund, und zieht die Aufmerksamkeit von den allgemeinen Fragen der Humanität ab. Auch sind die faktischen Schwierigkeiten, welche mit der Aufhebung der Sklaverei verbunden sind, so groß, daß die meisten Menschen vor jedem Gedanken daran zurückschrecken. Also, — es war der Wunsch des Volkes, die Sache in statu quo zu lassen. Dieser Wunsch diktirte das Compromiß von 1850, wie die beiden Platformen der letzten Präsidentenwahl, sowohl die der Whigs, wie die der Demokraten, und setzte Herrn Pierce auf den Präsidentenstuhl. Herr Pierce erklärte in seiner ersten Botschaft, daß er jeden Versuch, die Sklavereifrage zu agitiren, unterdrücken werde, und die große Masse des Volkes freute sich über diese Erklärung. Kurz darauf kam die Nebraskabill. Wie ist der Zustand des Landes jetzt? Wie steht es jetzt mit der Sklavereiagitation?

Daran sind die Abolitionisten Schuld, heißt es.

Allerdings, wir sind überzeugt, daß, wenn der Norden sich Alles gefallen ließe, was der Süden will, also die Nationalisirung der Sklaverei und die Versklavung der ganzen Union, daß dann Frieden wäre; jedoch nur so lange, bis die Sklavokratie wieder neue Unterdrückungsmaaßregeln und neues Sklaventerritorium verlangt. Wir sehen das Programm der südlichen Aristokratie und der von ihr beherrschten demokratischen Partei vor uns. Die Ausdehnung des Einflusses und der Intervention der Union in die Angelegenheiten der Länder am mexikanischen Golfe, Central-Amerika's, Cuba's und Westindiens bildet jetzt schon, — nach den Beschlussen der Nationalconvention von Cincinnati, — eine deutlich ausgesprochene und offen aufgestellte Forderung der demokratischen Partei; man sieht, die Verslavung der Territorien genügt derselben nicht; ehe man einmal das Eine durchgesetzt hat, will man schon das Andere. Früher ging die Ausbreitung der Sklaverei Schritt für Schritt vor sich; jetzt aber hat man auch den Schein der Besonnenheit und Mäßigung fortgeworfen, und will mit Einem Schlage die auswärtige, wie die innere Politik den Befehlen der Sklavenhalter unterwerfen.

Wer kann noch die leiseste Hoffnung hegen, daß die Sklavenfrage jemals geordnet, und aus den Debatten des Kongresses, wie aus den Leidenschaften des Volkes verdrängt werden könnte, solange die Sklavokratie ihre Wünsche durchsetzt, und jedem erfüllten Wunsche eine Reihe weiterer und größerer Ansprüche folgen läßt? Nachdem das Sklavenauslieferungsgesetz gemacht war, verlangte man die Nebraskabill; nach der Nebraskabill die gewaltsame Unterwerfung der Freistaatleute von Kansas; nach dem Bombardement von Lawrence verlangt man die Unterwerfung centralamerikanischer Staaten; wenn dies durchgesetzt ist, wird man weiter gehen, größere Forderungen stellen, weitere Ansprüche machen, und die ganze Sklavereipolitik damit krönen, daß man jede freie Presse des Nordens, wie den

„Herald of freedom“ in Lawrence zerstört, und jeden Gegner der Sklaverei, gleich dem Senator Sumner, niederschlägt. Dann vielleicht, wenn es kein Mensch mehr wagt, sich dem „göttlichen“ Institute zu widersetzen; wenn die Kerker Amerika's von politischen Verbrechern voller sind, wie die des Königs Bomba von Neapel, wenn die Blutgesetze von Kansas und der einzelnen südlichen Staaten über den ganzen freien Norden ausgedehnt sind, wenn auf jedes freie Wort der Tod steht, — wenn „Ruhe und Ordnung“ im Lande herrscht: dann freilich wird vielleicht der Wunsch des Nebraska-Philisters in Erfüllung gehen, daß die Frage der Sklaverei aus der öffentlichen Meinung und den Hallen des Kongresses verbannt sei.

Aber auch dann nicht. Man wird nach dem Vorbilde des Herrn Pierce, der überführte Sklavenhändler und Piraten begnadigt, den afrikanischen Sklavenhandel wieder einführen, und wegen dieses lobenswerthen Zweckes eben so wenig einen Krieg mit Europa fürchten, wie wegen Central-Amerika's. Man wird noch weiter gehen; nachdem die Sklaverei als ein überall berechtigtes, nationales Institut anerkannt ist, wird man die freie Arbeit überall als ein politisches Verbrechen und als eine gesellschaftliche mit dem göttlichen Institute im Widerspruch stehende Einrichtung verfolgen und verketzern, wie dies jetzt schon in Kansas geschieht. Dann kommen die gesegneten Tage, die der „Richmond Inquirer“ und andere südliche Zeitungen profezeien und herbeiwünschen, wo die Einwanderer gleich nach ihrer Ankunft auf den Sklavenmarkt gebracht, und den „eigenthümlichen“ Institutionen Amerika's einverleibt werden. Denn allerdings, aber auch erst dann wird die Debatte über die Sklavereifrage aufhören.

Man beschuldige uns keiner Uebertreibung. Nach den Vorfällen in Lawrence, nach dem Attentate Sumners, nach der Anerkennung der Räuberregierung Walker's, noch dem Morde Herberts, n a ch d e r K o n v e n t i o n i n C i n c i n n a t i, die aus diesen einzelnen blutbefleckten Planken ihre Platform gezimmert hat, ist einer Partei, deren erstes und letztes Gesetz die Sklaverei ist, nichts zu grausam, schlecht, tyrannisch, treulos, welches sie nicht im Interesse der Sklaverei durchführen sollte. Aus einer solchen Quelle stammen solche Resultate. Wer einmal das Recht und die Humanität in ihrer ersten und ursprünglichsten Quelle, in ihrem Grundprinzipe, in den ursprünglichsten und unmittelbarsten Menschenrechten, zerstört und verhöhnt, der unterscheidet sich so sehr von der Civilisation, — nicht nur dieses Jahrhunderts, sondern von ieglicher Civilisation, — daß man von ihm jeden Akt der Rohheit und Barbarei erwarten kann. In den letzten drei Jahren sind die ritterlichen Südländer mit vollen Segeln in das Zeitalter des Faustrechts hineingesegelt; wer ihnen dahin folgen will, mag seine eigene Haut zu Markte tragen; wir haben dazu keine Lust.

Alle die erwähnten Ereignisse, an und für sich schon empörend genug, bilden in ihrer Verbindung ein Bild des politischen Zustandes, das man

nicht schwarz genug malen kann. Die Nebraskabill verspricht, dem Volke der Territorien die Entscheidung über die Frage, ob Sklaverei oder nicht, zu überlassen, und die Vollzieher dieses Gesetzes vertreiben und verfolgen alle die, welche diese Frage mit Nein beantworten. In ähnlicher Weise ließ Louis Napoleon nach dem Staatsstreiche mit Ja und Nein abstimmen. Die öffentliche Meinung erklärt sich einstimmig gegen den in Kansas verübten Friedensbruch; die Partei vertheidigt ihn; die öffentliche Meinung verstummt.

Nach Nicaragua geht ein Haufen Banditen und Räuber, der Abschaum und die Hefe der Bevölkerung der großen Seestädte; man freut sich darüber, daß die five Points von diesen Banden gereinigt werden; aber nach wenigen Wochen findet die Partei es für angemessen, die Wirthschaft dieser Banden in Nicaragua für eine legitime, friedliche und geordnete Regierung zu erklären, und dieselbe diplomatisch anzuerkennen.

Der Repräsentant Herbert von Californien erschießt einen wehrlosen Irländer; man ist empört über diesen scheußlichen Mord, den keiner der Umstände, unter denen er begangen wurde, entschuldigt; die öffentliche Meinung verlangt laut Bestrafung und Ausstoßung eines Mörders aus dem Kongreß; aber die Partei beschützt ihr Mitglied, die öffentliche Meinung muß schweigen, und der Mörder bleibt im Congreß sitzen.

Der Abgeordnete Brooks von Süd-Carolina, ein eifriger Vertheidiger der Sklaverei, schlägt im Senatszimmer den Senator Sumner nieder, weil dieser es gewagt hatte, gegen die Prosclavereipropaganda zu sprechen. Das Volk der Ver. Staaten ist empört über diesen feigen, mörderischen Anfall, über diese infame Beschimpfung des nördlichen Volkes, über diesen Schandfleck auf der Ehre der amerikanischen Nation. Seine Repräsentanten verlangen dringend die Entfernung des gemeinen Rowdie aus dem Kongreß, aber sämmtliche Mitglieder der Partei stimmen dagegen, und geben ihr Votum dahin ab, daß kein Grund zur Verfolgung vorliege.

Sind diese Thatsachen hinreichend, die Partei zu charakterisiren?

Es ist nicht schwer, den rothen Faden zu finden, welcher diese Ausbrüche des Faustrechtes und der Brutalität zu einem Ganzen verbindet. Die Nähe der Sklaverei und die Bekanntschaft mit der Peitsche muß natürlicherweise solche Wirkungen hervorbringen. Eine Klasse von Menschen, die von Jugend an gewöhnt sind, die Menschenrechte mit Füßen zu treten und alle Gesetze der Humanität und Gerechtigkeit zu verletzen, welche die Peitsche zur Bestrafung, Bluthunde zur Verfolgung der Sklaven anwenden, Leute die auf den Sklavenmärkten sehen, wie die Kinder von den Eltern, die Frauen von den Männern weggekauft werden, die sich in dem Pfuhl der Prostitution, welche von der Sklaverei unzertrennlich ist, herumwälzen: — kann man von diesen Leuten etwas Anderes, als die Herrschaft des

Faustrechtes und ähnliche Scenen der Barbarei erwarten, wie wir oben geschildert haben?

Freilich, es gibt noch andere Ursachen der Demoralisation in Amerika. Es ist ein unreifes, unfertiges Land, in welchem wir noch viele Spuren der Wildniß sehen; von Europa ererbte Fehler haben sich mit dem wilden, indianischen Elemente verbunden; die Sorgen und Mühen der ersten Ansiedelung machen den Menschen kalt und hart; der engherzige, bornirte Puritanismus, den man heute noch von Cromwells Zeiten her aufbewahrt hat, erkältet das Herz des Menschen mehr, als daß er es mit der Flamme der Liebe erwärmte; der Materialismus heutiger Zeit, das einseitige Streben nach Besitz, die Geldgier, welche die oberste Triebfeder aller Handlungen ist, dient nicht zur Veredlung und Humanisirung des Menschen; der mangelhafte Zustand der Wissenschaften und Künste nimmt denselben den größten Theil ihres civilisirenden Einflusses; die Mischung mit untergeordneten Racen trägt auch nicht zur Veredlung der angelsächsischen Race bei; endlich liegt auch in dem Wesen einer republikanischen Staatsverfassung und in dem allgemeinen Stimmrechte eine Art Faustrecht, ein Recht des Stärkeren, ein Uebergewicht der Massen über die Intelligenz, welches unter einem unreifen und halbgebildeten Volke leicht die Gefahren einer Pöbelherrschaft nach sich zieht. Wir glauben uns nicht zu sehr von der Wahrheit zu entfernen, wenn wir sagen, daß das amerikanische Volk noch erst in seine Verfassung hineinwachsen muß, und daß diese Verfassung für ein Volk von größerer Bildung berechnet ist, als das amerikanische Volk bis jetzt aufweist. Wir verlangen allerdings nicht für eine republikanische Verfassung ein Volk von Philosophen, aber doch wenigstens Leute, die einen gewissen Gemeinsinn haben, welcher sie die Rechte Anderer anerkennen lehrt, einen Grad von Humanität, welcher den einseitig egoistischen Interessen allgemeine Bestrebungen hinzufügt. Aber selbst dieses Minimum republikanischer Fähigkeiten fehlt den Massen; dies zeigen uns viele Züge im Leben der amerikanischen Nation. Um nur Ein Beispiel hervorzuheben, das Verfahren der Amerikaner gegen die Indianer zeigt uns einen solchen Grad von Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit, daß wir uns über manche andere Dinge, wie religiöse und nativistische Verfolgungssucht, kaum wundern können.

Eines bleibt aber unbestreitbar, und bildet bei Beurtheilung der amerikanischen Zustände den Ausgangspunkt der Debatte; das Institut der Sklaverei und die darauf beruhende Oligarchie ist der böse Dämon der Republik, welcher mit dem guten Prinzip der Union, mit den Ideen, welche in der Unabhängigkeitserklärung niedergelegt sind, um den Sieg kämpft. Die Bedeutung der Sklavenfrage reicht in alle Verhältnisse Amerikas hinein, und ist so allgemein, daß wir zuerst und hauptsächlich in Rücksicht auf diese Frage unseren Standpunkt zu den amerikanischen Verhältnissen ein-

nehmen müssen. Wir können uns in Bezug auf diese Frage auf die rechte oder auf die linke Seite stellen, auf die Seite der Menschenrechte oder der Sklaverei, auf die Seite der Rechtsgleichheit oder der Privilegien; wir geben durch diese Parteistellung sofort unser ganzes Verhalten in der amerikanischen Politik an.

Wir sind überzeugt, daß wenn das Bewußtsein dieser entscheidenden Parteistellung und dieser Verantwortlichkeit für alle aus dem Prinzipe hervorgehende Consequenzen allgemeiner wird, daß wenn auch die Sympathie für die Sklavokratie und deren Partei abnehmen wird. Wer einmal erkannt hat, daß er mit einem Votum für die demokratische Partei sich zu einem Spießgesellen der Grenzbanditen in Kansas, der Räuber in Nicaragua macht, daß er sich dadurch auf eine Bank mit den Mördern Brooks und Herbert setzt, daß er dadurch indirekt die Administration des Herrn Pierce und direkt die Cincinnati Platform unterstützt, der wird gewiß sich künftig vor einer Partei hüten, welche in den äußersten Auswüchsen der Rohheit nichts, wir ihren eigenen Charakter und ihr wahres Wesen offenbart. Es gilt nichts mehr und nichts weniger, als einzusehen, daß die demokratische Partei nicht mehr die Partei der Union, sondern einer Sektion ist, daß sie nicht mehr nationale Interesse, sondern aristokratische Privilegien vertritt, daß ihre Basis nicht die republikanische Freiheit, sondern die despotische Sklaverei ist. Wem sollte nach den Vorfällen der letzten Jahre diese Ansicht ausbleiben? Und wer sollte aus dieser Ansicht nicht die nöthigen Consequenzen ziehen können?

Namentlich in der deutschen Bevölkerung, welche den amerikanischen Thatsachen gegenüber in vieler Beziehung unparteiischer dasteht, als der geborne Amerikaner, weil er nicht die den Anglosachsen eigenthümlichen Racenvorurtheile geerbt hat, sollte diese Ansicht die allgemeine und herrschende werden. Wir Deutschen sehen in dieser Frage nicht so sehr ein momentane Wahlfrage, ein politisches Kapital, das ausgebeutet werden muß, eine Parteisache, unter derem Vorwand man die Aemter und die Beute erkämpft, als wie eine allgemeine historische Erscheinung von der größten Wichtigkeit, die sich mit den größten geschichtlichen Begebenheiten an culturhistorischer Bedeutung messen kann, und die wir vom Standpunkte der heutigen Kultur aus als eine aus dem Mittelalter stammende Thatsache entschieden bekämpfen müssen. Wir stehen in dieser Frage nicht als Anhänger einer Partei, als „Republikaner", „Antinebraskaleute", „Abolitionisten" da, sondern als Menschen, und fragen nicht, wenn wir über dieses Thema sprechen: Bist du ein Republikaner oder ein Demokrat? sondern: „Bist du ein Mensch oder ein Barbar; Hast du Theil an der Civilisation dieses Jahrhunderts oder nicht"? Die Bedeutung dieser Frage ist so weit und groß geworden, daß sie über die engen Parteiunterschiede Amerika's hinausragt in das Gebiet des allgemeinen Rechtes und der Menschlichkeit, und

wer auf diesem Gebiete heimisch geworden ist, der wird wissen, was er zu thun hat.

Aber wir würden dem gesunden Menschenverstande und der deutschen Sprache Unrecht thun, wollten wir, Deutschen gegenüber, noch über die Verderblichkeit der Sklaverei uns auslassen. Niemand wird uns dieselbe bestreiten. Was uns zur Auseinandersetzung dieser Frage veranlaßt, das sind die Bedenklichkeiten und Verstimmungen der politischen Situation, welche aus dieser Frage hervorgehen. Man will die Sklaverei nicht, man vertheidigt sie nicht, man möchte die Territorien von derselben frei halten; man gibt sich nicht zum Sklavenfang her, — aber doch mag man sich nicht von der Partei trennen, welche alle diese Sachen zu ihrem Test und ihrem Programm gemacht hat.

Dies rührt weniger aus einer Anhänglichkeit an die demokratische Partei, wie aus einer Abneigung gegen die republikanische Bewegung her; man hat zu dieser Bewegung kein Zutrauen; man hat mißtraut ihren Absichten, verdächtigt ihre Handlungen, legt ihr falsche Motive unter, und fürchtet von ihr verrätherische Inconsequenzen?

Hat man ein Recht dazu? Sind wirklich gegründete Veranlassungen vorhanden, der republikanischen Bewegung zu mißtrauen? Und wenn solche Veranlassungen vorhanden sind, haben sie eine solche Bedeutung, um uns im demokratischen Lager zurückzuhalten und uns gleichgültig gegen die Uebergriffe und die Ausdehnung der Sklaverei zu machen?

Wir müssen hier auf die Knownothingfrage eingehen, weil sie das einzige Band ist, welches eine große Anzahl Deutscher noch in dem demokratischen Heerlager festhält. Wir haben schon früher und bei mehreren Gelegenheiten die innere Verwandtschaft zwischen Sklaverei und Nativismus nachgewiesen, und glauben die dort niedergelegten Gründe nicht wiederholen zu brauchen. Unsere Ansicht über die nativistischen Bestrebungen ist einfach die, daß dieselben mehr das sociale, wie das politische Leben betreffen, daß sie überall dort auftauchen, wo die Bedingungen dazu gegeben sind, nämlich Unbildung und Rohheit auf der einen oder auf der anderen Seite, daß keine Partei sich vollständig frei von Nativismus weiß, und daß keine der beiden großen Parteien als die spezifisch nativistische bezeichnet werden kann. Allerdings hat sich die demokratische Partei in einem entschiedenen Beschlusse gegen die Knownothings erklärt, aber, wer die Vergangenheit, namentlich die jüngste Vergangenheit der demokratischen Partei und die Wortbrüchigkeit kennt, mit welcher die Administration Pierce die Baltimore Platform ausführte, wird den Platformen und den Beschlüssen dieser Partei kein großes Vertrauen schenken. Wir wissen, daß die demokratische Partei Alles thut, was die Sklavenhalter wollen, — dies zeigt uns die Administration von Franklin Pierce und noch deutlicher die Cincinnati Platform, welche die äußersten Forderungen des Sü-

dens enthält, — und wie die Sklavenhalter über freie Arbeit, freien Boden und freie Einwanderung denken, das kann man gegenwärtig in Kansas sehen. Wir erinnern, wie der demokratische Senat die Landreform, die wichtigste Maaßregel für die Einwanderung, niederstimmte. Wir erinnern daran, daß gerade die Fraktion der Missourie Demokraten, welche auf der Cincinnati Convention zugelassen wurde, die Atchison Demokraten, eine offenbare KnowNothingBande bildet, deren nativistische Tendenzen nicht hinter Louisville und Baltimore zurückbleiben. Demokratische Blätter, wie die NewYorker Staatszeitung, erklärten selbst diesen Atchison für einen KnowNothing. Wir erinnern daran, daß die Verbindung der NewYorker „Hards" mit den Proslaverei-KnowNothings ein offen eingestandenes Projekt und eine der Cincinnati Convention frech hingeworfene Drohung war. Wir erinnern schließlich daran, daß der Demokrat Adams von Mississippi im Senate schon mehrmals den Antrag auf Verlängerung der Naturalisationsgesetze gestellt hat, und daß die Debatten denn auch am 14. dieses Monates beginnen. Sind dies nicht Thatsachen genug, welche die innere Uebereinstimmung zwischen Sklaverei und Nativismus bestätigen.

Die Handlungen und Maaßregeln einer Partei stehen im Verhältniß und in Uebereinstimmung zu dem Prinzipe derselben. Aus einem schlechten verderblichen Prinzipe können nur schlechte verderbliche Handlungen hervorgehen. Ebensowenig, wie auf einer Distel Rosen wachsen, werden von einer Partei, dessen Fundament die Sklaverei und deren Träger eine privilegirte Aristokratie ist, Maßregeln zum Schutze der Rechte der eingewanderten Bürger begünstigt werden. Alles, was in dieser Beziehung gesagt und versprochen wird, ist nur ein Betrug an der öffentlichen Meinung.

Es ist auch nicht im Interesse der Rechte der eingewanderten Bürger, daß man an der demokratischen Partei festhält. Ein anderer Grund macht diese Partei populär. Die demokratische Partei ist die Partei der Massen, nicht der Intelligenz; sie sucht die ordinärsten Bedürfnisse und Ansichten für sich zu gewinnen; sie stützt sich auf die gewöhnlichsten Interessen und den gemeinsten Egoismus; ihre Werbeplätze sind die Kneipen; ihre Lieferanten die katholischen Pfaffen. Die südliche Aristokratie hat ein nördliches Proletariat nothwendig, das so verkäuflich ist, wie das römische Proletariat, eine plumpe, gesinnungslose Masse, jene „vile multitude" wie Thiers sie bezeichnet, die der Bestechung und Beherrschung fähig ist. Dieser Masse schmeichelt die Partei; sie benutzt ihre Vorurtheile und bearbeitet ihre Leidenschaften. Dies gefällt der Masse. Die Masse will nicht den Stolz eines freien Mannes, sondern die Unterwürfigkeit eines Aemterjägers sehen. — Schon im alten Rom mußten die Candidaten sich demüthigen, und in dem weißen Gewande (toga candida) um die Stimmen der souverainen Massen betteln. In Amerika treibt man es noch weiter. Der Aemterjäger muß sich mit der Whiskeyflasche in der Kneipe prostituiren;

das gefällt dem Volke; dadurch macht man sich populär. Je tiefer ein Mensch steht, desto weniger kann er ertragen, daß Jemand über ihm steht; desto mehr gefällt es ihm, wenn Jemand sich vor ihm erniedrigt. Dies thun nun die nördlichen Teiggesichter sehr gern; in keiner Partei findet man eine solche Dienstbarkeit gegen die Vorurtheile der Massen, wie gerade in der demokratischen, und daher die fast unverwüstliche Popularität, welche diese Partei besitzt.

In dieser Beziehung begeht freilich die republikanische Partei auch einen Fehler; sie hat in mancher Hinsicht eine etwas aristokratische Haltung, welche dem Volke Mißtrauen einflößen muß. Es ist nicht zu läugnen, daß sich den groben Popularitätsbemühungen der Demokraten gegenüber in der republikanischen Partei eine puritanische Abgeschlossenheit und eine nativistische Abneigung geltend macht. Ein Extrem erzeugt das andere. Aber wir haben nicht einzelne Züge des gesellschaftlichen Verkehres, sondern das Prinzip in's Auge zu fassen. Das Prinzip der republikanischen Partei ist in Wahrheit populär, während die Popularität der demokratischen Partei auf einer Täuschung beruht. Dieses Prinzip ist das ewige und unveräußerliche Menschenrecht, die einzige Basis, auf welcher überhaupt eine geordnete, friedliche und humane menschliche Gesellschaft gegründet werden kann.

Wir haben wohl nicht nöthig, die Ideen und Prinzipien der republikanischen Partei von dem Verdachte des Nativismus zu befreien, denn wir sehen, daß sogar die Maaßregeln und Handlungen derselben ihren nativistischen Charakter abgelegt haben. Noch in keinem Staate hat die republikanische Partei einen Know-Nothingtest in ihre Platform aufgenommen, aber in mehreren Staaten, wie in Ohio, Illinois, sich direkt gegen irgend jede Sorte von Nativismus ausgesprochen. Wir sehen selbst, daß in den Staaten, wo eine vorubergehende stillschweigende Verbindung zwischen Republikanern und Antisclaverei-Knownothings stattgefunden hatte, diese Allıance, die wir natürlich gleich bei ihrem ersten Entstehen gemißbilligt haben, nur dazu gedient hat, den nativistischen Bestrebungen die Spitze abzubrechen und die proscribirenden Tendenzen derselben wegzuschaffen. So zeigen sich z. B. die Leute in Ohio, die Ford's, Spooner's als von ihrer nativistischen Manie geheilt, und ähnliche Beobachtungen kann man in Michigan und Illinois machen.

Ueberhaupt treten die großen Parteigegensätze mit einer solchen Gewalt und Heftigkeit auf, daß alle andern Fragen von denselben beseitigt werden. Die Cardinalfrage, ob Freiheit oder Sklaverei als der normale Zustand und das nationale Recht angesehen werden müsse, verschlingt alle anderen Interessen und Bedenklichkeiten. Wir stehen an der Krisis und müssen uns entscheiden.

Wenn wir noch einen Wunsch haben bei der bevorstehenden Präsiden-

tenwahl und der Weiterbildung der Parteien, so ist es der: daß die republikanische Partei ihren oppositionellen Ursprung, nämlich Widerstand gegen die Aufhebung des Missouri-Kompromisses, möglichst vergessen, und ihr letztes Ziel, Anerkennung der ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte ohne Unterschied der Race und Nationalität auf ihre Fahne schreiben möge. Eine solch positive Politik hat eine größere Tragweite, als die negative Politik in Bezug auf Kansas. Wir haben es schon wiederholt gesagt, daß der Schwerpunkt der Frage nicht in Kansas liege, sondern in dem öffentlichen Rechte der Ver. Staaten selbst; dieses Recht muß geschützt werden als ein Unterpfand des Friedens, der Freiheit und der Erhaltung der Union.

Was der republikanischen Partei noch daran fehlt, um vollständig ihrer Aufgabe gewachsen, um in ihren Prinzipien fest, in ihren Maaßregeln consequent zu sein, und um die negative Aufgabe mit der positiven zu vertauschen, dies wird sich im Laufe der Wahldebatte wohl von selbst ergeben. Die Entschiedenheit und Consequenz, mit welcher die demokratische Partei den Reigen eröffnet und den Kampf begonnen hat, muß die republikanische Partei aus ihrer Halbheit und aus ihrer rein oppositionellen Lage heraustreiben, und ihr eine ebenso entschiedene, consequente und allgemeine Platform für Menschenrecht und Freiheit diktiren, wie die der demokratischen Partei fur Flibusterei und Sklavenausdehnung ist. Der deutschen Bevölkerung ist hier eine wichtige und interessante Pflicht vorgezeigt, nämlich, an der Fortbildung dieser Partei, an der Reinigung der Grundsätze, an der prinzipiellen Haltung der Politik mitzuarbeiten. Dadurch kann sie sich ein ähnliches, freilich bescheidenes Verdienst um ihr Adoptiv-Vaterland erwerben, wie das jener Deutschen, denen ein guter Genius vergönnte, für die Unabhängigkeit dieses Landes selbst das Schwert zu ziehen. Wenn einmal wieder diese in der Unabhängigkeitserklärung niedergelegte Politik der Freiheit und Gerechtigkeit das Ruder der Union ergreift; wenn einmal die großen Hoffnungen, welche der Genius der Menschheit auf die Zukunft der Union gesetzt hat, sich realisiren, und diese Union die weite große Heimath eines freien Volkes und der Zufluchtsort aller Unterdrückten ist; wenn einmal Amerika den europäischen Völkern eine praktische Garantie der Tüchtigkeit und Brauchbarkeit der republikanischen Staatsform gibt, während es jetzt dieselbe in den Augen der europäischen Völker diskreditirt: dann, hoffen wir, wird der Geschichtschreiber, der die glorreiche Geschichte der Wiedergeburt der Union schreibt, auch der deutschen Bevölkerung und ihrer Anstrengungen gedenken und den Antheil nachweisen, den deutsche Bildung und Humanität an Amerika's Freiheit hat.

Vermischtes.

Der westliche Sängerbund hat in der letzten Woche sein achtes jährliches Gesangfest in Cincinnati abgehalten, und der neugebildete nordwestliche Sängerbund feiert sein erstes Fest am 19. Juni und den darauf folgenden Tagen in Milwaukee. Von dem Gesangfeste in Cincinnati liegen uns ausführliche Schilderungen vor, von denen wir die des Cincinnati Republikaners, der auch dem vorjährigen Clevelânder Gesangfest die ausführlichste Schilderung widmete, mit besonderem Vergnügen gelesen haben.

Das Fest verlief schön und würdig; es wird Mancher mit uns bedauern, daß er dasselbe nicht mitmachen konnte und sich mit den Beschreibungen in den Zeitungen begnügen muß. Man sollte es sich zur Pflicht machen, von keinem solcher Feste entfernt zu bleiben; man bedarf oft mehr, wie man selbst weiß, ein Gegengewicht gegen die Gleichgültigkeit des hiesigen Lebens und gegen die einförm ge Wiederholung der Geschäfte und Sorgen. Wir halten die Theilnahme an einem solchen Feste nicht nur für Vergnügen, sondern für eine Pflicht, — eine Pflicht gegen die hiesigen geselligen Zustände, welche einer Humanisirung durch deutsche Kunst und Geselligkeit gewiß bedürfen, wie auch für eine Pflicht gegen uns selbst, um uns immer wieder daran zu erinnern, daß wir auch hier in Amerika Menschen sein können, und daß die Kunst und die Freundschaft auch in Amerika ihren unvergänglichen Reiz hat. Die deutschen Gesangfeste in Amerika haben schon viel gethan, um dieser Pflicht nachzukommen; sie haben den Beifall des amerikanischen Publikums und die einstimmige Achtung der Presse errungen; sie haben nationale Vorurtheile und puritanische Ansichten widerlegt; sie haben das gesellige Leben veredelt und die Liebe zur Kunst verbreitet. Auch das Cincinnati Gesangfest hat dazu beigetragen, nnd es freut uns, daß dasselbe, trotz der politischen Aufregung, welche demselben vorherging, ohne Störungen verlaufen ist. Als einer der interessantesten Momente des Festes wird uns die Scene geschildert, wo Herrn Balatka der silberne Ehrenbecher, — als Preis für die beste Composition — übergeben wurde, während der Glanzpunkt desselben wohl die Rede Stallo's war, die hoffentlich im Druck erscheinen wird. — Für das nächste Gesangfest ist Detroit bestimmt; dies ist vollständig in der Ordnung; die wackere Harmonie" von Detroit konnte schon im vorigen Jahre die Ehre dieses Festes für sich in Anspruch nehmen. Hoffentlich wird die Wahl dieser Stadt wegen der centralen Lage dem ganzen Westen genehm sein, so daß sich alle Sänger des großen, weiten Westens dort versammeln werden.

In Cincinnati waren leider nicht alle Sänger des Westens versam-

melt. Die Sänger Wisconsins Illinois', Jowa's, Minesota's, denen die Reise nach Cincinnati zu weit und kostspielig war, werden sich in Milwaukee versammeln; wir haben alle Ursache, daß in der Stadt deutscher Kunst und Geselligkeit, die sich ihren Beinamen „Deutsch-Athen" gewiß noch einmal verdienen wird, ein so schönes Fest zu sehen, wie nur jemals auf amerikanischem Boden gefeiert wurde. In der nächsten Nummer der Atlantis werden wir eine kurze Schilderung dieses Festes bringen.

Was wir Deutsche in Amerika trotz vielfacher ungünstiger Verhältnisse nicht nur in geselliger, sondern auch in politischer Beziehung leisten können, — wenn wir nur einig auf dem Boden freier Anschauungen und Bestrebungen zusammenstehen, — dies sehen wir in manchen westlichen Städten; wir sehen hier die deutsche Bevölkerung völlig gleich berechtigt, nicht nur rechtlich, sondern auch factisch, mit den Amerikanern, und die letzte Spur nativistischer Bestrebungen auch in socialer Hinsicht verschwunden. Diese Bemerkung mußten wir machen, als wir vor einigen Tagen in dem freundlichen Toledo (Ohio) waren, und das rege Streben der dortigen deutschen Bevölkerung und ihr gutes Einvernehmen mit den Amerikanern bemerkten. In Toledo befinden sich vielleicht nur 2,000 – 2,500 Deutsche, der zehnte Theil von der deutschen Bevölkerung mancher größeren Städte, in welchen das deutsche Element wenig oder gar nichts gilt, aber diese verhältnißmäßig kleine Bevölkerung zeigt sich in geselliger und politischer Beziehung so thätig, daß sie sich schon der schönsten Erfolge rühmen kann. Hauptsächlich kommt dies daher, daß die Deutschen Toledo's in der Gesammtheit freisinnig sind, Feinde der Sklaverei und ihere Partei, und deshalb schon durch ein politisches Band mit der amerikanischen Bevölkerung verbunden sind. Auf der letzten republikanischen County-Convention waren die Deutschen zahlreich vertreten, und die Beschlüsse derselben fielen nach dem Wunsche derselben aus. Unterstützt von dem materiellen Fortschritt, den Toledo als Handelsstadt in den letzten Jahren genommen hat, schreiten auch die geselligen Bestrebungen gut voran; es ist ein Gesangverein dort, eine philodramatische Gesellschaft, welche sich sogar schon an das Melodrama „Preziosa", gewagt hat; es kann unter dieser verhältnißmäßig geringen deutschen Bevölkerung eine tägliche deutsche Zeitung — der „Toledo Expreß", herausgegeben von Gebrüder Marx, redigirt von Vortride, — erscheinen. Dies sind Fortschritte auf einem kleinen Terrain, aber wir können daraus schließen, was von der deutschen Bevölkerung des Westens in geselliger und politischer Beziehung geleistet werden kann, wenn sich überall Einigkeit und festes Zusammenhalten mit politischem Freimuth verbindet.

Uebrigens ist uns ein Artikel in der täglichen „Expreß" aufgefallen, welcher mit dem aufrichtigen Lobe, welches wir den Bestrebungen unserer deutschen Freunde in Toledo zu zollen haben, in Widerspruch steht. Wir

haben eben erwähnt, daß die philodramatische Gesellschaft „Preziosa" aufgeführt hat; die Zeitung brachte auf den Wunsch vieler Mitglieder eine Kritik der Aufführung, aber hier scheint sie in ein Wespennest gerathen zu sein. Wir finden folgende Klagen des Redakteur des „Toledo Expreß":

„Wir kannten diese Verhältnisse wohl und haben uns deßhalb früher geweigert, Recensionen über die Vorstellungen des philodramatischen Vereins zu schreiben. Auf wiederholtes Zureden, und weil man uns versicherte, daß man unser freies Urtheil wünsche und mit Freundlichkeit aufnehmen werde, entschlossen wir uns, jetzt einmal den Versuch zu machen. Wir machten uns an's Werk mit dem größten Wohlwollen für die Vereine, aber ohne alle persönliche Vorliebe oder Abneigung für irgend eine Person, welche es auch sei, und mit dem Entschluß, ein schärferes Auge für das Gute, Gelungene, als für Fehler und Schwächen zu gebrauchen, ohne indeß gegen unsere Ueberzeugung zu schreiben. Der Wahrheit treu zu bleiben, verlangt die Achtung vor dem Publikum, vor der Vernunft und Bescheidenheit der Beurtheilten so gut, als die Achtung vor uns selbst. So haben wir, dazu aufgefordert, mit Wohlwollen, Mäßigung und Unparteilichkeit unsere Meinung über die beiden Aufführungen der Preciosa gegeben. Dennoch hören wir, und zwar aus sicherer Quelle, daß gewisse Personen, deren Beweggrunde wir nicht näher beleuchten wollen, an öffentlichen Orten in den gemeinsten Reden über uns losziehen, indem sie uns Anmaßung, Unverstand, Grobheit, Parteilichkeit vorwerfen. Wir fürchten uns nicht, diese Beschuldigungen einer noch größeren Oeffentlichkeit zu übergeben — sie characterisiren nicht uns, sondern die Urheber. Waren sie unzufrieden mit unserer Darstellung, so mochten sie eine ebenso leidenschaftslose Berichtigung unserer Irrthümer einsenden, und wir hätten sie aufgenommen. So aber mag der gesunde Sinn des Publikums zwischen ihnen und uns entscheiden.

Daß es so kam, hat uns weniger verwundert, als verletzt; wir sind um ein Vertrauen ärmer. Es thut uns Leid, daß wir von den Leuten zu gut gedacht haben. Wollen sie keine Kritik, ist selbst die kleinste Ausstellung ihrer Eitelkeit zu viel, so können sie nicht auf Berücksichtigung durch die Presse Anspruch machen. Man kann nicht erwarten, daß wir noch ferner Kritiken bringen, die von der Eifersucht und von dem Uebelwollen nur zur Verleumdung und Schmähung gegen uns benutzt werden."

Wir möchten unserem Kollegen rathen, die Kritik noch schärfer und genauer vorzunehmen, als er bisher gethan hat, anstatt auf dieselbe zu verzichten. Soweit wir die Toledo Bevölkerung kennen, wird sie schon die Kritik ertragen können. Auf einzelne Unzufriedene darf man aber nicht hören. Wir sind überzeugt, daß die Kritiken unseres Freundes Vortribe we-

der der Mäßigung, noch der Gerechtigkeit entbehren, und deßhalb müssen sie nicht nur angehört, sondern auch befolgt werden. Solche Sachen müssen gleich in ihrem Anfange bekämpft werden; wagt man einmal die öffentliche Meinung in einem Punkte zu unterdrücken, so wird man bald gar keine Kritik und öffentliche Meinung mehr haben. Die freisinnige Bevölkerung Toledo's wird gewiß treu zu ihrer Presse stehen.

In größerem Maaße, wie Toledo, scheint Chicago voranzugehen; diese Stadt zeichnet sich nicht nur eine wunderbare Zunahme ihrer Bevölkerung, ihres Handels und Wohlstandes, durch beispiellose Ausdehnung ihres Eisenbahnnetzes und Schiffahrt, sondern auch durch politischen Freimuth und durch eine große Einmüthigkeit der öffentlichen Meinung ohne Unterschied der Nationalitäten aus. Chicago ist wacker für Kansas in die Schranken getreten, und, was noch mehr ist, die republikanische Partei des County, wie des Staates hat durch eine ausdrückliche deutliche Erklärung jede Verbindung mit den Know-Nothings aufgegeben. Die Nomination für zwei der einflußreichsten Aemter, für Präsidentschaftswähler und Lieutenant-Gouvernor, ist von der Anti-Nebraska-Partei an Deutsche vergeben worden; dies und andere Erklärungen der Partei geben uns eine Garantie für ein einmüthiges Zusammenwirken der freisinnigen Amerikaner mit den Deutschen. Ueberhaupt bestätigen sich die Hoffnungen immer mehr und mehr, die wir von der Zukunft des großen freien Westens haben, nämlich, daß sich dort durch Verschmelzung der Nationalitäten und unter dem Schutze der freien Arbeit ein wahrhaft republikanisches Gemeinwesen, befestigt durch ein gutes Schulsystem, aufrecht gehalten durch ein strenges Rechtsbewußtsein, reich und mächtig durch Arbeit und Betriebsamkeit, geschmückt mit den Blumen der Wissenschaft und Kunst, bilden werde. Welch ein anderes Bild bietet uns dagegen die Zukunft des Westens dar, wenn wir nach Kansas blicken! Ergibt sich aus dieser Vergleichung nicht die unmittelbare Nothwendigkeit, die großen weiten Territorien des freien Westens der Einwanderung zu erhalten? Kann noch irgend ein Bewohner des Westens in Bezug auf diese Frage zweifeln und zögern?

* * *

An die freie Presse der Vereinigten Staaten.

Der durch die Zerstörung der Freistaaten Zeitungen in Kansas gegen die Freiheit der Presse geführte Schlag, muß als gegen die ganze Presse in den freien Staaten geführt, betrachtet werden. Wenn die Sklavenmacht die vollständige Controlle in den nördlichen Staaten hat, wie es augenblicklich in Kansas der Fall ist, dann können wir sicher sein, daß nicht ein einziges Blatt, welches es wagte, den Raub und das Blutvergießen zu denunziren, demselben Schicksall entgehen wird. Die Presse ist frei im Norden,

weil sie von einer Schutzmauer freier Institutionen umgeben ist. Beide müssen zusammen stehen und zusammen fallen. Es ist daher wichtig, daß die Presse schleunigst in Kansas wiederhergestellt und nebst den anderen Institutionen der Freiheit vertheidigt wird.

Von dieser Ansicht geleitet, haben die Inhaber der täglichen Blätter von Chicago, welche gegen Mobgesetze sind, den Beschluß gefaßt die Initiative zu ergreifen, um Kansas durch Wiederherstellung des „Herold of Freedom", dessen Redakteur, G. W. Brown unter der Anklage des Hochverraths in Kansas eingekerkert sitzt, eine freie Presse zu geben. Sie betrachten das als eine Schuldigkeit für die beleidigte Würde der Presse des ganzen Nordens, als auch einen Akt der Gerechtigkeit gegen das Volk von Kansas. Die Zerstörung der Presse in Lawrence berührt die Ehre der ganzen Presse überhaupt, so sehr, daß es als das Beste betrachtet wurde, das Werk der Wiederherstellung der Presse ganz allein zu überlassen.

Damit dieser Plan kräftig und unmittelbar ausgeführt werde haben die Herausgeber der 5 Anti-Nebraska Zeitungen in dieser Stadt nach Berechnung mit Herrn Young von Lawrence, Agent des Herrn G. W. Brown, beschlossen, selbst ein Centralkomite zu bilden, um von der Presse Beiträge in Empfang zu nehmen. Ueber die eingegangenen Summen wird genaue Rechnung gehalten und wenn der nöthige Betrag für die Anschaffung einer anderen Presse gesammelt ist, wird die Liste veröffentlicht werden. Mittlerweile wird Hr. Young die Angelegenheit der Berücksichtigung der leitenden Zeitungen des Ostens überlassen.

Wir hegen keinen Zweifel, daß diesem Aufrufe in edelmüthiger Weise entsprochen werden wird. Eine freie Presse und andere Materialien müssen angeschafft und unter geeigneter Aufsicht unverzüglich nach Kansas gesandt werden. Wir hegen das Vertrauen, daß dies geschehen wird. Beiträge durch die Post oder in anderer Weise eingesandt, können an folgende Blätter addressirt sein:

Wright, Medill u. Co., Tribune.
John Wentworth, Democrat.
Schneider u. Höffgen, Staatszeitung.
Scrips, Bross u. Spears, Dem. Press.
R. L u. C. L. Wilson, Journal.

Chicago, Ill., 5. Juni 1856.

*

* *

Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß diejenigen Abonnenten, denen einzelne Nummern fehlen, dieselben auf briefliche Anfragen erhalten können.

Chr. Essellen.

Inhalts-Verzeichniß des sechsten Bandes.

Januar- bis Juni-Heft.

Januar.

Februar.

März.